Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1953_35

ARCHIV
FÜR
KULTURGESCHICHTE

Herausgegeben von

WALTER GOETZ

HERBERT GRUNDMANN UND FRITZ WAGNER

35. Band

1953

BÖHLAU VERLAG MÜNSTER KÖLN

Gedruckt mit Unterstützung der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum 85. Geburtstag von Walter Goetz 5

Aufsätze:

Percy Ernst Schramm, Wie sahen die mittelalterlichen Herrschaftszeichen aus? 7

Hermann Heimpel, Das Wesen des deutschen Spätmittelalters . . . 29

Emerich Schaffran, Ungarn im 15. Jahrhundert und die italienische Frührenaissance 52

Bruno Barbatti, Der heilige Adalbert von Prag und der Glaube an den Weltuntergang im Jahre 1000 123

Gerhard Hess, Chamfort 142

Hans Tümmler, Goethe im Jenaer Krisenjahr 1803 159

Hans Liebeschütz, Das 12. Jahrhundert und die Antike 247

Ferdinand Siebert, Der deutsche Anteil an der Vorbereitung des Risorgimento 273

Fritz Wagner, Zum Problem der klassenlosen Gesellschaft in USA . . 297

Miszellen:

Rudolf Franz Merkel, Schopenhauer und I. J. Schmidt 85

Wilhelm Treue, Zum Thema der Auslandsreisen im 17. Jahrhundert . 199

Johannes Siebert / Dietrich Gerhardt, Ein russisches Tierbuch aus der Zeit Peters des Großen 212

Werner Schultze, Adam Friedrich Oeser und Dresden 223

Wilhelm Treue, Zum Thema der Auslandreisen im 18. und 19. Jahrhundert 328

Thomas Otto Achelis, Die Studenten aus dem Schleswiger Herzogtum von 1814—1864. Vom gesamtstaatlichen zum nationalen Denken . . 334

Literatur- und Forschungsberichte:

Hans Lülfing, Neue Literatur aus dem Gebiete der Buch- und Bibliotheksgeschichte 91

Georg von Rauch, Rußland und Europa im Zwiegespräch 230
(dazu Berichtigung S. 371)

Walther Hubatsch, Das Zeitalter des Absolutismus in heutiger Sicht (1945—1953) 342

Eingesandte Bücher 243

Zum 85. Geburtstag von Walter Goetz

Kann eine Zeitschrift ihrem eigenen Herausgeber gratulieren? Walter Goetz, der am 11. November 1952 seinen 85. Geburtstag feiern konnte, hat seit über vier Jahrzehnten das Archiv für Kulturgeschichte betreut und geleitet, zunächst von 1911 bis 1933 noch gemeinsam mit seinem Begründer Georg Steinhausen, seit 1934 allein. Erst vor zwei Jahren traten ihm zwei jüngere Mitherausgeber zur Seite. Sie dürfen sich wohl zu Wortführern der Leserschaft machen, um ihm den Dank abzustatten, den er sich um das Archiv verdient hat, und ihm die Wünsche zum Ausdruck bringen, die sie an seinem Geburtstag bewegen. Um jedoch hier nicht zu wiederholen, was einer von ihnen vor fünf Jahren, als das Archiv nach dem Krieg noch pausierte, in der Zeitschrift „Die Sammlung" (II, 10) bei ähnlichem Anlaß schrieb, sei einem weit älteren Kollegen das Wort gegeben, der sich bereits vor nahezu zwei Jahrhunderten bei solcher Gelegenheit seine Gedanken machte. Sie treffen auch heute noch zu.

Der Hallenser Professor der Rechte und der Geschichte Johann Friedrich Joachim, der unter anderem eine zweibändige „Geschichte der teutschen Reichstäge" schrieb, stellt im 4. Band seiner „Sammlung vermischter Anmerkungen", der 1764 in Halle erschien, eine „kurze Betrachtung über die Jubeljahre und die Jubelfeier academischer Lehrer" an. Seine weit ausholende historische Erörterung beginnt mit den Worten: „Es sind heutzutage die Jubeljahre eine sehr gewöhnliche Sache, da das Andenken von einer Begebenheit entweder nach Verfließung eines Zeitraums von 100 oder auch 50 Jahren erneuert wird." Selten dagegen scheint ihm im einzelnen Menschenleben der Anlaß zu Jubelfesten gegeben; „es ist nun freilich dieses mit eine der größten Wohltaten, welche der Herr des Lebens den Menschen widerfahren läßt, wenn er denselben ein hohes Alter schenket... Noch seltener aber finden sich dieselben bei den academischen Lehrern. Die Ursache davon ist leicht zu finden. Academische Lehrer beschäftigen sich mit Unterricht der Jugend. Ihre tägliche Arbeit ist bestimmet, und fünf, sechs, ja wohl sieben Stunden werden des Tages dazu angewendet. Ihr Leib wird ermattet und entkräftet. Ihre Verrichtung kann keinem andern, wie bei andern Ämtern, aufgetragen werden. Das ist noch nicht genug für einen academischen Lehrer. Er soll auch Bücher schreiben, um der hohen Schule, wo er stehet, einen guten Ruf zu machen. Wer diesem nachkommen will, muß seine ihm von Lesen übrige Zeit

dazu verwenden. In diesen Beschäftigungen findet er nun zwar ein Vergnügen; allein seine Kräfte leiden auch dabei nicht wenig. Daher kommt es, daß die academischen Lehrer nicht eben zu einem hohen Alter kommen. Wo nun aber dergleichen geschiehet, so muß jedermann dieses für eine sonderbare Gnade Gottes halten, die einem solchen Mann bei seiner mühsamen und blutsauren Arbeit widerfähret, absonderlich wenn er sich derjenigen Munterkeit und Lebhaftigkeit erfreuen kann, die jener Römer an sich rühmte: er sey in seinem hohen Alter noch bei so guten Kräften, daß er seine Jugend noch nicht vermisse."

Zu der Bemerkung, der akademische Lehrer finde ein Vergnügen bei seinen Beschäftigungen, fügt der Verfasser noch anmerkungsweise hinzu: „Der berühmte Conring, so selbst ein academischer Lehrer gewesen, schreibet aus eigener Erfahrung in einem Briefe: *‚Ex Professoris munere ditescere nemo potest; omnis vero felicitas capienda ex iucunditate, quae sequitur litterarum studium'*; und ferner: *‚Nulla vita iucundior et liberaliter instituto homine magis digna, me quidem judice, quam et Professoris'*."

Ließe sich heute treffender sagen, was wir dem Jubilar danken und wünschen? Möge ihm — *liberaliter instituto homini* — die Freude an seiner oft „mühsamen und blutsauren Arbeit", die „Munterkeit und Lebhaftigkeit", die ihn „in seinem hohen Alter noch bei so guten Kräften hält", recht lange noch vergönnt sein, zum Wohle auch seines Archivs für Kulturgeschichte.

Wie sahen die mittelalterlichen Herrschaftszeichen aus?

Über die Methoden zur Beantwortung dieser Frage

Von Percy Ernst Schramm

In der Zeit Georg von Belows konnte man darüber streiten, ob man im Mittelalter von „Staat" sprechen dürfe oder nicht. Wir bejahen jetzt diese Frage, sind uns aber bewußt, daß zwischen dem mittelalterlichen und dem neuzeitlichen Staat wesentliche Unterschiede bestehen. Der des Mittelalters ist einerseits weniger, weil er noch „primitive" Züge zeigt, andrerseits mehr, weil er im Religiösen verankert ist und den Herrscher deshalb ein Schimmer umgibt, neben dem selbst der Glanz des Barocks verblaßt. Die Zeugnisse dafür haben wir in den Urkunden, Briefen, Chroniken, Fürstenspiegeln, Streitschriften, Summen — es gibt kaum ein Genus mittelalterlicher Aufzeichnungen, das nicht irgend etwas abwirft. Aber am eindringlichsten sprechen doch die Abzeichen, die einmal die Herrscher als die Verkörperung des mittelalterlichen „Staates" angelegt haben, um ihre Herrschaft sichtbar zu machen.

Diese Herrschaftszeichen können wir sehen; aber sie sprechen damit noch nicht zu uns, und es besteht die Gefahr, daß wir — wenn wir meinen, ihre Sprache zu hören — in sie hineingeheimnissen, was wir selbst meinen. Sie ähneln einer alten Schrift, die wir — wie einstmals die Humanisten die von ihnen wieder und wieder befragten Hieroglyphen — deutlich erkennen, aber so lange nicht zu lesen vermögen, bis sie entziffert ist.

Vor dieser Aufgabe liegt noch eine andere, die zunächst einmal durchzuführen ist: wir müssen uns darüber klar werden, wie diese Herrschaftszeichen des Mittelalters eigentlich aussahen. Das mag manchem Leser eine überflüssige Frage dünken; aber es wird sich noch ergeben, daß sie berechtigt ist, da bisher noch vielfach zu vertrauensselig mit den vorhandenen Zeugnissen umgegangen wird.

Um uns von dem Aussehen der Herrschaftszeichen des Mittelalters eine klare Vorstellung zu verschaffen, gibt es drei Wege, die nacheinander unter dem Gesichtswinkel gemustert werden sollen, welche Möglichkeiten sie bieten und welche Hindernisse in Rechnung zu stellen sind, wenn man sie verfolgt.

1.

Wir sind in der glücklichen Lage, daß sich eine nicht geringe Anzahl von Kronen, Szeptern, Reichsäpfeln, Königsschwertern, Thronsitzen, ferner eine Reihe von Herrschermänteln und sonstigen Herrschergewändern erhalten hat. Aufschlußreich ist ein Überblick über das, was durch Brände, Revolutionen hindurch gerettet und nicht durch Nachlässigkeit, fehlendes Interesse und andere Ursachen vernichtet wurde[1]. Er ergibt, daß sich das Erhaltene sehr ungleichmäßig über Europa verteilt, wenn man alles das beiseite läßt, was erst nach 1500 angefertigt worden ist. England, Frankreich, Spanien besitzen nur noch einzelne Stücke, andere Länder kein einziges mehr. Gut hat das Schicksal es in dieser Hinsicht mit Ungarn gemeint; denn hier sind Krone, Szepter und Mantel erhalten, die vom Mittelalter an bis in den 1. Weltkrieg die ungarischen Könige bei ihrer Krönung geziert haben. Am allerbesten ist Deutschland gefahren: seltsamerweise, möchte man im Hinblick auf den häufigen Wechsel der Dynastie und die häufige Verlagerung des Kronschatzes sagen. Aber da der Besitz der rechtmäßigen Insignien der beste Ausweis für die Rechtmäßigkeit eines neuen Hauses war, hat gerade dieser Umstand dazu beigetragen, daß in deutschem Besitz sich so viel erhalten hat. Faßt man alles zusammen, was jetzt in Aachen und Wien, in Goslar, Braunschweig und Hildesheim, in Bamberg und München, in Essen, Speyer und Stockholm verwahrt wird, so ist es mehr, als das ganze übrige Europa besitzt.

Das Wissen, das uns diese Denkmale der Vergangenheit vermitteln — man scheut sich, den herkömmlichen Ausdruck „Überreste" auf die ehrwürdigen Herrschaftszeichen anzuwenden —, wird noch auf zweifache Weise ergänzt.

In den Speyerer Königsgräbern fanden sich, als man sie im Jahre 1900 öffnete, Kupferkronen, die man den Toten an Stelle der im Leben ge-

[1] Einen — nicht vollständigen — Überblick biete ich in meinem Vortrag zur Ausstellung „Ars Sacra" in München (1950): „Über die Herrschaftszeichen des Mittelalters", im Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst 3. Folge IV: 1950, 1951 S. 43—60. Vgl. dazu meine durch eine Reihe von Fachkollegen durch Beiträge unterstützte Zusammenstellung neuer Ergebnisse: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, vorgesehen als Bd. XIII der Schriften der Monumenta Germaniae. In dem Vortrag habe ich begründet, weshalb ich den Ausdruck „Symbol" meide. Was ich ganz allgemein als „Staatssymbolik" zusammengefaßt sehen möchte, führte ich aus in: Die Anerkennung Karls d. Gr. als Kaiser. Ein Kapitel aus der Gesch. der mal.en „Staatssymbolik", in der Hist. Zeitschr. 172, 1951, S. 449 ff., bes. S. 511 ff.; Sonderausgabe: München 1952, S. 67 ff. Dem folgenden Aufsatz liegt der Eröffnungsvortrag der Tagung Deutscher Numismatiker zu Grunde, die im Sommer 1951 in Göttingen abgehalten wurde; doch wurde er umgearbeitet und ergänzt. Zur Terminologie vgl. auch noch meine Einleitung zu *B. Schwineköper*, Der Handschuh im Recht (Neue Deutsche Forschungen 191), Berlin 1938, S. I—XIV.

tragenen in die Gruft mitgegeben hatte[2]. Auch im Grabe Lothars III., der in Königslutter beigesetzt worden ist, haben sich solche Repliken von Szepter und Apfel gefunden, und der Domschatz in Basel verwahrt die Grabkrone der Königin Anna, der Gemahlin Rudolfs I. Eine ebensolche Grabkrone, die einstmals dem 1160 verstorbenen König Erich dem Heiligen von Schweden beigegeben worden ist, weitere Kronen, die sich in ungarischen und englischen Königsgräbern gefunden haben, zeigen, daß es sich nicht allein um einen deutschen Brauch gehandelt hat.

Man wird sich hüten müssen, aus den Grabkronen unmittelbar auf die im Leben getragenen zurückzuschließen — das zeigt ja schon das geringwertige Metall, zeigen die bescheidene Art der Verzierung und die Besetzung mit Glasstücken statt mit Edelsteinen. Aber einen Anhalt für die Form der verlorenen Insignien geben sie allgemein — einen Anhalt, jedoch keine Gewißheit: das ergibt ein Vergleich der Speyrer Grabkronen mit der Wiener Bügelkrone: deren Bügel ließ Konrad II. erneuern, aber gerade seine Grabkrone ist — im Gegensatz zu der Heinrichs IV. — bügellos.

Ergänzt werden die Denkmale und ihre Grabrepliken durch alte Abbildungen und Beschreibungen. Von dem französischen Schatz, den das Kloster St. Denis verwahrte und den die Revolution vernichtete, haben wir wenigstens Stiche aus dem Jahre 1706, die zwar grob, aber doch so verläßlich sind, daß das Wesentliche erkennbar ist[3]; und von jenen Stücken des Wiener Schatzes, die noch in der Zeit seiner Verwahrung in Nürnberg vorhanden waren, aber dann verloren gegangen sind, liegen noch die Stiche Delsenbachs vor, die so genau sind, daß sie — so möchte man sagen — Photographien ersetzen[4].

Das gleiche gilt von einer farbigen, 1526/27 angefertigten Zeichnung, die eine untergegangene Krone Ottos II. so exakt wiedergibt, daß ein Goldschmied imstande sein müßte, nach ihr eine dem Original bis in die Farbe der Steine hinein entsprechende neue Krone anzufertigen[5].

In den Fällen, in denen sich statt Stichen und Zeichnungen Beschreibungen erhalten haben, finden wir uns naturgemäß sehr ungleichmäßig bedient. An den Anfang wären hier die Angaben zu rücken, die Liud-

[2] Da die Veröffentlichung dieser Funde nach über fünfzig Jahren noch immer fehlt, vgl.: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Reg.-Bezirk Pfalz III: Stadt und Bezirksamt Speyer, bearb. von *B. H. Röttger*, München 1934, S. 365.

[3] Dom *Michel Félibien*, Histoire de l'abbaye royale de Saint-Denys en France, Paris 1706; ausgewertet bei *P. E. Schramm*, Der König von Frankreich I, Weimar 1939, S. 204 ff.

[4] Veranlaßt durch den Nürnberger Ratsherrn *H. W. Ebner von Eschenbach:* auf deren Vorarbeiten beruhen die Beschreibungen, die *C. G. von Murr* in den Jahren 1789/1801 lieferte.

[5] Bekannt gemacht durch *Fr. Rademacher*, Eine Krone Ottos II., in der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwiss. I, 1934, S. 79—94.

prand von Cremona von der heiligen Lanze mit dem in ihr perforiertes Blatt eingelassenen Nagel vom Kreuze Christi bietet[6]. Wir können diese Angaben bekanntlich an der Lanze selbst kontrollieren, da sie sich ja im Wiener Schatz erhalten hat. Liudprand ist gelegentlich getadelt worden, daß seine Beschreibung nicht fehlerfrei sei — man sollte nicht mit ihm ins Gericht gehen; denn es würde heute wohl selbst ein in der technischen Sprache Geschulter nicht einfach finden, auf Deutsch anzugeben, wie das Blatt mit seinen Löchern, Wülsten, Drähten usw. gestaltet ist. Jedenfalls könnten wir glücklich sein, wenn jeder, der im Laufe der Zeit in die Lage kam, Herrschaftszeichen zu erwähnen — sei es, daß er ein Inventar aufzustellen hatte, sei es, daß er einen Grabfund beschrieb —, so genau sich ausgedrückt hätte wie dieser Zeitgenosse Ottos des Großen. Die Aufzählung der Stücke, die 1246 zum Reichsschatz gehörten, vermerkt nur kurz die einzelnen Stücke, so daß deren Identifizierung mit den erhaltenen nicht ohne weiteres möglich ist[7], und die Angaben über die im 12. Jahrhundert geöffneten Gräber Edwards des Bekenners in Westminster und Karls des Großen in Aachen verbreiten auch nicht das Licht, das wir uns wünschten. So ist es auch noch mit den Aufzeichnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert bestellt: das in der Zeit Cromwells aufgezeichnete Inventar des englischen Schatzes läßt dessen Umfang und den Metallwert im Augenblick der Vernichtung erkennen, sagt aber nicht ausreichend Genaues über Form und Aussehen der einzelnen Insignien aus[8]. Erst das seit dem 17. Jahrhundert ansteigende antiquarische Interesse hat dann dafür gesorgt, daß uns genauere Angaben überliefert sind, wenn irgendwo ein Fund gemacht oder wieder einmal ein Herrschergrab geöffnet wurde — erinnert sei hier an die 1653 an das Tageslicht gezogenen Beigaben im Grabe des Merowingerkönigs Childerich zu Tournai, die ja inzwischen zum Teil durch Diebstahl zu Grunde gegangen, aber durch Chiflets Stiche und Angaben noch mittelbar greifbar sind, an die Öffnung des Grabes Edwards I. in Westminster (1774)[9], und verwiesen sei schließlich noch auf die Öffnung der Sarkophage der Staufer in Palermo (1781), über die eine 1784 in Neapel gedruckte Schrift erschien: den Leichnam des Kaisers Friedrich II., erst halb verwest, aber nach dem Zutritt der Luft schnell zerfallen, hat ein hinzugezogener Stecher noch in

[6] Antapod. IV c. 24 f. (Werke, hg. von *J. Becker*, 1915, S. 117 ff.; Script. rer. Germ. in us. schol.). Über die Lanze vgl. zuletzt *M. Lintzel* in der Historischen Zeitschrift 171, 1951, S. 303—10.

[7] *Böhmer-Ficker*, Regesten 1198—1272, II, Innsbruck 1882, Nr. 4515.

[8] Abgedruckt bei *L. G. Wickham Legg*, English Coronation Records, Westminster 1901. Über ältere Inventare usw. der Regalien vgl. *P. E. Schramm*, Ordines-Studien III, im Archiv für Urkundenforschung 15, 1938, S. 373 f.

[9] Bericht darüber in: Archaeologia III, 1774, S. 376 ff.

einem Bilde festhalten können — leider ist es unzulänglich ausgefallen, und viel Vertrauen darf man ihm nicht entgegenbringen[10].

Würde einmal alles in guten Wiedergaben vereinigt, was an mittelalterlichen Herrschaftszeichen sich noch erhalten hat, würde es noch ergänzt durch das, was sich durch alte Abbildungen und Beschreibungen ergibt, dann würden wir einen großen Schritt weiter sein in der an den Anfang gerückten Frage: Wie sahen die Insignien des Mittelalters aus? Über die weitere, von der ersten nicht zu trennenden Frage: Was bedeuteten sie? vermögen die Denkmale allerdings keine Antwort zu geben, die voll befriedigen kann. Denn nur ausnahmsweise spricht die Form selbst. Das ist z. B. der Fall bei der seit der Mitte des 9. Jahrhunderts nachweisbaren Lilienkrone: dreiteiligen Zierat gab es bereits an den spätrömischen Diademen und daher auch an den frühkarolingischen Kronen; aber zu einem *opus in modum lilii*, das laut dem Alten Testament die Geräte in der Stiftshütte und im Tempel Salomons zierte, ist er erst in der Zeit Karls des Kahlen und seiner Brüder ausgestaltet, in der unter den Herrschaftszeichen vorübergehend auch ein — sowohl antik im Sinn einer Siegestrophäe als auch christlich ausgelegter — Palmzweig auftaucht. Hier läßt also die Abwandlung der Form erkennen, daß die der Krone zugewiesene Bedeutung durch Rückgriffe auf die Bibel vertieft worden ist. Das war — wie *Hansmartin Decker-Hauff* in Vorträgen dargelegt, aber leider noch nicht im Druck bekannt gemacht hat — in noch viel größerem Umfang bei der durch ihre Form isoliert dastehenden Wiener Krone der Fall.

Wie ist hier weiter zu kommen? Das führt uns auf die beiden anderen Wege, die die Erforschung der mittelalterlichen Insignien verfolgen muß: den durch die literarischen und den durch die künstlerischen Zeugnisse vorgezeichneten.

2.

Wir wenden uns zunächst den schriftlichen Zeugnissen zu. Sie sind mannigfacher Art. Der Chronist, der von einer Krönung zu berichten hat, vermerkt normalerweise, mit welchen Herrschaftszeichen der neue König investiert worden ist; Sachzusammenstellungen im Stile des Isidor von Sevilla zählen die Insignien auf; Traktate, die geistliche und weltliche Macht gegenüberstellen, gehen auf die Herrschaftszeichen ein; die Ordines, d. h. die Programme für die Krönungen, zu vielen Dutzenden erhalten, vermerken, in welcher Reihenfolge der neue Herrscher mit den Insignien bekleidet wird und welche Gebete dazu gespro-

[10] *F. Daniele*, I regali sepolcri del Duomo di Palermo, Neapel 1784 (Neudruck ebd. 1859).

chen werden. Nahe lag auch, daß die Verfasser von Fürstenspiegeln dem König, an den sie sich wandten, erläuterten, was seine Insignien zu bedeuten hatten — so taten es z. B. für Kaiser Heinrich VI. Gottfried von Viterbo in seinem „Pantheon“[11] und König Sancho IV. von Kastilien (1284—95) in den für seinen Sohn bestimmten „Castigos é documentos“[12]. In dieser Weise ließe sich noch lange fortfahren; denn der Anlässe, auf die Insignien einzugehen, waren im Mittelalter mehr als genug. weil sie die Phantasie der Geistlichen und Laien, der Hoch- und der Niedriggestellten im gleichen Maße beschäftigten.

Aber gerade, weil das so war, bedürfen alle diese Angaben kritischer Prüfung. Was Scholastiker wie Honorius Augustodunensis[13] im 12. und der ihn ausschreibende Sicardus von Cremona[14] im 13. Jahrhundert über die Insignien vermerken, ist nicht abgelesen aus der Wirklichkeit, sondern Buchwissen. Selbst bei Gottfried von Viterbo, der sicherlich Gelegenheit bekommen hat, die staufischen Insignien zu betrachten, ist Vorsicht geboten. Denn der konstruktive Geist, der die mittelalterliche Denkwelt trägt und zusammenhält, trieb die Schreibenden an, von den vorhandenen Insignien durch gedankliche Brücken nach allen Seiten Verbindungen herzustellen. Das hat dann nur zu oft die Folge, daß — wenn die Wirklichkeit sich in solche Konstruktionen nicht glatt einfügt — durch freies Spiel der Phantasie oder Einschaltung von Buchwissen nachgeholfen wird. In der Dichtung ist es erst recht so: Neuerdings hat *Friedrich Ranke* den Spruch Walthers von der Vogelweide über den „Waisen“, den berühmten, im Laufe der Zeit verloren gegangenen und ungeschickt ersetzten Stein in der Frontseite der Wiener Krone behandelt und aus diesen und anderen Angaben gefolgert, er müsse an der Hinterseite gesessen haben, weil vorausgesetzt sei, daß der „Waise“ auf die hinter dem König Philipp schreitenden Fürsten zurückblicke[15]. Ranke erwog die Möglichkeit, daß Philipp die Krone verkehrt herum aufgesetzt haben könne — ein wegen des Stirnkreuzes unannehmbarer Vorschlag —, ließ aber die Frage schließlich offen, wie der tatsächliche Befund und die dichterischen Aussagen zu vereinbaren seien. Sie sind es nicht, und keine Interpretationskunst wird sie zusammenbringen — eben deshalb, weil es sich um die Aussagen eines Dichters handelt. Steht bei Walther

[11] Part. XXVI (Mon. Germ. SS. XXII, S. 272 ff.).

[12] ed. *Pasqual de Gayangos* in der Bibl. de autores españoles 51, Madrid 1870, S. 79—228.

[13] Gemma animae c. 224—5 *(Migne*, Patr. lat. 172, Sp. 612).

[14] Mitrale II c. 6: De regalibus insignibus (ebd. 213, Sp. 82).

[15] Der Waise in der deutschen Krone, in den Mitt. d. Österr. Inst. f. Gesch.-kunde 58, 1950, S. 735—8; vgl. dazu: Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hg. von *C. v. Kraus* I, 10. Aufl. 1936, S. 9, 15.

der „Waise" für die Krone schlechthin?[16] Oder war schon er — was meinem germanistischen Kollegen *Hans Neumann* wahrscheinlicher dünkt — sich nicht klar, wo der „Waise" saß? Jedenfalls nahm ihn um 1325 Johann von Buch, der Glossator des Sachsenspiegels, beim Wort: er spricht von einem *krantz* mit *schwibogen* und *kreutz*: *„das hat ein horn zu dem antlütz gekeert vnd das ander zu dem nacken vnd hinden steet ein weiß"*; der Kranz sei außerdem noch durch vier Lilien geziert[17]. Wer diese Angaben wörtlich nähme, käme zu einer seltsamen Vorstellung — aber dieser erfahrene Jurist mischt sein Wissen um Krone und Mitra mit der gängigen Vorstellung von der Lilienkrone und der Erinnerung an Walthers Spruch und schafft sich auf diese Weise etwas, dessen allegorischer Sinn sich behandeln läßt — denn das, nicht Beschreibung einer vorhandenen Krone, ist sein Anliegen.

Wir brauchen das nicht weiter auszuführen; denn wir sind bereits berechtigt zu der Feststellung, daß der zweite Weg zu den Insignien, der durch die literarischen Zeugnisse gebahnte, nur mit Vorsicht beschritten werden darf. Sie enthalten sehr viel Wissenswertes, sehr viel, was die erhaltenen Insignien erst zum Sprechen bringt — aber sie führen leicht in die Irre, wenn man jede Angabe wörtlich nimmt. In jedem einzelnen Falle ist daher zunächst ein Fragezeichen zu machen — selbst in solchen Fällen, wo es sich um Männer aus den Hofkreisen handelt, die sich an die Träger der Insignien wenden, oder um Juristen, deren Worte man auf die Goldwaage legen kann, wenn es sich um Rechtsdinge handelt.

Aber auch da, wo es sich um offensichtliche Konstruktionen eigenwilliger Geister handelt, kann der Historiker etwas lernen. Denn die Bedeutung der Herrschaftszeichen steht nie eindeutig fest: sie braucht in den verschiedenen Ländern nicht übereinzustimmen, sie wandelt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, womöglich noch schneller und ist verschieden, je nach dem, ob sie ein Kleriker oder ein Laie, ein Gebildeter oder ein einfacher Mann, ein nüchterner oder ein mit Phantasie begabter Kopf in Worte faßt. Der tiefe allegorische Sinn, der in die Wiener Krone von denen, die sie entworfen und hergestellt hatten, hineingeheimnißt worden ist, wurde wieder vergessen[17a]. Für das 12. Jahrhundert hatte der — seit längerem vorbereitete — Gedanke, durch ihren Bügel unterscheide sie sich von der Königskrone, entscheidende Bedeutung. Dagegen findet man die Vorstellung von dem „Waisen" nicht in den Aufzeichnungen beachtet, die mit dem Hofe verbunden sind — sie hat sich nur begrenzt

[16] Diese Beseitigung des bestehenden Widerspruchs bringt vor *J. Deér*, Die abendländische Kaiserkrone, in den Schweizer Beiträgen zur Allg. Gesch. VII, 1949, S. 69.

[17] *Ranke* a. a. O. 737. [17a] Vgl. den Nachtrag S. 28.

durchzusetzen vermocht. Das späte Mittelalter spielt dann mit dem Gedanken, der deutsche Herrscher werde in Aachen mit einer silbernen, in Italien mit einer eisernen Krone, die man schließlich mit der von Monza identifizierte, und in Rom mit einer goldenen, eben der Wiener, gekrönt — eine typisch mittelalterliche, nämlich gradualistische Konstruktion, die sich nicht scheute, eine eiserne und eine silberne Krone zu postulieren, obwohl es diese nicht gab[18]. Sie hat viele Angaben über die tatsächlich benutzten Kronen weitgehend verunklärt und stiftet daher noch heute Verwirrung an.

Trüge man alles zusammen, was im Mittelalter über die Krone gesagt worden ist, ohne es kritisch zu sichten, so ergäbe sich ein kaleidoskopartiges Bild, das sich jeder systematischen Aufteilung widersetzt; und bei keinem der anderen Herrschaftszeichen wäre es anders bestellt.

Der Stab z. B., in Deutschland benutzt zur Belehnung geistlicher Fürsten[19], in den spanischen Reichen nie zu wesentlicher Bedeutung gelangt, wird in Frankreich zum Gerichtsstab, zu der mit der Schwurhand gekrönten *Main de Justice*[20], und in England zum Friedensstab, auf dessen Knauf eine Taube ihren Platz findet[21]. Was im Laufe des Mittelalters in den einzelnen Ländern noch des kürzeren oder längeren über diese Stabzeichen ausgeführt wird, berührt sich im Rahmen der Krönung, da fast überall die gleichen Gebete bei der Übergabe des Szepters gesprochen werden; sonst aber läuft die Auslegung auseinander — und zwar nicht nur hier so und dort so, sondern auch noch innerhalb der einzelnen Länder.

Wer vom Recht oder von der Scholastik aus an diesen Befund herantritt, wird das als ein Gerank empfinden, das den ursprünglichen Sachverhalt verdeckt, wie Efeu einen Stamm umspinnt, und ihn daher dem Blick entzieht; er wird sich deshalb bemühen, durch das Schlingwerk hindurchzustoßen. Aber dann sieht er an dem vorbei, was gerade das Wesentliche an den mittelalterlichen Herrschaftszeichen ist: sie werden immer neu ausgedeutet und bleiben deshalb lebendig, bleiben jung, auch wenn die Krone selbst oder das Szepter schon Jahrhunderte alt sind; denn sie regen die dichterische Phantasie an, erheben zur Spekulation

[18] Über die im 13. Jahrhundert einsetzende Geschichte dieser Theorie bereitet Dr. *Reinhard Elze* eine Studie vor.

[19] *P. Berghaus,* Deutsche Münzen des 11. Jahrhunderts im Kungl. Myntkabinettet, Stockholm, in den Hamburger Beiträgen zur Numismatik, N. F. Heft 5, 1951, S. 24 f. mit T. III 27 hat einen Lütticher Pfennig aus der Zeit Heinrichs IV. bekannt gemacht, auf dem diese Belehnung noch deutlicher dargestellt ist als auf dem Wormser (?) Pfennig, den ich in meiner Ausgabe der Kaiserbilder, Abb. 110, 5 abgebildet habe.

[20] *P. E. Schramm,* Der König von Frankreich I, Weimar 1939, S. 212 f.

[21] Über die Herrschaftszeichen a. a. O., S. 45.

der Gedanken und können daher hoch und niedrig, Gebildete und Ungebildete zugleich ansprechen, obwohl womöglich keiner mehr — wie z. B. beim Reichsapfel — den ursprünglichen Sinn versteht. Denn daß es sich hier um ein Abbild des Kosmos handelt, dargestellt durch die Idealform der mit Sternen besetzten Kugel, die dem Herrscher des Alls als Zeichen seiner Macht in die Hand gelegt worden war, das trat im Mittelalter hinter ganz anderen Vorstellungen, die nunmehr galten, zurück.

Insofern sind die literarischen Zeugnisse unentbehrlich, um die mittelalterlichen Herrschaftszeichen zu verstehen. Im Hinblick auf deren Form vermögen sie uns meist nicht viel über das hinaus mitzuteilen, was uns das Studium der erhaltenen Denkmale vermittelt; aber den ganzen Reichtum der ihnen zuteil gewordenen Auslegungen, diesen erfahren wir erst aus dem Wort, das sich mit ihnen befaßt. Es würde uns befähigen, für jedes einzelne Herrschaftszeichen eine Geschichte seines Bedeutungswandels zu schreiben.

3.

Was besagt nun neben dem Wort das Bild?

Damit sind wir zu der Frage gekommen, wie weit die Wiedergabe der Insignien durch die darstellende Kunst, insbesondere durch die Siegel- und Münzkunst, die man zunächst als die vertrauenswürdigste ansprechen möchte, verläßlich ist oder nicht. Dazu gehört die weitere Frage, was wir auf diesem dritten Wege sonst noch lernen können, um das Wesen der mittelalterlichen Herrschaftszeichen besser zu verstehen.

Das ausgehende Altertum hatte von der Antike noch so viel Wirklichkeitssinn übernommen, daß — bei genügender Vorsicht und ständiger Berücksichtigung der künstlerischen Eigenwilligkeit — die Münzen, Medaillen, Elfenbeinreliefs und was sich sonst noch erhalten hat, sich mehr oder minder als verläßliche Dokumente erweisen. Auf dieser Tatsache beruhen ja zum guten Teil die zum mindesten ebensostark auf Bilder wie auf literarische Angaben gestützten Feststellungen, die Andreas Alföldi[22], Richard Delbrueck[23] und A. Grabar[24] haben machen

[22] Ausgestaltung des monarch. Zeremoniells am röm. Kaiserhofe, in den Mitt. des Deutschen Archäol. Instituts, Röm. Abt. 49, 1934, S. 1—118 und: Insignien und Tracht der römischen Kaiser, ebd. 50, 1935, S. 1—171.

[23] Ich nenne hier: Porträts byzantinischer Kaiserinnen, ebd. 28, 1913; Die Consulardiptychen und verwandte Denkmäler, Berlin-Lpz. 1929 (Studien zur spätantiken Kunstgesch. II); Antike Porphyrwerke, ebd. 1932 (ebd. VI); Spätantike Kaiserporträts von Constantinus Magnus bis zum Ende des Westreichs, ebd. 1933 (ebd. VIII); Die Münzbildnisse von Maximinus bis Carinus (235—85), Berlin 1940 (Das röm. Herrscherbild, hg. von *M. Wegner* III, 2).

[24] L'empereur dans l'art byzantin, Paris 1936 (La Faculté des lettres de l'Univ. de Strasbourg).

können. Diese Tatsache trifft noch — wenn schon in eingegrenztem Maße — auf die byzantinischen Bildzeugnisse zu und schließt — wenn auch in abermals eingegrenztem Maße — die Darstellungen ein, die uns von den sizilischen Königen und ihren Herrschaftszeichen überkommen sind. Das zeigt mit Evidenz die auf sie und byzantinische Belege gestützte Studie, in der Josef Deér den bisher als Krone der Kaiserin Konstanze († 1222) angesehenen Kronenhelm in Palermo als den Friedrichs II. erwiesen hat. Zu diesem Ergebnis ist er durch die Vereinigung der drei Möglichkeiten gekommen: Befragen des Objekts selbst, Befragen der literarischen und — in diesem Fall wirklich last not least — Befragen der bildlichen Zeugnisse[25].

Ein anderer Aspekt ergibt sich, wenn wir das Abendland vom Norden aus ansehen, der von Haus aus durch die dem Figürlichen feindliche germanische Kunst bestimmt ist und sich das antike Erbe nur Schritt für Schritt und Stück für Stück zu eigen machte.

Hier sind Belege für die Unzuverlässigkeit in der Wiedergabe leicht zu finden. Die Straßburger Denare, die Heinrich II. im Schmucke einer Strahlenkrone zeigen, halten sich an einen antiken Münztyp und scheiden daher aus der Geschichte der Krone im 11. Jahrhundert aus[26]. Ebensowenig ist ein Rückschluß möglich von den Goslarer Münzen des Gegenkönigs Hermann von Salm auf die Form seiner Krone, da sie einfach den Münztyp des gekrönten Heinrich IV. beibehalten und nur den Namen umgewechselt haben[27]. Stellte man anschließend alle Kronenformen zusammen, die sich auf den Siegeln, Bullen und Münzen des 12. Jahrhunderts finden, um auf diese Weise zu klären, wie die Kronen der Staufer ausgesehen haben, dann würde sich ein ganzes Arsenal verschiedener Kronenreifen mit und ohne überhöhende Zierate und Bügel ergeben, bei dem von vornherein klar wäre, daß es zum größeren Teil der Wirklichkeit nicht entsprochen haben kann.

Andrerseits fehlt es im Bereiche der Kunst auch nicht an Belegen, bei denen auf die Frage nach der Zuverlässigkeit mit einem klaren Ja zu antworten ist. Schon immer war auffällig, daß auf dem 1937 in eine

[25] Ich habe dem Verf. dafür zu danken, daß er mir die Fahnen seines in Kürze erscheinenden Buches zugänglich machte. Zu nennen sind hier außerdem noch zwei Aufsätze: Der Ursprung der Kaiserkrone, in den Schweizer Beiträgen zur allg. Gesch. VIII, 1950, S. 51—87, und: Die abendländ. Kaiserkrone des Hochmittelalters, ebd. VII, 1949, S. 53—86. Ich habe aus Deérs Arbeiten, auch den vorausgehenden, die das altungarische Königtum betrafen, viel gelernt, nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Methode. Im letztgenannten Aufsatz hat der Verf. nach meiner Auffassung den bildlichen Zeugnissen zu viel Vertrauen geschenkt. Die Reserve, die mir ihnen gegenüber geboten scheint, ergibt sich aus den folgenden Ausführungen.

[26] *Schramm*, Kaiser in Bildern, Abb. 91 o—p, dazu S. 116.

[27] Ebd. Abb. 116 b.

amerikanische Privatsammlung abgewanderten Seitenstettener Elfenbeinrelief, das einstmals zum Schmuck des Altars im Magdeburger Dom gehörte, der im Profil dargestellte Kaiser Otto I. eine Krone trägt, deren Bügel nicht nur genau so geformt ist wie der der Wiener Krone, sondern auch bereits am oberen Kamm des Bügels die für diese so bezeichnende, aus Halbkreisen zusammengesetzte Kontur aufweist[28]. Doch fehlt deren anderes Charakteristikum, das Stirnkreuz. Nun wissen wir durch die Untersuchungen von Hansmartin Decker-Hauff, daß dies Kreuz erst in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts seinen jetzigen Platz erhielt und vorher ganz fehlte, ferner daß die Krone selbst nicht erst — wie wir bisher annehmen mußten — aus der Zeit Heinrichs II. oder Konrads II. stammt, sondern bereits aus der Ottos des Großen. Jene Elfenbeinschnitzerei bietet demnach die erste Wiedergabe der Wiener Krone, und zwar eine so verblüffend genaue, wie sie erst nach Jahrhunderten wieder zu finden ist.

Die Wiedergabe der Insignien in der Kunst reicht also von völliger Unzuverlässigkeit bis zur getreuen Abbildung. Allerdings gehört außerhalb des spätrömisch-byzantinischen Ausstrahlungsgebietes die Masse der vorhandenen Darstellungen mehr zur negativen als zur positiven Seite des Pendelausschlags. Merkwürdig sind da die Beobachtungen, die man innerhalb einer und derselben Kunstschule machen kann. Die Reichenauer z. B., die in der Sächsischen Kaiserzeit in Deutschland die Führung übernommen hat, bevorzugt zeitweise eine Krone, die unter Verzicht auf jede räumliche Vorstellung wie ein gewinkelter Dachfirst über dem Haupt schwebt und so Schule macht, daß sie auch noch in späterer Zeit begegnet — offensichtlich ist hier ein rein ästhetischer Antrieb wirksam[29]. In der für die Salische Zeit maßgebenden Schule von Echternach beobachten wir, daß die Krone nicht nur in eng verwandten Handschriften, sondern sogar innerhalb eines und desselben Codex verschieden ausfällt: einmal so, daß man sich vage an die Wiener Krone erinnert fühlt, das andere Mal so, daß der Künstler sich bei dem von einem Dreieck überhöhten Reif offensichtlich gar keine wirkliche Krone vorgestellt hat[30]. Bildete man sie alle ab, dann ergäbe sich allein für Echternach eine Skala von wirklichkeitsnah bis wirklichkeitsfern, in der alle Übergänge vertreten sind.

Mustert man unter diesem Gesichtspunkt die Münzen und fragt, wie etwa von Karl dem Großen bis zu Friedrich Barbarossa die Kronen dargestellt sind, dann kommt man — wenn man von den noch durch anti-

[28] Ebd. Abb. 61.
[29] Ebd. Abb. 73 ff.
[30] Ebd. Abb. 97 ff.

ke Vorbilder bestimmten und deshalb ganz auszuscheidenden Lorbeerkränzen mit Schleifen im Nacken auf den Münzen der ersten Karolinger absieht[31] — zu einer ganz ähnlichen Musterkarte, nur daß hier die Seite der wirklichkeitsnahen Darstellungen noch schlechter besetzt ist.

Wir müssen fragen, warum das so ist. Damit weitet sich unser Thema über seinen Ausgangsbereich hinaus. Denn die aufgeworfene Frage muß im Rahmen der Sonderart mittelalterlicher Kunst gesehen werden.

Mit Recht werden in gelehrten und in populären Büchern immer wieder die den Betrachter so unmittelbar ansprechenden Illustrationen zum „Sachsenspiegel" herangezogen. Was die Gesten besagen, die Dinge bedeuten, hat erst voll und ganz Karl von Amira entziffert[32]; denn es bedurfte eines großen Rechtshistorikers, um die unzähligen Einzelheiten aus dem mittelalterlichen Rechtsbrauch zu erkennen, die in diesen flott kolorierten Zeichnungen festgehalten sind. Ihr Zyklus kommt insofern also der Wirklichkeit ganz nahe — bleibt ihr aber gleichzeitig auch ganz fern: die Krone des Königs sieht wie eine dreizipflige Haube aus und sein Lilienszepter wie ein kleiner Baum mit wucherndem Laube, d. h. sie sind nicht abgezeichnet, sondern ihre Konturen folgen dem Stil der Handschrift und haben dadurch Teil an ihrer Kraft, das Gesehene ornamental umzugestalten.

Die Haupthandschrift des illustrierten „Sachsenspiegels" stammt aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Das vorausgehende hat ein bebildertes Manuskript hervorgebracht, das unter unserem Gesichtswinkel vielleicht noch instruktiver ist.

Wer die zahlreichen Illustrationen zum Vogelbuch Kaiser Friedrichs II. in die Hand nimmt, von denen uns Carl A. Willemsen 1943 eine handliche Wiedergabe besorgt hat[33], kann wie in einem modernen Zoologiebuch genau erkennen, welche Vogelgattung jeweils gemeint ist. Denn dieser große Jäger betrieb ja die Falknerei mit naturwissenschaftlichem Interesse und wollte deshalb seinen Text mit solchen Bildern geziert

[31] Vgl. jetzt *Ph. Grierson*, The Gold Solidus of Louis the Pious and its Imitations, im Jaarboek voor Munt- en Penningkunde 38, 1951, S. 1—41.

[32] Die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels I, Lpz. 1902, II, 1—2, ebd. 1925—6 (Kommentar), dazwischen: Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, München 1905 (Abh. der Bayer. Akad., Phil.-hist. Kl. 22, 2 = Denkschriften 74) und: Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels, ebd. 1909 (Abh. 23, 2 = Denkschriften 77). Die weitere Lit. bei *K. v. Amira — Cl. Frhr. v. Schwerin*, Rechtsarchäologie I, Berlin-Dahlem 1943, S. 202 f. Vgl. hier auch *H. Fehr*, Kunst u. Recht I: Das Recht im Bilde, Erlenbach-Zürich 1923.

[33] Die Falkenjagd. Bilder aus dem Falkenbuch Kaiser Friedrichs II., Insel-Verlag Lpz. 1943; vgl. dazu *Ders.*, Das Falkenbuch des Kaisers, in: Das Inselschiff 22, 1941, S. 1—20.

haben, daß sie seinen Beobachtungen genau entsprachen: so sind die Vögel dargestellt im Fluge, im Neste, aufgebäumt, hockend, im Grase versteckt, über den Boden schreitend oder watschelnd, wie es der Weise eines jeden Vogels entspricht, Art nach Art genau getroffen in der Kontur, in der Farbe, in der Art der Bewegung. Auch alles, was zur Falknerei gehört, ist mit verblüffender Sorgfalt so abgezeichnet, wie es tatsächlich war. Alles jedoch, was nur Beiwerk darstellt: die Seen und Flüsse, die Bäume und Sträucher, die Felder und die Bauten, alles das ist im herkömmlichen Stile wiedergegeben, d. h. schematisiert. Die Kräuter und Blumen haben einen ornamentalen Zug; die Bäume wirken wie Zierat; die Türme mit ihren roten, grünen, blauen Steinen, wie es nicht die Beobachtung, sondern der Farbgeschmack eingab, sind nichts als Kulissen, die in ihren Proportionen weder zu den Vögeln noch den Menschen passen. So treffen hier zwei ganz verschiedene Kunstweisen zusammen: eine der Wirklichkeit zugewandte — wir dürfen sagen: schon modern anmutende — und eine von ihr abgewandte, die mit der Realität gleichsam spielt, indem sie ihr Elemente entnimmt und sie so ummodelt, daß sie sich in ein neues Ganzes einfügen, das vornehmlich durch das vom Kunststil geleitete ästhetische Empfinden bestimmt ist.

Diese zweite Kunstweise ist die im frühen und hohen Mittelalter vorherrschende, und wenn im späteren Mittelalter die der Wirklichkeit zugewandte eine immer größere Bedeutung gewinnt und schließlich auch des Raumes als solchen mit den Mitteln der Perspektive Herr wird[34], so bleibt doch auch in dieser Epoche noch genug vom mittelalterlichen Erbe lebendig, diesem Erbe, das mit seiner Tendenz, die Gestalten, Dinge und Staffagen in den wechselnden Zeitstil zu übersetzen, die Wirklichkeit immer von neuem überwältigt. Denn es ist ja nicht so, daß Friedrich II. als allererster die Augen geöffnet hätte. Das ist vielmehr zu allen Zeiten geschehen; aber jedesmal wenn ein Künstler etwas von eigener Beobachtung in den Bereich der Malerei oder Plastik hereinholt, dann wird es gleich wieder zum Objekt jenes Spielens mit den Formen, mit den Bewegungen und Farben, in dem Kraft und Reichtum mittelalterlicher Phantasie sich so großartig offenbart haben.

Das bleibt so bis in das 16. Jahrhundert hinein. Wir demonstrieren das an einigen sinnfälligen Beispielen, die geeignet sind, die in diesen Jahrhunderten anscheinend bereits gerechtfertigte Vertrauensseligkeit gegenüber bildlichen Darstellungen zu erschüttern.

Die erste genauere Wiedergabe des Krönungsvorganges hat Petrus de Ebulo als Zeitgenosse Kaiser Heinrichs VI. geliefert[35]. Er ging so vor, daß er die Handlung in eine Reihe fortlaufender Szenen auflöste, macht also den Eindruck,

[34] Vgl. darüber *Dagobert Frey*, Gotik und Renaissance als Grundlagen der modernen Weltanschauung, Augsburg 1929.

als wenn er jede Einzelheit festhalten wollte. Aber wenn man gewahr wird, wie er das „Regnum" auf dem Haupte des Papstes jedesmal abgewandelt wiedergibt und die Salbung der Hände mit dem in jedem Tropfen geheiligten Chrisma so darstellt, als wenn der Papst dem Kaiser über sie Wasser gießt, das eine am Boden stehende Kanne auffängt, dann wird man auch den übrigen Einzelheiten gegenüber skeptisch, so z. B. gegenüber der Mitra des Kaisers, von der die literarischen Zeugnisse sprechen, von der auf den bildlichen hinter dem Kronreif die *cornua* zu sehen sind, die als solche aber hier zum ersten Male abgebildet wird. Was Petrus de Ebulo zeichnet, kann jedoch nur Verwirrung anstiften; denn er gibt die kaiserliche Mitra als ein tonnenartiges Gebilde mit zinnenartiger Verzierung am oberen Rand und hinten herabwallenden Bändern wieder — so hat sie sicher nie ausgesehen: sie wurde ja als Entsprechung zur geistlichen Mitra aufgefaßt und muß ihr deshalb geglichen haben. Zum zweiten Male finden wir die Kaisermitra in einer vatikanischen Handschrift vom Anfang des 14. Jahrhunderts dargestellt[36]: hier hat sie tatsächlich die bei den Geistlichen übliche Form. Aber ist diese Wiedergabe verläßlich? Wenn man sieht, wie in dieser Handschrift die Kaiserkrone die Form einer schlichten Lilienkrone hat, dann steigen Zweifel auf, und auf dies Zeugnis allein dürften wir nicht bauen.

Es handelt sich in diesem Falle um eine Illustration zum Kaiser-Ordo; solche liegen in großer Anzahl vor, und von ihnen möchte man sich — als Unterstützung des Textes, den sie begleiten — belangreiche Aufklärung über weitere Einzelheiten versprechen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall: unter den für die Edition der Monumenta Germaniae gesammelten hat sich bisher kaum eine gefunden, die beachtlich wäre[37]. Ja, man könnte aus diesen mehr oder minder sorgfältig hergestellten Bildchen geradezu ein Musterbuch von Kronen, die es nie gegeben hat, herstellen: sie sollen eben nur der Augenweide und nicht der Information dienen.

Bei den schönen Illustrationen zu dem französischen Krönungsordo, die sich König Karl V. (1364—80) machen ließ, ist dies anders: sie unterstützen die Angaben des Textes[38]. Auf der Mitte stehen die Miniaturen in einer französischen Handschrift vom Ende des 13. Jahrhunderts[39] und zum Ordo des Königs Alfonso XI. von Kastilien (1312—50)[40].

Wenn wir uns dem 15. Jahrhundert zuwenden, dann ist man zunächst geneigt, mit vergrößertem Vertrauen an die Bildzeugnisse heranzugehen — zum mindesten in Italien. Aber auch hier wird man enttäuscht: Auf der Bronzetür, die Filarete 1447 für St. Peter goß, hat er dargestellt, wie Sigismund 1433 in

---

35 Liber ad honorem Augusti ed. *E. Rota* in Muratori, Script., Nova Ed. 30, 1, 1904; ed. *G. Siragusa* in den Fonti per la storia d'Italia 39—40, 1905/6.

36 Cod. Vat. Ottob. lat 502 f. 102 r. — Hier und bei den folgenden Beispielen stütze ich mich auf Beobachtungen von Dr. *Reinhard Elze*

37 In dem gleich alten Cod. Vat. lat. 1156 ist dargestellt, wie der Kaiser beim Schwur beide Hände auf die geöffnete Evangelienhandschrift legt.

38 *E. S. Dewick*, The Coronation Book of Charles V of France, London 1899 (Henry Bradshaw Society XII).

39 Cod. Paris Bibl. Nat. 1246 (früher: reg. 4464); vgl. *P. E. Schramm*, Ordines-Studien II, im Archiv für Urkundenforschung 14, 1938, S. 30, dazu *V. Leroquais*, Les pontificaux mss. II, Paris 1937, S. 145 f.

40 *Cl. Sánchez Albornoz*, Un ceremonial inédito de coronación de los reyes de Castilla, in: Logos. Revista de la Faculdad de Filos. y Letras de la Univ. de Buenos Aires III, 1943, S. 75—96 (mit 12 Abb.). Danach ist meine Datierung (Mitte 13. Jahrh.) zu berichtigen: Das kastilische Königtum und Kaisertum (11. Jahrh. bis 1252), in der Festschrift für *Gerhard Ritter*, Tübingen 1950, S. 136 ff.

Rom einritt und von Papst Eugen IV. zum Kaiser gekrönt wurde[41]. Beide Male hat er den Luxemburger mit der gleichen Krone — Lilienreif mit Doppelbügel und als Scheitelzier ein Kreuz auf kleiner Kugel — dargestellt, so daß der naive Betrachter sich fragen mußte, was denn die Krönung eigentlich noch für einen Sinn hatte. Von dieser Krönung gibt es in Siena noch eine zweite zeitgenössische Darstellung auf einer Holztafel, die gleichfalls bemüht ist, Sigismund porträtähnlich wiederzugeben, auch die Wappen aller seiner Reiche abmalt und in einer Beischrift das Dargestellte erläutert, also als eine Art „Erinnerungsbild" anzusprechen ist[42]. Die Krone dieser Tafel hat eine halbkugelförmige Gestalt, die bei einem byzantinischen Kaiser nicht überraschen würde, uns aber im Falle Sigismund nicht überzeugen kann. So wie es der Wirklichkeit entsprach, hält Sigismund auf Filaretes Tür beim Empfang der Krone bereits Schwert und Reichsapfel in den Händen; auf der Holztafel liegen diese Herrschaftszeichen zusammen mit dem Szepter noch auf dem Altar — ein zweiter Hinweis, daß auch solch einem Erinnerungsbild nicht ohne weiteres getraut werden darf.

Von Maximilian I. ist bekannt, welches Interesse er an allem nahm, was mit Zeremonien zusammenhing und in der Geschichte verwurzelt war. Für seinen „Weißkunig" lieferte Burgkmair Holzschnitte, die seine und seiner Eltern Krönungen darstellen. Die Kostüme sind bis in die Einzelheiten mit Liebe und Sorgfalt wiedergegeben. Wer sich dadurch verführen läßt, auch den auf diesen Holzschnitten wiedergegebenen Kronen Vertrauen entgegenzubringen, würde jedoch auf einen Irrweg geraten.

Damit sind wir nun bereits in die Zeit getreten, in der Renaissance und Humanismus auf den Scheitelpunkt ihrer Entwicklung gelangt sind und daher vollentfalteter Wirklichkeitssinn zu erwarten ist. Wie jedoch selbst im 16. Jahrhundert Behutsamkeit bei der Auswertung von Bildzeugnissen geboten ist, zeigt eine Miniatur, die darstellt, wie Karl V. kurz vor seiner Kaiserkrönung durch Papst Clemens VII. zum König von Italien gekrönt wird (Bologna 22. Febr. 1530) — keine Allerweltsminiatur, sondern Zierde einer Prunkhandschrift mit dem italienischen Ordo, die vermutlich von Karl dem Papst († 1534) geschenkt wurde, also ein gleichzeitiges Zeugnis aus dem Kreis der unmittelbar Beteiligten[43]. Nicht nur Papst und Kaiser, sondern auch die assistierenden Geistlichen und Laien sind porträtähnlich wiedergegeben. Und die Krone? Es wurde diesmal die „Eiserne Krone" verwandt, von der sich noch heute jeder Besucher von Monza überzeugen kann, wie sie aussieht. Aber statt des schlichten, mit Edelsteinen geschmückten Reifes erhält Karl auf der Miniatur eine Strahlenkrone, deren Dornen ringsum genau so senkrecht nach oben gebogen sind, wie das bei der italienischen Krone der Fall ist, die Raffaels Schüler und Fortsetzer Giulio Romano auf der „Incoronazione di Carlo Magno" in den vatikanischen Stanze di Raffaello einem hinter dem Kaiser stehenden Pagen in die Hand gegeben hat[44].

Sucht man sich Rat bei den von Karl V. in Italien geprägten Münzen, dann wird die Frage nur noch verwickelter: sie zeigen ihn mit ebensolcher Strahlen-

---

41 Phot. Anderson (Rom) Nr. 26672—3; vgl. dazu *Florio Banfi,* Ricordi ungheresi in Italia, im Annuario della R. Acc. di Ungheria di Roma IV, 1941/42, Rom 1942, S. 146 f. mit T. IV—V (ebd. S. 146 über eine verlorene Darstellung von 1437 in St. Peter).

42 Tavolette dipinte della Biccherna im Archivio di Stato von Siena XXII (Photographie und Nachweis von Dr. *R. Elze);* vgl. *Banfi* a. a. O., S. 264 mit T. XXVIII.

43 Cod. Vat. Borg. lat. 420 f. 4 r.

44 Phot. Anderson (Rom) Nr. 1140. Karl trägt hier die Züge des Königs Franz I. von Frankreich.

krone, mit Lorbeerkranz, mit Lilien- und mit Bügelkronen — aber weder mit der Eisernen noch mit der Wiener Krone[45].

Die angeführten Beispiele machen deutlich, daß die Vorstellung, im späten Mittelalter breche ein Realismus durch, der früher nur hier und da spürbar werde, und die beginnende Neuzeit räume die letzten Hindernisse vor ihm weg, nur cum grano salis haltbar ist. Es handelt sich hier nicht um einen Entwicklungsprozeß, der in kontinuierlichen Phasen zu immer genauerer Wiedergabe der Wirklichkeit im Bilde führt[46], sondern um ganz verschiedene Ansätze, die hier mehr, dort weniger großen Erfolg haben, da sie immer von neuem auf widerstreitende Kräfte stoßen und sich deshalb nicht in progressiv aufeinander folgende Phasen aufgliedern lassen. Dabei sei abgesehen davon, daß das angenommene Ziel aus der Sicht des 19. Jahrhunderts mit seiner „Eroberung" der Wirklichkeit durch die Photographie — zuletzt aufgenommen mittels Fernrohr und Mikroskop — gesehen ist: das 16. Jahrhundert auf diese Formel bringen, heißt einen seiner Züge zum beherrschenden machen.

Es versteht sich demnach, daß jene an Bildzeugnissen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts nachgewiesenen „Unzulänglichkeiten" nicht einfach als „noch mittelalterlicher Rest", als Rückfall in eine Welt, über welche die Entwicklung „eigentlich" schon hinaus war, interpretiert werden können, sondern tief im Wesen des mittelalterlichen Bildes verwurzelt sind. Die mittelalterliche Kunst wird — durch das Beispiel der Antike angezogen, durch ihre viel verästelte Erbschaft geschult — auf die Wirklichkeit gestoßen; aber sie hat so viel ornamentale Kraft in sich, daß diese immer von neuem die eben eroberte Wirklichkeit wieder überwältigt. Sie tut das besonders dort, wo die die spätgermanische Kunst bestimmenden, die Form sprengenden und verbiegenden Kräfte noch fortwirken. Daher „stilisiert" die Kunst die Dinge, d. h. (so können wir jetzt die am „Vogelbuche" Friedrichs II. gemachte Feststellung, noch über dessen Zeit hinaus ausdehnen) sie spielt mit den gesehenen Einzelheiten, setzt sie neu zusammen — und führt dann die in die Irre, die wähnen, jetzt sei es bereits so weit mit dem Wirklichkeitssinn, daß man sich auf die Bilder verlassen könne.

Dies Spielen mit der Wirklichkeit kann ungebunden sein; aber wie jedes rechte Spiel seinen Brauch, seine Regeln hat, so auch das, das in den Bildern vor sich geht. Wie die Literatur ihre Topoi, so tradiert die bildende Kunst ihre Schemata, die irgend einmal erfunden worden sind

[45] Vgl. das Corpus nummorum italicorum.

[46] *Schwerin* a. a. O., S. 132 im Hinblick auf die Illustrierung der Rechtsbücher: „Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aber drang der Realismus durch, der nach vollständiger Erfassung der Wirklichkeit strebte, wenngleich der Mangel an technischem Können oder auch an Raum wirkliche Vollständigkeit nicht immer erreichen ließ."

und nun weitergereicht werden, weil sie überzeugend wirken. Mag ein Haus, ein Turm, eine Brücke so oder so aussehen, es genügt für den Betrachter, wenn das Bild sie chiffernmäßig als „Haus" usw. wiedergibt. Mag ein König jagen, sich beraten, tafeln, schlafen — er trägt eine Krone, da er „König" ist. Für die Herrschaftszeichen bedeutet das, daß man diese Bildschemata kennen muß, wenn man die Bilder als Zeugnisse auswerten will.

Von zwei Arten dieser Schemata muß hier die Rede sein.

Bei seinen der Renaissance gewidmeten Studien stieß Aby Warburg auf die Rolle, welche für die Darstellung der Leidenschaft, des seelischen Affekts, der sich in Gestik und Mimik entlädt, das Vorbild der antiken Kunst und Literatur spielt; er sprach von den aus der Antike entlehnten „Pathosformeln"[47]. Ein treffender Ausdruck, denn — kaum daß ein Meister sich ein Vorbild zu nutze gemacht hat — wird seine Lösung wieder von anderen übernommen, um dann abermals weitergegeben zu werden: von Mantegna zu Dürer und so fort. Mit gleichem Recht kann man in der mittelalterlichen Kunst von „Devotionsformeln" einerseits, „Majestätsformeln" andererseits sprechen: jene stammen, wie nicht genauer ausgeführt zu werden braucht, aus der christlichen, diese aus der antiken Tradition.

Bei den karolingischen Herrschaftsbildern — soweit erhalten, vornehmlich Buchillustrationen — bestimmt die antike „Majestätsformel" die Darstellung noch so weit, daß nicht nur die Pose des Herrschers, die Thronform, die Einrahmung durch Trabanten ihr entsprechen, sondern auch der lange Stab, den die Karolinger mit jener uns aus Darstellungen Jupiters oder des *divus augustus* vertrauten Geste fassen. Aus literarischen Zeugnissen wissen wir, daß Karl der Große und seine Nachfolger den *baculus,* d. h. den Langstab, als Herrschaftszeichen führten; aber es wäre voreilig, aus jenen Bildern irgendwelche Rückschlüsse auf sein Aussehen abzuleiten. Man wird daher zunächst auch dem *sceptrum,* dem Kurzstab, mit Skepsis entgegentreten, das zuerst auf einem Bildnis Karls des Kahlen begegnet[48]; da aber in dem um 900 aufgesetzten, auf dem Herkommen beruhenden westfränkischen Krönungsordo von der Übergabe sowohl eines *sceptrum* als eines *baculus* die Rede ist[49], mag Karl der Kahle in der Tat schon ein solches Kurzszepter geführt haben. Skeptisch macht dann von neuem, daß dieser Karolinger auf demselben Bilde mit der anderen Hand einen Reichsapfel umfaßt. Diesen finden wir

[47] Gesammelte Schriften I, 2: Die Erneuerung der heidnischen Antike I, Lpz. 1932.

[48] *Schramm,* Kaiser in Bildern, a. a. O., Abb. 28.

[49] *Ders.,* Die Krönung bei den Westfranken und Angelsachsen von 878 bis um 1000, in der Zeitschr. f. Rechtsgesch. 54, Kanon. Abt. 23, 1934, S. 265.

zwar auch in einem Buchbilde Karls III.; doch dies besagt nichts, da die Handschrift aus der gleichen Malschule hervorgegangen ist[50]. Gewichtiger ist, daß auch der Reiter der in den sechziger Jahren entstandenen Metzer Statuette einen Reichsapfel auf der Linken trägt[51].

Haben die beiden Karolinger wirklich ein solches Herrschaftszeichen geführt? Stutzig macht folgende Beobachtung: während auf dem Bilde Karls des Kahlen das Rund mit einem auf zwei Bogen (?) stehenden Kreuz ausgefüllt ist, zeigt Karls III. Reichsapfel sein Monogramm, und während dort noch die Kugelgestalt angedeutet ist, mutet Karls III. Herrschaftszeichen wie eine Scheibe oder ein flacher Teller an. Hier spricht also nicht die Wirklichkeit; vielmehr gehen beide Bilder in dieser Einzelheit auf eine Majestätsformel der Antike zurück, der ja der Globus als Abzeichen des Allgottes, des Herrn des Kosmos, und seines irdischen Stellvertreters, des Kaisers, geläufig war[52]. Sucht man nach literarischen Zeugnissen, so findet sich kein Beleg dafür, daß bereits die Karolinger einen Globus — oder wie das Mittelalter, den ursprünglichen Sinn mißverstehend, sagte, einen „Reichsapfel" — geführt haben. Sicher nachweisbar ist das erst in der Zeit Heinrichs II., also vier Menschenalter später[53]. Wenn wir also auf den Siegeln Ottos I. nach der Erwerbung der Kaiserkrone einen Reichsapfel finden[54], so ist sehr gut möglich, daß aus der mittlerweile festgewachsenen Anschauung heraus, zum Kaiser gehöre ein Reichsapfel, der Stempelschneider diesem einen Reichsapfel in die Hand legte. Ebensogut denkbar ist, daß Otto I. von der Kaiserkrönung an wirklich sich das ehemalige Kosmokratorenattribut zu eigen machte und auf diese Weise den entscheidenden Schritt vom Bild in die Wirklichkeit vollzog. Von der anderen Seite aus gesehen, dürfen wir sagen, daß er — oder einer seiner unmittelbaren Nachfolger — sich dem herkömmlichen, durch die antike Majestätsformel bestimmten Bilde ähnlich machte und ihm dadurch seine ursprüngliche Wirklichkeitsferne nahm. So konnte gelegentlich das Bild die Wirklichkeit ungestalten.

Daneben halten wir die schöne Bulle des jugendlichen Otto III., die zu unserer Überraschung das bärtige Haupt eines reifen Mannes zeigt[55].

[50] *Ders.*, Kaiser in Bildern, a. a. O., Abb. 41 (vgl. auch Abb. 32).
[51] Ebd. Abb. 8 a—b; zur Entstehungszeit jetzt *Ders.*, Der König von Frankreich I, Weimar 1939, S. 30.
[52] *A. Schlachtert* u. *Fr. Gisinger*, Der Globus, seine Entstehung und Verwendung in der Antike, Leipzig-Berlin 1927 (Stoicheia VIII).
[53] Rodulfus Glaber I c. 5 (Mon. Germ., SS. VII, S. 59); s. auch Ademar von Chabannes III c. 37 (ebd. IV, S. 133 und ed. *J. Chavanon*, 1897, S. 160).
[54] *Schramm*, Kaiser im Bildern, a. a. O., Abb. 59 a—b. Unter einem anderen Gesichtswinkel habe ich diese Entwicklung auch in meinem Münchener Vortrag berührt (S. 56).
[55] Ebd. Abb. 69a, dazu Abb. 3 (Karl d. Gr.).

Nachgeahmt ist hier, wie der Vergleich auf den ersten Blick ergibt, die Königsbulle Karls des Großen, d. h. des Herrschers, dem Otto III. nacheiferte, dessen Grab er öffnen ließ, dessen Brustkreuz er fortan trug, in dessen Gruft er schließlich die letzte Ruhe fand. Um die seelische Ähnlichkeit sinnfällig zu machen, die der dritte Ottone erstrebte, hat er sich seinem Vorbild körperlich gleichend darstellen lassen: so entstand ein (äußerlich gesehen) trügerisches, im tieferen, mittelalterlichen Sinne „wahres" Bildnis. Würde man, diesen Zusammenhang nicht beachtend, aus der Krone, die Ottos Bulle zeigt, ohne weiteres Rückschlüsse auf die von ihm tatsächlich getragene ziehen, dann ergäbe sich natürlich ein Trugschluß; denn auch sie ist dem karolingischen Vorbild entsprechend gestaltet.

Im Falle Ottos III. lag ein besonderer Anlaß vor, ein älteres Bildnis samt Herrschaftszeichen wieder aufzugreifen. In anderen Fällen ist festzustellen, daß der Sohn den Siegelstempel des Vaters beibehält, ja daß auch noch der Enkel sich mit ihm begnügt. Des öfteren ist auch zu beobachten, daß die folgenden Generationen sich genau an den einmal eingebürgerten Siegel- oder Münztyp halten. Das ist noch im hohen Mittelalter und auch in anderen Ländern nachzuweisen. Das Siegelbild und ebenso das Münzbild sind Hoheitszeichen, die man — langsam dem Stilwandel folgend — nur behutsam abwandelt, um das Vertrauen, das sie sich erworben haben, nicht zu untergraben. Auf den Urkunden mußte der Name des Herrschers wechseln, wenn der Nachfolger die Regierung angetreten hatte; aber bei den Beglaubigungsmitteln war es ratsam, bei dem alten Herkommen zu bleiben — genau so wie man sich im Rechtsleben möglichst lange an das seit alters überkommene Recht hielt, und, wenn man neues schuf, vorgab, daß es sich um die Wiederherstellung des alten, besseren Rechtes handele. Bei den Münzbildern kam noch das praktische Bedürfnis hinzu, daß das Zutrauen, das den alten Prägungen entgegengebracht worden war, den neuen bewahrt bleiben mußte. Waren sie ebensoviel wert wie die älteren? Wurden sie allerorten ebenso glatt in Zahlung genommen wie die bisherigen? Da war es das ratsamste, an dem bisherigen Münzbild festzuhalten. Wir sahen das ja bereits an Hermann von Salm: um sich den Umlauf seiner Prägungen auch bei denen zu sichern, die im Lager seiner Gegner standen, stahl er — so könnte man zuspitzend sagen — Heinrich IV. nicht nur die Krone, sondern auch das Gesicht, und hätte er einen Sohn gehabt, der sein Erbe geworden wäre, dann hätten dessen Münzen wahrscheinlich noch immer den gekrönten Kopf des Saliers aufgewiesen.

Zu den Majestäts- und Devotionsformeln, deren sich die mittelalterliche Kunst bediente, kommen also noch die einmal geschaffenen und dann als einleuchtende Lösungen weiter benutzten „Bildmodel": so möchte

ich jene festen Formen bezeichnen, die — ohne Rücksicht darauf, ob sie der Wirklichkeit entsprachen — weitergegeben werden, weil sie dem Inhalt nach noch immer als passend empfunden wurden. Soweit zu ihnen Herrschaftszeichen gehören, haben sie über diese nur für die Zeit ihrer Entstehung etwas auszusagen — es sei denn, daß sie abgeändert werden. So gibt z. B. das erste Kaisersiegel Heinrichs III. die Gewähr, daß für dieses Jahrhundert der Reichsapfel bereits ein Herrschaftszeichen war, das dem Kaiser nicht fehlen durfte; denn genaue Prüfung hat ergeben, daß der letzte Stempel aus der Königszeit, der diesen Salier mit Kurz- und Langstab zeigte, weiter benutzt wurde, nachdem der eine Stab getilgt und durch die Kugel ersetzt worden war[56].

Dieser Reichsapfel wird bereits auf den Siegeln Konrads II. nicht mehr mit einem in das Rund eingefügten Kreuz verziert, wie das am Ende des 10. Jahrhunderts auf den Buchbildern üblich war[57], sondern weist — genau so wie der im Wiener Schatz erhaltene, eben aus der Zeit Konrads II. stammende Reichsapfel — ein ihn krönendes Kreuz auf.[58]

Solche Abänderungen überlieferter „Bildmodel" geben jedoch nicht immer die Gewähr, daß — wie in diesen beiden Fällen — die Maler, Münzmeister und Stempelschneider sich bemühten, näher an die Wirklichkeit heranzukommen. Denn es ist ebensogut möglich, daß sie Krone und Szepter so ausgestalteten, wie das ihren ästhetischen Tendenzen entsprach, oder daß sie ihrer Phantasie freien Lauf ließen. Daher erhebt sich immer von neuem die Frage: wo folgt der Künstler der Wirklichkeit, und wo beginnt er mit ihr zu spielen? So verschnörkelte Kronen, wie sie auf einigen karolingischen Herrscherbildern zu sehen sind, hat es sicherlich ebensowenig gegeben wie die gewinkelten auf den Reichenauer Miniaturen. Aber eine Zeichnung des 17. Jahrhunderts, die nach einer damals noch vorhandenen Krone des Königs Boso von Burgund († 887) angefertigt wurde[59], gibt jetzt die Gewißheit, daß das 9. Jahrhundert neben dem Prunkhelm, dem einfachen Reif und der Lilienkrone auch die Krone mit Doppelbügel kannte. Weiß man das, dann versteht man die karolingischen Miniatoren: bei ihren Kronen haben Beobachtung und Phantasie zusammen Pate gestanden.

Einen Sonderfall stellt die Entwicklung des Szepters auf den französischen Königssiegeln dar. In seine Bekrönung war schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts eine Lilie hineingesehen worden: das *opus in modum lilii*, das im Alten Testament als Zierat in der Stiftshütte und im

[56] Ebd., Abb. 104 b und 105 a.
[57] Ebd., Abb. 73 ff. (auch auf dem Siegel Ottos III. von 997/8, Abb. 68 e).
[58] Ebd., Abb. 94 b (noch nicht Abb. 94 a und der 1935 auf der Limburg gefundene Stempel, vgl. Neues Archiv 50, 1935, S. 779 f.).
[59] Darüber genaueres in: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik.

Tempel Salomons erwähnt wird. Mit der Zeit verkümmert der Stil des Szepters so weit, daß im 12. Jahrhundert der König nur noch eine Lilie in der Hand hält: die Lilie, die jetzt seine Wappenfigur wird, also einen ganz neuen Sinn erhalten und deshalb ein Anrecht darauf hat, in dieser Weise auf Kosten des Szepters hervorgehoben zu werden[60].

Man wird also, wo immer man im Mittelalter auf Wiedergaben von Insignien stößt — in der Wand- und in der Buchmalerei, unter den Siegeln und unter den Münzen — zunächst zu fragen haben, ob sie nicht durch eine antike oder durch eine aus der Antike herausentwickelte „Majestätsformel" bestimmt gewesen sind und — wenn sich dies nicht nachweisen läßt — ob nicht etwa ein bereits fest gewordener „Bildmodel" fortgeführt ist.

Der dritte Weg, der zu den mittelalterlichen Herrschaftszeichen führt, der Weg über ihre Wiedergabe in der Kunst, ist also holprig und deshalb mühselig zu beschreiten. Aber bei den beiden anderen, dem durch die erhaltenen Denkmale, ihre Abbildungen und Beschreibungen vorgezeichneten und dem durch die literarischen Zeugnisse gewiesenen, ist es ja nicht anders. Auch sie halten keine fertigen Aussagen bereit — vor allem, wenn man sich nicht mit der Frage nach der äußeren Form der Herrschaftszeichen begnügt, sondern sich mit der letzthin wichtigeren Doppelfrage befaßt: Was sollten sie von Haus aus bedeuten? und welcher Sinn wurde ihnen im Laufe der Zeiten unterlegt? Daher ist es — welches der Herrschaftszeichen man auch ins Auge fassen mag — unumgänglich nötig, alle drei Wege auf einmal zu beschreiten, zu erproben, wie weit der einzelne führt, und dann zu sehen, wie sich die Feststellungen, die an den Denkmalen selbst gewonnenen und die, die mit Hilfe der literarischen Zeugnisse sowie die, die an Hand der künstlerischen Darstellungen zu machen sind, sich wechselseitig ergänzen und erhellen. Das ist die Methode, die bereits Karl von Amira angewandt hat, als er seine mit Recht berühmt gewordene, allerdings jetzt der Ergänzung und Berichtigung bedürfende Untersuchung des in so vielfacher Funktion begegnenden Stabzeichens durchführte, und dieser Methode bediente sich auch sein Schüler, Nachfolger und Fortsetzer Claudius Frhr. von Schwerin, dessen „Rechtsarchäologie" nun wohl ein Torso bleiben wird, da er ein Opfer der auf München gefallenen Bomben geworden ist. Blicken wir noch weiter um uns, so haben wir zwar eine

[60] *Schramm*, König von Frankreich I, Weimar 1939, S. 211 ff.; vgl. dazu jetzt *G. Braun v. Stumm*, L'origine de la fleur de lis des rois de France au point de vue numismatique, in der Revue numismatique, 5e série, XIII, 1951, S. 43—58, der durch seine Nachweise weiterführt, und *Sir Francis Oppenheimer*, Frankish Themes and Problems, London 1952, Part V: The Fleur-de-lis, der den Leser durch eine neue, mich allerdings nicht überzeugende Erklärung überrascht: die Lilie = Schwanz und Flügel der herabstoßenden Taube.

Fülle von Einzeluntersuchungen, darunter eine ganze Reihe von methodisch mustergültigen und inhaltlich höchst ertragreichen, und dazu einen festen Grund durch die Ergebnisse, die A. Alföldi, R. Delbrueck, J. Deér, A. Grabar, O. Treitinger und andere bei der Erforschung des spätantiken Kaiserzeremoniells und seiner Fortwirkung erzielten — aber wir besitzen für kein einziges der mittelalterlichen Herrschaftszeichen eine Monographie, die allen Anforderungen entspricht, geschweige denn eine umfassende, ganz Europa ins Blickfeld ziehende Geschichte der mittelalterlichen Herrschaftszeichen, wie sie sich schreiben ließe, aber wohl sobald noch nicht geschrieben werden wird. Denn das Material ist riesig und dazu sehr zerstreut, und mehrere Fächer müssen zusammenarbeiten. Deshalb wird man zunächst jeden Beitrag dankbar begrüßen, der Teilgebiete erschließt.

Das Endziel müßte ein mit kritischem Kommentar versehener Abbildungsband sein, der alle in Europa noch vorhandenen oder durch Abbildungen noch bekannten Herrschaftszeichen vereinigte, ein *Corpus regalitatis medii aevi.*

Nachtrag zu S. 13 (Anm. 17a): Neben die von *Hansmartin Decker-Hauff* vorgebrachte, noch nicht gedruckt vorliegende Deutung der Wiener Krone, die sie mit der Apokalypse verbindet, tritt jetzt die auf das Alte Testament zurückgreifende von *A. Bühler*, Die alttestamentliche Deutung der deutschen Reichskrone, in: Das Münster 5, 1952, Heft 11/11.

Das Wesen des deutschen Spätmittelalters

Von Hermann Heimpel

Ich erörtere das Problem des deutschen Spätmittelalters[1], vorbereitet durch einige Schriften, seitdem im Jahre 1924 Jan Huizingas schon 1919 veröffentlichtes Werk in deutscher Übersetzung unter einem Titel erschien, der die allgemeine Auffassung des gemeinten Zeitalters bestimmt hat: „Herbst des Mittelalters". Nach Huizinga und von ihm erregt schrieb im Jahre 1929 Rudolf Stadelmann sein geniales Jugendwerk „Vom Geist des ausgehenden Mittelalters". Beide Werke suchten das Lebensgefühl einer Zeit zu fassen, Stadelmann entdeckte in der literarischen und künstlerischen Überlieferung des fünfzehnten Jahrhunderts Züge deutscher Dekadenz, während die Themen Huizingas Lebens- und Geistesformen der französischen und niederländischen Adelswelt waren. Eine darstellende Synthese des deutschen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gab im Jahre 1932 Willy Andreas mit seinem seitdem in mehreren Auflagen wiederholten Werke „Deutschland vor der Reformation", das die von jenen vernachlässigten politischen Lebensformen in ein nuancenreiches impressionistisches Bild einer „Zeitenwende" einbezog, die ihre „Reformation" erwartete. In europäische und außereuropäische Weite führt das der „Gotischen Welt" gewidmete Kapitel der Weltgeschichte Europas, die Hans Freyer im Jahre 1948 herausgegeben hat. Freyer faßt einen größeren Zeitraum zusammen als seine Vorgänger. Als „Reich der Vernunft" erscheint ihm die Zeit von der Hochscholastik bis zu den großen geographischen Entdeckungen, durch welche die Erde „rund" und der antik-mittelalterliche „Weltzusammenhang" beendet wird, zu dem diese gotische Welt, die Zeit vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert nach Freyers Auffassung doch noch gehört. Wir fragen heute nur nach dem deutschen Spätmittelalter, nach seinen zeitlichen Grenzen und damit nach seinem Wesen. Wir setzen dabei den spezifisch zeitlichen Charakter aller Geschichte und damit unsere Überzeugung voraus, daß es Zeitalter gibt, daß diese Zeitalter geschichtliche Individuen sind, daß Zeitalter Gegenstände histo-

[1] Vortrag, gehalten in der Münchener Kant-Gesellschaft im September 1949 und, in vorliegender veränderter Fassung, in der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Juli 1952.

rischer Problemstellung sein können[2], daß das herkömmlicherweise sogenannte Mittelalter ein wirkliches Zeitalter ist[3], das von der Völkerwanderung bis zur Glaubensspaltung reicht, eine echte Welt, gebildet aus der nachwirkenden Antike, dem kirchlich verfaßten Christentum, der das Staatsleben bestimmenden Adelswelt — Bekenntnisse zur geschichtlichen Zeit, die sich in unserer Darlegung als motiviert und als stichhaltig werden bewähren müssen. Unser deutsches Spätmittelalter aber als Ganzes sich wieder als Problem bewußt zu machen, ist durch die Darstellung der „Großen Wende" uns aufgegeben, die W. E. Peuckert wiederum im Jahre 1948 gegeben hat[4]. Von diesem Werke gehen wir aus.

Die Betrachtung des deutschen Spätmittelalters als einer Wendezeit im allgemeinen und der Zeit um 1500 als der großen Wende im besonderen ist auch bei W. Andreas zu finden. Doch ist dessen beschreibende Art von Peuckert durch volkskundliche, religionsgeschichtliche und soziologische Demonstrationen ersetzt. Peuckert bezeichnet im Sinne einer weltgeschichtlichen und somit Gegenwart und Zukunft deutenden Gesamtanschauung die Kulturen nach ihren Trägern und unterscheidet demgemäß eine vorbäuerliche (pflanzerische), eine bäuerliche und eine ihr folgende, heute zu Ende gehende bürgerliche Kultur, der er eine in der Bildung begriffene proletarische Kultur anreiht. Die Kategorien der bäuerlichen und der bürgerlichen Kultur charakterisiert Peuckert nach ihren religiösen Urgründen als bäuerlich-mythisch und bürgerlich-rational. Für unsere historische Überlegung ist nun wichtig, daß Peuckert die Kategorien der bäuerlich-mythischen und der bürgerlich-rationalen Kultur mit den herkömmlichen, der Geschichtswissenschaft gewohnten Epochen synchronisiert: auch er spricht von „Neuzeit" und „Mittelalter" und bekennt sich insofern zur geschichtlichen Zeit. Bei dieser Gleichung

[2] Damit setzen wir unsere Geschichtsanschauung ab gegen die — in sich natürlich auch berechtigte — Frage nach den „Ursprüngen" „moderner" Erscheinungen, wie sie etwa die Untersuchungen von *W. Näf* (Frühformen des „Modernen Staates", Histor. Zeitschrift 171, 1951) oder das neue Buch von *F. A. von der Heydte*, Die Geburtsstunde des souveränen Staates (1952) beherrschen. Soweit diese und ähnliche Arbeiten das Periodisierungsproblem als solches betreffen, soll auf sie in besonderem Zusammenhang eingegangen werden.

[3] *H. Heimpel*, Über die Epochen der mittelalterlichen Geschichte: Die Sammlung 2 (1947).

[4] *Will-Erich Peuckert*, Die große Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther. Geistesgeschichte und Volkskunde (Hamburg, Claassen und Goverts 1948). Wenn im folgenden vom Standpunkt des Historikers aus eine abweichende Auffassung vom deutschen Spätmittelalter vorgetragen wird, so soll dahinter nicht die dankbare Bewunderung verschwinden, die der produktiven Quellenkenntnis des Verfassers geschuldet wird, vgl. meine Besprechung im Deutschen Archiv 8 (1950) 338 f. — Beachtenswerte Einwände erhebt *E. Benz*, Zeitschr. für Religions- und Geistesgesch. 3 (1951).

von soziologischen Kategorien und historischen Zeiträumen wird das „Mittelalter" die Zeit der bäuerlichen Kultur, das „Bäuerliche" ist das Alte, das „Mittelalter"; das „Neue" ist das „Bürgerliche", die „Neuzeit". Die große Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, also der Inhalt des Spätmittelalters und dessen Gipfel und Ende in der Reformation ist der Tod der bäuerlichen Welt und die Geburt der bürgerlichen Welt, der Tod des Mittelalters und der Anfang der Neuzeit. Gerade der Historiker hat Grund, sich dieser weittragenden Auffassung zunächst hinzugeben. Dazu lädt der historische Takt ein, mit dem Peuckert die beiden Kulturen nicht etwa hart einander folgen läßt, sondern ihrer Verzahnung, ja fast zeitlosen Überlagerung gerecht wird. Die neue, also die städtisch-bürgerlich-rationale Kultur steht „seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten neben einer alten", sie ist „eigentlich von Anfang vorhanden, nur daß sie so lange auf dem zweiten Platz und hinter der beherrschenden stehen mußte". Wir lesen mit Zustimmung, daß „der Bürger einmal ein Bauer gewesen ist: sehr alte Formulierungen, Ordnungen, Weisheiten der vorbürgerlichen Zeit werden hinter den Mauern bürgerliche, wobei also bäuerliches Kulturerbe im Bürgertum lebt". Zu einer solchen Hingabe an den Peuckertschen Gedankengang veranlaßt uns auch die historische Tiefendimension, in die seine volkskundliche Betrachtung führt. Denn der Historiker hat stets Grund zu dem mißtrauischen Bedenken gegen sich selbst, daß ihn sein abgesondertes Quellenmaterial, Geschichtschreiber, Urkunden, Akten nur auf die Gebirgskämme der Kirchen- und Staatsaktionen, der Staatsverfassungen, Wirtschaftsordnungen und Wirtschaftsvorgänge, und nicht in die Schächte des Volkslebens leiten. Wir nehmen es von einer solchen untergründigen Betrachtung her zustimmend an, wenn der mittelalterliche König — ohne freilich damit auch nur annähernd vollständig charakterisiert zu sein — ein Bauernkönig genannt wird, mag nun Kaiser Friedrich III. im fünfzehnten, mögen die Merowingerkönige im fünften Jahrhundert mit dem Ochsenwagen über die Felder fahren und ihnen nach bäuerlichem Glauben den königlichen Erntesegen, das Ernteheil, spenden. Wir können, soweit wir heute noch Gelegenheit haben, das Bauerntum in seinem Todeskampf zu sehen, zustimmen, wenn die mittelalterliche Volksreligion mit ihrer Reliquienverehrung, ihren Weihungen und Segnungen, mit ihren kräftigen Zeichen, Amuletten, Längen Christi als eine bäuerliche Religion gesehen wird, und wir vermerken dankbar die Erkenntnis, daß im fünfzehnten Jahrhundert, in der Vorbereitungszeit der Reformation, die Religion des Kirchenvolkes in Stadt und Land nicht, wie in gängigen Geschichten zu lesen, nur eine besonders und erst damals „veräußerlichte" Religion war, daß vielmehr unbeschadet aller Verfallserscheinungen von kirch-

licher Verfassung und kirchlichem Leben von der Religiosität des fünfzehnten Jahrhunderts und gewiß auch der Jahrhunderte bis zur Gegenwart wiederum der tausendjährige Bogen in die Merowingerzeit zurückgeschlagen werden darf. Man wird in der Auffassung des Mittelalters als einer bäuerlichen Welt durch die Vorgeschichte des Bauernkrieges bestärkt werden. Die Bauern sind damals die Träger und dankbaren Hörer einer uralten eschatologischen Kaiserhoffnung, der Hoffnung auf einen letzten, Gerechtigkeit auf die Erde bringenden Friedrich, auf den Messiaskaiser, der auf einem Schimmel aus dem Schwarzwald reiten wird. Vorpolitisch, unpolitisch, fremd und feindlich dem bürgerlichen und dem staatlichen Zweckdenken klammern sich die Bauern als konservative Revolutionäre, als Kämpfer um das alte Recht an den Kaisergedanken, nämlich an das Reich in seiner alten, politisch damals völlig veralteten, ja zeitlosen und von der Person des Königs nicht getrennten Form. Dagegen, auch dieser Gedanke sei angenommen, sind die sachlichen, ständischen, dem Kaiser entgegengebauten Reichsreformbestrebungen des fünfzehnten Jahrhunderts im Stile der Reichstagsakten oder des Nikolaus von Cues einem andern Denken verhaftet, einem Zweckdenken, das man versucht sein möchte, mit Peuckert ein bürgerliches Denken zu nennen — einem Geist, in dem die Straßburger im August 1473 erklärten, sie gehörten zum Reiche, aber dem Kaiser huldigten sie nicht. Ebenso sachlich, modern, dem bäuerlichen Denken entgegengesetzt ist aber auch die territorialstaatliche und in internationale Zusammenhänge strebende Hausmachtpolitik desselben dritten Friedrich und seiner Zeitgenossen. Wenden wir uns von dem alten Bäuerlichen zu dem neuen Bürgerlichen, so ist kein Zweifel, daß das spätere Mittelalter in Deutschland eine Zeit starker Verbürgerlichung des Lebens gewesen ist. Bürgertum und bürgerlicher Geist erzielen Fortschritte, die sich im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts beschleunigen. Man braucht nur der Statue des Kaisers Karl des Vierten am Altstädter Brückentorturm zu Prag im Geiste die Krone vom Haupt und den Reichsapfel aus der Hand zu nehmen, und es sitzt da ein Schuster und schlägt einen Schuh über den Leisten. Man wird die Hallenkirche gewiß als den Raum des Bürgers erkennen können[5], als den Kirchenraum, in dem die Stadtbürger Gemeinde sind, Hörerschaft der Massenpredigt, Stifter einer Unzahl von Privatmessen und Patrone von Altarpfründen. Wir werden von Peuckert mit Recht auf die Tatsache hingewiesen, daß auch die Politik der Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts weithin in die Hände bürgerlicher Politiker, bürgerlicher Sachlichkeit und bürgerlicher Gewinn-

[5] Der Gedanke breit ausgeführt von *H. Bechtel*, Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters (1930).

sucht gerät. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg waren in großen Stellungen Handwerkersöhne wie Heinrich Knoderer aus Isny oder der Mainzer Schmiedesohn Konrad, Bischof von Toul, viel beachtete Ausnahmen. Einhundertfünfzig Jahre später bezeichnen Kaspar Schlick, der Kanzler Kaiser Siegmunds, König Albrechts, König Friedrichs, Martin Maier, der kaiserliche, böhmische, mainzische, wittelsbachische Politiker, Gregor Heimburg, der Fachmann der Feindschaft gegen den Papst, Peter Knorr, der Rat des Hohenzollern Albrecht, den Charakter ihres Jahrhunderts. Der inzwischen zurückgelegte Weg vom Minnesang zum Meistersang, vom Symbolismus zum Realismus, von der Höhe in die Breite, ist weithin ein bürgerlicher Weg. Die alte hierarchische Ordnung der Stände und der Werte ist durch das Aufkommen des Bürgertums zwar nicht zerstört, sondern bereichert, aber doch einer neuen kritischen Unruhe ausgesetzt. Und gewiß hat das Bürgertum der deutschen Stadt seine hohe Bedeutung für den Humanismus.

Nach soviel Zustimmung werden wir nun aber fragen, ob die soziologischen Kategorien der bäuerlichen und der bürgerlichen Kultur und ihre religiösen Zubehöre des Mythischen und des Rationalen wirklich das Wesen des deutschen Spätmittelalters als eines historischen Individuums, eines individuellen Zeitabschnittes bezeichnen. Ist insbesondere das Ergebnis des fünfzehnten Jahrhunderts und der Reformation in Wahrheit eine bürgerliche Kultur? Während Peuckert, worin wir ihm doch nur zustimmen können, soweit der Urgrund zur Frage steht, die adlige Kultur als eine Blüte am bäuerlichen Baume betrachtet, ist ihm die Bürgerlichkeit, soweit sie das Neue bringt, die Wende verursacht, im wesentlichen das Zunftbürgertum, daher die Zunftgesellenliteratur der Fastnachtsschwänke und ihr bauernfeindlicher Grobianismus eine breite Behandlung erfährt. Ich glaube zunächst, daß hier sozial und geistig zu tief gegriffen wird. Die ungebärdigen Zunftknechte, die nichts anderes sind als rohe Bauernbuben, bereit, das Dorf zu beschimpfen, dem sie entronnen sind, sind nicht „das Bürgertum" der spätmittelalterlichen deutschen Stadt. Schon die Meister sind edler, würdiger, friedlicher. Die Erbauer des Ulmer und die bürgerlichen Herren des Straßburger Münsters sind nicht die Totengräber, sondern die Mitträger dessen gewesen, was wir das deutsche Mittelalter nennen. Peuckert hat bis zu einem gewissen Grade recht, wenn er von dem niederen, dem Zunftbürgertum, das Patriziat abtrennt und dieses teilweise der bäuerlich-adligen Kultur zurechnet. Die Mitglieder der Konstaffeln von Straßburg und Zürich haben familiäre und geistige Beziehungen zum Adel, Nürnberger Patrizier streben nicht weniger zum ritterlichen Turnier wie ihre zu Roß dienenden Standesgenossen in Florenz — und Jakob Fugger nahm den

Adelsbrief entgegen. Aber das Patriziat ist bei allen Verbindungen zum Adel eben doch ein Handels-, Geld-, Erfolgs-, Rats- und Ämterpatriziat, ein Bürgerstand, der in einer Stadt wie Nürnberg durch Generationen die politischen Führer stellt, verbunden einem kirchlichen Leben, das die allgemeine mittelalterliche Kirchlichkeit ist, das Leben der Stiftungen, Spitalverwaltungen, Klostereintritte, Testamente: Arnold Reimann hat uns in seiner Geschichte der Vorfahren des Humanisten Willibald Pirckheimer ein Beispiel einer solchen stadtpatrizischen Tradition vom vierzehnten zum sechzehnten Jahrhundert gegeben[6]. Zugleich aber ist das Patriziat ein Stand, den man auf die bürgerlichste Weise gewinnt und verliert, wie denn, um nur ein Beispiel zu nennen, für Regensburg gezeigt werden kann, daß das Unterschreiten eines bestimmten Vermögens, daß geschäftliche Mißerfolge den Verlust des Ratssitzes und den Übertritt in die Gemeinde mit sich brachte[7]. Dies alles heißt zunächst: das Bürgertum überwindet nicht das Mittelalter, sondern es ist in seiner patrizischen wie in seiner zünftlerischen Variante ein Element des Mittelalters, oder, auf das charakterisierende Verhältnis von Spätmittelalter und Mittelalter hin gesagt: Spätmittelalter ist echtes Mittelalter. Bevor wir die Konsequenz aus unserer Gegenthese ziehen, bleiben wir einen Augenblick bei der Kritik. Die Formel von der das Mittelalter sprengenden Bürgerlichkeit krankt, von ihren allgemeineren Voraussetzungen zu schweigen, an einer geheimen Gleichsetzung von Bürgertum und Vernunft. Diese Gleichsetzung ist in dem Sinne richtig und offenbar, daß das Bürgertum auf Sachlichkeit, Rechenhaftigkeit, Realismus, Nüchternheit, eben auf Vernünftigkeit angelegt ist und in einer späteren geschichtlichen Stunde zum Hauptträger und Liebling der Aufklärung werden sollte. Historisch ist die Gleichsetzung von Bürgerlichkeit und Vernünftigkeit nicht richtig. Denn das Mittelalter hat selbst eine Rationalität gekannt, die mit Bürgertum als einer sozialen Tatsache nichts zu tun hat. Darum pflichten wir Freyer bei, wenn er die gotische Welt, also gewiß in seinem Sinne nicht eine bloß bürgerliche Welt, als ein „Zeitalter der Vernunft" der alten, vorrationalen Zeit des „Reiches Gottes" folgen läßt. Man könnte vielleicht sagen, daß damit die These von Peuckert nur um zwei Jahrhunderte hochgeschoben ist; denn, bleiben wir bei dem einmal angezogenen Beispiel, das alte, aus eigenen und teilweise magischen Kräften lebende Königtum ist ja eben in Peuckerts Sinne ein Urbild bäuerlichen Lebens. Sein Gegenspieler war seit dem zwölften

[6] *A. Reimann*, Die älteren Pirckheimer (1944).

[7] Eine Fundgrube der Patriziatsgeschichte ist das Personenregister im dritten Band von *F. Bastians* Werk über „Das Runtingerbuch" (1383/1407), 1943. Vgl. *H. Planitz*, Studien zur Rechtsgeschichte des städtischen Patriziats, M. I. Ö. G. 58 (1950).

Jahrhundert in Italien wirklich das städtische Bürgertum. Aber eben in Italien. Und aufs Ganze gesehen stand gegen das alte Königtum nicht das Bürgertum, sondern die innere Entwicklung der Kirche; und im Schoß der Kirche entstand, vielmehr: war von jeher verborgen die mittelalterliche Rationalität. Ein Stück Ratio ist das Kirchenrecht. Ein Stück Rationalismus ist der kirchliche Gedanke der Eignung, der Idoneität: dieser Gedanke vom geeigneten und somit rationalem Urteil über seine Eigenschaften unterworfenen Herrscher hat dem alten, auf dem Glauben an das Blut ruhenden Königsgedanken von jeher, in entscheidender Weise aber seit dem elften Jahrhundert, Abbruch getan und damit dem, was Peuckert die bäuerlich-mythische Kultur nennt, Widerpart gehalten. Wie das Bürgertum, so löst auch die Vernunft das Mittelalter nicht auf, sondern die Vernunft gehört zum Mittelalter. Die antike Vernunft, letzten Endes der griechische Logos, ist in der Kirche, übrigens auch, worauf neuerdings Theodor Mayer hingewiesen hat, in staatlichen Bildungen schon des frühen Mittelalters aufgehoben[8]. Es gibt eben geistige Übertragungen, Kontinuitäten von Zeit zu Zeit, welche die Grenze einer volkskundlichen und soziologischen Betrachtung der Geschichte bezeichnen. Mag das mittelalterliche Haus bäuerlich unterkellert sein: man wird über dem Keller das Haus nicht vergessen.

Die Formel vom bäuerlichen Mittelalter und von der bürgerlichen Neuzeit hat eine zweite noch schwerere Krankheit. Sie versagt im politischen Bereich, also auf dem Felde, auf dem Tatsachen, Schicksal und Zukunft wachsen. Glauben wir Peuckert, so geht zugunsten der neuen bürgerlichen Zeit im deutschen fünfzehnten Jahrhundert nicht nur das Reich, sondern auch „der Staat" zugrunde. Dabei werden Reich und Staat in derselben Front gesehen, und wir lesen, daß damals das Reich und der Staat zerbricht, ja wir lesen wirklich (S. 350), „der Mensch der bürgerlichen Kultur" habe sich „der alten patriarchalen politischen Ordnung, der monarchischen, zu entziehen versucht, weil in der bürgerlichen Welt die Souveränität des Fürsten keinen logischen Platz mehr hat." Ich fürchte, daß in diesen Sätzen kein Wort standhält. Denn hier wird gleichgesetzt, was zusammenkommen kann, was aber nicht notwendig zusammengehört, ja nicht einmal geschichtlich zusammen war: Reich und Staat, patriarchales Wesen, politische Ordnung, Monarchie und Souveränität. Ich verkenne nicht, daß die Machtgebilde des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die wir zur Not „Staaten" nennen können, patriarchalische Züge hatten, feudale, hausherrliche, lehnsherrliche, lan-

[8] Vgl. neben *Th. Mayers* älteren Arbeiten zuletzt: Staatsauffassung in der Karolingerzeit, Histor. Zeitschr. 173 (1952), 467 ff.

desväterliche[9], daß der fränkische Arbeitsmensch Albrecht von Brandenburg noch fast eine Ausnahme ist gegen Weintrinker, Ochsenbrater und Lebenskünstler wie den bayrischen Ludwig von Landshut, und daß die bürgerlichen Zeitgenossen solche Männer als die Männer der alten Zeit betrachten mochten, denen ihre bürgerlichen Räte und ihre neumodischen „Studierten" ein wenig Ordnung beizubringen versuchten. Aber dem subjektiven Empfinden der Zeitgenossen ist nicht allzuweit zu trauen, zumal auch entgegengesetzte Empfindungen registriert werden können. Es ist ja garnicht so, wie wir einmal (S. 309) lesen müssen, daß die Zeitgenossen „die Lage des Reiches besser als der heutige ... Historiker durchschauen" konnten. Das Gegenteil ist richtig: „Mommsen weiß die römische Geschichte besser als Livius." Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, Erzbischof Dieter von Mainz, Albrecht von Brandenburg, ja trotz aller Turniere auch Ludwig der Reiche von Bayern würden sich wundern und mit Recht beschweren, wenn sie sich von uns als Repräsentanten einer vergehenden Zeit bezeichnet wüßten. Sie waren es ja, welche die Martin Maier und Genossen ins Brot setzten, sie waren es, die Städte wie Mainz und Donauwörth mediatisierten, um ihre Territorien abzurunden und somit zu rationalisieren, und sie waren nahe daran, dem angeblich neuen Bürgertum, in Wahrheit der alten Städtefreiheit den Garaus zu machen. Politisch betrachtet beginnt die Neuzeit in Deutschland wie im übrigen Europa, im Italien der Medici und Sforza, im Burgund der Philipp und Karl, im Frankreich Ludwigs XI. nicht im Zeichen der Städtefreiheit und auch nicht bürgerlich, sondern fürstlich und staatlich, und es ist der Beweisführung Peuckerts zu einem Verhängnis geworden, daß sie den staatlichen Faktor nicht in die kulturgeschichtliche Rechnung eingestellt hat. Man könnte geradezu den Satz wagen: das vierzehnte Jahrhundert ist bürgerlicher als das fünfzehnte. Die Souveränität nun gar, ja der Staat überhaupt, hat mit der alten Zeit, soweit diese „bäuerlich" sein soll, nichts zu tun. Diese Souveränität war im fünfzehnten Jahrhundert weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern ein fürstlicher Zukunftstraum. Von ihr träumte Karl der Kühne von Burgund und sein Verbündeter Friedrich von der Pfalz. Dieser neuen Fürstlichkeit standen die Städte gerade nicht als die Macht der Zukunft, sondern als steinerne Burgen der Vergangenheit gegenüber, als Hüter der alten Welt, des guten alten Rechts, wie je eine „Weistum" sprechende Bauerngemeinde. Denn das Stadtrecht ist damals längst altes Recht, es ist Privilegienrecht; das Stadtrecht, und gerade dieses, ist ein

[9] Das wären also die „retardierenden Momente", die *von der Heydte* aus seiner Darlegung ausschließt, der — ganz im Gegensatz zu *Peuckert* — die Zeit von etwa 1250—1300 als „Geburtsstunde" des souveränen Staates zu erweisen sucht.

Stück Feudalismus, ein Stück Mittelalter. Mit der Städtefreiheit steht das alte Recht gegen die neue Politik. Das Reich Friedrichs III. mag „alt, schwach und blöd" geworden sein: der Kaiser selbst gehört zu den fürstlichen Politikern der neuen Art. Mag er langsam, mag er passiv gewesen sein: während er seine Edelsteine ordnete, gewann er seinem Sohn das burgundische Erbe und legte somit zu seinem Teil das Fundament des Imperiums Karls V. Er ist mit allen seinen Schwächen und Schwerfälligkeiten ein Politiker des neuen Staates auf dem Thron des alten Reiches. So endet das Mittelalter, politisch gesehen, so beginnt die Neuzeit nicht bürgerlich, sondern fürstlich.

Nichts anderes aber geschieht in der großen Wende auf dem geistigen Felde. Um sich gegen den Fürstenstand und gegen den Adel durchzusetzen, bedurfte das Bürgertum immerhin noch der großen Revolution von 1789, und Leibniz, Haydn, Mozart, Goethe mußten Fürstendiener sein. In seinem Kapitel über Luther aber beweist uns Peuckert selbst, daß es im sechzehnten Jahrhundert mit dem Bürgertum nichts wurde. Natürlich nahmen die Städte die neue Lehre besser auf als das Land — dort war Bewegung, dort waren Schulen, dort war aufgeschlossene Gemeinde. Aber die Lehre — so wenig sie nun wieder in Überspannung soziologischer Kategorien als bäuerlich, als anti-bürgerlich bezeichnet werden dürfte — war doch nicht „bürgerlich". Luther war nicht tolerant wie Nikolaus von Cues. Er verdammte den freien Willen, der dem Schutzpatron des westeuropäischen Bürgertums, Erasmus von Rotterdam, das Höchste war; die Göttin des Bürgers, die Vernunft, war ihm eine Hure, Luther war kein Moralist wie Bürger sind. Und nicht ein bürgerliches Zeitalter der Vernunft oder der Toleranz brach in der „großen Wende" an, sondern ein Zeitalter der Konfessionen und der von Fürsten geführten Konfessionskriege. Die Probe aufs Exempel gibt die Geschichte der humanistischen Schule in Deutschland. Franz Schnabel[10] hat gezeigt, wie im Gegensatz zu England, wo sich bürgerlicher Utilitarismus gegen das humanistische, adelige, ständische College stellte, in der deutschen Humanistenschule Melanchthons geistige Zucht und wissenschaftliches Verdienst mit dem Bürgertum Hand in Hand aufwärts stiegen: „Zwischen den nur auf ihre Privilegien stolzen ‚Optimaten', die keine Meriten notwendig haben, und der ungebildeten Menge sollte eine ‚Mitte' entstehen, die immer nur durch Tüchtigkeit sich durchsetzen und erhalten kann." Aber Schnabel hat auch gezeigt, wie kurzlebig die Verbindung von Bürgertum und Bildung gewesen ist, wie sie sich schon im Jahrhundert Melanchthons in dem Straßburger Gymnasium des Johannes Sturm

[10] Vgl. Bericht über die 21. Versammlung deutscher Historiker in Marburg, Beiheft zur Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht" (1951), 41 ff.

wieder lockert, und wie „mit der Preisgabe des strengen Bildungsgedankens im siebzehnten Jahrhundert ... die Vorrechte der Geburt wieder den Ausschlag gaben". Wie das europäische Bürgertum durch die große Revolution und als Bourgeoisie über Adel und Klerus gesiegt hat, so bedurfte das deutsche Bürgertum erst eines zweiten Humanismus im Stile Wilhelm von Humboldts.

Bevor wir nun unsererseits zu einer positiven Beschreibung dessen übergehen, was wir das deutsche Spätmittelalter nennen, wollen wir nicht vergessen, was wir Peuckert an richtigen Einzelbeobachtungen verdankt haben. Die These von der Überwindung eines bäuerlichen Mittelalters durch das Bürgertum ist nur so lang unrichtig, als sie historisch wörtlich genommen wird; sie ist richtig, soweit sie im mittelalterlichen Bürgertum eine neue, dann freilich schon im dreizehnten Jahrhundert ansetzende Kraft sieht, die einst, im achtzehnten Jahrhundert, in ihre geschichtliche Stunde kommen sollte: aber erst dann, denn der Fürstenstaat und Luthers Eigenart haben ganz abgesehen von der Beharrungskraft des Adels als solchen eine starke bürgerliche Bewegung des deutschen Spätmittelalters abgefangen. Die Epochen der Geschichte und die Kategorien der Volkskunde lassen sich nicht synchronisieren.

*

Es sind bestimmte Tatsachen, die dem deutschen Spätmittelalter seine besondere Dichte und eine gewisse Einheit geben. Sie lassen, und darauf kommt uns nun alles an, Deutschland als ein besonders mittelalterliches Land, das Spätmittelalter als eine besonders deutsche Zeit erscheinen. Die das deutsche Spätmittelalter begründende Haupttatsache ist der Zusammenbruch des staufischen Reiches. Hier werden sich gleich Bedenken erheben. Denn mit einer solchen Feststellung ist ein Datum der sogenannten politischen Geschichte zum Anfang einer Zeit gemacht, die uns besonders durch den Charakter ihrer Kultur als Einheit erscheint. Mit dem Ende des staufischen Reiches meinen wir zugleich die Ausbildung einer Welt von Staaten, und meinen ebenso die Versplitterung Deutschlands in kleinräumige Gebilde, wobei der deutsche König im Sinne des Hausmachtkönigtums zum Landesherrn unter Landesherren wird. Beides, die europäische wie die deutsche Entwicklung, ist freilich lange vor dem Tode Friedrichs des Zweiten im Gange. Seit Jahrhunderten gab es Völker und Staaten, deren Geschichte dem Reiche fern und fremd war. Ebenso erinnern wir uns, gerade die neueren Forschungen zur deutschen Verfassungsgeschichte im Auge, daß diese nicht einfach als progressiver Verfall einer Reichsgewalt begriffen werden darf, die zur Zeit der Staufer auf ihrer höchsten Höhe gestanden hätte. Die Wurzeln der

Landesherrschaft liegen nicht in der spätstaufischen Zeit oder gar in Maßnahmen Kaiser Friedrichs II., sie reichen vielmehr weit in das Frühmittelalter hinauf, und bodengebundene Kräfte sind von jeher dem Königtum entgegengestanden, der feudale Charakter des Deutschen Reiches ist nicht eine spätmittelalterliche, sondern eine mittelalterliche Erscheinung. Auch könnte uns der restaurative Charakter des staufischen Reiches daran irre machen, im Ende der Stauferzeit die Anfangsepoche des deutschen Spätmittelalters zu sehen. Denn „Reichsreform" ist eine beherrschende Idee der staufischen Zeit: Wiederaufrichtung eines Reiches, das die Katastrophe von Canossa hinter sich hatte. Damals hatte das Königtum seine erste Schlacht auch gegen das Fürstentum verloren, damals hatte die Grundlage des älteren deutschen Reichs, die adelige, die königliche Herrschaft über die Kirche ihren unheilbaren Riß bekommen. Es war Restauration, es war Reform, wenn Barbarossa und seine Nachfolger den Kampf mit der römischen Kirche wieder aufnahmen. Es war Reform, wenn Heinrich VI. in seinem Erbreichsplan dem Reich den Anschluß an die Erblichkeit der weltlichen Fürstentümer gewinnen wollte. Die Stauferzeit selbst war mit diesem restaurativen, reformatorischen Charakter trotz der Blüte ihrer Literatur schon eine Spätzeit, und wenn wir bedenken, daß bereits nach dem Tod Heinrichs VI. die veränderte Zeit heraufkam, deren Name Innozenz III. war, werden wir die Geschichte Friedrichs II. erst recht als ein Nachspiel der alten großen Kaiserzeit betrachten.

Aber solche Erwägungen können uns schließlich doch nicht daran hindern, die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als die Anfangsepoche des deutschen Spätmittelalters zu betrachten. So unabhängig von jeher andere Völker und Herrschaften neben dem Deutschen Reich gelebt hatten, die Auseinandersetzung von Papsttum und Kaisertum war ein Kampf weltgeschichtlichen Ranges gewesen, und das Gesetz des Handelns lag bei den Partnern selbst, beim Papst und beim Kaiser. Darin aber vollzog sich im dreizehnten Jahrhundert der entscheidende Wandel. Zwar blieb die päpstlich-kaiserliche Zweiheit, die Einigkeit wie der Zwiespalt der alten Weltgewalten bestehen, und im vierzehnten Jahrhundert, durch Ludwig den Bayern, sollte der Streit noch einmal aufflammen. Aber ganz abgesehen davon, daß sowohl das Imperium wie das Sacerdotium sich innerlich gewandelt hatten, das Gesetz des Handelns lag nicht mehr wesentlich bei Papst und Kaiser. Es lag vornehmlich bei Frankreich. Endgültig war für Europa ein französisches Zeitalter angebrochen, als im Jahre 1268 Karl von Anjou mit der Hinrichtung Konradins die Staufersache zu Tode brachte. Dieser Karl von Anjou, der französische König von Sizilien, beherrschte bis zu seinem Tode die europäische Politik und überschattete

die Anfänge und die Lebenshöhe unseres Rudolf von Habsburg. In dem selben Jahr 1285, da der französische Tyrann von Sizilien starb, begann Philipp der Schöne in Frankreich König zu sein, und in den kommenden Jahren verlegte sich der Schwerpunkt der europäischen Hegemonie Frankreichs von Neapel nach Paris. Das Attentat von Anagni auf Papst Bonifaz VIII. im Jahre 1303, die Übersiedlung der Kurie von Rom nach Avignon im Jahre 1305, der Prozeß gegen das Andenken Bonifaz' VIII. und gegen die Templer seit 1307, all das sind nur Stationen eines französischen Zeitalters, des Zeitalters von Avignon. Avignon, das Gesetz des vierzehnten Jahrhunderts, entläßt aber keinen Teil des damaligen Abendlandes aus seinem Bann: Aragon, der modernste Staat des Jahrhunderts, nimmt den Kampf gegen die Anjou in Unteritalien auf und gewinnt ihn in Sizilien, die Geschichte Ungarns ist beherrscht vom Widerspiel einheimischer Kräfte, deutscher und französischer Fremdherrschaft, Italien und seine frühe Renaissance, mögen ihre Namen Dante, Rienzo, Petrarca, Catarina von Siena sein, wird durch Avignon in das Gesetz des Kampfes gegen eine Fremdherrschaft gezogen, die nicht mehr die alte deutsche, sondern die neue französische Fremdherrschaft ist. In dem Moment, da das deutsche Gesetz Europas in ein französisches Gesetz sich wandelt, beginnen auch die Feindschaften Frankreichs Europa zu bestimmen und damit für Deutschland zum Schicksal zu werden. Seit Philipp dem Schönen erneuert sich der Kampf Frankreichs gegen seinen englischen Vasallen, und wie schon 1214 der staufisch-welfische Streit auf dem französisch-englischen Schlachtfeld von Bouvines entschieden worden war, so beherrschte der französisch-englische Gegensatz die Entschlüsse deutscher Könige seit Rudolf von Habsburg. Wenn man die Vergröberung nicht scheut, kann man unsere Könige nach ihrer französischen oder englischen Option unterscheiden, für Adolf von Nassau den englischen, für Albrecht von Habsburg den französischen, dereinst für Ludwig d. B. einen englischen, für Karl IV. wieder den französischen Kurs registrieren. Nur Heinrich VII. versuchte die alte kaiserliche Freiheit der Entschlüsse zur Geltung zu bringen. Er ist an Avignon, er ist an Frankreich und er ist am Hause Anjou gescheitert. Seine Prozesse gegen Robert von Neapel sind zugleich Manifeste des alten Reichsgedankens, die Manifeste Roberts aber sind die Revisionsprozesse eines kirchlich begründeten Natur- und Vernunftrechtes, des Guelfismo, des in Avignon verbundenen Papalismus und französischen Nationalismus, des weltlichen und geistlichen, des politischen und intellektuellen Franzosentums gegen den alten und von Heinrich VII. erneuerten Bund des germanischen Geblütsrechts, des deutschen Königsgedankens mit der antikrömischen, der imperialen Tradition.

Frankreich aber hörte nicht auf, sowohl Europa wie der deutschen Geschichte sein Gesetz zu geben, ohne daß Frankreich es etwa nötig gehabt hätte, unter den vorgegebenen Traditionen allzu ängstlich zu wählen. Sie alle bedeuten die spätmittelalterliche, die guelfische, die staatliche, die wissenschaftliche Revolution gegen das deutsche Reich, gegen das römische Imperium in der Hand der Deutschen. In diesem Zusammenhang ist die besondere Stellung Deutschlands, wir können schon hier sagen: die Lage des deutschen Spätmittelalters genau zu bezeichnen durch die Art, wie die Deutschen auf die neue Zeit reagierten: durch den Konservatismus und den Historismus der Deutschen des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Wir können diese Tatsache des deutschen Konservatismus und Historismus auch mit dem einen Wort von der Unentschiedenheit der deutschen Dinge und der deutschen Gedanken im Spätmittelalter zusammenfassen. Eben diese Unentschiedenheit, das Schweben zwischen Altem und Neuem macht das Besondere des deutschen Spätmittelalters aus. Dies gilt nicht nur für den politischen Zustand, sondern auch für die allgemeine, die kulturelle Struktur Deutschlands in der Zeit zwischen dem Ende der Staufer und der Reformation. Einig mit ihrer besonderen, dem Reich fernen und der Reichstradition nicht verhafteten Geschichte können andere Nationen ihrem staatlichen Leben eine theoretische Grundlage, eine innere Legalität geben, welche alle Vorteile religiöser und rechtlicher Begründung nutzt, von der Idee der Gesta Dei per Francos bis zu der aristotelischen und naturrechtlichen Politisierung des Fürstenspiegels[11]. Deutschland dagegen tritt in das Zeitalter nationaler Staaten befangen in der Notwendigkeit ein, seine nationale Existenz als Reich, d. h. aber: mit seiner Vergangenheit zu begründen. Das bedeutet, daß Deutschland auch da, wo es neue Lösungen sucht, in der Auseinandersetzung mit der Reichsvergangenheit befangen bleibt. Das gibt der spätmittelalterlichen Reichsgeschichte ihren halbwirklichen, fast irrealen, illusionären Zug: diese immer feiner, immer dünner, immer luftiger werdende Reichsideologie ist zugleich der vorpolitische Reichsgedanke des bäuerlichen, aber weithin auch des städtischen Volkes, der spätmittelalterliche Kaisergedanke, von dem wir im Anschluß an Peuckert schon gesprochen haben. Wir brauchen, um das allgemein Gesagte näherhin zu erklären, nur die reichstheoretischen Schriften des deutschen Spätmittelalters kurz ins Auge zu fassen. Selbstverständlich gibt es auch in Deutschland eine von der Politik des Aristoteles bestimmte, d. h. auf den autarken Einzelstaat und seine vernunftgemäße Begründung gerichtete Lite-

[11] Grundlegend: *W. Berges*, Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters (1938).

ratur. Doch treten die deutschen Aristoteliker gegenüber dem Ausland, zumal dem romanischen, zurück. Gar Marsilius von Padua, dessen revolutionärer, papstfeindlicher Defensor Pacis theoretisch auf der Politik des Aristoteles, praktisch auf dem Erlebnis des italienischen Stadtstaates ruht, hat in Deutschland doch eine auffallend geringe Wirkung ausgeübt[12], obwohl Marsilius doch zu den literarischen Vorstreitern Ludwigs des Bayern gegen Avignon gehörte, und obwohl dann die Zeit um 1400, das Zeitalter der abendländischen Kirchenspaltung und der Reformkonzilien die Schriften aus dem Kreise Ludwigs des Bayern wieder zur Geltung gebracht hat. Es gibt wohl einige deutsche Handschriften des Defensor Pacis, und zwei von ihnen, welche die Ulmer Patrizierfamilie Neithart herstellen ließ, zeigen ein Interesse des deutschen Bürgertums im späten fünfzehnten Jahrhundert für jene papstfeindliche und doch auch dem alten Kaisergedanken fremde Literatur. Aber Zitate aus Marsilius von Padua sind auch in der Konzilienzeit, die solche Zitate hätte hervorbringen müssen, eine Seltenheit und betreffen dann immer noch nicht den Kern der marsilianischen Staatslehre. Auch ein Aristoteliker wie der eklektische und konservative Abt von Admont, Engelbert von Volkersdorf ist für das spätmittelalterliche politische Denken Deutschlands nicht eigentlich charakteristisch geworden[13]. Von unbestreitbarer nachhaltiger Wirkung waren dagegen Alexander von Roes im dreizehnten, Lupold von Bebenburg im vierzehnten, Nikolaus von Cues im fünfzehnten Jahundert, und diese drei politischen Denker des deutschen Spätmittelalters sind konservative Historiker, nicht aristotelisch argumentierende Philosophen. Das Alte festzuhalten gegen das Neue oder doch das Alte zu retten in dem Neuen, das ihm zugleich das Französische ist, das ist zur Zeit Rudolfs von Habsburg das Anliegen des Kölner Kanonikers Alexander von Roes. Er webt noch ganz im alten Königsgedanken, ja sein Gefühl greift zurück in die ottonisch-salische Zeit, und schon die Staufer sind diesem Reichspatrioten unsympathisch als schwäbische Hausmachtkönige. Er lebt schon in der Zeit des nüchternen Bürgerfreundes Rudolf von Habsburg und will sich doch nicht abfinden mit der neuen sich anbahnenden Ordnung der Welt nach gleichberech-

[12] Immerhin konnte ich früher zeigen, daß der Defensor Pacis von Dietrich von Niem benutzt worden ist, was die Verfasserfrage bezüglich des wichtigsten deutschen Reformtraktates der frühen Konzilszeit (sogen. De Modis, 1410) gegen *J. Haller* für Dietrich von Niem entschied, vgl. *H. Heimpel*, Dietrich von Niem (1932), 103 ff. Daß Dietrich den Marsilius viel ausgiebiger benutzt hat, als ich damals annehmen konnte, beweist auf Grund des neu gefundenen „Viridarium" von 1411 *K. Pivec* in M. I. Ö. G. 58 (1950), 386 ff.

[13] Über Engelbert vgl. neuerdings *G. B. Fowler*, Intellectual interests of E. of A.; Oxford University Press 79 (1947). F. bereitet eine Ausgabe sämtlicher Schriften des Volkersdorfers vor, wobei die politischen in den Monumenta Germaniae erscheinen sollen.

tigten Nationen, die ihm eine Unordnung, ein Vorspann des Antichrist ist. Ihm sind die Deutschen als die eigentlichen Ritter des christlichen Europa noch die Inhaber eines Weltamts, des Imperiums, und nur seine weltsichtige und fromme Gerechtigkeit ist es, die den anderen großen Völkern, Italienern und Franzosen, mit dem Sacerdotium und dem Studium-, Papsttum und Bildung[14] andersartige aber gleichwertige Ämter zuschreibt, dies in Verbindung mit einer tiefsinnigen Völkerpsychologie einerseits, der Verehrung für das adlige Blut der königlichen Sippe andererseits. In Alexander lebt noch etwas von der alten, vorpolitischen aber letzten Endes auch noch vorchristlichen Art, in der Kaiser Friedrich, als er im Jahre 1236 den Leib der Elisabeth von Thüringen in einen kostbaren Schrein hatte erheben lassen, schrieb: „daß die Bundeslade betastet wurde nur durch die Hand der Adligen." Seine Meinung vom Weltberuf der Deutschen aber begründet Alexander, und darauf ist in unserem Zusammenhang das Gewicht zu legen, fast ausschließlich historisch. Aus der Geschichte der Römer, der Franken, der Deutschen und der Franzosen ergibt sich für Alexander das deutsche Recht auf das Imperium. Und wenn wir nun den Satz wagen, daß die Deutschen im Gegensatz zu anderen Völkern nicht aristotelisch-scholastisch-deduktiv, sondern historisch argumentieren, so sind wir nicht allein auf Alexander von Roes angewiesen. Freilich ist seine konservative Art für den Charakter des deutschen Spätmittelalters von höchster Bedeutung, denn Handschriften und Übersetzungen, aber auch Benutzungen durchziehen das ganze vierzehnte und noch das frühere fünfzehnte Jahrhundert. Damals, im Jahre 1433, hat Nikolaus von Cues das dritte Buch seiner Concordantia Catholica der Reichsreform gewidmet. Es beginnt mit dem Bekenntnis, daß dem Reich nur geholfen werden könne auf den alten, „längst ausgetretenen" Wegen. Es ist für unser Bild vom deutschen Spätmittelalter bezeichnend, daß Nikolaus von Cues, der sich in seinen mathematischen, astronomischen, religionsphilosophischen Schriften so unabhängig von vorgegebenen Gedanken zeigt, auf dem politischen Felde zum Konservativen und zum Historiker geworden ist. Seine Vorschläge über Reichsgerichte, Kurfürstenrat, Reichstag und Reichsstädte, ja seine Fürstenfeindlichkeit sind alle angeschlossen an die deutsche Geschichte, wie der Cusaner sie sich aus Urkunden zurechtgelegt hat. Er trägt ein Bild Deutschlands in sich, das im Grunde seine Vorstellung von dem Deutschland der sächsischen Kaiser ist. Mit dieser Entdeckung Ottos des Großen und der Ottonen war ihm am Anfang des fünfzehnten

[14] Die Tradition dieser Dreiheit ist jetzt aufgeklärt durch *H. Grundmann*, Sacerdotium, Regnum, Studium, in diesem Archiv 34 (1951), 5 ff.

[15] Die Nachweise bei *H. Grundmann*, Über die Schriften des Alexander von Roes, Deutsches Archiv 8 (1951).

Jahrhunderts ein kleinerer Geist vorausgegangen, der Westfale Dietrich von Niem, dessen Schriften und vor allem dessen Geschichtskenntnisse durch Funde der letzten Jahre ein neues Gesicht bekommen haben[16], so daß er uns in seiner Verbundenheit mit der Geschichte des frühen und hohen deutschen Mittelalters geradezu ein neuer Zeuge für die Kontinuität von frühem und spätem Mittelalter geworden ist. Die Entdeckung der Ottonen aber war fast gleichbedeutend mit einer Entdeckung der deutschen Geschichte. Denn hier war der Gründermythus von Karl dem Großen durch eine wirkliche Geschichte der Vorfahren ersetzt, eine Geschichte, die zugleich das Leitbild für die erstrebte Reform von Reich und Kirche abgab. Die Entdeckung der deutschen Geschichte als Idee ist eine Leistung des Spätmittelalters.

Am deutlichsten aber trägt der in der Mitte zwischen Alexander von Roes und Nikolaus von Cues stehende politische Denker zu unserer These von dem konservativen und historistischen und von dem unentschiedenen spätmittelalterlichen Deutschland bei, der Bischof von Bamberg, Lupold von Bebenburg[17]. Seine Abhandlung vom König- und Kaiserreiche aus dem Jahre 1340 tritt für die Freiheit des kurfürstlichen Wahlrechtes und für das Recht des deutschen Königs Ludwig des Bayern auf das Imperium ein. Da der Papst sein Prüfungsrecht gegenüber der deutschen Königswahl ganz im allgemeinen auf eine Unterordnung des Imperiums unter das Sacerdotium zurückführte, diese Unterordnung aber mit dem Recht des Papstes auf die Kaiserkrönung in Verbindung brachte, kam es für den Verfechter eines autonomen, vom Papst unabhängigen Reichsrechtes darauf an, das Verhältnis von Regnum (Reich der deutschen Kurfürstenwahl) und Imperium (Reich der römisch-päpstlichen Kaiserkrönung) zu bestimmen. Lupold hat die von ihm gewünschte Einschränkung der päpstlichen Rechte durch einen Beweis versucht, der eine deutsche Geschichte ist. Diese deutsche Geschichte ist ihm eine Abwandlung der Geschichte Karls des Großen. Mit ihr kommt Lupold zu einer Dreigliederung des Reichsbegriffes. Das Regnum ist das Deutsche Reich, das deutsche Erbe Karls des Großen. Hier im Regnum, hier in Aachen, wählen die Kurfürsten den König, ohne den Papst zu fragen. Wiederum unabhängig vom Papste herrscht der deutsche König auch im Imperium, in Burgund und in Italien, dort, in Arles, in Mailand und Rom ist die Administratio Imperii, jene Wahrnehmung der Reichsrechte, mit der Ludwig der Bayer 1323 begonnen und durch die er die Prozesse Avi-

[16] Zuletzt: *K. Pivec* und *H. Heimpel*, Neue Forschungen zu Dietrich von Niem, Nachrichten der Göttinger Akademie 1951.

[17] Ich gebe die notdürftigste Würdigung. Neues bringen die für die Monumenta (auf Grund des Nachlasses von *H. Meyer-Rodehüser)* vorgesehene kritische Ausgabe und die Arbeiten, die mit der Ausgabe von *Sabine Krüger* in Göttingen vorbereitet werden.

gnons hervorgerufen hatte. Das Recht des deutschen Königs im Imperium aber reicht nur soweit, als sich einst die Eroberungen Karls des Großen erstreckt hatten: dieses Recht ist also ein irrationales Recht, keine rationale Folge einer legalisierenden Translatio Imperii, es ist Recht der Eroberung und Recht der Geschichte. Erst jenseits dieses Imperiums der Geschichte und der geschaffenen Tatsachen liegt für Lupold als dritter Bereich das von der Translatio Imperii legalisierte, das heißt durch den Papst von den Griechen auf den Franken Karl übertragene weiteste Imperium, das Imperium als kaiserliches Weltamt, das der Papst in seiner Kaiserkrönung verleiht.

*

Wir suchen die Lösung für das Problem des deutschen Spätmittelalters aus der Unentschiedenheit von Altem und Neuem endlich im Volksleben selbst. Die Geschichte des deutschen Volkes hält sich im Spätmittelalter im Zwielicht zwischen Alt und Neu wie die Geschichte des deutschen Reiches. Wenn wir aber nach den volksgeschichtlichen Grundtatsachen fragen, die dem deutschen Spätmittelalter seine Signatur geben, so sind es in inniger Verflechtung die sogenannte ostdeutsche Kolonisation, das heißt die Vergrößerung Deutschlands um die Lande östlich der Elbe und Saale, und die Entstehung von Städten und Bürgerschaften. Beide schaffen Neues, beide erhalten Altes, beide tragen bei zu spätmittelalterlicher Unentschiedenheit. Beide lassen die Jahrhunderte vom dreizehnten bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland als eine geschichtliche Einheit erkennen. Wie sollte auch eine kolonisatorische Bewegung nicht neue Formen geschaffen haben. Die Männer und die Familien, die nach dem Osten zogen, suchten ja die Freiheit, die ihnen im neuen Lande verheißen war. Sie zogen aus, um sich alten Bindungen zu entwinden, sie empfingen Urkunden mit neuen Freiheiten. Diese bedeuteten einen Abbau feudaler Rechtsungleichheit und insofern einen moderneren Zug des kolonialen Siedlungslandes. Freiheit näherte sich der Einheit, und der territoriale Fürstenstaat konnte sich, aufs große gesehen, im Osten leichter entwickeln als im Westen. Als die Symbolgestalt dieses neueren Wesens gilt von jeher der Staat des Deutschen Ordens in Preußen. Die Kulmer Handfeste, das im Jahre 1233 den Städten Kulm und Thorn vom Deutschen Orden verliehene, später weit verbreitete Kulmer Recht, enthält einen Paragraphen, in dem der Orden für alle Zukunft sich selbst verbietet, in den genannten Städten Häuser zu kaufen. Im Stile der Selbstbindung des Herrschers, die auch sonst als Zeichen staatlicher Sachlichkeit und somit des werdenden modernen Staates gilt, will der Orden ein einheitliches Stadtrecht auf seinem Gebiete schaffen, eine Stadtgemeinde, welche in sich nicht jene

geistlichen Immunitäten aufkommen lassen wollte, deren Mauern in den altdeutschen Städten als Reste eines feudalen Zustandes emporragten. Für den Fall, daß dem Orden auf dem Weg einer Stiftung doch einmal in einer Stadt ein Haus geschenkt würde, bestimmt die Handfeste, daß das Haus zu den alten Leistungen an die Stadt verpflichtet sein sollte. Was sich hier selbst bindet, ist der neue Staat, der koloniale Flächenstaat, und er ist gewiß ein graueres Gebilde als die teils landesherrlichen, teils ritterlichen, teils städtischen, teils kirchlichen Immunitäten mit dem bunten Gesprenkel ihrer Sonderrechte im alten Deutschland. Wenn die Besitzer der Schulzenhufen im Ordensland einen gleichmäßig normierten Dienst leisten, der eben auf der Tatsache des Hufenbesitzes ruht, also einen landrechtlichen Dienst, so ist hier ein „moderner" Schritt über das alte Lehnswesen hinaus getan — in die gleiche Richtung führt die in der Kulmer Handfeste vorgesehene Einheit von Münze und flämischem Hufenmaß. Man ist darum seit Heinrich von Treitschke nicht müde geworden, den Staat des Deutschen Ordens als modernen Verwaltungsstaat zu preisen und ihn mit dem staufischen Sizilien und mit dem modernen Preußen zu vergleichen. Erich Caspar hat das Gegenbild gegeben und die Mittelalterlichkeit, die Altertümlichkeit des Ordensstaats zur Geltung gebracht[18]. Dieser war der Staat eines geistlichen Ordens und ein deutscher Anachronismus. Er blühte in einer Zeit, da die Kreuzzugsidee, die ihn trug, längst aufgehört hatte, sich anderswo in staatlichen Bildungen zu verdichten: der am spätesten gegründete Ritterorden, eben der deutsche Orden, blieb am längsten ein Orden von Heidenkämpfern, und längst nachdem Akkon gefallen war, gab es an der deutsch gewordenen Ostsee einen spätmittelalterlichen Kreuzfahrerstaat. Dieser Staat aber war im dreizehnten Jahrhundert „moderner" als im fünfzehnten. Im Existenzkampf gegen Litauen-Polen mußte er der Tatsache Rechnung tragen, daß das Land sich mit landbauendem und kriegsdienendem Adel und mit mächtigen Stadtbürgerschaften gefüllt hatte, und mußte schließlich einem ständischen Wesen Raum geben, wie es in Altdeutschland eben das Kennzeichen des spätmittelalterlichen Staates war. Sehen wir aber auf das Ganze, so erinnern wir uns des Nachweises von Hermann Aubin, daß die Besiedlung des deutschen Ostens mit dem Worte „Kolonisation" nur einseitig bezeichnet ist[19]. Denn wie die altdeutsche Wirtschaft, so ist auch die altdeutsche Kultur im Ganzen auf den neuen Osten übertragen worden. Auch dem Osten fehlt nicht die

[18] *E. Caspar*, Vom Wesen des Deutschordensstaates (1928). Zusammenfassend jetzt: *H. Heimpel*, Hermann von Salza (in: Wir Ostpreußen 1950).

[19] Bahnbrechend: *H. Aubin*, Wirtschaftsgeschichtliche Bemerkungen zur ostdeutschen Kolonisation; Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gedächtnisschrift für G. von Below 1928.

feudale Struktur des Staates und der Kirche, nicht Landesherrschaft und Landstände und ständische Einungen, auch seine Städte bergen die Niederlassungen alter und neuer Orden, erleiden den Streit um die geistliche Immunität und Gerichtsbarkeit, auch in ihnen gilt das Widerspiel von kaufmännischem Patriziat und handwerklichen Zünften. Marktrecht und Stadtrecht sind gleichmäßig über das westliche und östliche Deutschland verteilt, sie geben, bei allen Unterschieden, doch dem ganzen Deutschland die einheitliche, spätmittelalterliche, deutsche Farbe. Nicht grundsätzlich anderes lesen wir in sächsischen Dorfordnungen, als was aus altdeutschen Weistümern und zumal aus flämischen Rechten sich über bäuerliches Recht und Leben lernen läßt[20]. Indem aber altes deutsches Leben in den Osten verpflanzt wurde, verbreiterte, verlangsamte sich dieses deutsche Leben, verlängerte sich das deutsche Mittelalter. Je weiter die Wurzeln des deutschen Lebens im Raum ausgriffen, desto schwerer wurde es neuen Kräften, den Stamm anzugreifen. Unter den Mächten der Beharrung aber war das Recht wohl die wirksamste. Bedenken wir nur die Verbreitung des Sachsenspiegels über Ostdeutschland und in das außerdeutsche Osteuropa hinein: mit jeder Handschrift des Spiegels, des Richtsteigs, der Glosse, die nach Osten wanderte, ging die staufische Reichsvorstellung des Spieglers, seine Geschichtslegende, die Symbolik seiner Gebärden mit. Im Lande einer primitiveren Kultur, so dürfen wir wohl verallgemeinern, wo gewiß Neues aufkam, hielt sich doch auch um so länger das Alte. Man lese das Stadtrecht der deutschen Kolonie in Ofen von 1421: es könnte auch in München und im vierzehnten Jahrhundert abgefaßt sein. Der Ritter Dietrich von Tiefenau, der schon vor 1236 den Plackereien des Bischofs von Hildesheim ins Ordensland auswich, entging im alten Lande etwas Neuem: der Landesherrschaft, und er suchte und fand im neuen Lande etwas Altes, das alte Recht, seine adlige Freiheit[21].

Von der zweiten volksgeschichtlichen Grundtatsache des deutschen Spätmittelalters, der Verstädterung und Verbürgerlichung Deutschlands, haben wir schon gesprochen. Nur wollen wir uns noch einmal gegen den Gedanken wehren, daß etwa erst die letzte Phase unserer Zeit, daß erst das fünfzehnte Jahrhundert die Verbürgerlichung des deutschen Lebens gebracht und diese zu einem vollen Erfolg geführt hätte. Die Ausbildung der deutschen Städtekultur legt sich breit über den Zeitraum der drei spätmittelalterlichen Jahrhunderte, und verschiedene Bedingungen haben in ganz verschiedenen Zeiten zu Hochblüten, hohen Einwohnerzahlen und bürgerlichen Großbauten geführt. Im großen Ganzen dürfte

[20] *H. Quirin,* Herrschaft und Gemeinde nach mitteldeutschen Quellen des 12. bis 18. Jahrhunderts; Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 2 (1952).
[21] *H. Aubin,* a. a. O., 186.

der Gipfel der mittelalterlichen Stadtkultur in den siebziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts liegen, der Zeit des Friedens von Stralsund, da Lübeck die Hanse zum Triumph über Dänemark führte, Textilindustrie und Handel den Reichtum und die politischen Ansprüche der schwäbischen und rheinischen Städte hochtrieben. Beides wurde durch den fürstlichen Sieg im großen Städtekrieg zu Ende des Jahrhunderts beeinträchtigt. Einen kontinuierlicheren, an die ostdeutsche Kolonisation angeschlossenen Aufstieg erlebt Nürnberg, wenn es auch um 1450 in den politischen Niedergang der Reichsstädte hineingezogen wird; in derselben Zeit kommt Danzig, die Stadt des Getreideexports, in seinen höchsten Flor.

Einen vollen Sieg aber hat das Bürgertum nicht errungen, Deutschland ist doch nicht in dem Maße Italiens ein Städteland geworden. Auch noch in Luthers Zeit war etwas Wahres an dem Wort des alten Alexander von Roes: Italiener sind Städter, Deutsche sind Ritter. Zwischen dem Bürgertum und den ländlichen und feudalen Mächten kam es zu blutigen Kämpfen, auch zu Bünden und Vertagungen, zu Spannungen und Ausgleichen, nicht zur Entscheidung. Die Stände trennten sich im Haß, die Städte quälten wohl den adligen Feind und richteten ihn als einen „Raubritter", aber es gab auch genug Gelegenheiten zu adelig-bürgerlicher Nähe und Vertraulichkeit[22].

So blieben die Krisen verzögert: die Krise des politischen Zustands zurückgestaut, weil den Auseinandersetzungen der fürstlichen Landesstaaten das Reich noch immer den Rahmen abgab, die Krise des Volkslebens zurückgehalten in dem Gleichgewicht altdeutscher und kolonialer Kultur, im ungelösten Dualismus von städtischem Bürgertum und ländlicher Feudalordnung. Es macht nun aber das Wesen des späteren fünfzehnten Jahrhunderts aus, daß die Krise des gesamten Volkslebens sich verschärft und sich beschleunigt. Jetzt bricht hindurch, was Stadelmann

[22] Gegen *Hendrik de Man* (Jacques Coeur, Bern 1950), der in der höfischen Tätigkeit und Lebensgebarung des „königlichen Kaufmanns" einen Sündenfall gegen das frühkapitalistische Bürgertum sehen möchte, erweist an zahlreichen Parallelen *O. Brunner* (I. C., ein Beitrag zum Problem „Bürgertum und Adel", im Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1951, 127 ff.), daß die Verbindung bürgerlicher Finanzgeschäfte mit feudalem Lebensstil eben zeitgemäß war, und bemerkt mit vollem Recht (S. 138): „Das Königtum und sein Staat haben die Feudalstruktur allmählich umgestaltet, aber sie hat sich bis in den Ausgang des 18. Jahrhunderts erhalten. In ihr lebt auch die Sonderform des alten Stadtbürgertums. Erst allmählich erwächst ein neuzeitlicher Staat und die von ihm geschaffene Wirtschaftsgesellschaft, eine Bourgeoisie". — „Der ältere Handels- und Finanzkapitalismus ... setzt die Fortdauer der Feudalstruktur und die damit gegebene Verbindung von Ämterwesen und Geschäft voraus". Schlagende Beispiele bietet *G. von Pölnitz*, Jakob Fugger (1949). Zur Verbindung von kaufmännischem Reichtum und Landbesitz vgl. auch das in Anm. 7 genannte Personenregister von *F. Bastian*, z. B. unter „Graner".

als „Sentiment des 15. Jahrhunderts“ bezeichnet hat, das „Zwielicht der Stimmung“ zwischen Grauen und Lust des Totentanzes, jetzt schnitzt Hans Multscher zu Sterzing den heiligen Georg, dem Stadelmann ein passives Lächeln, einen bitteren Geschmack am Leben abliest, und Tilman Riemenschneiders greisenhafte Männer nehmen die „Züge leidvollen Sinnens“ an, von denen Hubert Schrade gesprochen hat. Es ist die Zeit, da in den jetzt vollendeten Kirchen — 1482 Sebaldustürme in Nürnberg, 1488 Frauenkirche in München, 1494 Laurentiuspforte in Straßburg, 1513 Freiburger Münsterchor — die Bilder eines menschlich empfundenen Schmerzes gestiftet werden, die blutüberperlten Leichname Jesu, die leergeweinten Marien. Bald malt Mathis Neidthart genannt Grünewald den gekreuzigten Christus: die Göttlichkeit des Dulders wird transparent durch die äußerste Menschlichkeit eines ins Körperlichste und Niedrigste, bis in die haftenden Rutendornen verfolgten grausamen Leidens. Aber noch kleidet Grünewald seine Madonna von Stuppach in ein Meer von Brokat. Noch hält die Breite des Volkslebens in Westdeutschland und Ostdeutschland, in Stadt und Land die Masse der kirchlichen Kunst in einer hausbackenen und pausbackigen Beharrung fest. Und doch, das Volk erregt sich im fünfzehnten Jahrhundert, Züge von unduldsamer Nervosität, besonders von religiöser Überreizung sind nicht zu übersehen. Dieser Erregung entsprechen solche Formen der Religionsübung, welche revolutionäre Sprengkräfte in sich tragen: die Massenpredigt eines Geiler von Kaisersberg, die Literatur der Sterbekünste, die Gesinnungs- und Bibelreligion der Devotio Moderna. Im Jahre 1470 stiftet der Ansbacher Chorherr Stefan Scheu statt der üblichen Altaristenpfründe eine Predigerstelle an der Rothenburger Hauptkirche[23], von humanistischer Bildung und religiösem Eifer zugleich getrieben. Vergessen wir nur nicht, daß die gesteigerte Frömmigkeit, die erregte Sündenangst, ja fast Verzweiflung der Zeit auch andere, auch die alten Wege sucht: der Weg des Erasmus aus der Devotio Moderna in das zeremonienfeindliche Christentum der Gebildeten ist nicht der Weg der Vielen gewesen. Jeder Leser der Nachfolge Christi erkennt die hohe Bedeutung des Sakramentalen für Thomas von Kempen, sein ganzes viertes Buch handelt vom Sakrament des Altars, und das Jahrhundert ist nicht nur die große Zeit des Rosenkranzgebets, sondern auch die Zeit der Wallfahrten und der neuen Wallfahrtskirchen, der blutenden Hostien, des ausgestalteten Fronleichnamsfestes, kurz, der Eucharistie. Das sind Züge einer bis in die Tage Luthers hinein zäh sich haltenden Mittelalterlichkeit, auch, dies darf gegen übliche Schwarzmalerei gesagt werden, eines weithin intakten kirchlichen Lebens außerhalb und inner-

[23] Freundliche Auskunft von *H. Weigel*-Erlangen.

halb des Klosters. Zu dieser mittelalterlichen Frömmigkeit gehört die Masse der Altarpfründen, die Menge der Stiftungen, in denen, echt mittelalterlich, das religiöse Motiv und die adlige wie die bürgerliche Repräsentation sich mischen. Der Kreuzaltar der Münchener Frauenkirche ist in Luthers frühen Klosterjahren gemalt, und Luthers Beschützer Friedrich der Weise fuhr fort, seine Sammlung von Heiltümern zu vermehren. Nicht die Selbstauflösung des Mittelalters im fünfzehnten Jahrhundert, sondern die Plötzlichkeit des Lutherschen Sturmes ist, so meine ich, das letzte Wort über das Problem des deutschen Spätmittelalters. Die Bilderstürmer waren die Bilderstifter.

Wir stellen in unserem Zusammenhang nicht ausdrücklich die zuletzt von Josef Lortz so eindringlich erörterte Frage nach den Ursachen der Reformation, obwohl diese Frage in jeder Besinnung über das deutsche Spätmittelalter enthalten ist. Sie wird letzten Endes immer unbeantwortet bleiben, weil das religiöse Genie, weil Luther das über den Haufen geworfen hat, was man die Ursachen der Reformation nennt und besser ihre Voraussetzungen nennen sollte. Bis hin zum Sturm von Wittenberg stand, was die mittelalterliche Kirche eben mittelalterlich macht: spätmittelalterlich gesteigert, übertrieben und vielfach zu einer Unerträglichkeit überspannt, welche die Reformation nicht erklärt, aber verständlich macht. Dieses Mittelalterliche an der Kirche ist ihr aristokratischer und ihr rechtlicher Charakter. Immer mehr nobilitiert sich im fünfzehnten Jahrhundert die hohe Geistlichkeit in den Kapiteln und auf den Bischofsstühlen, von denen manche jetzt den fürstlichen Familien vorbehalten bleiben. Immer tiefer wird die Kluft zwischen hohem und niederem Klerus, unerträglich der Zwiespalt zwischen dem religiösen Anspruch des Volkes und einer Geistlichkeit, die weithin, wenn auch durchaus nicht überall, auf der unteren Stufe proletarisiert, auf der oberen aber nichts ist als adlige oder fürstliche Machtposition. Die gleiche Spannung zum religiösen Bedürfnis des Volkes hin schafft die immer noch fortschreitende Verrechtlichung der Kirche: die volkstümliche Mißdeutung der Ablaßlehre ist das sichtbarste Zeichen dieses echt mittelalterlichen Zugs der Kirche des fünfzehnten Jahrhunderts.

Suchten wir die Erklärung für den krisenhaften Charakter des deutschen Spätmittelalters im allgemeinen, so fanden wir die Formel von seiner Entscheidungslosigkeit. Suchen wir die Erklärung für die Krise des späten fünfzehnten Jahrhunderts im besonderen, so versuchen wir es mit der Formel der Enttäuschung. Denn Enttäuschung scheint mir letzten Endes alles zu erklären, was wir die Volksbewegungen des späten Mittelalters nennen, die bäuerlichen Unruhen, die revolutionären

Stimmungen in den Städten. Es ist die Enttäuschung eines Volkes, das sehr lang an die Sterne geglaubt hatte, unter denen es lebte. Noch in Konstanz, noch auf dem Basler Konzil hatte sich dieser Glaube in die Hoffnung auf Reform der Kirche und des Reiches umgesetzt, als Glaube nämlich an das geschriebene Recht, und als Hoffnung auf die altgeheiligten Institutionen und deren nur institutionelle Reform. Diese Hoffnung war um 1450 zusammengebrochen, und was sich an Hoffnung auf das Alte regen mochte, zertraten die Reiter des siegreichen Fürstenstaates. Das alte Reich gab nicht mehr, der neue Staat gab noch nicht, was das Volk von Reich und Staat verlangt, sein Recht. Und beide enthielten ihm vor, was es, in einem vorpolitischen Zustand verharrend, zwar nicht verlangte, aber brauchte, die politische Form. „Wir sind Schafe ohne Hirten, geschoren, nicht geweidet": das war die Antwort auf das Versagen der alten Ordnung. Die Antwort war der Bauernkrieg, in den der Bildschnitzer Riemenschneider sich einließ — die Folter des Bischofs von Würzburg machte seiner Kunst ein Ende.

Luther aber zwang die Unruhe der Vielen in die religiöse Bahn des Einen — denn die Zeit um 1520 verging bald, da die Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation in den Chor der Forderungen des fünfzehnten Jahrhunderts einstimmte. Die neue Lehre aber zerstörte die Adelskirche, Luther verbrannte die Dekretalen. Er verbrannte das Mittelalter. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß die deutsche Revolution eine religiöse Reformation war. Der politische, der soziale Zustand verharrte in der Schwebe, in der Unentschiedenheit. Die Entscheidung fiel da, wohin ein seit dem Sturz der Staufer dem großen politischen Leben entfremdetes Volk seit fast drei Jahrhunderten gedrängt worden war: in der Innerlichkeit, in dem Herzen, das sich vor Gott rechtfertigen möchte. Damit zeigt sich aber wieder, was dieser Vortrag andeuten sollte, der besondere deutsche Charakter des Spätmittelalters und die relative Einheit der Zeit zwischen dem dreizehnten Jahrhundert und der Reformation.

Ungarn im 15. Jahrhundert und die italienische Frührenaissance

Von Emerich Schaffran

Die Verbreitung der italienischen Kunstkultur der Renaissanceperiode in die Länder nördlich der Alpen ging im Grunde sehr zögernd vor sich. Wohl bahnten sich humanistische Beziehungen zu Paris, Wien und einigen niederländischen Städten schon vor 1440 an, ein formaler Einfluß auf die dortige bildende Kunst ist hingegen erst spät und dann auch nur zögernd zu merken, denn man darf doch z. B. das Auftreten einer neuen Raumvorstellung in den Tafeln des Pacher-Altares in St. Wolfgang am Abersee ebensowenig als ein besonderes Zeichen italienischen Kunsteinflusses ansehen, wie die Übernahme einzelner italienischer Dekorationsmotive durch einige Maler der niederländischen Schule, z. B. durch Memling. In Deutschland, Frankreich und den Niederlanden war die Homogenität der bodenständigen Kunst viel zu groß, um — wenigstens augenblicklich — dem Fremden mehr als nur einen bescheidenen, anregenden Anteil zu gewähren, denn ungebrochen herrschte dort die Spätgotik und war sogar in der Lage, benachbarte Länder sehr stark zu beeinflussen. Dies ist besonders im Verhältnis zwischen Süddeutschland (einschl. Österreich) und Ungarn zu beobachten, denn große Teile der ungarischen Kunst des späten 14. und des ganzen 15. Jahrhunderts sind von der süddeutschen Spätgotik vollkommen abhängig, ja, man kann sogar bedeutende Teile Ungarns als einen Teil der süddeutschen Kunstprovinz ansehen[1]. Auszunehmen hiervon ist einmal die sehr bedeutende und durchaus bodenständige ungarische Volkskunst und dann jene „hohe" Kunst, die ihren Sitz am königlichen Hof und an den sehr reichen Bischofsitzen Veszprim, Gran, Fünfkirchen, Großwardein und Kalosca, sowie in den damit in unmittelbarer Verbindung stehenden großen Pfarren hatte. An allen diesen Orten war seit dem 14. Jahrhundert das künstlerische Interesse im wesentlichen zuerst auf Frankreich und später (nach 1400) ausschließlich auf Italien gerichtet, und in keinem anderem Land nördlich der Alpen besaß schließlich Italien einen derartigen dominierenden Einfluß, wie in den genannten ungarischen Gebieten. Diese gerieten sofort in den schärfsten Gegensatz zu den nicht italienisch orientierten Tei-

[1] Vgl. darüber *Hekler*, Kunstgeschichte Ungarns, 19.., an vielen Stellen. Ferner *Schürer-Wiese*, Deutsche Kunst in der Zips, Wien 1938.

len des Königreiches Ungarn und zu allen jenen Bevölkerungsgruppen die bodenständig eingestellt waren, dazu gehörten auch ansehnliche Teile des hohen Adels. Es ist wichtig, diese Spannung gleich zu Beginn unserer Ausführungen festzustellen, weil sie nach 1500 einen wesentlichen Anteil an dem schauerlichen Zusammenbruch Ungarns haben werden[2].

Die Beziehungen der ungarischen Krone zur italienischen Kunst des Trecento fallen nicht in den Rahmen der vorliegenden Untersuchung, diese erstreckt sich hingegen auf die Regierungszeit der Könige Sigismund (1387 bis 1437), Albrecht I. (als deutscher Kaiser Albrecht II, 1438 bis 1439), Wladislaw III. (1440 bis 1444), auf den als Reichsverweser für den unmündigen Sohn Albrechts I., Ladislaus Posthumus eingesetzten Johann Hunyadi (bis 1458) und besonders auf jene seines Sohnes Mathias Corvinus (1458 bis 1490). Diesen gekrönten Häuptern stehen an Förderung der gleichzeitigen italienischen Kunst mit mindestens ebenso starker Intensität zur Seite einige Bischöfe und Prälaten, von denen besonders zu nennen sind Johann Vitéz, Fürstprimas von Gran, dessen Neffe Johann von Cesinge, Erzbischof von Fünfkirchen, genannt Johannes Pannonius, und Georg Hasznoz, Erzbischof von Kalocsa[3].

Am Hof König Sigismunds kann eine Heranziehung der italienischen Renaissancekunst, sowie eine Beziehung zu ihren Dichtern und Philosophen aus zeitlichen Gründen erst in den letzten Regierungsjahren einsetzen; bis in die zwanziger Jahre des 15. Jahrhunderts schwankt die höfische Baukunst der sigismundischen Periode zwischen Frankreich, Italien und gelegentlich sogar Deutschland, und die mit Recht berühmte Buchmalerei am Hofe König Sigismunds steht im engsten Zusammenhang mit den österreichischen und böhmischen Miniatorenschulen.

Der Italianismus setzt gegen 1410 ein und ergibt sich auf der einen Seite durch die starke politische Verbindung des Königs mit Mailand und Florenz, auf der anderen durch die lebhafte Kunstförderung einiger nach Ungarn berufener hoher Geistlicher, unter denen in erster Linie die Mitglieder der Familie Scolari, Andrea und Filippo zu nennen sind.

[2] *C. Höfler,* Fränkische Studien, Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XI, S. 3; dazu noch das Verdikt des ungar. Reichstages von 1514 (Corpus iuris hungar. I, 316) und die vielen Darstellungen des Lebens des Königs Mathias Corvinus.

[3] Über die Beziehungen Ungarns zu Italien vor Mathias Corvinus orientiert am besten: *Reumont,* Dei tre prelati ungheresi, in: Archivio stor. ital. Ser. III T. 20, 1874, ferner *Peter Andras,* A magyar müveszet Törtenete (Budapest, 1930), schließlich noch *G. Canestrini,* Discorso sulle relazioni di Firenze coll' Ungheria, in: Archiv. stor. ital. IV, 1843. Von den älteren Autoren wäre besonders zu nennen: *Nikol. Olahi* Hungaria et Atila sive de originibus gentis etc. (Vindobona 1768). Über die Macht der Bischöfe: *Galeotto Marzo.* Salomon Hungaricus (XI p. 23, Kaschau 1611).

Andrea Scolari war zuerst Bischof von Agram und starb 1426 schließlich als Bischof von Großwardein; Filippo Scolari-Buondelmonte, Neffe des Andrea, war als Banus von Temesvár einer der größten Baumäzene des damaligen Ungarn, er vermittelte ferner die Berufung des Giovanni Buondelmonte auf den erzbischöflichen Thron von Kalocsa und der Toscaner Andrea Buondelmonte und Giovanni Milanesi da Prato auf jenen von Warasdin. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts war dank der intensiven Tätigkeit der Genannten die Italianisierung der größten Kirchensitze Ungarns vollzogen.

Da sogar in Florenz um 1420 die Gotik noch keineswegs ausgestorben war, ist es begreiflich, daß der von dort nach Ungarn kommende Export von Kunstwerken nicht immer für damals Modernes umfaßte; besonders Andrea Scolari setzte die Kunsttätigkeit seiner Vorgänger vielfach noch in alten Formen fort und von den aus seiner Kunstförderung erhaltenen Werken zeigen nur einige Grabmäler im Dom zu Großwardein Formen der werdenden Frührenaissance, ohne in ihrer schablonenhaften Gestaltung als besonders „modern" angesehen werden zu können. Sonst sind alle durch Andrea Scolari in Auftrag gegebenen oder aus Italien nach Ungarn gebrachten Kunstwerke verschwunden, und das Gleiche gilt auch hinsichtlich des Filippo Scolari, dem in der Biographie des Vespasiano Bisticci die Erbauung von 180 Kirchen zugeschrieben wird. Wenn auch alle diese Bauten mit ihrer Ausschmückung ganz oder zum größten Teil verschwunden sind, so erhalten wir wenigstens zum ersten Male Kenntnis der Namen von zwei italienischen Künstlern, welche für die beiden Scolari in Ungarn gearbeitet hatten. Filippo Scolari, genannt Pippo Spano[4], berief den biographisch nicht vollkommen klar faßbaren florentiner Architekten Manetto Ammanatini[5], welcher 40 Jahre in Ungarn weilte und schließlich auch für König Sigismund arbeitete. Gestatten schon die literarischen Quellen keinen sicheren Hinweis auf das von Ammanatini in Ungarn Geschaffene, so sind die wenigen, mit ihm eventuell in Verbindung zu bringenden Reste entweder zu gering oder zu verändert, um aussagekräftig zu sein. Auch der Bericht des Rinaldo degli Albizzi aus dem Jahre 1426[6] über die Grabkapelle des Scolari in Stuhlweißenburg (Alba regia) gibt keinen befriedigenden Aufschluß weder über den Stil, noch über den Erbauer, und der Versuch, hierfür den Ammanatini in Anspruch zu nehmen, muß mangels genügender historischer und stilkundlicher Fundierung eine

[4] Pippo Spano ist kunstgeschichtlich bekannt durch das Fresco des Andrea Castagno in Florenz, Refektorium von Sant' Appollonia.

[5] Die Erwähnung bei Vasari über den Architekten Manetto Ammanatini, genannt der dicke Tischler, ist nicht sehr aussagekräftig.

[6] Commissioni di Rinaldo degli Albizzi per il Comune di Firenze II. p. 589.

Hypothese bleiben. Ob nun Ammanatini die Ursache war, daß der Maler Masolino da Panicale (richtig Tommaso di Christoforo Fini, geb. 1383 Panicale, gest. um 1447 Florenz?) 1425, spätestens 1426 nach Ungarn kam, oder ob Pippo Spano den Künstler, der angeblich der Lehrer des Masaccio war, direkt berief, bleibt unklar, sicher ist eine umfangreiche Freskentätigkeit des Malers in Ungarn, und mit einiger Wahrscheinlichkeit können derartige Monumentalmalereien in Ozora, Liptau, Stuhlweißenburg, in der königlichen Residenz in Ofen und im Auftrag des Bischofs Branda Castiglione auch in Veszprim angenommen werden. Einen indirekten Beleg für die Tätigkeit des Masolino in Ungarn bieten ferner die ungarischen Typen in den Fresken des Meisters in Castiglione d'Olona, die als Hintergrundlandschaft auch ein Stadtbild zeigen, welches möglicherweise Veszprim in Westungarn darstellt[7]. Von den Malereien des Masolino hat sich nichts erhalten. Verschwunden sind auch seine Fresken in dem riesigen Hauptsaal der Burg zu Ofen, nach den zeitgenössischen Beschreibungen wohl durch den „Salone" in Padua angeregt, denn die, sicherlich großartigen, sigismundischen Umbauten seiner Burg in Ofen wurden dann durch die besonders die Höfe und Innenräume treffenden Um-, Zu- und Neubauten des Königs Mathias Corvinus derart verändert, daß eine brauchbare Rekonstruktion nicht mehr möglich erscheint.

Von den erwähnten italienischen Kirchenfürsten in Ungarn wurden noch weitere italienische Künstler nach Ungarn gerufen; die Quellen nennen den Holzbildhauer Pellegrino da Terma, den Dekorationsplastiker Giovanni delle Bombarde und den Goldschmied Nicola di Simone di Siena. Die Zuschreibung eines Taufbeckens in Ruszkin (Ob. Ungarn) an G. delle Bombarde und eines Stehkreuzes in Igló an den Sienesen Nicola di Simone sind kunstgeschichtliche Vermutungen, für mehr fehlen in erster Linie die stilkundlichen Vergleiche.

Erhalten hat sich nur in der Kathedrale zu Großwardein der aus Sandstein gearbeitete, 2,07 m zu 0,79 m große Grabstein des Bischofs Andrea Scolari; der Text in spätgotischen (!) Minuskeln lautet: *Hic jacet Reverendus In Christo Pater Dominus Andreas Florentius Hujus Ecclesie Varandiensis Pontifex Venerandus Deo Ac Gentibus Hungarie Dilectus Qui Obiit* XVIII *o Die Mensis Januarii* VII *Hora Noctis Anno Domini Mmo CCCCXXVI Hic Honorifice Sepultus.* In strengem archaistischem Stil ist der Verstorbene in bischöflichen Kleidern mit der Mitra und dem Wappenschild mit 3 Schrägbalken dargestellt, stilistisch

---

[7] *Horvath*, Una veduta di Veszprim in un affresco di Castiglione d'Olona, in der Zeitschr. „Corvina", XI/XII, Budapest 1926.

hat das Werk mit der florentiner Frührenaissance noch sehr wenig gemeinsam, es ist weit mehr spätgotisch.

König Sigismund hat nicht nur Ammanatini und Masolino (und vermutlich auch die anderen bereits genannten italienischen Künstler) beschäftigt, sondern seine sehr initiative Einstellung zur italienischen Frührenaissance noch stärker durch die Berufung der beiden florentiner Humanisten Pier Paolo Vergerio und Filelfo gezeigt. Sie arbeiteten längere Zeit in Ofen und dürften zur Schmückung ihrer Werke auch florentiner Miniaturisten herangezogen haben. Es scheint damals der Grund für jene, dann unter Mathias Corvinus blühende Buchmalerschule in Ofen gelegt worden zu sein, aus deren Werkstatt die Illuminierung eines Teiles der berühmten corvinischen Bibliothek entstanden ist. Einen erheblichen Einfluß darauf besaß ferner der königliche Notar, später Erzbischof von Gran, Johann Vitéz von Zrednai, der gleich seinem geistlichen Kollegen und Neffen Johannes Pannonius Schüler des Guarini in Padua war.

Johann Vitéz ist einer jener drei, schon eingangs angeführten großen ungarischen Kirchenfürsten, die neben Mathias Corvinus die Hauptförderer der italienischen Renaissancekunst und des Humanismus waren. Obwohl ihre Lebensdauer bis weit in die Corvinische Periode hineinreicht, hebt sich ihre Kunstförderung dennoch scharf von jener des Königs Mathias Corvinus ab, vielleicht schon darum, weil sie alle drei in Italien erzogen wurden oder dort lange Zeit studierten und daher zur italienischen Renaissance jene lebendige, persönlich-unmittelbare Beziehung hatten, die dem König fehlte.

Johann Vitéz begann seine humanistische Tätigkeit als königlicher Sekretär und setzte sie fort als Bischof von Großwardein und Erzbischof von Gran, wo er, 1471 zum Kardinal geweiht, 1472 starb. Obwohl Erzieher des Mathias Corvinus und dessen Befreier aus der Gefangenschaft in Prag, trat Vitéz später in offene Opposition zum König und wurde von ihm sogar in Visegrad gefangen gehalten. Nach Bonfini hat Johann Vitéz besonders seine erzbischöfliche Residenz in Gran großartig ausgebaut und geschmückt; erhalten hat sich nichts.

Sein Neffe (Sohn seiner Schwester) *Johann von Cesinge* (besser bekannt als *Johannes Pannonius)* lebte von 1434 bis 1472, studierte vier Jahre bei Guarini in Padua, weilte hierauf sieben Jahre am Hof Lionello d'Estes in Ferrara und wurde 1458 laut Vasari zusammen mit seinem Freund, dem humanistischen Dichter Galeotto Marzi da Narni, von Andrea Mantegna gemalt. In Florenz trat Pannonius in humanistische Beziehungen zu Cosimo de Medici, den er auf seinem Landsitz in Careggi besuchte, ferner zu Argyropulos, Poggio Brancolini und Marsilio Ficino. Durch

seinen langen Aufenthalt in Italien entfremdete Pannonius sich seiner Heimat und fühlte sich, 1457 zurückgekehrt, dort wie im Exil. Guarini sagte über ihn: er hätte nie einen derart gelehrten und vortefflichen Schüler gehabt als Pannonius es war; redete er lateinisch, glaubte man in Rom zu sein, sprach er griechisch, so dünkte man sich in das Athen des Perikles versetzt. Obwohl Bischof von Fünfkirchen, einer von Mathias Corvinus bevorzugten Stadt, starb auch Pannonius in Ungnade und sein Leichenbegängnis 1472 mußte in aller Stille vor sich gehen. Johann Pannonius war ein Humanist edelster Gesinnung, sein heißester Wunsch war die Schaffung einer ungarischen Universität in Ofen nach florentiner und paduensischem Muster; dieser Plan wurde nie erfüllt. Denn bisher mußten die ungarischen Studenten nicht etwa an der nahe gelegenen Universität von Wien, sondern an jener von Padua, Bologna und Neapel studieren; auch dadurch ergab sich eine lebhafte Beziehung zur italienischen Frührenaissance. Über Kunstwerke italienischer Prägung, die Johannes Pannonius in Ungarn in Auftrag gab, ist nichts Sicheres bekannt geworden; eine derartige Kunstförderung ist jedoch anzunehmen.

Der dritte der großen italienfreundlichen ungarischen Kirchenfürsten, der Erzbischof von Kalocsa, *Georg Hasznoz*, studierte gleichfalls in Padua, begleitete Johann Pannonius nach Rom und vermittelte später in Neapel die Ehe des Königs Mathias mit Beatrice von Aragonien. Auf seine Anregung stellte die florentiner Kolonie in Neapel vor der Abreise der Königin die Trionfi des Petrarca dar.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird zum ersten Male auch ein ungarischer, in Italien schaffender Maler urkundlich bekannt, es ist dies *Michele Pannonio*, auch Michele Ongaro oder Michele dei Unii genannt. Er ist zwischen 1415 bis 1459 hauptsächlich in Ferrara nachweisbar und starb vor 1464 in dieser Stadt. Zusammen mit Cosimo Tura arbeitete der ungarische Meister für Lionello und Borso d'Este, und die Ausschmückung des Arbeitszimmers des Herzogs dürfte eine dieser gemeinschaftlichen Arbeiten sein. Wie das einzige erhaltene Werk des Michele Pannonio, eine Thronende Ceres, im Museum der schönen Künste in Budapest[8] zeigt, steht die Kunst des Ungarn stilistisch jener des Tura und des Crivelli nahe, und übersteigert deren dekorativen Reichtum an Beigaben. Von anderen ungarischen, in Italien arbeitenden bildenden Künstlern wurde bisher nichts bekannt, der Name des Michele Pannonio ist überhaupt auf lange Zeit hinaus der einzige eines ungarischen bil-

[8] Katalog der Gemäldegalerie des Museums für bildende Künste in Budapest; Berlin, J. Bard, 1916, S. 77 mit Abbildung.

denden Künstlers und dieses Vacuum dauert bis zur Befreiung Ungarns durch die kaiserlich deutschen Truppen im Jahre 1686.

Wenn auch der Denkmälerbestand fast null ist, kann das Bild der ungarischen Beziehungen zur italienischen Frührenaissance schon für die Zeit von 1410 bis zur Thronbesteigung des Königs Mathias Corvinus im Jahre 1458 als bedeutend bezeichnet werden, denn darüber geben die literarischen und zeitgenössischen Quellen immerhin genügenden Aufschluß. Das Bemerkenswerte ist hierbei — es sei nochmals darauf verwiesen — die Beschränkung dieser Kunstbeziehungen auf Hof, Hochadel und höchste Geistlichkeit, wogegen andere und sehr wesentliche Teile von Adel und Geistlichkeit und ferner das Volk in seiner Gänze davon nicht erfaßt und auch nicht berührt wurden. Es bleibe dahingestellt, ob sich schon damals ein scharfer Antagonismus zwischen den italienisch eingestellten weltlichen und geistlichen Hofhaltungen und den übrigen Kreisen bemerkbar machte, auf jeden Fall wurde noch vor 1460 der Keim zu jener Ablehnung des Fremden durch die nationalen Ungarn gelegt, der nach dem Tode des Königs Mathias Corvinus ein so erstaunlich rasches Ende seiner scheinbar so fest fundierten Herrschaft herbeiführte. Schuld daran war ferner auch die bereits von Sigismund begonnene, von den großen Prälaten gesteigerte und von Corvinus auf die Spitze getriebene steuerliche Belastung des Volkes zu Gunsten einer luxuriösen Hofhaltung und einer immer uferloser werdenden Kunstförderung[9].

Von diesen negativen Vorbereitungsmomenten abgesehen, lag im Positiven in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Ungarn der gut vorbereitete Boden für jene großartige, für die Länder nördlich der Alpen einzigartige Förderung der italienischen Kunst und des dazu gehörigen Humanismus, wie sie im Kulturellen das Hauptmerkmal der Regierungszeit Mathias Corvinus' ist. Wie sehr diese Förderung einzig auf die lebhaften Impulse durch den König (später auch durch die Königin Beatrice) zurückzuführen ist, zeigt ihre abrupte Beendigung nach dem Tode des Königs 1490; die letzten Kunstäußerungen solcher Art sind dann mit der katastrophalen Schlacht von Mohacs 1526 restlos und gewaltsam beendet worden und fanden auch später keine Fortsetzung mehr. Denn was Sigismund, Mathias Corvinus und die großen Kirchenfürsten für die italienische Kunst taten, war und blieb auf die höfischen

[9] *L. Neustadt,* Der Verfall Ungarns im 16. Jahrh. Ungarische Revue V, 1885, gibt einen Überblick der Steuern unter Mathias Corvinus im Vergleich zu jenen unter dem Nachfolger Wladislaw (diese in Klammer): Goldbergwerke und Flüsse: Duk. 400 000 (36 000), Salzgruben: 140 000 Duk. (25 000), Zölle: 50 000 Duk. (18 000) und Gerichtssporteln: 300 000 Duk. (140 000). Bei Mathias Corvinus also eine totale Steuerleistung von Duk. 940 000, bei Wladislaw nur mehr Duk. 219 000.

Kreise beschränkt und fand in das Volk keinen Eingang, erregte sogar dessen schärfste Opposition. Der Gegensatz zur sozialen Kunststruktur der gleichen Zeit in Deutschland wie in Frankreich ist damit deutlich gegeben.

Mit Mathias Corvinus erhielt 1456 Ungarn nach längerer Zeit wieder einen nationalen Herrscher[10]. Doch von Anfang an fühlt sich dieser im Gegensatz zu seinem Vater Johann Hunyady, der ein schlichter ungarischer Soldat war, weniger als Ungar, sondern als ein Fürst, der dank seiner arrogierten antiken Herkunft von einem römischen Geschlecht Anspruch auch auf die deutsche Kaiserkrone erheben zu können glaubte. Die Geschichte stellte Mathias Corvinus die Aufgabe, sowohl als Nächstbeteiligter und Nächstgefährdeter, wie auch als europäischer Potentat den Kampf gegen die furchtbar wachsende türkische Gefahr mit den bedeutenden Machtmitteln seines Staates aufzunehmen. Diesem geschichtlichen Mandat ist jedoch Corvinus nur sehr bedingt nachgekommen, viel wichtiger dünkte ihm der Kampf gegen den deutschen Kaiser Friedrich III., weil er im Falle eines Sieges den Besitz der Kaiserkrone erwartete[11].

Bonfini, der gelehrte und keineswegs allzu parteiisch befangene Hof-Historiograph des Ungarnkönigs, hat in bemerkenswerter Offenheit diese westlich gerichteten Ziele des Königs angemerkt. Zitiert nach der ersten deutschen Übersetzung von 1516 ist bei Bonfini *Rerum Hungaricarum Decades quinque et dimidia* zu lesen: „Zu dem, was geredt, kam auch die große Ungleichheit der Sitten und der angeborene Neid und die ewige Feindschaft dess Ungarn mit dem Teutschen . . . Weil nun täglich die Unbilligkeit (des Türkenkrieges) je länger je größer wurde, hat er seine Waffen zu Keyser Friderichen gewendet, wider welchen er meinet, größern Nutzen zu schaffen, als der etwas schwächer als der Türck ware. Auch wußte er wol, was es ihm für ein Lob und Namen zu wegen brächt, so er wider beyde Potentaten glücklich gesieget. Darzu reitzet ihn auch das schöne Land Österreich, die Menge reicher, großer und gewaltiger Stätt darinn, welches Land er vermeinet ein Hauß aller Wollust und menschlicher Frewden seyn. Er gedacht, die Einöd und der

[10] Aus der umfangreichen zeitgenössischen Literatur über den König wären an erster Stelle zu nennen: a) *Bonfini* Rerum Hungaricarum decades quinque et dimidia, b) *Nikol. Olahi*, Hungaria et Atila sive de originibus gentis etc. c) *Ludovici Tuberonis* Dalmatae abbatis, Commentarium de rebus suo tempore nimirum ab anno 1490 usque ad ann. 1552. Gutes Material bei: *Ireneo Affo*, Memorie di Taddeo Ugoleto Parmigiano, bibliotecario di Mattia Corvino Re di Ungheria (Parma 1781), dazu noch die ausgiebige moderne Literatur.

[11] Dazu vgl. *E. Schaffran*, Beiträge zum 2. und 3. Einfall der Ungarn in Nieder-Österr. 1477 und 1481—1490 (Jahrb. d. Ver. f. Landeskunde von Nieder-Österreich, Band 1932).

Mangel an Stätten in Ungarland könte wol mit Empörungen in Österreich verbessert werden; wiewohl ich keineswegs gestehe, daß er der Ursachen halber den Krieg wider Keyser Friderichen angefangen, achte ich doch solches habe ihn von seinen Fürnemen nicht hinterhalten mögen."

Dank der Geldknappheit des Kaisers und der bis zum Hochverrat gehenden mangelnden Unterstützung durch die Reichsstände und die österreichischen Stände errang Mathias Corvinus wohl im Krieg gegen den Kaiser bedeutende Erfolge, doch das erträumte Ziel, die Kaiserkrone, erreichte er nicht. Dazu die letzten militärischen Kräfte einzusetzen hinderten ihn unmittelbar die Türken, mittelbar die Überbeanspruchung der finanziellen Mittel, entstanden durch die immer üppiger werdende Kunstförderung, für welche auch die Steuerleistung der Bevölkerung auf das Äußerste angespannt wurde.

Wenn der König seine Familie von den römischen Corvinern ableitete (und es auch dekretierte), so entspricht dies nicht nur der im 15. Jahrhundert bekannten genealogischen Bedenkenlosigkeit, sondern auch einer ausgesprochen großräumigen, imperialistischen Machtpolitik; und dieser diente auch die berühmte Kunstförderung durch den König und später durch seine Gemahlin Beatrix von Aragonien, wenn auch der König selbst sehr persönliche und aus reiner Freude am Künstlerischen entstandene Beziehungen zur bildenden Kunst und zur Literatur besaß. Nahm er die Verbindung zur florentiner Kunst der Frührenaissance anfänglich ohne wesentliche politische Nebengedanken auf, so ist jene zur mailändischen Kunst stets nicht ohne ein Politikum denkbar. Denn Lodivico Sforza, il Moro, der Herzog von Mailand, war für Mathias Corvinus unter Umständen ein bedeutender Verbündeter im Kampf gegen den Kaiser. Aus diesem Grunde bahnte der ungarische König schon frühzeitig eine Ehe seines unehelichen Sohnes Johann Hunyady mit der Nichte des Herzogs von Mailand an, ohne daß im Briefwechsel der beiden Herrscher und in den Berichten der mailändischen Gesandten in Ofen die politischen Absichten Ungarns besonders deutlich formuliert worden wären. Nach außen hin war dies alles reine Kunstförderung und auch Bonfini, sicherlich gut unterrichtet, bekannte, „diese alle (die bildenden Künstler, Poeten, Musiker, Gärtner, Ökonomen, Käsemacher, Gaukler etc.) hatte König Mathias sonderlich lieb, gab inen Unterhaltung und wolt auss Ungerland das ander Italien machen". Und gleich darauf: „Hergegen verdross solches sehr die Ungern, so die Wolüsten nicht achten, verdampten diese unnützen Kosten, beschuldigten täglich die königliche Maiestet, dass sie ires Gelt zu viel vergebe ... daß sie auch von dem löblichen Brauch der alten Vorfahren weiche, die alten Sitten abschaffe ... und gantz weibische Sitten ins Land führte."

Es ist bei dieser Sachlage begreiflich, daß die ganze Kunstförderung des Königs als eine rein persönliche Angelegenheit betrachtet und nur von den ihm ergebenen Kreisen gebilligt wurde. Ebenso verständlich wird es, wenn die mit vorzüglichen Denkmälern und durch erste Meister in Ungarn vorgeführte moderne italienische Kunst schon deshalb keinen größeren Einfluß gewinnen konnte, weil es eine wirklich bodenständige Kunst in Ungarn gar nicht gab, denn der größte Teil der außerhalb des Hofes erfolgenden Kunstproduktion in Ungarn stand im Zeichen der süddeutschen Kunst und wurde deutlich von ihr gespeist. Den Beleg dafür liefert die fünfjährige Hofhaltung des Königs in dem von ihm im Mai 1485 nach schweren Kämpfen besetzten Wien, damals einer der schönsten süddeutschen Kunststädte[12]. Die Wiener bildenden Künstler sahen sicher eine Menge Meisterwerke italienischer Herkunft, jedoch es ist bis jetzt nicht gelungen, auch nur die geringste Beeinflussung der Einheimischen durch die Italiener festzustellen; das erste Auftreten einer italienisch gerichteten bildenden Kunst in Wien ist erst in den ersten Jahrzehnten des kommenden Jahrhunderts zu erkennen[13], also keineswegs früher als in anderen süddeutschen Städten. Der blühende Wiener Humanismus[14] hingegen ist schon lange vor der Besetzung der Kaiserstadt durch die Ungarn entstanden, war keine höfische Angelegenheit, sondern ergriff auch weite Kreise der Intelligenz.

Es widerspräche der historischen Wahrheit, Mathias Corvinus als Kunstmäzen einen Parvenü zu nennen; das war er sicherlich nicht. Denn neben dem praktisch-politischen Nutzen seines Mäzenates hatte der König, wie bereits erwähnt, auch eine persönliche Freude an den acquirierten Kunstwerken, und namentlich die Schätze seiner Bibliothek waren ihm, der lateinisch und italienisch sprach, besonders ans Herz gewachsen. Bis zu seiner Ehe mit Beatrix von Neapel hatte der König auch noch gelegentlich seine Schätzung der nordisch-spätgotischen Kunst gezeigt, erst durch Beatrix ist diese Freude zuerst gestört und dann zerstört worden. Es gibt manches Werk der süddeutschen Spätgotik, welches in irgend einer Weise mit Mathias Corvinus in Verbindung gebracht werden kann. Darauf deutet bei Bonfini folgende Stelle im 7. Kapitel des 4. Buches: "Er fing an in der Mitten des Münsters von Stuhlweißenburg einen großen Altar viel weiter denn der Vorige aufzurichten, daß er ihm und seinem Vatter ein Herrlich und Königlich Grab zubereitet: dahin hat er auch seiner verstorbenen Mutter Elisabethen Leichnam gebracht ... daß Werck ward angefangen an einem künstlichen hohen Schnecken von viereckigsten Stainen gewellbet, also daß es allen mensch-

[12] Siehe *E. Schaffran* a. a. O. (Anm. 11).
[13] *K. Ginhart,* Kunstgeschichte Wiens, Wien 1948.
[14] Ausführlich darüber *O. Rommel,* Wiener Renaissance, Wien 1947.

lichen Verstand übertreffe..." In den Schlössern Ofen, Visegrad und Tatatóváros wurden ältere gotische Bestandteile belassen und, soweit dies die modernen Grabungen erkennen lassen, auch im gleichen Stil ergänzt, im Schloß zu Tatatóváros zeigt noch heute ein großer Bauteil mittelitalienisch-gotische Fenster[15] und sonstige ähnliche Details. Die Ergänzungen im Stil der italienischen Frührenaissance begannen, wie die dekorative Ausschmückung in den Residenzen von Ofen und Visegrad im Wesentlichen erst nach der Eheschließung des Königs. Mitunter vermischen sich bei Bauten in Ungarn Motive der italienischen Renaissance mit solchen der Spätgotik, wie z. B. beim Turm des Rathauses in Bartfeld (Bartfa), begonnen um 1465, wo neben die rein italienische Gliederung des Turmbaues dessen Verzierung mit spätgotischem Maßwerk tritt. Reinste, blühende Spätgotik ist dann das schöne königliche Wappenrelief am Rathaus zu Görlitz in Schlesien (vor 1465)[16]. In welcher Weise das von Mathias Corvinus um 1480 in Hollenburg an der niederösterreichischen Donau erbaute Kastell geschmückt war[17], entzieht sich mangels aller brauchbaren Reste einer kritischen Beurteilung. Der berühmte Corvinusbecher im Stadtmuseum zu Wiener Neustadt, ein Hauptwerk der niederösterreichischen Goldschmiedekunst, ist hingegen kein Objekt der corvinischen Kunstförderung, denn er entstand in seinen Hauptteilen 1462 im Auftrag Kaiser Friedrichs III. als Werk des Wr. Neustädter Goldschmiedes Wolfgang Zulinger und sollte nach einer sehr alten Tradition als Geschenk des Kaisers an den ungarischen König verwendet werden. Eine Ablieferung an den König fand nicht statt, der Becher verblieb dann als Pfandobjekt in Wr. Neustadt und wurde bei der Einnahme dieser Stadt durch die Ungarn 1487 vom König nicht beschlagnahmt. Wertmäßig dünkte ihm der Becher hinsichtlich Gewicht wie an Stärke der Vergoldung zu gering und für den spätgotischen Stil des Werkes wird 1487, also zur Zeit der vollsten Blüte der humanistischen Bestrebungen des Königs, dieser kein Interesse mehr gehabt haben. Außerdem war er damals bestrebt, der Stadt Wiener Neustadt aus politischen Gründen bedeutende Begünstigungen zuzuwenden[18].

[15] Eine Abbildung bei *E. Schaffran*, Mattia Corvino Rè dell' Ungheria ed i suoi rapporti col rinascimento italiano, Rivista d'arte, Firenze, 1933, S. 13.

[16] Eine Abb. in: Große deutsche Bürgerbauten der Vergangenheit, S. 73 („Blaue Bücher, Langewiessche).

[17] Österr. Kunsttopographie Bd. I, Bez. Krems (1910), zu Hollenburg, und das unpublizierte Konzept eines Berichtes an Kaiser Maximilian I. vom 22. II. 1494 (österr. Staatsarchiv, Maximilian. Zettel, fasc. II), wonach Maximilian I. den von ihm eroberten und von Mathias Corvinus erbauten Sitz Holnpurg an Freising zurückgibt.

[18] *Wendelin Bocheim* in: Berichte u. Mitteil. d. Altert. Ver. Wien XXVIII, 1892, S. 76 u. ff., sowie meine eigenen verstreuten Arbeiten (Kunst Chronik, Wien 1951, Heft 4).

Dennoch erscheint der Corvinusbecher indirekt mit der italienischen Frührenaissance verbunden. Die Rückzahlung des von der Stadt an den Kaiser vor 1486 gegebenen Darlehens fand nie mehr statt, obwohl Maximilian I. in einem Reskript de dato Leoben, 15. August 1506, seinem Zahlmeister Erasmus Pamkircher befohlen hatte, „die clainotter, so bey weiland des kaisers zeitten den burgern ze der Newstat umb ein suma gelts versetzt seyn vom hungrischen gelt der letzten termin zu losen". Der Becher verblieb also den Wiener Neustädtern zusammen mit zwei namentlich genannten anderen „Clainottern", zwei Hutagraffen, deutlich florentiner Herkunft, um 1460. Da kaum angenommen werden kann, Kaiser Friedrich hätte sich bei seiner chronischen Geldnot kostspieliges florentiner Kunstgewerbe angeschafft, besteht die Vermutung, daß diese beiden Agraffen aus dem Besitz des ungarischen Herrschers stammen und in irgend einer Weise nach Wr. Neustadt kamen.

Mit voller Stärke setzten die Beziehungen des Königs zur Kunst der italienischen Renaissance erst nach seiner Eheschließung mit Beatrix von Aragonien im Jahre 1476 ein, obwohl schon vorher manche Fäden zur bildenden Kunst in Mailand und Florenz seitens des Königs gesponnen worden sind. Maßgebend war damals die Regelung der finanziellen Verhältnisse des Hofes durch eine neue, sehr radikale Besteuerung[19] der Bevölkerung. Die Vorliebe des Königs für die italienische Kunst begann schon zu einer Zeit, in welcher die politischen Beziehungen zu Mailand, Venedig und Florenz mehrfach getrübt waren. Unvergessen blieb dem König die historisch keineswegs gesicherte Schuld des florentiner Kapitäns Niccolo Lamberteschi an der ungarischen Niederlage in der Schlacht an der Donau gegen die Türken; die beiden Lamberteschi wurden enthauptet, ihre Güter eingezogen und mehrere andere, in hohem Rang stehende Florentiner gefangen gesetzt, wie Francesco Ruccellai, Gianozzo di Vanni, Cavalcanti und Gasparo da Colle[20]. Unvergessen war schließlich die bereits früher erwähnte Verschwörung des Erzbischofs Johann Vitéz, in deren Folge den ungarischen Studenten der Besuch der italienischen Universitäten mit der Begründung verboten wurde, „sie lernten dort zu Königsmördern und zu Verbrechern werden". Doch hat dann die freundschaftlich-politische Annäherung an Lodovico il moro und an Lorenzo magnifico bald diese Erinnerungen in den Hintergrund treten lassen, und nach der Vermählung mit Beatrix wurden die Beziehungen mit Italien in jeder Weise ungetrübt.

Diese zweite Ehe des Königs war ein Politikum, denn die Vermählung mit der Tochter des mächtigen Königs von Neapel mußte Mathias Cor-

19 Siehe Anm. 9.
20 Siehe *Reumont* a. a. O.

vinus mindestens einen moralischen Machtzuwachs erbringen, später hoffte er natürlich auch noch auf mehr.

Die Tätigkeit der jungen ungarischen Königin hat niemand anderer als Bonfini einer strengen Kritik unterzogen, er schreibt mit bemerkenswerter, geradezu animos erscheinenden Offenherzigkeit in Buch 4 cap. 7 (wieder in der bereits mehrfach verwendeten ersten deutschen Übersetzung): „Nachdemalen die Königin Beatrix in Ungarn kommen, hat sie schöne Tisch zurichten lassen und sich in der Haußhaltung viel statlicher gehalten, wolt sich nit mit schlechten Häusern behelfen, bawet noch herrlichere, richtet große Pancketen an, macht große Säl, übergülte Gemach, verwahren also, daß man nicht leichtlich zun könig kommen mögen, so stach sie der Ergeiz ... Sie hat auch italienische Sitten eingeführt und den König mit frembden Speisen erlustiert und hat mancherley Künstler, deren sie seithero in mangel gestanden, auß Italien erfordert mit großen Kosten, darumb dann die Mahler, Bildhawer, Steinschneider, Zimmerleut, Silberarbeiter, Steinmetzen und Pawmeister auß Italien in Ungarn kommen, welchen man große Besoldung geordnet."

So wie Mathias Corvinus damals sicher weit gelehrter war, als alle anderen europäischen Monarchen — er sprach ungarisch, lateinisch, deutsch, italienisch, griechisch, türkisch und vermochte in diesen Sprachen auch zu lesen —, so war Beatrix unter den gekrönten Häuptern die bedeutendste humanistische Weltdame und hat darin den höchsten und berühmtesten italienischen Fürstinnen in nichts nachgegeben. Ebensowenig, wie sie für ihren Gatten ein tieferes Gefühl empfand, ebensowenig besaß sie Sympathien für das ungarische Land und dessen Bevölkerung, und auch zum dortigen Adel konnte sie keine nähere Verbindung finden; sie isolierte sich von ihm immer mehr, und als für sie nach dem Tode des Königs die Stunde der Gefahr kam, da hatte sie nirgends einen Rückhalt und die politischen Ereignisse gingen schonungslos über sie hinweg.

Beatrix hatte nicht nur in ihrem Hochzeitsgefolge eine große Zahl mittel- und süditalienischer Dichter, Gelehrter, Musiker und bildender Künstler mit sich; auch später noch ließ sie unausgesetzt solche nach Ungarn kommen, so daß in Bälde die Hofhaltungen in Ofen, Visegrad und Tatatóváros mit italienischen Kulturschaffenden überschwemmt waren. Auch die Hofhaltung in Wien von 1485 bis 1490 scheint vollständig italianisiert worden zu sein, obwohl gerade darüber die Berichte sehr spärlich sind und eine Resonanz aus der gleichzeitigen einheimischen Wiener Kunstkultur nicht zu erkennen ist. Doch spiegeln sich manche Kulturverhältnisse in den Briefen wider, die Beatrix, durchwegs aus Wien, an ihre Schwester Eleonora, Herzogin von Ferrara, richtete. Einmal bittet sie Eleonora beim Markgrafen von Mantua wegen des Verkaufes einer

aus hohem kirchlichen Besitz stammenden Sammlung von Medaillen und Cameen zu vermitteln, denn der König „e desyderoso de tale cose et volontieri nhave donde ne pohaverà ... di uno prezo conveniente" (20. II. 1488)[21]. Ein anderesmal verlangt Beatrix dringend nach ihrem Hofschneider Simonello de Todisco[22] und schließlich nach besonderen Stoffen, da in Wien weder Samt zu erhalten sei, noch wären Meister am Platz, welche nach der Mode arbeiten könnten (2. XI. 1486 und 10. I. 1487). Dies aber steht im vollen Gegensatz zu dem bekannten Bericht Bonfinis über den Luxus an Wohnungen und Kleidern, den die Wiener getrieben haben, und den er nicht genug betonen kann. Eleonora wird von Beatrix sehr oft in ähnlichen Sachen angegangen; das Verlangen nach italienischen Seidenstickereien oder nach Überlassung des Vorlesers Georgio Alexandrino nach dem Tode seines Vorgängers Hieronimo de Theramo sind nur einige Einzelheiten aus einer sehr großen Zahl ähnlicher Wünsche, zu deren Erfüllung die Königin gelegentlich auch die italienischen Gesandten am ungarischen Hof heranzog.

Es nimmt nicht Wunder, wenn entsprechend von Analogien aus der Zeit vor Mathias Corvinus nun auch die höchsten geistlichen Stellen in Ungarn den Italienern in die Hand gespielt wurden. Dies gilt in erster Linie vom erzbischöflichen Stuhl in Gran, dem Sitz des Fürstprimas von Ungarn. Hier hat es Beatrix klug verstanden, ihren Neffen Ippolito d'Este, den Sohn ihrer Schwester Eleonora, in Vorschlag zu bringen und diesen auch durchzusetzen[23]. Im Alter von 9 Jahren bestieg Ippolito den ehrwürdigen Bischofssitz von Gran; er reiste dahin in Begleitung zahlreicher italienischer Gelehrter und Künstler und hatte bei sich die Aeneide und die Komödien des Plautus, sowie Gemälde des Ercole de Roberti und des Francia, auch einige prächtige, von den ersten Meistern Ferraras bemalte Cassoni.

In Gran richtete Ippolito einen wahren Musenhof ein. Der im Kindesalter stehende Kardinal wäre kein Italiener der Renaissance gewesen, würde er nicht sofort mit umfangreichen Bauten begonnen haben, Domkirche, Palast, Castell und die Parks wurden wiederhergestellt und durch vielfache Neubauten ergänzt, erhalten hat sich davon nichts. Für den Landsitz von Aranyos-Maróth arbeiteten die Marmorari Maestro Valentino, Jacopo und Michele Lapicida, bei einem „berühmten Maler" in Ferrara wurde ein Gemälde der Kreuzigung Christi bestellt (1489). Der Bauführer in

[21] *E. Müntz*, La propagande de la Renaissance en Orient, in: Gazette des beaux arts 35, 1894/5. Dazu weiteres reiches Material in den Bänden der Mon. Hist. Hung., besond. Band 2, Ser. IV und in den Epistol. Math. Corvini.

[22] *Ed. Müntz* a. a. O., ferner *E. Schaffran*, Beiträge etc. a. a. O.

[23] *Tiberio Gerevich*, Ippolito d'Este, Arcivescovo di Strigonia, in der Budapester Zeitschr. „La Corvina" I, 1921. Weiteres Material in Mon. Hist. Hung.

Gran war ein gewisser, nicht näher zu erfassender „Petro paler"; ein Paolo Lapicida meißelte einen Kruzifixus für den Park; ein unbekannter Maler arbeitete für die Domkirche eine Altartafel, und andere, gleichfalls dem Namen nach nicht genannte Maler sind für die Kirchen und Profanbauten der Diözese tätig. Doch kaufte Ippolito sehr im Gegensatz zu seiner Tante Beatrix Gemälde auch in Flandern, und einheimische Goldschmiede aus Ofen und Kremsier fertigten sowohl kirchliche Geräte, wie auch Reitzeuge, Tafelgefäße u. ä. Die Lieferung von Kupferstichen und illuminierten Büchern erfolgte durch den „Cartolajo" Giovanni Todesco in Ofen.

Gleich seiner Tante Beatrix war auch Ippolito ein großer Musikfreund und es mag daher jetzt am Platze sein, kurz der Musikbestrebungen der Königin wie auch ihres erzbischöflichen Neffen zu gedenken.

Der größte damalige Organist und auch als Komponist von Bedeutung war Paulus Hofhaymer (geb. 1459 in Radstadt in Salzburg, gest. 1537 in der Stadt Salzburg). Als um 1489 sowohl Beatrix wie auch Herzog Ercole von Ferrara den Musiker gewinnen wollten, war er Hoforganist des Erzherzogs Sigismund von Tirol. Beatrix schrieb dazu am 28. IX. 1489 an Ercole: „Intendo, chel Duca de Austerich, el Duca Sigismundo have uno egregio organista, chiamase mastro Paule, et quale veneria volontieri a servirne, et per essere el nostro acquisti di morto, el quale era gran organista (er hieß Fra Stefano Paone di Salerno) vorria per omne modo haverne un altro. Si che prego la Signoria in qualche bona manera veda potermelo havere per un prezo conveniente, che più presto li voglio dar qualche cosa più del devere, che manco." Auch den ferraresischen Gesandten am Hof zu Ofen, Beltrando Constabili, ersuchte die Königin in gleicher Sache; ein Erfolg blieb aus und Ercole hat in einem Brief an seine Schwägerin vom 24. XII. 1489 darüber eine ziemlich dilatorische Antwort gegeben[24].

Beatrix hatte mehrere angesehene Musiker an ihren Hof gezogen, einige wurden durch Lorenzo il magnifico vermittelt. Dies gilt besonders für den an die Ofner Domkapelle berufenen Organisten Messer Stefano[25]. Aus der übrigen Korrespondenz erfahren wir von Musikern aus

[24] Mon. Hist. Hung. Bd. 4, Ser. IV, S. 89 und 117, ferner *E. Schaffran*, Beiträge a. a. O., S. 157.

[25] Dies bestätigt ein Brief vom 20. August 1472, den Mathias an den Magnifico schrieb (Staatsarchiv Florenz, Medic. avanti il principato, fasc. 47 Nr. 1): Mathias dei gratia Rex Hungariae, Bohemiae. Magnifice vir, Amice noster carrissime. Profectus est de nostra voluntate ad illam civitatem florentinam frater Stephanus presentium lator, quod nobis inter alia musice artis instrumenta quoddam genus organi de tela preparet. Proinde rogamus, eum comendatum habere efficereque ut ... libere demorari possit et si quibus in rebus recursum ad vos habebit vestrumque imploraverit auxilium, nostri contemplacione favorem ei non denegetis. Quod a ... vobis pro re gratissima

Ferrara die folgenden Namen: Messer Paolo, Organist, Messer Piero, sonatore de lerito, Organist und Komponist Jacob Barbiria (Brief Beatrix' an König Maximilian I. aus Buda [Ofen] vom 8. Januar 1490). sowie von mehreren ungenannt gebliebenen Sängern und Instrumentalisten.

Auch Ippolito war, wie bereits mitgeteilt, ein leidenschaftlicher Musikfreund; sein Hoforgnist war Johann Todesco aus St. Albert (in Brügge?), im Sommer hörte der Erzbischof sehr gerne Zigeuner[26].

So reich auch die Hofhaltung Ippolitos war, weder für sich, noch für seine Angehörigen hatte der junge Kardinal die Einkünfte seines Erzbistums verbraucht und auch keine Reichtümer gesammelt, sein persönlicher Bedarf wurde aus seinem Privatvermögen bestritten. Trotzdem wurde nach dem Tode des Königs Mathias Corvinus auch für Ippolito die Lage bald unhaltbar, der größte Teil der Ungarn sah in ihm nur den Ausländer, und die Opposition unter der Führung des Bischofs Thomas Bakócz erzwang den Rücktritt Ippolitos. Er verließ in voller Ruhe 1517 Gran, kehrte nach Italien zurück, wo er — unterbrochen nur durch einen dreijährigen weiteren Aufenthalt in Ungarn — 1520 starb. Ippolito gehörte zu den glänzendsten Persönlichkeiten der italienischen Renaissance, und an ihrer kurzfristigen Ausbreitung in Ungarn hatte er einen wesentlichen Anteil.

Die Vermittlung der Kunst der italienischen Renaissance geschah durch Ippolito d'Este, den geborenen Italiener, mit der ruhigen Selbstverständlichkeit des damit blutmäßig Verbundenen. Mathias Corvinus hingegen führte das Gleiche in wachsender Gewaltsamkeit durch, denn für ihn war die italienische Renaissance zwar eine persönliche, ideelle Errungenschaft, hinter welcher, trotz bedeutender persönlicher Liebe, auch das Politikum stand.

Dafür ist typisch die Art, wie die Kulturbeziehungen zu Mailand aufgenommen wurden[27].

Politische Verbindungen zwischen Mailand und Ungarn bestanden bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts und verstärkten sich unter König Sigismund. Die kulturellen hingegen begannen im wesentlichen erst unter Mathias Corvinus und dürften ihren Ursprung in der Staatsraison, der geplanten Verheiratung der Ippolita, Tochter des Galeazzo Maria Sforza mit dem König Mathias Corvinus gehabt haben. Zu diesem Zweck überbrachte Ambrosio Griffo, Leibarzt des Herzogs von Mailand, dem

---

capiemus et dum opus erit, par pari referre curabimus. Datum Bude ... Magnifico Laurentio de Medicis amico Nostro carissimo.

[26] Dies dürfte die älteste Erwähnung der ungarischen Zigeunermusik sein.

[27] Näheres in *Jolàn Balogh*, Contributi alla storia delle relazioni d'arte e di coltura tra Milano e l'Ungheria, Budapest 1928.

König ein „imaginem tractam a naturale", geschaffen von einem dem Namen nach unbekannten mailändischen (?) Maler. Bald darauf wird dem König der Mailänder Goldschmied Donato della Porta empfohlen und die Architekten Ambrogio de Cappo, Petro Antonio de Surigo, Laurenzio de Canturio, Christoforo de Panigatis und Antonio da Pallanza reisen 1466 im herzoglichen Auftrag nach Ungarn für „optimum servitium". Diese Baumeister scheinen jedoch nicht nur für den König, sondern auch für einige Magnaten gearbeitet zu haben. Durch mailändische Vermittlung kam vermutlich auch der Architekt Aristotele Fioravante aus Bologna nach Ofen, wo er durch eineinhalb Jahre tätig war. Umfang und Art seiner Arbeit in Ungarn ist heute nicht mehr feststellbar[28].

Die berühmten Mailänder Gold- und Silberschmiede wurden am besten durch Caradosso (geb. 1452 als Sohn eines Goldschmiedes) vertreten. Auf ihn könnte das im Graner Domschatz aufbewahrte schöne Ostensorium mit einem Kalvarienberg trotz der Stilungleichheit mehrerer Teile zurückgehen. Sicher ist nur eine umfangreiche Tätigkeit dieses Goldschmiedes für den König; in Ofen begann überhaupt der Ruhm dieses Mailänder Kunstgewerblers[29].

Von besonderem Interesse ist eine undeutlich aufscheinende Beziehung des Ungarnkönigs zu Lionardo da Vinci. Dieser nennt in seinem Trattato della pittura den König in auffallender Weise[30], auffallend auch dann, wenn man von dem üblichen humanistischen Pathos samt dazugehöriger Rhetorik absieht. Das deutet bei dem ehrgeizigen und empfindlichen Lionardo auf irgend eine ehrenvolle Arbeit für Ungarn. Das im Malerbuch erwähnte Bildnis der Geliebten des Königs, verloren wie alle anderen corvinischen Gemälde, könnte eine Arbeit des Lionardo gewesen sein. In einem Brief vom 13. IV. 1485 schreibt der Moro an seinen Gesandten in Ofen, Maffeo Treviglio, er wolle dem König ein Madonnenbild eines „optimo pictore" senden, da seine Majestät sich gerne schöner Gemälde erfreut. Lionardo war 1485 tatsächlich in Mailand tätig, doch genossen neben ihm die herzogliche Gunst noch in besonderem Maße Ambrogio da Predis und Bernardino de Conti, auch käme gerade in dieser Zeit das Haupt der altlombardischen Richtung

[28] Ausführliche Biographie mit Angabe aller Quellen: *Luca Beltrami* Vita di Aristotele da Bologna, Milano 1912.

[29] Einzelheiten dazu an verschiedenen Stellen von *Malaguzzi-Valeri*, La corte di Lodovico il moro, Milani 1922, in diesem gründlichen Werk sind weitere Beiträge zur Kenntnis der Beziehungen Ungarns mit Mailand enthalten. Über Caradossos Tätigkeit für Mathias berichtet ferner der Herzog von Mailand in einem Brief vom 16. IV. 1490 (Archivio Sforcesco, Mailand, Carteggio Estense Busta 642).

[30] Lionardos Malerbuch ed. *Ludwig* in Eitelbergers Quellenschriften zur Kunstgesch. I. Nr. 27, S. 29.

Ambrogio Borgognone für einen solchen Auftrag in Betracht. Natürlich vom heutigen Standpunkt aus gesehen möchte man den „optimo pictore" nur dem Lionardo zubilligen, aber dessen Zeitgenossen waren zu einer solchen Differenzierung noch nicht fähig.

Einige Jahre darauf, 1489, taucht ein weiteres Kunstwerk auf, dessen Zusammenhang mit Lionardo erwogen werden könnte, diesmal mit etwas mehr Aussicht auf Erfolg. In einem sich vom 21. VIII. 1489 bis 16. IV. 1490 hinziehenden Briefwechsel des Moro mit seinem Kanzler und mit seinem Gesandten in Ofen wird zuerst von einem *imagine del bacho* gesprochen, später heißt es hingegen *El Bacho de marmore* und schließlich *epso bacho fusse stato integro.* Könnte man zuerst Zweifel hegen, ob der Bacchus ein Gemälde o d e r eine Statue wäre, so wird dieser Zweifel durch die klare Textierung der folgenden Briefe zu Gunsten eines Werkes der Bildhauerei behoben. Dagegen ist der Passus *fusse stato integro* wieder zweideutig, nach ihm wäre die Bacchusstatue entweder zerbrochen oder nicht vollständig gewesen und dann könnte man auch an einen antiken Torso denken. Doch liegt eine solche Interpretation zu abseitig. Ähnlich wie in dem Fall des „optimo pictore" war zwar in den erwähnten Jahren Lionardo in Mailand auch als Bildhauer sehr berühmt, doch waren auch andere, tüchtige, wenn auch nicht allzu angesehene Bildhauer am Platze, denen man eine Bacchusstatue zutrauen könnte, wenn auch die neben Lionardo besten mailänder Plastiker Omodeo, Bambaja und Solari keine Mythologien geschaffen hatten.

Nun veröffentlichte Campori in seinen „Nuovi Documenti" 1865 auf Seite 10 folgendes Distichon des Flavio Antonio Giraldi:

Bacchus Leonardi Vincij.
Ter geminum posthac mortales credite Bacchum
Me peperit docta Vincius ecce manu.

Campori bringt nun diesen Bacchus, von dem man nicht weiß, in welchem Material er gearbeitet war, mit dem im April 1505 vom Herzog von Ferrara an seinen mailänder Gesandten geäußerten Wunsch in Zusammenhang, einen dort näher bezeichneten Bacchus zu besitzen. Unter Hinweis auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscher von Ferrara und Ofen vor 1490 könnte nun tatsächlich zwischen dem Bacchus aus dem Briefwechsel des Moro und jenem aus dem Gedichte des Giraldi ein Zusammenhang bestehen, umsomehr, da das Bacchus-Thema Lionardo tatsächlich beschäftigt hatte, zu mindesten als Maler[31].

Die zeitgenössischen literarischen Quellen sprechen oft von der neuen Bauausschmückung in Ofen und Visegrad und von einzelnen dafür ge-

[31] Die Frage ausführlicher behandelt durch *E. Schaffran,* Mattia Corvino etc. a. a. O., S. 24 ff.

schaffenen Kunstwerken; Namen werden ungarischerseits nie genannt. Wenn solches vorkommt, dann nur in italienischen Quellen, und darin steht Vasari an der Spitze. Doch weiß man nur allzu gut, mit welcher Vorsicht bei ihm solche Bemerkungen aufzufassen sind. Es wird bei den im Folgenden zu erwähnenden bildenden Künstlern im Text oder in einer Anmerkung stets auf die literarische Quelle hingewiesen werden; ist sie Vasari, muß sie meistens mit entsprechender Reserve aufgenommen werden.

Von der Bauornamentik der Burg in Ofen haben sich im Budapester Nationalmuseum zahlreiche und stilistisch genügend aussagekräftige Stücke erhalten, wie Pilasterfüllungen, reich ornamentierte Gebälkstücke, Kapitelle u. ä. m.[32], aus Visegrad stammt, noch unlängst in situ, ein großer sechsseitiger Brunnen mit vegetabilen und heraldischen Flächenreliefs. Die meisten dieser Arbeiten gehören in den weit zu ziehenden Arbeitskreis der lombardischen Bildhauer von der Certosa-Fassade, wogegen florentiner Stilmerkmale nur relativ selten auftreten. Am ehesten wäre dies noch beim Brunnen in Visegrad der Fall und deshalb kommt dieser erst später, bei der Würdigung der toscanischen Kunst im Zusammenhang mit Mathias Corvinus zur Erwähnung.

Für eine Zuschreibung der vorerwähnten Bauplastiken dekorativer Art versagen die zeitgenössischen literarischen Quellen hinsichtlich der Lombardei vollkommen, es bleibt daher nur die Stilkritik übrig. Mit deren Hilfe könnte manche Einzelheit in den Werkstätten der Mantegazza oder des Andrea Fusina lokalisiert werden, wenigstens soll mit diesen Namen die in Betracht kommende Stilrichtung festgelegt werden, da die Breite der dekorativen Bauornamentik in der Lombardei um 1480 und ihre noch geringe Durchforschung die Zuschreibung an einen bestimmten Meister nicht immer erlaubt.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Auswertung der wenigen figuralen Plastiken corvinischer Widmung und lombardischer Art. Soweit die Denkmäler noch bestehen, handelt es sich hier nur um Reliefs und zugleich in den meisten Fällen um Darstellungen des Königs und der Königin. Da diese Bildnisse später im Zusammenhang kurz behandelt werden, soll einstweilen nur erwähnt werden, daß auch hier in keinem einzigen Fall ein gesicherter Künstlername genannt werden kann, sondern immer nur eine Stilrichtung, und dann ist das Arbeitszentrum der lombardischen Frührenaissanceplastik, die Certosa di Pavia, auch hierin tonangebend. Ihre Meister des dekorativen und dabei einer bemerkenswerten Porträtähnlichkeit keineswegs aus dem Wege gehenden Bildnisreliefs waren nicht nur für den ungarischen Hof beschäftigt, sondern von ihm zu-

[32] Einige dieser Bauplastiken abgebildet bei *E. Schaffran* ib. S. 9 und 11.

gleich in andere, mit der ungarischen Herrschaft in Verbindung stehende Teile des östlichen Mitteleuropas empfohlen. So gehören z. B. die beiden prächtigen, 1495 datierten Bildnisreliefs des Ritter Ladislaw von Boskowitz und seiner Gattin von Dube und Lippa im Schloß von Mährisch-Trübau in die noch unerforschte Gruppe der lombardischen Bildnisreliefs nördlich der Alpen vom Ende des 15. Jahrhundertes[33].

Im Abschnitt über Bildnisdarstellungen des königlichen Paares wird dann auch jenes Porträts des Königs gedacht werden, welches ohne Berechtigung dem Lionardoschüler Boltraffio zugeschrieben wurde.

Gering ist die Zahl der außerlombardischen oberitalienischen Künstler im corvinischen Mäzenat; einige Meister aus der venezianischen Terraferma und aus dem Gebiet von Ferrara, das ist so ziemlich alles. Venedig fehlt ganz. Der Grund hierfür dürfte in den geringen politischen Beziehungen zwischen Ofen und der Lagunenstadt liegen; dann wäre auch hier der Beweis gegeben, daß die corvinische Kunstförderung vom Politischen doch nicht zu trennen ist. Vielleicht waren Ostoberitaliener an der von zeitgenössischen Autoren wiederholt mit Betonung erwähnten malerischen Dekoration einiger Räume der Ofner Burg (Bibliothek, Astrologenzimmer, Altane etc.) beteiligt, doch ist jede weitere Erörterung unmöglich, da exakte quellenmäßige Belegungen ebenso fehlen, wie Reste der Malereien. Andrea Mantegna, befreundet mit Johannes Pannonius, hat nicht nur diesen, sondern auch den König porträtiert[34]; die Werke sind verloren. Ercole de Roberti aus Ferrara war in Ungarn und hat dort viel geschaffen. Auf diese Tätigkeit bezieht sich eine 1563 datierte Notiz auf der Rückseite einer in Budapest befindlichen Zeichnung „Diez sol gemaalt haben erchol de Ferrar, ist vor 100 etlich Jaren ein köstlich Maller gewest".

Die Persönlichkeit Lorenzo de Medicis und der weithin leuchtende Glanz seines Musenhofes haben auf Mathias Corvinus schon früh auf das stärkste eingewirkt[35]. Aus keiner anderen italienischen Stadt kamen

---

[33] Darüber *E. Schaffran*, Zwei lombardische Bildnisreliefs in Mährisch-Trübau, in: Kunstrundschau, Berlin 1941, Heft 3.

[34] *Vasari*, ed. Förster, II/II S. 288. Mantegna hatte bereits vorher den Bischof Johann Pannonius porträtiert (um 1458), dieser dankte in einem lateinischem Gedicht:

Qualem Pallas fidum cum rege sodalem
Pinxit Apellae gratia mira manus,
Talis cum Jano tabula Galeottus in una
Spirat, in abruptae nodus amicitiae.
Quas, Mantegna, igitur tanto pro munere gratis,
Quasve canet laudes nostra Thalia tibi.

(*Galeotto Marzio*, De Matthiae Corvini jocose dictis et factis, Viennae 1723; auch in den Gedichten des Marzio I, p. 276, Ausgabe Utrecht, 1784).

[35] *Jolán Balogh*, Beiträge zur Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen Florenz und Ungarn in der Renaissance, in: Archeologiai ertösitö (Budapest

derart viele Dichter, Philosophen, Musiker und bildende Künstler nach Ungarn oder haben, ohne dorthin abzureisen, für dieses Land gearbeitet, wie aus Florenz. Die politische Bedeutung dieser Stadt ist im Ringen des ungarischen Königs um die deutsche Kaiserkrone begreiflicherweise nur gering, größer ist sie als Geldgeberin im Kampf gegen die Türken und am größten als moralischer Rückhalt für die imperialistischen Aspirationen des Königs an und für sich, denn die Freundschaft des Medicäers war ein bedeutendes, international zu wertendes Aktivum.

Florenz war für Mathias Corvinus auch jene Stadt, in welcher er seine größte künstlerische Freude, die an illuminierten Codices, am schönsten und ausgiebigsten befriedigen konnte, sei es durch Ankauf, sei es durch die Beauftragung berühmter florentiner Miniatoren, wie Attavante u. a., mit der Ausschmückung der erworbenen geschriebenen Bücher. Denn noch immer galt das geschriebene und illuminierte Buch für wertvoller als das gedruckte, obwohl der König auch für eine eigene Druckerei in Ofen Vorsorge getroffen hatte.

Die über Mathias Corvinus schreibenden italienischen und ungarischen Autoren erwähnen öfters mehr oder minder deutlich Arbeiten florentiner bildender Künstler für Ungarn. Manche dieser Autoren gehören ohnehin in den großen Kreis der in Ungarn weilenden toscanischen Literaten, wie z. B. L. Carbo, Taddeo Ugoleto, Pompeo Festo, Diomede Caraffa, Angelo Poliziano, Naldo Nardi, Marzio Galeotti, Alessandro Cartesio, Marsilio Ficino u. v. a. m. Es sahen alle diese Humanisten und Literaten in Ungarn nicht nur Verdienstmöglichkeiten, sondern auch ein Land, wo sie ungehindert von der Tradition ihre neuen weltanschaulichen und künstlerischen Ansichten verbreiten konnten, denn in Ungarn trat ihnen kein festgefügtes künstlerisches Erbe aus der Vergangenheit gegenüber, ebenso wenig daher ein Anknüpfen an eine blutsverbundene großartige Vorzeit, sondern sowohl ein in solchen Belangen noch fast brachliegender Boden, wie der königliche Wunsch, ab ovo eine Pflanzstätte des Humanismus und der italienischen Renaissancekunst hervorzubringen. Darin war Mathias Corvinus von einzig dastehender Großzügigkeit und er scheute keine geldlichen Mittel, um seine kulturpolitischen Absichten auch durchsetzen zu können. Bei der Verbindung mit Florenz halfen ihm darin sowohl die Freundschaft des Magnifico, wie auch die wiederholt geäußerte Bereitwilligkeit der florentiner Signoria, die den Freundschaftsbezeugungen des ungarischen Monarchen mit überschwenglichen Briefen und zahlreichen und oft sehr munificenten Geschenken antwortete.

1923—26), eine ausgezeichnete Arbeit mit zahlreichen Quellen in ungarischer und auszugsweise in deutscher Sprache.

Wie bei den künstlerischen Verbindungen des Königs mit Mailand nur die wichtigsten in Betracht kommenden Meister genannt werden konnten, soll auch für Florenz hier in gleicher Weise vorgegangen werden, denn eine lückenlose und kunstkritische Aufzählung aller jener toscanischen bildenden Künstler, die in irgend einer Weise für Mathias Corvinus gearbeitet hatten, gehört in den Bereich der Kunstgeschichte und wurde auch schon mehrfach mit Erfolg versucht. Gleichfalls sei auf die berühmte corvinische Bibliothek nur kurz verwiesen und ihre außerordentliche Bedeutung hervorgehoben, sowohl was Menge und Wert ihrer Werke anbelangt, als auch hinsichtlich ihrer Ausschmückung mit Buchmalereien, mit welchen die berühmtesten ober- und mittelitalienischen Miniatoren beschäftigt waren. Über die corvinische Bibliothek besteht ohnehin ein modernes, das Thema erschöpfendes Fachwerk[36].

Wie bereits erwähnt, nennen die zeitgenössischen italienischen und ungarischen schriftlichen Quellen nur sehr selten einen Künstlernamen, erst Vasari ist in diesem Punkte aufschlußreicher. Daher ist es fast unmöglich, die in den Beschreibungen der Residenzen von Ofen und Visegrad genannten Kunstwerke mit Sicherheit mit einem der von Vasari u. A. genannten Maler, Bildhauer und Architekten in Verbindung zu bringen, und die ganz wenigen erhaltenen Reste lassen auch nicht mehr als allgemeine stilistische Beobachtungen zu.

Von bedeutenden florentiner bildenden Künstlern arbeiteten für den ungarischen Hof Verrocchio, Filippino Lippi, Benedetto da Majano, von Buchmalern der bereits genannte Attavante und schließlich jener Bildhauer Giovanni Dalmata, der stilistisch auch von der Mailänder Frührenaissance-Plastik in Anspruch genommen wird.

Andrea Ferrucci da Fiesole tritt erst in der kurzen, auf den Tod des Corvinus folgenden Nachblüte in Gran in Erscheinung und ist dann der letzte bedeutende toscanische Künstler, der für Ungarn arbeitete[37].

Bonfini und Oláh sprechen von je einem mit Plastiken geschmückten Brunnen in den Residenzen von Ofen und Visegrad und die florentiner Quellen nennen dafür Andrea Verrocchio, der im Jahre 1488 einen Vertreter nach Ungarn schickte, um das noch ausständige Honorar einzukassieren[38]. Der von Verrocchio für Ofen geschaffene Brunnen ist verloren,

[36] La Biblioteca di Mattia Corvino Re d'Ungheria von *Fraknoi, Fógel, Gulyas* und *Edith Hoffmann*, Budapest 1927 mit ausführlichen Literaturangaben.

[37] Über die sogenannte Madonna Bathory des A. da Fiesole siehe Ungar. Revue VI, 1886; die dort genannte Künstlerinschrift bezieht sich auf den gleichnamigen Sohn.

[38] *L. Planiscig*, Andrea del Verrocchios Alexanderrelief im Jahrb. der Kunsthist. Sammlungen in Wien, N. F. 1933 S. 89 ff. Über den Brunnen: Archivio dello stato Firenze, Rogiti di Ser Bartol. Zeffi, Protoc. 1487—1494. Ferner Vasari in der Vita des Verrocchio.

jener heute noch in Visegrad befindliche kann hingegen weder stilistisch, noch im Vergleich mit den Beschreibungen Bonfinis u. A. mit Verrocchio in Zusammenhang gebracht werden, er ist nur der toscanischen Frührenaissance im allgemeinen zuzuschreiben.

Nach Vasari schickte der Magnifico an Mathias Corvinus zwei Metallreliefs des Verrocchio, darstellend Alexander d. Gr. und Darius. Die Textierung spricht deutlich von Reliefs und eine rezente Umdeutung auf Büsten entspricht daher keineswegs den Angaben des Vasari, der wenigstens in solchen Bezeichnungen meist genau war. Ob nun das 1927 aus Pariser Kunsthandel nach USA. abgewanderte Bronzerelief mit deutlichen Kennzeichen der Kunst des Verrocchio, darstellend einen jungen Herrscher mit phantastischem Prunkhelm, eines der corvinischen Reliefs ist, läßt sich nur vermuten. Sicher gehörte diese Plastik zu jener Gruppe von Reliefs und Zeichnungen des Verrocchio, die thematisch mit den corvinischen Reliefs eng verwandt sind. Zu datieren sind sie durchweg in die Zeit zwischen 1475—1478. Da damals noch Lionardo in der Werkstatt des Verrocchio mitarbeitete und ähnliche phantastische Kopfzeichnungen hinterlassen hat. wäre ferner eine von den Quellen nicht erwähnte Mitarbeit des Lionardo keineswegs ausgeschlossen.

Hinsichtlich des *Andrea Ferrucci* da Fiesole sagt Vasari deutlich, daß er für den König von Ungarn einen Marmorbrunnen gearbeitet habe, der ihm große Ehre eintrug. Auch sandte Ferrucci nach Strigonia (Gran) ein Marmorgrab, worin 1517 der Kardinal von Strigonia beigesetzt wurde. Dieses Grabmal ist heute noch, umgewandelt in einen Altar, in der gleichfalls von Ferrucci entworfenen Bakoczykapelle in der Graner Domkirche erhalten. Dem gleichen Künstler werden ferner noch zwei erhaltene Madonnentondi in Marmor zugewiesen, das eine, genannt die Visegrader Madonna, besitzt das Dommuseum in Gran, das andere, die Báthorymadonna, wird im Budapester Nationalmuseum aufbewahrt.

Giovanni Dalmata — oder Joannes di Trau, bzw. Magister Johannes Duknovich — ist in den ungarischen und italienischen schriftlichen Quellen gut verankert[39]. Dalmata kam nach Ofen nach seinem Studium in Rom gemeinsam mit einem Bildhauer Statileis aus Trau und wurde bald darauf vom König stark beschäftigt. An Stelle der ausständigen Honorare überwies der König dem Bildhauer das Gut Majkovecz in Kroatien, doch verhinderte der frühere Besitzer, der Dompropst Berislavic von Agram, die Besitznahme des Gutes durch den Künstler, worauf sich dieser beim König bitter beklagte. Dalmata war in erster Linie

[39] *C. Fabriczy*, Giov. Dalmata, Neues zum Leben des G. D., Jahrb. d. kgl. preuss. Kunstsammlg. XXII, 1901 und *J. Kukuljevic-Sakzinski*, Leben der südslawischen Künstler, Heft 1 u. 2, Agram 1868, *L. Venturi*, Notizie da Berlino, in: „L'Arte" 1907, S. 312 f.

als Großplastiker in Ungarn tätig, und man vermutet, eine Reihe von großen Statuen in der Ofner Burg seien von ihm geschaffen worden. Es handelt sich hier besonders um einen Brunnen aus Erz mit einer Minervastatue und um die Statuen des Herkules, Apolls und der Diana auf dem Georgsplatz der Burg von Ofen, worüber Bonfini berichtet:

Atria cum statuis ductis ex aere, foresque
Corvini referunt Principis ingenium,
Mathias, partos post tot ex hoste triumphos,
Virtus, aes, marmor, scripta perire vetant.

1526 wurden alle diese Großplastiken durch den Großvezier Ibrahim nach Konstantinopel gebracht und dort auf dem Hippodromplatz aufgestellt, wo sie später den Bilderstürmern zum Opfer fielen. Die kaiserlichen Gesandten Jurisic und Cornelius Dupplitius Schepper sahen die Statuen noch im Jahre 1533 und ein etwas später entstandener Holzschnitt läßt sie auf einer Ansicht des Hippodromplatzes undeutlich erkennen[40]. Die früher in Wien befindlichen Bildnisreliefs des königlichen Paares können hingegen mit Dalmata stilistisch nicht in Verbindung gebracht werden.

Gleich Dalmata war auch der Florentiner Bildhauer und Architekt Benedetto da Majano persönlich in Ofen. Über seine heute durch kein erhaltenes Werk mehr belegbare Tätigkeit berichtet wieder Vasari[41]. Benedetto da Majano arbeitete für Mathias Corvinus allem Anschein nach Plastiken, sicher jedoch kunstgewerbliche Gegenstände aus Holz, die bei der Ankunft in Ofen durch Feuchtigkeit beschädigt waren und durch Benedetto sofort restauriert werden mußten. Vielleicht deshalb beschäftigte ihn der König nach der Ankunft nur mehr als Bildhauer.

Von bedeutenden florentiner Malern ist einzig Filippino Lippi mit Ungarn in Verbindung getreten, ohne je dorthin gereist zu sein[42]. Lippi malte nach einer Medaille das Bildnis des Königs und zusammen mit einem nicht näher beschriebenen Bild eine Madonna mit Heiligen, die im Testament des Malers vom 21. September 1488 zitiert werden. Sollte dieses andere Gemälde mit einem von Ugolino Verini erwähnten Abendmahlbild identisch sein? Denn Verini spricht in seinem „Lob der Kunst von Florenz": „De caenaculo christi quam tabulam Philippus florentinus

[40] Abbildung bei *Müntz*, La propaganda de la Renaissance en Orient, in: Gazette des beaux arts XII, Paris 1894, S. 353 ff. In Konstantinopel soll sich nach einem Artikel von *Karacsony* in der Zeitschrift „Századok" ein vom Palast des Königs stammender Kandelaber in deutlichen Formen der lombardischen Frührenaissance befinden, Abb. in „Budapest Müemlekei" S. 93 (viersprachig).

[41] *Vasari*, a. a. O., Vita di Benedetto Majano.

[42] Zeitschrift „Buonarrotti" 3. Ser. T. II, 1884, p. 409. Das Testament erwähnt „duarum tabularum", nennt aber näher nur ein „Imaginum Verginis Marie et aliorum Sanctorum".

pictor insignis pinxit Regi Pannoniae". Verini hat seine Sammlung von Epigrammen 1484 nach Ofen abgeschickt.

Von anderen florentiner Malern, Bildhauern und Kunstgewerblern, die für Mathias Corvinus Werke geschaffen hatten, werden hauptsächlich durch Vasari genannt der nach 1505 in Ungarn gestorbene Architekt und Kunstgewerbler Chimenti di Lionardo Camicia (er schuf Kirchen, Paläste, Befestigungen, Gärten, Brunnen und Dekoratives), die vom König sehr geschätzten Maler Baccio (?) und Berto Linaiuolo, der mit Chimenti zusammenarbeitende Steinmetz Baccio Cellini, die im florentiner Staatsarchiv (Rogiti di Ser Domenico da Figline, Prot. 1478—1480) in lateinischer Namensform erwähnten Intarsisten und Holzbildhauer Bartolomeus del Citto, Albigus Laurentii, Vectorius Petri Simonis, Dominicus Dominici und Jacobus (olim blaxii) Andree. In der Zeit zwischen dem Tode des Königs und der katastrophalen Schlacht von Mohacs 1526, die die Beziehungen Ungarns mit Italien jäh abschnitt, arbeiteten für den ungarischen Hochadel die florentiner Maler Sogliani, Albertinelli, Raffaello di Galieno, Domenico Puligo, Visino und der aus Modena stammende Antonio del Ceraiuolo.

Alle italienischen Künstler, soweit sie nicht Miniatoren waren, arbeiteten in irgend einer Form für die Ausstattung und Schmückung der Residenzen in Ofen, Visegrad und Tatatóváros. Der bauliche Zustand der Burgen von Ofen und Visegrad hat sich jedoch schon seit Beginn der türkischen Besetzung des Landes und bis in das 18. Jahrhundert derart radikal verändert, daß eine Rekonstruktion des äußeren Anblickes dieser damals weithin berühmten Burgbauten nur durch kühne Hypothesen möglich wird, deren wissenschaftlicher Wert nicht allzu groß ist. Wenigstens in Ofen scheint nie ein radikaler Umbau im Stile der italienischen Renaissance erfolgt zu sein, die Tätigkeit ihrer Architekten muß sich mehr auf interne bauliche Ergänzungen erstreckt haben. Die Ansicht der Ofner Burg auf einem Holzschnitt in Schedels Weltchronik aus dem Jahre 1493 (verläßlicher als mancher architektur-topographische Kupferstich des Barocks), zeigt die Burg durchaus in gotischen Bauformen süddeutscher Provenienz. Auf diesem Architekturbild fußend, konnte auch die von einem modernen ungarischen Architekten vorgenommene Rekonstruktion der Ofner Burg für die corvinische Epoche keine sichtbare Italianisierung erreichen[43]. Man mag daraus nur schließen, daß die durch die zeitgenössischen Autoren Bonfini, Oláh und Tubero mehrfach erwähnte Mitwirkung italienischer Baukünstler bei der architektonischen Ausgestaltung der corvinischen Residenzen sich besonders auf die Höfe

[43] Rekonstruktion von Architekt Kalman *Lux*, Bericht „A Budai Várpalota Mátyás Király Korában", Budapest 1922, ein Auszug in italien. Sprache bei *Desid. Csánki*, La corte di Mattia Corvino, in: „La Corvina" I.

und Innenräume erstreckte. Hier, mit Heranziehung der früher genannten dekorativen Steinarbeiten im ungarischen Nationalmuseum in Budapest war die moderne Rekonstruktion nun auch sofort in der Lage, ein „italienisches" Architekturbild hervorzubringen. Die gotischen Bauteile, also die Hauptsache, gehörten der Sigismundischen Burg an. Die auf Grund der modernen Rekonstruktion durchgeführte gleichfalls rezente Baubeschreibung bemüht sich wohl, das illustrative und textliche Quellenmaterial auszunützen, kommt jedoch schließlich zu Schilderungen, die nicht genügend fundiert sind. Das Gleiche gilt auch für die nach Bonfini mit den Villen des Lucullus rivalisierende Burg von Visegrad. In Tatatóváros, einem Lieblingssitz des Königs, ist der gotische Bauzustand mit der noch an normannische Ornamentik erinnernden Umrahmung der Fenster des 1. Stockwerkes vollkommen erhalten, am Außenbau sind keine Zusätze im Stile der Renaissance zu bemerken[44], die Innenräume sind derart verändert, daß sich über sie nichts Näheres sagen läßt.

Mathias Corvinus wäre kein Renaissancefürst gewesen, hätte er nicht in dieser ich-betonten Zeit den größten Wert auf das eigene Bildnis gelegt[45]. Bildnisse des Königs von der Hand der Maler Boltraffio (?). Filippino Lippi und — eine verfehlte Zuschreibung — vom Bildhauer Dalmata wurden bereits erwähnt. Eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Porträtdarstellungen des Königs und seiner Gattin soll dazu dienen, um nicht nur auf die Fülle dieser Werke zu verweisen, sondern um auch nochmals die lebhafte Beteiligung der mailändischen und florentiner Maler, Bildhauer und Medailleure darzutun.

Als die bekanntesten Bildnisse des königlichen Paares gelten jene beiden Marmorreliefs, die bis 1933 im Wiener kunsthistorischen Museum waren und dann ohne jede stichhaltige Berechtigung von den Ungarn verlangt und nach Budapest verlagert wurden[46]. Kaiser Maximilian II. hat im Februar 1572 beide Plastiken von Gregor von Bornemisza, Bischof von Csanád, rechtmäßig erworben. Obwohl von Venturi dem Dalmata zugewiesen sind die beiden Reliefs, die kaum nach der Natur, sondern nach einem heute nicht mehr nachweisbaren Vorbild (einer Medaille?) geschaffen wurden, innerhalb der Plastiker, die für die Certosa-Fassade arbeiteten, zu lokalisieren, ähnlich dem Doppelbildnis in Florenz (Bargello, Elfenbein, aus der Sammlung Carrand stammend). Die beiden Köpfe der Wiener Reliefs zeigen gewisse individuelle Züge, die

[44] Eine Abb. bei *E. Schaffran*, Mattia Corvino etc., a. a. O., S. 13.
[45] *Csontosi*, Bildnisse des Königs M. Corv. und der Königin Beatrice in den corvinischen Codices, Ungar. Revue 1890.
[46] Dazu meine Studie: Die corvinischen Bildnisreliefs im Wiener kunsthistor. Museum Belvedere, Wien 1932.

sichtlich das Ergebnis einer beim erwähnten Vorbild durchgeführten scharfen Naturbeobachtung sind. Typologisch damit verwandt sind ferner zwei aus dem Verrocchio-Kreis stammende Halbreliefs im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, eine Bildnisbüste in der Sammlung Dreyfus (Paris) und ein ziemlich schwaches Relief, darstellend den König (mit falsch ergänztem Lieb) im Museo archeologico in Mailand, Inv. Nr. 1222[47].

Bei allen diesen Plastiken sind nicht nur die vorhin angedeuteten naturalistisch-porträthaften Einzelheiten vorhanden, sondern darüber hinaus eine gewisse Typisierung im Sinne der Darstellung eines älteren königlichen Kriegers, ausgehend von der idealisierenden römischen Bildnisplastik der späteren Kaiserzeit, und bei den Bildnissen der Königin zeigt sich eine ähnliche Heroisierung. Am deutlichsten prägen sich diese Eigentümlichkeiten aus bei einer Gedenkmedaille des Königs, von Bode als eine Arbeit des Bertoldo bezeichnet (Berlin), bei einer solchen der Königin in Budapest (Nat.-Mus.) und bei den Bildnissen des Königs und seltener auch der Königin in den illuminierten Handschriften der corvinischen Bibliothek[48]. Die besten befinden sich im Kodex des Andr. Pannonius De regis virtutibus ad Mathiam Hungariae Regem (Vaticana), dann im Brüssler Missale, in dem von Attavante illuminierten Breviarium der Vaticana (1487), in den Alexandrinischen Gesprächen über den Heiligen Geist (Sammlung Morgan, vielleicht die beiden naturalistischsten und von der Schablone freiesten Porträts), im Hieronymus Explanatio in Epistolam S. Pauli ad Galatas (Wien, 1488), am gleichen Ort im Philostratuscodex, in Wolfenbüttel in den Handschriften des Cortesius, Priscianus und Fecimus, in der Bibel in Erlangen, in den beiden Agathias-Codices in München und Wien, sowie in dem in Volterra aufbewahrten Epithalamium des Joannes Francisci Marleani. Alle diese Bildnisse in den illuminierten Handschriften haben noch immer einigen Wert hinsichtlich der porträthaften Richtigkeit. Diese fehlt hingegen vollkommen auf Holzschnitten aus „Constitutiones incliti regni Ungariae" (1490) und im „Phil. Bergomensis de Claris et Scelestis mulieribus" (Ferrara, um 1493), wogegen Bildnisholzschnitte in den 1488 geschriebenen Chroniken des Thuroczy in Brünn und Augsburg den König mit den Insignien seiner Würde wesentlich naturnäher, gealtert und mit melancholischen Zügen zeigen, wie solche überhaupt fast in allen erhaltenen Porträts vorkommen.

Die in der zeitgenössischen Literatur erwähnten Bildnisse des ungarischen Herrschers durch Mantegna und Filippino Lippi sind ver-

[47] Eine Abb. bei *E. Schaffran*, Mattia Corvino S. 19.
[48] Siehe ib. und *Csontosi*, a. a. O.

schollen, ebenso auch ein der Technik nach nicht näher bezeichneten Bildnis des königlichen Paares, worüber eine unpublizierte Urkunde im Wiener Staatsarchiv, Fasz. Ungarn spricht: *Episcopus Chanadien. me rogavit, ut hos duos servitores suos adducerem in conspectum Maiestatis Vrae. S., per quos ad mandatum Maiestatis Vre. S. se misisse dicit imagines Regis Matthiae et Beatricis Reginae* (Dat. Posony, X Marcii Anno dom. 1574, gerichtet an den Kaiser, Absender *humilis et fidelis servus et capellanus E. L. Vesprimien).* Sollten diese beiden Bildnisse in einem Bezug zu den beiden, früher in Wien aufbewahrten Marmorreliefs stehen? Ein Briefwechsel des Kaisers mit dem Bischof von Czánád aus den Jahren 1571 und 1572 könnte darauf deuten.

1930 tauchte in Budapest ein in Öl gemaltes Porträt des Königs auf, welches voreilig als eine Arbeit des Boltraffio bezeichnet wurde. In Wirklichkeit scheint es sich hier (vielleicht von der Hand des Bernardino de Contium eine späte und schwache Replik des verschollenen Mantegna-Bildnisses zu handeln, von dem noch weitere Varianten bekannt wurden[49]. Auf die gleiche Vorlage dürfte ferner ein in der Porträtgalerie der Uffizien (Florenz) unter Inv. Nr. 417 geführtes Ölbildnis des Königs durch Christoforo dell'Altissimo (um 1570), bezeichnet Mathias Corvinus Hung. Rex, zurückgehen.

Aus der älteren Literatur sind einige heute nicht mehr bestehende weitere Bildnisse des Königs nachweisbar. Auf einer Wandmalerei in Rom, Via del Pellegrino, war noch um 1885 der jugendliche König zu Pferd und ohne Helm zu sehen, er schwang einen Hammer, über ihm schwebten Engel mit der Krone, ein lateinisches Distichon bezog sich auf die Herrschertugenden des Königs[50]; 1926 war das Fresko nicht mehr feststellbar. Ein wohl letzter Niederschlag der langen Reihe der königlichen Bildnisse ist noch um 1720 (!) in einem Porträtmedaillon an der Außenseite des Hauses Wien, VII. Ulrichplatz 2 zu erkennen, jedenfalls lebte damals die humanistisch genährte Erinnerung an den großen königlichen Mäzen sogar in Wien noch weiter.

Der Versuch, von den beiden mächtigen Residenzen und Burgen von Ofen und Visegrad eine halbwegs brauchbare Beschreibung ihres Aussehens um 1490 zu geben, mußte wegen des Fehlens brauchbarer zeitgenössischer Angaben ergebnislos bleiben. Hingegen gestatten verschiedene Berichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert dafür einige Ergänzungen zu gewinnen und vor allem sind daraus Materialien für die bald nach 1526 (Schlacht von Mohács) einsetzenden baulichen Veränderungen

[49] Abb. in der Zeitschrift „Századok" 1926, Dort auch eine Zusammenstellung aller Varianten des Bildnisses durch Frau Dr. *J. Balogh.*

[50] *Müntz,* a. a. O., 1895.

und sogar partiellen Zerstörungen durch die Türken zu erhalten. Ebenso erfahren wir daraus Wichtiges über das traurige Schicksal der weltberühmten corvinischen Bibliothek.

Für die Zerstörung der corvinischen Kunstschätze nur die Türken verantwortlich zu machen, wäre ungerecht[51]. Ein mindestens ebenso arger Feind entstand gleich nach dem Tode des Königs 1490 im Lande selbst. Schon während der ergebnislosen Versuche des Sohnes Johann Hunyadi, die ihm von den Magnaten zugesicherte väterliche Krone auch tätsächlich zu erlangen, wurden in verantwortungsloser Weise zahlreiche Kunstwerke verschleppt und sogar sinnlos vernichtet; die Reaktion auf den furchtbaren Steuerdruck unter Mathias Corvinus begann sich auf diese Weise Luft zu machen. Beatrice, die Königin, obwohl dem Humanismus und der Kunst ihrer Heimat ergeben, hatte dennoch für die Sammlungen und Kunstwerke ihres Gatten kein Verständnis. Außerdem arbeitete sie mit allen, auch für damals ungewöhnlich frivolen Mitteln gegen ihren Stiefsohn, konnte aber trotzdem sich als Thronfolgerin nicht halten und mußte bald verarmt und sang- und klanglos das Land verlassen, welches sie nie geliebt hatte und in dem auch sie nie geliebt wurde. Vollends trostlos wurde dann die Lage unter den Nachfolgern, den Königen Wladislaus und Ludwig, unter denen sich nicht nur die politische und finanzielle Lage mit unbarmherziger Raschheit zur unaufhaltsamen Katastrophe entwickelte, sondern auch die Teilnahmslosigkeit und die damit begünstigte Verschleuderung der corvinischen Kunstschätze erreichte bald einen erbarmungswürdigen Grad. Mit einer verbissenen Wut gingen das Volk und der Großteil des Adels gegen alles vor, was irgendwie mit Italien zusammenhing. Die Schlacht von Mohacs 1526 besiegelte dann zum Teil aus eigener Schuld alle politischen Aspirationen Ungarns und begrub auch auf fast anderthalb Jahrhunderte die staatliche Freiheit des Landes unter eine furchtbar harte türkische Herrschaft. Erst die 1686 erfolgte Einnahme von Ofen durch die kaiserlichen Truppen begann langsam eine Wendung zum Besseren und eine Befreiung des Landes herbeizuführen, das aber dem Reich dafür keinen Dank wußte.

Im erfreulichen Gegensatz zu Erscheinungen aus jüngster Zeit haben die Türken das von ihnen besetzte Ungarn nicht hermetisch abgesperrt, sondern bei Einhaltung gewisser Vorschriften ohne weiteres die Durchreise erlaubt. Die Durchreisenden, Amts- und Privatpersonen, konnten hierbei auch in Ofen und an anderen Orten Aufenthalt nehmen und die

[51] *Ludwig Neustadtl*, Ungarns Verfall am Beginn des 16. Jahrh., Ungar. Revue V, 1885, S. 313 ff., sowie bei *Höfler*, Fränkische Studien, Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XI, S. 3.

Sehenswürdigkeiten besichtigen; dazu gehörten in erster Linie die königlichen Burgen.

Im Diario des Venezianers Sanudo, einer Quelle ersten Ranges, ist enthalten ein *Sumario di una letera di Hongaria scrita in Buda (Ofen) a di primo marzo 1520 per Francesco Masser, secretario di sier Lorenzo Orio ... drizata a Zuan Batista Rannisio secretario ducale.* Über die corvinische Bibliothek heißt es darin, also bereits 1520 (!) *Quanto a la libreria, dico esserli stato dentro et non si trovare alcuno buono libro, tutti li buoni sono stati robati.* Masser konnte dann nur mehr in beschädigtem Zustand einige Handschriften alt-lateinischer Autoren finden, ferner ganz wenige in griechischer Sprache geschriebene Werke. Dann schreibt er: *io ne vedo molti squadernati, vechi, marzi, rotti et dissipati.* Damals aber war noch kein Türke im Land.

Im Jahre 1576 reist im Gefolge des kaiserlichen Gesandten Joachim von Sintzendorff der 25jährige Prediger Salomon Schweigger durch Ungarn und verfaßte darüber eingehend „Eine newe Reysse-beschreibung auss Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem" (Nürnberg, bei Joh. Lantzenberger, 1608).

Über Gran teilt Schweigger mit: „Das Schloß muß vor der Zerstörung ein herrlich Gebew gewesen sein, denn man sihet an den Scherben, wie der Hof gewesen ist, es ist aber Schloß und Stadt anders nicht anzusehen, als wenn der Feind erst gestern davon abgezogen wer." Dann später: „Wischigradi, d. i. Blindenburg, dessen Paulus Jovius gedencket, unterhalb des Berges in der ebne, seyn viel alter Gebäw unnd zerbrochne Gemewr, soll ein schön königlich Lusthauss und Garten gewesen seyn, von Keyser Sigismund angefangen unnd von Matthia Corvino vollführt." Bald darauf folgt eine ausführliche Beschreibung der Reggia von Ofen: „wir giengen durch zween weite Höf, inwendig funden wir das alt Gebäw zerbrochen, einestheils ... ein gut ansehen hatt, ein sehr schönen Saal sahe ich, der war noch nit aussgehawt, alle Thürengeschwell unnd Pfosten fast in allen Gemachen, dessgleichen die Fenster unnd Ladengestell, durchaus seyn von schönem rothen Marmor gehauen, die Läden unnd Fenster seyn schier alle zugemauert ... ich bin in die alte Buchkammer kommen ... ich fund auch die Legenda der Heiligen lateinisch, welche ich von dem alten Türken begehrt, der seyn Wohnung in diesem Gemach hett, aber er sagt, er dörfft es nit weg geben, es sey seins Keysers." In einem andern hübschen Gemach „... an den Wänden herumb sihet man noch viel feine Gemäl[52], nemlich die Kindheit, Mesigkeit, Kühnheit, Hoffnung, Glaub, Stärck, Dapferkeitt, Fürsichtigkeit und Ge-

[52] Dies ist einer der wenigen späteren Hinweise auf die vielen im Auftrag des Königs ausgeführten Wandmalereien in der Residenz zu Ofen (Buda).

rechtigkeit und last sich ansehen, es sey der Königin Gemach gewesen, dann an der Wand ward ich gewar, dass mit einem Messer darein gekratzet ward: *Isabella regina, sic fata volunt* (Isabella, Gattin des Königs Johann Weywode, starb 1539). Wappen des Königs Matthia Corvini, der sonsten Huniad wird genant, werden noch an vielen Thüren in Stein gehauen funden ... Item einen feinen Gang, darinn stehn oben an der Büne die zwölff Zeichen dess Himmels in Holtz gar schön geschnitten und verguldt. Ein anders weites Gemach hat oben an der Büne schöne und vergüldete Eiders (Eidechsen). In einem andern Gemach stehn oben an der Büne hübsche und verguldte Rosen. Weiter ein großer Saal, ist vier und viertzig Schrit lang unnd achtzehn breit. Item ein gewölbts Gemach, an dessen gewelb steht gemahlt ein Sphaera und Himmelslauff, ist doch fast verdunkelt, wie dass Himmelsgestalt unnd ansehen damals gewesen, als vorgemelter König Matthias geboren war, dabey stet ein solch Schrifft: *‚Aspice Matthiae micuit quo tempore regis, Natalis coeli qualis utroque fuit.‘* In einem andern Gewelb zu nechst dabey ist wieder ein gemahlte Sphaera oder Himmelkugel, die das gantz Gemeur von allen orthen einnimbt, inn welchen anzeigt wird das ansehen oder gestalt dess Gestirns der Zeit, da Vladisslaus König von Ungarn worden, bei dieser Sphaera ist geschrieben *Magnanimus princeps diademate gaudet utroque Vladislaus tollis ad astra Caput.*

Fast in die gleiche Zeit fällt der Reisebericht des Königsberger Apothekers Reinhold Lubenau (1556—1631); er ging 1587 als Apotheker einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel, berichtet sehr anschaulich über Gesehenes und gibt Aufschlüsse über kulturgeschichtliche Einzelheiten[53], von denen die literarischen Quellen aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert nichts oder nur Ungenügendes wissen. Nach einer ausführlichen Würdigung des bischöflichen Schlosses von Gran, wo auch Lubenau die schweren Zerstörungen mit Bedauern feststellt, erwähnt er leider Visegrad nur kurz, umso detailreicher ist die Schilderung der Burg von Ofen „welch Konijk Mathias so erbauet haben. Auch hoch berümbt wegen der bibliotheca, so von Konijk Mathia, des Johannes Hunniadis Sohn, drein gestiftet gewesen, welcher Bücher noch etliche zu Wien in des Keisers Bibliotheca vorhanden, so Konijk Mathias mit eigner Hand auf Pergament geschrieben und ich sie selber in meiner Handt gehabt, als Ennium und Senecam und von Ferdinando dahin bracht ... Inwendig das Schlos feldt gantz in ein Haufen ... Dann kamen wir in die konigliche bibliotheca, da ein Hauffen Bücher übereinander

[53] „Beschreibung der Reisen des Reinhold Lubenau“ 1587 in Mitteilg. der Stadtbibliothek zu Königsberg i .Pr. 1912. Heranzuziehen ferner: *Ludov. Tuberonis,* Dalmatae Abbatis, Commentariorum de rebus suo tempore, nimirum ab anno 1490 usque ad ann. 1552.

lagen." Die Schilderung der Bibliothek und der anschließenden Säle mit Tugendbildern, Himmelszeichen, Wappen und Inschriften stimmt allerdings so genau mit Schweiggers Beschreibung überein, daß die Frage nur sein kann, wer vom andern abgeschrieben hat. In einem weiteren Saal bemerkte Lubenau Marmorpfeiler und sehr oft die Inschriften: *Mathias Corvinus rex Ungariae* und *Uladislai haec magnificum opus.*

Nun fehlen durch mehr als ein Jahrhundert brauchbare Berichte über die Residenzen von Ofen und Visegrad, die türkische Herrschaft dürfte dann doch im Gegensatz zu vorher Schwierigkeiten bei der Besichtigung gemacht haben, besonders deshalb, weil die Burg von Ofen militärisch stark ausgebaut wurde.

Bei ihrer nach schweren Kämpfen erfolgten Einnahme im Jahre 1686 diente im kaiserlichen Heere ein General L. F. Marsigli. In seinem *Discorso intorno alla libreria famosa di Buda*[54] sind so ziemlich die letzten Nachrichten über den Zustand der corvinischen Bauten enthalten, denn aus der Zeit der Barockisierung in der Mitte des 18. Jahrhundertes und aus jener des radikalen Umbaues unter Kaiser Franz Josef I. sind leider keine Bestandaufnahmen vorhanden, wahrscheinlich wurden auch gar keine angelegt. Marsigli berichtet über seine Eindrücke (auszugsweise übersetzt): Am zweiten Tag nach der Einnahme der Burg versuchte ich, obwohl durch meine Verwundungen geschwächt, um jeden Preis Nachrichten über die Bibliothek zu erhalten. Im 2. Hof sah ich rechts ein Zimmer mit Freskendecke, in lebhaften Farben waren Arabesken gemalt, der Boden bedeckt mit Hacken, Schaufeln und anderen militärischen Gegenständen ... und dazwischen, vermischt mit Eisenstücken, viele Druckschriften, Manuskripte u. a., weiters fand ich 10 große Kisten aus Holz, bedeckt mit Schaffellen, und trotz des sehr großen Gewichtes waren darin nur wenige Bücher. In anderen meist gewölbten Räumen der Burg fand ich außer den erwähnten Büchern nichts mehr und ich erhielt den Eindruck, daß in den 10 Kisten die Türken versuchten mit Fleiß die Reste der Bibliothek aufzubewahren und zu schützen. Im Auftrag des Hofes stellte ich dann später weitere Nachforschungen nach den Büchern an, doch konnte ich auch nur mehr wenige auffinden. Einige lateinische Bücher und Handschriften waren in einem sehr schlechtem Zustand und ich gewann endlich den Eindruck, die gefundenen Bücher wären nur *per una memoria, ed un testimonio, che quella libreria non fu mai quello, che la fama decantò, o che prima del possesso turco di Buda essere stata distrutta ... Da questo miserabile ritrovamento della biblioteca Budense e da tutte l'altre mie dimonstrazioni credo sempre, che di quelle fosse*

[54] Enthalten in „Atti dell'Accademia di Torino" XV, 1879/80. Marsigli hat damals sogar einen „Catalogus librorum in Arce Budensi repertorium anno 1686" angelegt, worin er 274 Bücher, darunter 114 profane erwähnt.

una fama maggiore del vero esseri della medesima, salvo che li Re successori a Corvino sino all'usurpazione di Solimano di Buda non l'havessero negleta e dispersa. In tutto non credo vi fossero 800 pezzi di libri, fra intatti, e lacerrati e quelli pochi che meritorono d'essere conservati per l'ordine di Cesare all'ora spediti al Co: Rabatta Generale Comissario, non credo arrivassero a 300 pezzi, oltri quelli pochi, ch'io racolsi per me stesso ... Più volte stimolai il Peselio di S. M. As. Bibliotecario di volere publicare un catalogo, benchè li libri non fossero di tanto momento, ad ogni modo la Republica literaria sarebbe statta contenta anche di questa notizia, ma ebbe questa cosa la sorte di tante altre che fecce sperare, perche poi morse.

Bei Marsigli war somit das Interesse an den corvinischen Bauten und deren bildkünstlerischer Ausstattung nur mehr sehr gering, als echter Späthumanist kümmerte er sich nur noch um die Bibliothek, nach deren Resten er auch in den Moscheen von Pest und Belgrad — vergeblich — suchte. Was somit heute noch von der corvinischen Bibliothek besteht, wurde im wesentlichen bereits bald nach dem Tod des Königs Matthias Corvinus im kaiserlichen Besitz oder an anderen westeuropäischen Orten geborgen und auf diese Weise jener sinnlosen Zerstörung entzogen, über welche alle späteren Berichte mit beachtenswerter Einstimmigkeit sprechen. Das heute bestehende große Interesse für die corvinische Kunstförderung in ihrer Gesamtheit und besonders die erfolgreichen Versuche, die wenigen Baureste zu interpretieren und durch Grabungen zu ergänzen, ist ein Ergebnis der systematisch vorgehenden kunstgeschichtlichen Arbeit nach 1900 und hat, namentlich durch ungarische Gelehrte gefördert, beachtenswerte Ergebnisse erbracht; sie sind von Wichtigkeit nicht nur für Ungarn, sondern darüber hinaus auch für die Geschichte der Ausbreitung der italienischen Renaissance in die Länder nördlich der Alpen. In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, diese Ergebnisse zusammenzufassen und zu ergänzen, soweit sie ungarisches Gebiet betreffen.

Schopenhauer und I. J. Schmidt

Von Rudolf Franz Merkel

In seinem Beitrag zum XXXI. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1944 über „Indische und abendländische Philosophie" hat *H. von Glasenapp* erneut auf das unbestreitbare Verdienst hingewiesen, das sich Schopenhauer dadurch erwarb, daß er als erster unter den großen abendländischen Denkern der neueren Zeit der Philosophie der Inder einen der europäischen ebenbürtigen Rang angewiesen habe[1]. Wir wissen, daß Schopenhauer während seines Weimarer Aufenthalts von dem Romantiker und Kulturhistoriker *Friedrich Majer* 1813/14 in die indische Geisteswelt eingeführt wurde[2]. Bekam durch Friedrich Majer der junge Schopenhauer vor allem Einblick in die religionsphilosophische Gedankenwelt des Brahmanismus sowie in die ihn zeitlebens fesselnden mystischen Spekulationen der Upanishaden, die der kühne französische Indienfahrer Anquetil Duperron auf Grund einer 1762 aus Indien mitgebrachten Handschrift 1801/02 unter dem Titel „Oupnek'hat" veröffentlicht hatte, so daß Schopenhauer das „überaus schwerverständliche lateinische Werk mit sicherem Blick durch die zahllosen dunklen Mythen hindurch klar zu erfassen" vermochte, so wurde ihm andererseits die buddhistische Gedankenwelt in ihrer damals allein zugänglichen nördlichen (tibetanischen und chinesischen) Überlieferung durch die Schriften des russischen Staatsrats *I. J. Schmidt* (1779—1847) erschlossen, der von Schopenhauer selbst als „der damals beste deutsche Kenner des Buddhismus" angesehen worden ist.

In dem Flammenmeer des im August 1812 sechs Tage lang nach dem Abzug des napoleonischen Heeres in Moskau wütenden Brandes ging auch das ganze Besitztum an kostbaren Sammlungen, vor allem an mongolischen Handschriften von unersetzlichem Wert, zugrunde, das dem

---

[1] Über Schopenhauer und Indien s. auch: *H. von Glasenapp* im XXVIII. Jahrb. d. Schopenhauer-Ges. 1941, sowie ders., „Indien in der Dichtung und Forschung des deutschen Ostens" (Schriften d. kgl. deutschen Ges. zu Königsberg, 1930) S. 17 ff. — *H. Zimmer*, „Schopenhauer und Indien" im XXV. Jahrb. d. Schopenhauer-Ges. 1938, S. 267 ff. — *P. Slepčevic*, „Buddhismus in der deutschen Literatur" (Wien, 1920); *A. Bertholet*, „Buddhismus im Abendland der Gegenwart", 1928; *A. Hecker*, „Schopenhauer und die indische Philosophie" (1897); *F. Wörner*, „Der Idealismus und das Ding an sich bei Schopenhauer und den Indern", Diss. Erlangen, 1914; nun auch *A. Hübscher*, „Der Philosoph der Romantik" im XXXIV. Schopenhauer-Jahrb. (1951/52) S. 11 ff.

[2] Vgl. dazu *P. Th. Hoffmann*, „Der indische und der deutsche Geist von Herder bis zur Romantik", 1915, S. 53 ff.; hier auch die Angabe in einem Brief Schopenhauers: „Zugleich führte, unaufgefordert, der Orientalist Friedrich Majer mich in das indische Altertum ein, welches von wesentlichem Einfluß auf mich gewesen ist" (S. 57). Über Friedrich Majer s. meinen Beitrag „Schopenhauers Indien-Lehrer" im XXXII. Schopenhauer-Jahrb. (1945/48) Seite 158 ff.

kurz vorher nach dem damaligen St. Petersburg berufenen Isaak Jakob Schmidt gehörte. Auf welch merkwürdigem Wege der im Dienst der Herrnhuter Brüdergemeine nach ihrer neuen Kolonie Sarepta am Rande der weiten von Kalmücken bewohnten Wolgasteppen entsandte Missionskaufmann zum bedeutenden Orientalisten und bahnbrechenden Religionsforscher wurde, ist vor Jahren (1920) aufschlußreich von Prof. Dr. *Frz. Babinger* in seinem Beitrag zur Festschrift für den deutsch-amerikanischen Sinologen Friedrich Hirth (aus München, damals in New York wirkend) dargestellt worden[3].

Geboren wurde I. J. Schmidt 1779 zu Amsterdam als Sohn des Buchhalters Jan Schmidt und seiner Gattin Anna, geb. van Dam, als ältestes Kind von sieben Geschwistern. Schon mit sechs Jahren übergab der Vater seinen Ältesten der Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeine zu Neuwied am Rhein (von 1785—1791). Infolge der durch die französische Revolution verursachten Wirren und der damit verbundenen Handelsumwälzung verlor der Vater sein Vermögen und seine Stellung. Zu allem Unglück kam noch der Tod seiner Gattin. Wie eine dankbar empfundene Rettung erschien es, als der Direktor der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie dem Jan Schmidt eine Beamtenstelle auf Java anbot. Der junge Isaak Jakob hoffte, sich hier die nötigen kaufmännischen und sprachlichen Kenntnisse anzueignen und damit sein Glück als Kaufmann in der Ferne zu machen. All diese Erwartungen wurden jäh zunichte, und schließlich übertrug dem jungen Schmidt die Brüdergemeine die Stellung eines Handlungsgehilfen auf ihrer Siedlung Sarepta, die 1765 auf Wunsch der Kaiserin Katharina II. zwecks Kolonisierung der Wolgasteppen gegründet worden war. In die für Schmidts lebhaften Geist drückend gewordene Einförmigkeit in völlig abgeschiedener Gegend brachte eine unerwartet günstige Wendung der Auftrag, zur Einziehung bedeutender Geldforderungen zu verschiedenen Kalmückenhäuptlingen Reisen zu unternehmen. Drei Sommer und einen Winter (1805/6) brachte er unter ihnen zu und fand dabei reichlich Gelegenheit, das Kalmückische und Mongolische zu erlernen sowie Geschichte und Religion dieser Nomadenstämme zu erforschen. Unablässig war er bemüht, Handschriften zu sammeln und sich mit Unterstützung von Schamanen über die religiösen Vorstellungen der zwischen Don, Wolga und dem Kaukasus wohnenden Völker eingehend zu orientieren. Im Frühjahr 1812 wurde Schmidt nach Moskau versetzt, siedelte jedoch schon im August nach St. Petersburg über und entging dadurch selbst dem Brand der heiligen Stadt infolge Napoleons Einmarsch, während, wie schon erwähnt, seine Handschriften-Sammlungen ein Raub der Flammen wurden.

Hier in St. Petersburg ist die unter dem besonderen Schutz des Zaren Alexander I. stehende, von der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit und vom Adel geförderte, von zwei Engländern ins Leben gerufene russische Bibelgesellschaft sehr bald auf J. J. Schmidts bedeutende sprachliche Kenntnisse aufmerksam geworden. Man übertrug ihm die Übersetzung verschiedener Bibelteile in die kalmückisch-mongolische Sprache (so erschien das Matthäus-Evangelium 1815; das Johannes-Evangelium 1820

[3] *Isaak Jakob Schmidt*, 1779—1847. Ein Beitrag zur Geschichte der Tibetforschung, in: Ostasiatische Zeitschrift, VIII, 1920.

etc.). Daneben setzte Schmidt eifrig seine kultur- und religionswissenschaftlichen Studien fort. Hier in St. Petersburg erschienen auch 1824 die damals in Fachkreisen viel beachteten „Forschungen im Gebiet der älteren religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter" (287 S., mit 2 Tafeln im Steindruck). Im Lauf der Jahre wurden I. J. Schmidt allerhand Ehrungen zuteil: die „Société Asiatique" zu Paris ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied, die durch Leibniz' Anregungen ins Leben gerufene Petersburger Akademie der Wissenschaften erwählte ihn zu ihrem korrespondierenden Mitglied, während die Universität Rostock ihm den Doktorgrad verlieh, wofür er sich mit einer 1828 zu Leipzig erschienenen Abhandlung (von 25 Quartseiten) „Über die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus" bedankte. Diese wenig umfangreiche Untersuchung enthält die erste wissenschaftlich zuverlässige deutsche Darstellung der Lehren des Buddhismus. Wie eingehend sich damals I. J. Schmidt mit dem Buddhismus beschäftigte, zeigen die folgenden, in der Petersburger Akademie von ihm gelesenen und dann in den *„Mémoires de l'Acuademie des Sciences à St. Pétersbourg"* in den Jahren 1829 bis 1832 erschienenen Abhandlungen: „Über einige Grundlehren des Buddhismus" (32 und 42 Seiten); „Über die sogenannte dritte Welt der Buddhaisten als Fortsetzung der Abhandlungen über die Lehren des Buddhaismus" (39 S.); „Über die tausend Buddhas einer Weltperiode der Einwohnung oder gleichmäßigen Dauer" (46 S.). Auf Grund buddhistischer Texte, auch in tibetischer Sprache — denn inzwischen hatte sich Schmidt auch dem Tibetischen zugewandt[4] und in denselben Mémoires auch eine Abhandlung: „Über den Ursprung der tibetischen Schrift" veröffentlicht — waren in diesen vielbeachteten Abhandlungen die ersten wissenschaftlich grundlegenden Mitteilungen über den nördlichen Buddhismus enthalten, die durch Vermittlung des deutsch-russischen Indologen Otto Böthlingk (1815—1904) ebenfalls Mitglied der Petersburger Akademie, auch A. Schopenhauer übermittelt worden sind. Denn nach Ed. Grisebach „Edita und Inedita Schopenhaurana" (1888) enthält das letzte weiße Blatt in Schopenhauers zu einem Band vereinigtem Handexemplar der Abhandlungen I. J. Schmidts über den Buddhismus folgende Notiz: „In den Mémoires de l'acad. de St. Pétersbourg befindet sich: das ehrwürdige Buch vom großen Rettungsmittel, — genannt der schneidende Diamant usw. aus dem Tibetischen von J. J. Schmidt." Doch erst in seinem Todesjahr sollte Schopenhauer in den Besitz des letzten von Schmidt wiederum aus dem Tibetischen übertragenen „ehrwürdigen Sûtras des Mahayana-Buddhismus, genannt der zum jenseitigen Ufer der Erkenntnis *(Pradschnâ-Pâramita)* gelangte Diamentspalter" kommen. Auf dem Titelschutzblatt bemerkt Schopenhauer: „A. Schopenhauer 1860. Hehn, Bibliothekar aus Petersburg hat es mir von

[4] Diesen tibetischen Studien, mit denen er dem Kyelanger Tibetologen H. A. Jäschke (s. *A. H. Francke*, „Die Mitarbeit der Brüdermission bei der Erforschung Zentral-Asiens" 1909) für dessen sprachliche Werke über das Tibetische die wichtigsten Vorarbeiten leistete, verdanken wir die deutsche Übersetzung der tibetischen Märchenerzählung „Dsanglun oder der Weise und der Thor". Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben von I. J. Schmidt (2 Bde., St. Petersburg, 1843).

Böthling, Akademikus daselbst, überbracht." Der Titel dieser Abhandlung, gelesen am 14. 10. 1836 in der Petersburger Akademie, lautet: „Über das Mahâ jâna und Pradschnâ-Pâramita der Bauddhen von I. J. Schmidt, Dr. der Philosophie, ordentlichem Mitgliede der Kais. Akademie d. Wissensch. Aus den Mémoiren besonders abgedruckt (106 S. in 4°)". Lebhafte Freude bereitete Schopenhauer die Lektüre dieser Abhandlung, was aus den zahlreichen Bleistiftstrichen und Randbemerkungen hervorgeht, so z. B. „Auch habe ich gezeigt, was unter der Benennung Buddha verstanden wird, nämlich der höchste und von aller Verbindung mit der Materie und Anziehung derselben völlig befreite Begriff der Weisheit und Erkenntnis, der freie immaterielle Geist, für welchen die Ichheit mit allen ihren Beziehungen ein Ende genommen hat... Zu diesem allgemeinen Begriff gehört jeder durch Naturformen individualisierte Geist, so bald er es dahin gebracht hat, jene Formen auf immer abzustreifen und seine Ichheit aufhören zu lassen..." An anderer Stelle hat Schopenhauer gerade am Schluß, wo Schmidt „noch einige eigene Bemerkungen über dieses philosophisch-religiöse System" hinzufügte, seinem energischen Widerspruch in der bekannten kräftigen Art Luft gemacht, hinsichtlich deren er sich selbst einmal, mit vollem Recht, auf Luther berief. Und weiter auf S. 102 unterstreicht Schopenhauer, wo Schmidt sagt: „dieses System (des Buddhaismus) strebe zur Gottheit in der Abstraktion zu gelangen" das Wort „Gottheit" und schreibt dabei „gelogen". Auf derselben Seite ist von dem „Übergang in das Jenseits der Weisheit, d. h. in die unbegreifliche Fülle des immateriell-abstrakten göttlichen Seyns" die Rede. Schopenhauer durchstreicht das „göttliche" zweimal und schreibt dafür „Nicht-Seyns". Auf den folgenden beiden Seiten kommt, wie Ed. Grisebach mitteilt, das Wort „Gottheit" nicht weniger als siebenmal vor, um siebenmal von Schopenhauer doppelt oder einfach mit sichtbarer Wut durchstrichen zu werden. Auch schreibt er an den Rand S. 103: Nicht wahr!; S. 104: Nirvana. Ebenso hatte er S. 100 „die namenlose Monas" durchgestrichen und an den Rand geschrieben: Nirvana. „Dies Wort" dürfte, nach Grisebach, das „letzte sein, welches in diesem kurz vor seinem Tode gelesenen Buche von seiner Hand niedergeschrieben worden ist".

Für Schopenhauers eingehendes Studium dieser sechs Abhandlungen Schmidts über den Buddhismus sind noch folgende Unterstreichungen und kurze Bemerkungen höchst charakteristisch. So, wenn es auf S. 10 der Schrift „Über die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren" heißt: „Die sieben und fünfzigste Zerstörung ist die letzte und entscheidende; denn in dieser Zerstörung geht auch der Urgrund aller Schöpfungen und Erscheinungen, die Region des Lichtes unter: Alles ist abgebüßt... weil der Zweck ihres Daseyns gänzlich erfüllt ist — Alles, was war, versenkt sich für die Ewigkeit in das Nichts." Dazu schreibt Schopenhauer die Bemerkung: „a consummation devoutly to be wish'd." Und auf der folgenden Seite, wo in einer Anmerkung vom Nirvana gesagt wird: es bedeute „gänzliche Befreiung von der Materie und von der Wiedergeburt in derselben, und Vereinigung mit der Gottheit" — streicht Schopenhauer mit Recht die letzten vier Worte aus und setzt dafür: „Nichts".

In der zweiten Abhandlung „Über die Grundlehren des Buddhaismus"

zu S. 9 hat Schopenhauer die von Schmidt vorgetragene „Ansicht über den reinen Buddhismus" mit den folgenden An- und Unterstreichungen der Zustimmung begleitet: „Der Begriff von Buddha hat eine doppelte Bedeutung: er kann in der Einheit sowohl als in der Mehrheit verstanden werden. In der Einheit, insofern alles was außer dem Einfluß und der Attraction der Welt der Erscheinungen liegt, oder daraus tritt, und von den Bedingungen des Schicksals der Taten befreit ist oder wird, in die unermeßliche Fülle der, in sich einfachen buddhaistischen Vollkommenheit eingeht, welche die Leerheit genannt wird (Buddha im Nirwana). In der Mehrheit: nach dem Glauben der Buddhaisten gibt es eine Unzahl von Buddhas." Besondere Beachtung fand der folgende Abschnitt (II, 20. 21), da ihn Schopenhauer auch an der Seite eigens angestrichen hat: „Der Zweck der Erscheinung der Buddhas im menschlichen Körper ist kein anderer als die Erlösung der Wesen aus dem beständig wogenden Meere der Sansara. Also weit entfernt, Wesen zu schaffen und somit Geschöpfe an Orte zu bannen, die für sie Straf- und Prüfungsorte werden, sind die Buddhas vielmehr darauf bedacht, die lebenden Wesen, die infolge des durch Taten bedingten unerbittlichen Verhängnisses an solche Orte gefesselt sind, frei zu machen und sie auf den Weg zu führen, auf welchem sie einer vollständigen Erlösung entgegengehen können. Daß das Endziel dieser vollständigen Erlösung kein anderes ist als die Erlangung der Buddhawürde im ewigen Nirwana, versteht sich von selbst, und darum erscheinen die Buddhas zu gewissen Zeiten, um an ihrem eigenen Beispiele zu zeigen, daß man es soweit bringen könne, indem auch sie einmal dem Sansara angehört haben."

Mit besonderem Nachdruck merkte sich Schopenhauer noch die folgende Stelle aus der dritten Abhandlung „Über einige Grundlehren des Buddhaismus an (S. 18/19): „Im neunten Kapitel des Suwarna Prabhasa wird der Körper mit einem leeren Hause verglichen, dessen Gemächer von fremden Dieben oder Räubern bewohnt werden. Diese eingenisteten Diebe sind die Sinne, deren die Buddhisten sechs zählen, nämlich außer den sonst angenommenen fünf noch den Sinn des Willens oder des Verlangens, der gewissermaßen das Oberhaupt und der Anführer dieser Räuberbande ist."

Auch verschiedene bedeutsame kulturhistorische Werke I. J. Schmidts befanden sich in Schopenhauers Bibliothek, so die damals in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregende Hausgeschichte des Mongolenfürsten Ssanang Ssetsen (um 1600): Ssanang Ssetsen Chung-Taidschi, Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses. Aus dem Mongolischen übersetzt und mit dem Originaltexte, nebst Anmerkungen, herausgegeben (St. Petersburg, 1829); ferner die erstmals in deutscher Übertragung veröffentlichte Ausgabe des mongolischen Heldengedichts „Die Taten Bogda Gesser Chans, des Vertilgers der Wurzel der zehn Übel in den zehn Gegenden". Aus dem Mongolischen übersetzt (St. Petersburg, 1839). Ebenso besaß Schopenhauer Schmidts Bearbeitung der tibetischen Märchenerzählung Dsanglun oder der Weise und der Thor[5].

Mit all diesen wissenschaftlich überaus zuverlässigen Arbeiten hat sich I. J. Schmidt, wie M. Walleser in seiner Herausgabe des Traktats

[5] s. Anm. 4.

„Prajna Paramita, Die Vollkommenheit der Erkenntnis. Nach indischer, tibetischer und chinesischer Quelle" (1914, S. 25) bemerkt, „ohne Zweifel um die Erforschung des Buddhismus hervorragende Verdienste erworben, und sein Name wird als derjenige eines der Begründer der sich mit dem Buddhismus beschäftigenden Wissenschaft unvergessen bleiben". Und G. Schulemann: „Die Geschichte des Dalailamas" (1919, S. 19, Anm. 22) gibt seiner Anerkennung der Bedeutung I. J. Schmidts für die ostasiatische Forschung dahin Ausdruck, daß er von ihm sagt, er „sei vielleicht derjenige Forscher des 19. Jahrhunderts gewesen, der am tiefsten in das Wesen des Buddhismus eingedrungen ist". Auch alle Ehrungen seiner Regierung wurden Schmidt zuteil, und der Zar ernannte den um die Erforschung der Völker seines weiten Reiches so hochverdienten deutschen Gelehrten zum kaiserlich-russischen Wirklichen Staatsrat mit dem Prädikat „Exzellenz". Auf dem Höhepunkt seines Schaffens traf I. J. Schmidt das herbe Geschick des Verlusts seines Augenlichts; aber wenn sich auch die Nacht völliger Erblindung auf ihn herniedersenkte, so sah er im Geist mit Seherblick kommende ungeahnte Forschungsmöglichkeiten voraus, die dann von den großen europäischen Entdeckern A. Grünwedel, Sven Hedin, A. von Lecoq, F. W. K. Müller, Mark Aurel Stein, P. Pelliot verwirklicht wurden. Sagte er doch am Schluß seines letzten Akademievortrags (1847): „Es ist gewiß einer künftigen Generation vorbehalten, in die ausgedehnten Gefilde des östlichen Mittelasiens ... einzudringen und sie mit europäischem Forschungsgeiste zu durchwandern. Welchen unermeßlichen Gewinn für alle Wissenschaften eine solche, jetzt leider noch in weiter Ferne liegende Zeit mit sich bringen müßte, ist demjenigen am klarsten, der die große Mangelhaftigkeit alles bis jetzt darüber Bekannten fühlt. Für die Geographie, die ältere und neuere Ethnographie, die Sprachen und das ganze Naturreich jener Länder, würden in einer solchen Zeit unermeßliche, neue Schätze zur Bereicherung unserer Kenntnisse aufgehäuft werden; es würde uns ein neues Licht aufgehen, in welchem so manches, bis jetzt ängstlich festgehaltene Phantom des Mißverstandes und eigensinniger Beschränktheit verschwinden müßte." Solche Worte wären auch Schopenhauer ganz aus der Seele gesprochen gewesen. Immerhin mögen obige Ausführungen dargetan haben, welche merkwürdigen Zusammenhänge gerade auf geistesgeschichtlichem Gebiet bestehen, wie der fehlgeschlagene Kolonisationsversuch der Herrnhuter Brüdergemeine unter den Kalmücken der Wolgasteppen im fernen Rußland durch den Eintritt des Missionskaufmanns I. J. Schmidt von ungeahnter Bedeutung für die Erforschung des Buddhismus und durch A. Schopenhauer für die Geistesgeschichte Europas wurde.

Neue Literatur aus dem Gebiete der Buch- und Bibliotheksgeschichte

Von Hans Lülfing

Unter den historischen Hilfswissenschaften haben Paläographie und Epigraphik seit langem ihren akademischen Rang. Ihre Bedeutung auch für eine synthetische kulturgeschichtliche Forschung steht außer Zweifel. Bis zum gewissen Grade ungewohnt im Blickfeld der Kulturhistoriker mögen dagegen heute noch die Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte des Buch- und Bibliothekswesens sein. Aber seit der Entfaltung der modernen Bibliothekswissenschaft in den letzten rund acht Jahrzehnten hat diese auch ihre historische Forschung so vertieft, daß sie für eine Kulturgeschichte, die ihrerseits den bloß antiquarischen Standpunkt hinter sich gelassen hat, wertvolle Beiträge leisten kann. Kultur- und gesamtgeschichtliche Betrachtungsweisen setzen sich auch in jenen Forschungszweigen mehr und mehr durch. Dort, wo die Forschung diese allgemeingeschichtlichen Beziehungen nicht unmittelbar sucht, bietet sie häufig Material, das der Kulturhistoriker nicht entbehren kann. So erscheint es zweckmäßig, in einer kulturgeschichtlichen Fachzeitschrift über diese Wissenszweige zu referieren.

Aus äußeren Gründen muß der folgende Literaturbericht zunächst auf einige Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes aus den letzten Jahren beschränkt bleiben. Zwar ist das einschlägige Schrifttum nach der um 1945 eingetretenen Lücke wieder in einem immerhin bemerkenswerten Wachstum begriffen, aber nicht alle Schriften waren dem Referenten zugänglich. So soll für diesmal noch auf einen eigentlichen Forschungsbericht verzichtet und die Erörterung der einschlägigen Probleme an einer Auswahl von Beispielen vorgenommen werden.

1.

Durch die Entstehung des griechischen und lateinischen Alphabets aus den älteren vorderasiatischen, insbesondere phönizischen und aramäischen Schriften ist die antike Völkerwelt auch auf dem Gebiete des Schrift- und Buchwesens eine Einheit für sich, die, wie allgemein bekannt, zur Lösung ihrer Forschungsprobleme besondere Methoden erfordert. Das antike Schrift- und Buchwesen ist längst ein inhärierender Teil der Altertumswissenschaft geworden und wurde durch diese in das Bild der antiken Kultur eingefügt. Die Archäologie hat dieses Bild nicht nur in der Feldgrabung erarbeitet, sondern dann in den großen modernen Museen auch dargestellt. Der universale Kulturhistoriker wird mithin gerade, ähnlich wie auf dem Gebiete der mittelalterlichen und neue-

ren Kunstgeschichte, von der Arbeit der Museen manche Anregung erwarten dürfen.

Von besonderem Interesse in der antiken Schrift- und Buchgeschichte sind die Papyri. Der Führer durch die Papyrusausstellung der ehemals Staatlichen Museen in Berlin hat 1949 eine Neuauflage erfahren[1]. Diese Ausstellung gehörte bereits vor dem ersten Weltkrieg zu den namhaften Leistungen Hugo Ibschers, mit der er sein großes Werk als Konservator und Philologe nicht nur nach der ausstellungstechnischen und im besten Sinne populärwissenschaftlichen Seite hin ergänzte, sondern den Ergebnissen seiner Arbeit auch einen sichtbaren kulturhistorischen Ausdruck verlieh. *Wilhelm Schubart* schrieb dazu 1908 eine „Einführung in die Papyrusausstellung", der er 1918 unter dem Titel „Das alte Ägypten und seine Papyrus" eine erweiterte Fassung gab. Es entstand eine Schrift, die als ein einführender Abriß der Geschichte und des Wesens der ägyptischen Kultur, vor allem in ihrer hellenistischen Periode, immer ihren Wert behalten wird. Die mir vorliegenden Auflagen von 1925 und 1938, letztere in Gemeinschaft mit W. Schubart von *Heinz Kortenbeutel* besorgt, deuten das an, wenn sie den Titel in „Die Papyri als Zeugen antiker Kultur" ändern und hinzufügen: „Zugleich ein Führer durch die Papyrusausstellung ..." Allerdings muß die vorliegende neueste Auflage einem einschneidenden Umstand Rechnung tragen: die große Papyrussammlung und mit ihr die Ausstellung der Originale in Berlin wurde im zweiten Weltkrieg vernichtet. *Rolf Ibscher*, der Sohn und Nachfolger Hugo Ibschers, sah sich demzufolge veranlaßt, den eigentlichen Text auf die allgemeinen und kulturgeschichtlichen Kapitel (1—9, Die Papyri als Geschichtsquellen, Schreibmaterial und Buchwesen, Aus Ägyptens Geschichte, Staatsverwaltung, Wirtschaftliche Zustände, Lebensweise, Religion, Bildung, Schrift und Sprache), für die er den Text Schubarts mit geringfügigen Abänderungen beibehält, zu beschränken und die weiteren Abschnitte (10—22 nach der Auflage von 1938), die die Übersetzungen und Erläuterungen zu den einzelnen Papyri enthielten, durch knappe „Erläuterungen und Übersetzungen" zu den dem Werkchen beigegebenen Bildtafeln, die ihrerseits Wiedergaben aus der nunmehr in Berlin gezeigten Faksimileausstellung darstellen, zu ersetzen. Der wissenschaftliche Wert der Schrift wird dadurch erhöht, daß Rolf Ibscher im Vorwort dankenswerte Ausführungen über Entstehung und Geschichte des Büchleins bringt und dem eigentlichen Text einen knappen, aber inhaltlich weitgespannten Abschnitt über „Die historische Entwicklung der Berliner Papyrussammlung" vorausschickt, der aus intimster Sachkenntnis ein wichtiges Stück neuerer Wissenschaftsgeschichte schildert.

Wie es die Schwierigkeiten der Forschung und die jeweils neue Ergänzungen und Interpretationen ermöglichende Eigenart des sich beständig vermehrenden Quellenmaterials erfordern, bietet auch die Geschichte des Buchwesens im Alten Orient und der Antike bisher noch immer

[1] Die *Papyri* als Zeugen antiker Kultur, hrsg. vom Generaldirektor der ehemals Staatlichen Museen in Berlin. Berlin 1949. 55 S., 8 Taf.

neue Möglichkeiten der Deutung und Erklärung. Neue Tontafel- und Papyrusfunde förderten diese Entwicklung nachhaltig. In der Wissenschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte hat auf diesem Gebiete die Vereinigung bibliothekarischer und philologischer Schulung zu besonders fruchtbaren Leistungen geführt, die für diesen Wissenszweig als gültig und grundlegend angesprochen werden können. So wurden (neben dem Philologen Theodor Birt u. a.) die Bibliothekare Karl Dziatzko, Victor Gardthausen, Fritz Milkau zu den großen Meistern der antiken Buch- und Bibliotheksgeschichte. Ihnen reihte sich in jüngster Zeit *Carl Wendel* mit dem vollen Gewicht seiner reifen philologischen und bibliothekarischen Gelehrsamkeit an. Er greift das Thema in seiner Schrift „Die griechisch-römische Buchbeschreibung"[2] in neuer Weise auf und zeichnet von einem Spezialproblem aus ein Bild der Buchgeschichte des Altertums, das auch für die allgemeine und die Kulturgeschichte von Bedeutung ist. Es liegt im Zuge der oben angedeuteten wissenschaftlichen Entwicklung, wenn W. sich dabei kritisch u. a. mit Birt und Gardthausen auseinandersetzen muß. Allerdings liegt der Ton des wertvollen Buches nicht auf der Polemik, sondern auf einer sublimen Diskussion der Probleme und der von Wendel immer erneut mit kritischer Vorsicht, aber auch mit zielbewußtem Mut angesetzten Hypothesen. Das ganze Werk wird so zu einem Musterbeispiel der vergleichenden Forschungsmethode in der modernen Altertumswissenschaft. W. hat sich dabei mit Dank und Anerkennung der Mithilfe seiner Kollegen aus der Altorientalistik (F. W. v. Bissing, der das Manuskript durchsah, C. Brockelmann, O. Eißfeldt, G. v. Goutta) bedient. So kommt in das Buch ein fruchtbarer Einschlag gelehrter Gemeinschaftsarbeit.

Unter Buchbeschreibung wird die Summe aller Merkmale verstanden, die die altorientalischen (babylonischen) Tontafeln oder die antiken (griechischen) Buchrollen zur Unterscheidung der einzelnen Tafeln und Rollen bzw. Werke in diesen selbst oder in deren Verzeichnissen (Katalogen) aufwiesen. Die Entstehung dieser Merkmale (eine Liste S. 2—3) wird dabei, da natürlich nicht nur literarisches, sondern auch das ältere, vielfach davon kaum zu unterscheidende urkundliche Tafelmaterial zur Untersuchung herangezogen wird, bis zu den Urkunden der Tempelbibliothek des Bel zu Nippur (3. Jahrtausend) zurückgeführt. In Babylonien erhielt sich der Gebrauch dieser Ordnungsmerkmale bis in die seleukidische Epoche. Durch die Übernahme der Buchbeschreibungsmittel seitens der Hethiter und der Tempelschule von Ugarit verbreitete sich diese Technik bis nach Kleinasien und bis an die mediterranen Küsten (Nord-) Syriens und Phoinikiens. Aus dieser Verbreitung in die westlichen Randgebiete des babylonischen Kulturkreises leitet nun W. die Übernahme der Buchbeschreibungsmittel durch die Griechen auf lydischem und ionischem Boden bzw. auf den alten Handelswegen in den syrischen, kleinasiatischen und kyprischen Küstengebieten ab. Mit dieser

[2] *Carl Wendel:* Die griechisch-römische Buchbeschreibung verglichen mit der des vorderen Orients. Halle 1949. VIII, 199 S. (Hallische Monographien. Nr. 3).

Hypothese bringt er zunächst Gardthausens ältere Auffassung, der jene Übernahme auf dem Umweg über Ägypten (Alexandreia) geschehen ließ, zu Fall. Die ältesten griechischen Bibliotheken vermutet W. noch vor der des Peisistratos bei den *φυτακοί* in Milet. Titelgebung, Zeilenzählung, Rolleneinteilung werden auf ionischem Boden nach dem Vorbild der Keilschrifttontafeln entwickelt. Birts schon seit längerem aufgegebene Großrollentheorie wird dabei von W. erneut und zwingend abgelehnt. Auf dem kulturträchtigen Boden des frühen Griechentumes in Ionien mit seiner Aufgeschlossenheit gegen die alte, zunächst überlegene babylonische Zivilisation vollzieht sich auch die formende Ausbildung des griechischen Buchwesens. Die babylonische Kultur wird dabei in ihrer späthethitischen Mischform durch die Lyder vermittelt. In Ionien tritt das Buch zunächst als Lederrolle auf, während diese in Hellas und auf den Inseln der Ägäis kaum verwendet wurde. W. eröffnet von dieser *Beschreibstoffrage* aus weite schriftgeschichtliche Perspektiven: die Lederrolle wanderte mit der für sie geeigneten, sich wandelnden Schrift von den Phoinikern[3] zu den Aramäern und von diesen längs der Südküste Kleinasiens zu den Ioniern. W. neigt also letztlich dazu, den wichtigsten Weg der Übertragung der babylonischen Buchbeschreibung im Gebiet der alten Handelsstraßen Syriens und der Südküste Kleinasiens zu suchen. Es liegt auf der Hand, daß damit auch andere bedeutsame Kulturleistungen des alten Orients auf diesem Wege tradiert sein müssen. An dieser Stelle erhellt besonders, wie wichtig W.s Untersuchungen für die Erforschung der großen Rezeptionen in den östlichen Mittelmeerländern des 2. und früheren 1. Jahrtausends v. Chr. sein können. Wie durch die Funde von Dura-Europos (Urkunde von 195 v. Chr.) belegt wird, war die Weiterentwicklung vom Leder zum Pergament als Beschreibstoff schon vor Eumenes II. erfolgt. Bei aller Neigung zu zusammenfassenden Hypothesen belegt W. seine Ergebnisse mit einem umfänglichen, bis ins kleinste analysierten Tatsachenmaterial[4]. Ein ungewöhnlich großer Apparat von 536 Anmerkungen stützt die Darstellung und ist eine Fundgrube für alle Einzelprobleme und für entlegene Literatur. Kapitel I behandelt die Buchbeschreibung im vorderen Orient, getrennt nach Tontafeln und Papyrusrollen; Kapitel II die Frage der älteren griechischen Bibliotheken; Kapitel III die griechisch-römische Buchbeschreibung; Kapitel IV (Fragen und Ergebnisse) erörtert dann u. a. die Frage des Traditionsweges im Zusammenhang mit dem Lederrollenproblem. Vier Register erschließen das Buch: ein Verzeichnis der angezogenen Texte, nach

[3] Zu den Fragen der Frühentwicklung der phoinikischen Schrift äußert sich neuerdings in einer kleinen Schrift *Otto Eißfeldt:* Von den Anfängen der phönizischen Epigraphik. Nach einem bisher unveröffentlichten Brief von Wilhelm Gesenius. Halle 1948 (Hallische Monographien. Nr. 5). Der Ref. muß sich hier mit diesem Hinweis begnügen, da die altorientalische Epigraphik nicht in den Bereich dieses Literaturberichtes fällt.

[4] Eine eingehende kritische Analyse des Inhalts bringt *Friedrich Zucker* im Zentralblatt für Bibliothekswesen. Jg. 63 (1949), S. 472—476.

Sprachen getrennt, ein Personenverzeichnis, ein Ortsregister und ein Sachregister.

Hingewiesen sei an dieser Stelle auf einen zusammenfassenden Aufsatz *Wendels* über „Die bauliche Entwicklung der antiken Bibliothek"[5], in dem ausschließlich das griechische und römische Bibliothekswesen behandelt wird, wobei sich naturgemäß die baugeschichtliche Fragestellung zur allgemeinen Bibliotheksgeschichte und zur Verwaltungsgeschichte erweitert. Der Aufsatz, der die neuesten Forschungen verarbeitet, bietet somit eine knappe Darstellung der allgemeinen Bibliotheksgeschichte der Antike. Die griechischen Bibliotheken sind keine Saalbibliotheken. Der Saal war der festliche Versammlungsraum der gelehrten Körperschaft, der die Bibliothek diente. Die Bücherregale standen nicht auf Sockeln im Saal, sondern in besonderen Magazinen dahinter. Nur insofern diese Akademien mit einem Tempel verbunden waren, gehörte auch die Bibliothek in den Tempelbereich. Dagegen entwickelte das öffentliche Bibliothekswesen Roms den Typ der Saalbibliothek (Asinius Pollio). Wie das alexandrinische Museum schon für Cäsar Vorbild war, so sind auch die bildungspolitischen Gedanken in Rom ptolemäischer Herkunft: sie dienen der gegenseitigen Durchdringung von griechischer und ägyptischer bzw. römischer Kultur und Bildung. Das gilt auch für die späteren Bibliotheken des Vespasian und des Alexander Severus. Jetzt steht auch der Bibliotheksschrank in der Mauernische des Saales. W. vertritt ferner mit zahlreichen Belegen die These, daß Hadrian seine Hochschule mit der alten Bibliothek Trajans (Ulpia) in dessen Forum vereinigte. In der späteren Kaiserzeit ist die Bibliothek mit den großen Hallen der Bäder verbunden. W., der in glücklicher Weise den Archäologen mit dem Bibliothekar vereinigte, verarbeitete hier vor allem die Forschungen des Schweden Christian Callmer über den Saalbau im Quellbezirk zu Nemausus (Nîmes). Die Privatbibliothek der republikanischen Zeit hielt sich noch ans griechische Muster (so z. B. die des Calpurnius Piso in Herculaneum, des Lucullus in Tusculum), während dann seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. auch hier der Saal der öffentlichen Bibliothek nachgebaut wurde (Bibliothek des jüngeren Plinius in Laurentinum). Vitruv kennt den Bibliotheksraum nicht als Saal, sondern als Porticus.

2.

Seit den Tagen von Pertz und den Monumenta Germaniae ist die Entwicklung der jüngeren deutschen Historiographie im besonderen Maße zugleich die der Erforschung des Mittelalters. An die Themen des Mittelalters knüpften sich seit der Romantik die großen methodischen Fragen und die tieferen Probleme unserer Geschichtswissenschaft. Standen zunächst und auf längere Zeit die Aufgaben der politischen Geschichte und die strenge Methodik der Hilfswissenschaften, wenn auch keineswegs

[5] *Carl Wendel:* Die bauliche Entwicklung der antiken Bibliothek. Im Zentralblatt für Bibliothekswesen. Jg. 63 (1949), S. 407—428.

ausschließlich, im Vordergrund, so hat im besonderen etwa das letzte reichliche halbe Jahrhundert in steigendem Maße eine verbreitete und zugleich vertiefte kultur- und geistesgeschichtliche Durchforschung des Mittelalters gebracht. Die Bibliothekswissenschaft und die ihr enger verbundenen Disziplinen, wie z. B. die Paläographie, haben keinen geringen Anteil daran. Starke Impulse empfing diese Entwicklung von der Philologie, sowohl der mittellateinischen als auch der germanischen und romanischen, und von den Hilfswissenschaften, die mit ihren Methoden zu historiographisch vollgültigen Bearbeitungsleistungen und Geschichtsbildern vorstießen. Im vielberufenen Zeitalter fortschreitender Spezialisierung auch der historisch-philologischen Wissenschaften zeichnete sich hier eine gegenläufige Bewegung ab, die sozial-, geistes- und kulturgeschichtliche Synthesen ermöglichte. Auf dem bekanntermaßen nicht nur dem Gegenstande sondern auch der Festigkeit der Methoden nach klassischen Boden der Erforschung der Antike hatte sich dieser wissenschaftliche Synkretismus bereits durchgesetzt. Althistorie, Altphilologie und Archäologie hatten sich mit ihren Hilfsdisziplinen zu einer „Altertumswissenschaft" zusammengefügt, die bereits in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie und in Iwan v. Müllers Handbuch ihre philologisch-enzyklopädische Anerkennung und Festigung erfuhr. Es entspricht der Situation, wenn nun auch auf dem Gebiete der Erforschung des Mittelalters die Forderung erhoben wird, die Einzeldisziplinen zu einer „Wissenschaft vom Mittelalter" zusammenzufassen, weil im Grunde, besonders von der mittellateinischen Philologie, der Urkundenforschung und der Paläographie her, der Durchbruch mit den jeweils eigenen methodischen Mitteln zur historiographischen Forschung und Darstellung (und damit zur „soziologischen" Einstellung) längst vollzogen sei[6].

Für die Fruchtbarkeit solcher Einstellungen und Annäherungen an die geschichtliche Wirklichkeit zeugt auf dem Gebiete der Geschichte des mittelalterlichen Buchwesens keiner mehr als *Paul Lehmann*, der Altmeister der mittellateinischen Philologie in Deutschland. In seiner neuesten, äußerlich locker gebauten Studie über die lateinischen Büchertitel des Mittelalters[7] wird man immer im Bereich strengster Philologie gehalten und doch zur geschichtlichen Wirklichkeit geführt. Wie zwanglos die philologische Methode hier zu historischen Ergebnissen führt, mag daraus erhellen, daß man sich immer wieder an die sammelnde, vorsichtig wägende Arbeitsweise Wattenbachs erinnert fühlt. L.'s Studie ist unter den schwierigsten Umständen entstanden. Reiche Materialsammlungen, die den Ausbau zu einem umfassenden Opus gestattet hätten, gingen 1944 durch Luftangriff verloren. Der Verf. belegt nun meisterhaft die ihm seither deutliche geschichtliche Wirklichkeit mit einer kleinen neu gesammelten Auslese seiner Belege. Er hält sich ausschließlich an lateinische Titel. Das vorliegende erste Heft bietet die allgemeinen

[6] *Helmut Beumann:* Wissenschaft vom Mittelalter, Aufgabe für Forschung und Lehre. In: Studium generale. Jg. 2 (1949), S. 330—339.

und formalen Titel als Grundlage der mittelalterlichen Buchtitelgestaltung, womit deutlich ein morphologischer Gedanke angesprochen ist. Spätere Teile der Studie sollen Inhaltstitel und metaphorische Titel bringen. Die historische Literatur des Mittelalters bleibt leider ausgeschlossen. Trotz der oben berührten zeitbedingten Beschränkung ist die Materialfülle auf engstem Raum beträchtlich. Man darf die Hoffnung aussprechen, daß ein später anzufügendes Register der Titelbegriffe diesen Reichtum erschließen helfe. Der Wunsch nach der lexikalischen Erschließung zeigt im Sinne unserer obigen Ausführungen, wie dicht die Studie gleichermaßen bei der Philologie und der Historie steht.

Auf dem Gebiete der Handschriftenkunde hat in letzter Zeit besonders der Bereich der deutschen Handschriften erhöhte Aufmerksamkeit gefunden. Neben *Joachim Kirchners* „Germanistischer Handschriftenpraxis", München 1950, die einer späteren Würdigung vorbehalten bleiben muß, sei auf die Schrift von *Gerhard Eis:* „Altdeutsche Handschriften" hingewiesen[8]. Nach den Angaben des Verf. im Vorw. soll das kleine handliche Buch den Studenten der Germanistik als seminaristisches Übungsmaterial dienen. Nicht mehr nur am kritischen Text soll der junge Germanist seine Übungen betreiben, sondern wie es in den philologischen Seminaren des Auslandes schon seit längerem üblich sei, soll ihm die Möglichkeit geboten werden, an der Wiedergabe die wichtigeren Handschriften selbst zu studieren. Der Verf. verweist zum Vergleich selbst auf das große Tafelwerk von E. Petzet und O. Glauning: Deutsche Schrifttafeln des 9.—16. Jahrhunderts, München 1910 ff., das er durch eine handlichere Ausgabe ergänzen will, die zusätzlich den Vorteil bieten soll, nicht nur Handschriften der Bayrischen Staatsbibliothek in München zu bieten, sondern ihr Material auch anderwärts lediglich nach gestellten methodischen Aufgaben zu sammeln. Inwieweit das propädeutische Buch auf diese Weise den pädagogischen Ansprüchen der germanistischen Seminare entspricht, ist hier zu untersuchen nicht der Ort. Die Auswahl der Tafeln, die nicht nur dichterisches, sondern aus fachliches Schrifttum berücksichtigt, spricht in ihrer sorgfältigen Wiedergabe an. Auf der Gegenseite sind die Tafeln zur Erleichterung des Einlesens mit teilweiser Umschrift, ferner mit knappen paläographischen, textkritischen, literaturhistorischen und philologischen (mundartkundlichen) Anmerkungen versehen, soweit der bisherige Forschungsstand dies für das einzelne Schriftdenkmal gestattet. Lesarten anderer Handschriften werden nur gelegentlich gegeben, wie überhaupt auf das für philologische Studien wichtige Moment des Handschriften- und Lesartenvergleichs wenig eingegangen wird. Eine schriftgeschichtliche Einleitung, die ausdrücklich der Einführung für Germanisten ohne paläographische Vorkennt-

[7] *Paul Lehmann:* Mittelalterliche Büchertitel. H. 1, München 1949, 69 S. (Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Philosoph.-hist. Kl. Jg. 1949, H. 4).

[8] *Gerhard Eis:* Altdeutsche Handschriften. 41 Texte und Taf. mit einer Einleitung u. Erläuterungen. München 1949, 103 S.

nisse dienen soll, verfolgt die Entwicklung von den Runen bis ins Spätmittelalter, erwähnt auch kurz die Zahlzeichen, Abkürzungen und Geheimschriften, kann aber kaum eigene paläographische Studien des Benutzers ersetzen. Verdienstlich ist, daß die Schriftentwicklung im besonderen Hinblick auf die Geschichte des deutschsprachigen Schrifttums behandelt wird.

3.

Die Geschichte des neueren Buchwesens beginnt mit der Erfindung des Buchdrucks. Dieses ihr erstes Kapitel stellt die Forschung vor außerordentlich schwierige Probleme. Die Quellenlage ist fast durchweg unsicher. Die urkundlichen Nachrichten sind spärlich, der Quellenschwund war erheblich. Die Überreste, meist undatierte Frühdrucke ohne Impressum, entziehen sich einer festen Einordnung. So ist die Forschung zwar reich an Hypothesen und Kontroversen, aber sie entwickelte, vor allem seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, interpretatorische Methoden, die ein Ruhmesblatt der neueren Bibliothekswissenschaft sind, die hier auch ihr philologisches Bewährungszentrum fand. Fast alle bedeutenden Köpfe dieses Wissenschaftszweiges von Karl Dziatzko, Otto Hartwig, Konrad Haebler, Paul Schwenke, Gottfried Zedler, von ausländischer Seite vor allem Robert Proctor, Alfred W. Pollard und Charles Mortet, bis hin zu Aloys Bömer, Aloys Ruppel, Kurt Ohly, Rudolf Juchhoff, Carl Wehmer, Friedrich Adolf Schmidt-Künsemüller, um nur einige Namen zu nennen, sind auch auf diesem Gebiete Meister.

Das wichtigste Ergebnis dieser Bemühungen ist die weitgehende, wenn auch keineswegs in Einzelzügen unbestrittene Aufhellung und Konkretisierung des Bildes Gutenbergs und seiner Tätigkeit als Erfinder des Buchdrucks. Nachdem bereits Otto Hartwig (1900), Heinrich Meisner und Johannes Luther (1900) und Aloys Bömer (1936) mit Zusammenfassungen des Forschungsstandes vorangegangen waren, bot die konventionell auf das Jahr 1940 gelegte 500-Jahrfeier des Buchdrucks den äußeren Anlaß eines erneuten umfassenden Rechenschaftsberichts. Als Berufener hat ihn *Aloys Ruppel*, Direktor des Gutenberg-Museums und der Stadtbibliothek in Mainz, der Wissenschaft vorgelegt (1939) und ihn 1947 in einer wenig veränderten Auflage erneuert[9]. Das umfassende gelehrte Buch wurde für den Verfasser Höhepunkt und Zusammenfassung einer lebenslangen eigenen maßgebenden Mitarbeit an der Gutenbergforschung. Der Verf. kann also von einem eigenen, wenn auch naturgemäß in der wissenschaftlichen Tradition seiner obengenannten Vorgänger, namentlich Schwenkes stehenden Bild Gutenbergs ausgehen und an ihm seine Aufgabe entwickeln. Im Vorwort zur zweiten Auflage stellt er fest, daß ihm dafür, „bei den Guterbergforschern des In- und Auslandes einmütige Zustimmung" geworden ist. Er hat „dabei auch manche Legende

[9] *Aloys Ruppel:* Johannes Gutenberg. Sein Leben u. sein Werk. 2. Aufl., Berlin 1947, 230 S.

um Gutenberg nicht durch Auseinandersetzungen mit Andersmeinenden, sondern nur durch Darlegung des historischen Tatbestandes zerstört" (1. Aufl., Vorw.).

Das Buch bietet mithin keine literarisch abgerundete Darstellung von Gutenbergs Leben und Werk, sondern eine Analyse des Problemstandes. R. beginnt mit einer Übersicht der urkundlichen Quellen, 33 an der Zahl (Kap. 1—6). Es folgt ein Kapitel (7) über das kulturgeschichtliche Milieu der Zeit. Daran schließt sich die breit angelegte Überschau über die Erfindung selbst (Kap. 8 u. 9), die u. a. eine genaue, von Druck zu Druck fortschreitende Interpretation der für Gutenberg und seine nächsten Zeitgenossen (Fust, Schöffer, Pfister usw.) in Frage kommenden Überreste enthält. Darauf folgen die Interpretation der frühesten urkundlichen und literarischen Zeugnisse für Gutenbergs Erfinderschaft (Kap. 10), ferner abschließende Ausführungen über die „Mitbewerber um die Erfinderehre" (die Chinesen, Koreaner, Castaldi, Brito, Coster, Mentelin, Waldvogel (Waldfoghel), Fust, Schöffer) (Kap. 11) und über die „Bedeutung der Erfindung Gutenbergs" (Kap. 12). Eine sehr schätzenswerte, systematisch gegliederte Auswahlliste der Gutenbergliteratur bildet einen guten Ersatz für die bisher ausgebliebene umfassende Bibliographie.

Bei dem analytischen Charakter von R.s Buch und der weitschichtigen Problemlage läßt sich das Ergebnis in der hier gebotenen Kürze schwer zusammenfassen. Gutenberg wird, in Übereinstimmung mit der übrigen jüngeren Forschung, nachdrücklich als die geistig überragende Erfindergestalt herausgestellt. Die Erfindung erwächst aus den Bedingungen ihrer Zeit. Gutenberg fußte auf der Metalltechnik, insbesondere auf dem hochentwickelten Goldschmiedehandwerk des 15. Jahrhunderts. Die ersten Versuche sind seit 1436 in Straßburg anzusetzen; die Erfindung reifte aber erst etwa 1445 in Mainz mit dem Fragment zum Weltgericht als ältestem Druck aus. Von den berühmten frühen Druckwerken werden dann die ersten Donate Gutenberg zugesprochen. In Bezug auf den Astronomischen Kalender für 1448 und die 36zeilige Bibel läßt es R. bei der unentschiedenen Problemlage. (S. auch unten!) Dagegen legt R. die 42zeilige Bibel als das große, bisher typographisch noch kaum übertroffene Meisterwerk für Gutenberg fest und gibt damit, sich an ältere Thesen Schwenkes anschließend, die Catholicontype zugunsten von Fust und Schöffer preis. Dagegen wird wenigstens die Herstellung der Psaltertype für Gutenberg beansprucht.

Im letzten bleibt also auch bei R. das Bild Gutenbergs und seiner Leistung schwankend, wie schon Rudolf Juchhoff nach der 1. Auflage (Zentralblatt für Bibliothekswesen. Jg. 57, 1940, S. 205) feststellte. Jedoch wird aus seinem Buch deutlich, daß Gutenberg zu den überragenden Menschheitsgestalten am Übergang des Mittelalters zur Neuzeit gehört. Um so mehr bleibt eine neue, kulturgeschichtlich durchgeformte Biographie des Erfinders ein wissenschaftliches Desideratum. In einer Ge-

legenheitsschrift[10] hat R. den persönlichen Lebensgang Gutenbergs, soweit es die Quellen gestatten, kurz zusammengefaßt und einige Angaben über seinen Nachruhm, die sich besonders auf die Pflege seines Andenkens in Mainz beziehen, hinzugefügt. R. schließt Betrachtungen über Glück und Unglück im Leben Gutenbergs an, die von seiner engen persönlichen Verbindung mit der Gestalt und dem Schicksal des Erfinders zeugen, die aber vielleicht auch die Gefahr in sich bergen, daß die Erscheinung Gutenbergs allzu modernisiert erscheint. Dennoch wird der Kultur- und Universalhistoriker auch in R.'s Buch wesentliche Zusammenhänge berührt finden. Die Darstellung der Zeitverhältnisse Gutenbergs in Kapitel 7 ist von der Kritik gelegentlich als zu abrißmäßig bemängelt worden. Immerhin bringt die knappe Datenzusammenstellung ein deutliches Bild der Epoche, die im Anschluß an Willy Andreas als ein sozial und kulturell unruhvoller Übergang zur Neuzeit verstanden wird. Ausgehend von den kirchlichen und politischen Zuständen wird vor allem die städtische Kultur mit ihren wirtschaftlichen, sozialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Verhältnissen behandelt (mit besonderen Hinweisen auf Straßburg und Mainz) und am Schluß folgerichtig mit der Entwicklung der handwerklichen Technik, besonders der Metalltechnik, der Anschluß an die Entstehungsfragen des Buchdrucks gewonnen. Manche kulturhistorischen Einzelheiten, die für die Entwicklung des Buchdrucks von spezieller Wichtigkeit waren, werden berührt. Dazu rechnet das Ablaßwesen und die nach 1453 besonders steigende Türkengefahr, die den Buchdruck eng mit den Propagandabedürfnissen der Zeit verbindet und ihn so frühzeitig im Dienste der Tages- und Kleinliteratur stehen läßt. Demgegenüber steht der steigende Buchbedarf des sich in den Städten rasch ausbreitenden Wissenschafts- und Bildungswesens, dem auch die den Klöstern entfremdete, in den Rahmen des spätmittelalterlichen, städtischen Handwerkswesens einbezogene Handschriftenproduktion gerade für große Werke nicht mehr gerecht werden konnte, wenn auch die jüngste Forschung diese Auffassung von einem vorwärtsdrängenden Bedürfnis mindestens für die mittlere Zeit des 15. Jahrhunderts erheblich eingeschränkt hat. Aus allem ergibt sich für R. der Schluß, daß die Zeit für die Erfindung des Buchdrucks reif war. „Die Zwangslage eines solchen Bedürfnisses mußte eines Tages zur Erfindung der Buchdruckerkunst führen, wenn nicht durch Gutenberg, dann eben durch einen anderen" (S. 84). So „mußte die Buchdruckerkunst, koste es, was es wolle, erfunden werden" (S. 87). Der Historiker weiß, daß solche Schlüsse bedenklich sein können. In der Konsequenz setzen sie ein mechanistisches Geschichtsbild voraus, das sich anderem Tatsachenmaterial gegenüber nur schwer bewähren wird. R. entzieht sich später dem Systemzwang nach Möglichkeit, wenn er meint: „Es ist deshalb gar nicht verwunderlich, daß die Buchdruckerkunst erfunden wurde,

[10] *Aloys Ruppel:* Tragik und Ruhm im Schicksal Gutenbergs. Festvortrag ... Mainz 1948. (Kleiner Druck der Gutenberg-Gesellschaft, Nr. 41.)

einfach weil sie erfunden werden mußte ... Tausende mögen mit dem schwierigen Problem der mechanischen Büchervervielfältigung gerungen haben. Aber nur einem gelang die entscheidende Tat ..." (S. 203). Man wird gut tun, nunmehr die neuere Darstellung, die diese Fragen inzwischen bei Schmidt-Künsemüller gefunden haben, und den knappen, aber tiefgreifenden Deutungsversuch Carl Wehmers (s. u.) hinzuzuziehen. Es mag sich dann annähernd die Auffassung ergeben, daß das Ereignis der Erfindung des Buchdrucks auf der Koinzidenz der kulturhistorischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen und des sich allmählich und z. T. erst im Fortgang der späteren Entwicklung bildenden technischen und ökonomischen Bedürfnisses mit dem Auftreten des zwar zeitgebundenen, aber freien schöpferischen Menschen beruhte.

Vom universalgeschichtlichen Standpunkt aus bleibt eine offene Frage die Einordnung des koreanischen Druckverfahrens in die Geschichte der Erfindung (S. 187 f.). R. lehnt einen Vergleich mit der Erfindung Gutenbergs ab, weil es sich bei den in Seoul um 1403 belegten Metalltypen nicht um Buchstaben, sondern um Wortzeichen gehandelt habe. Ähnlich argumentiert Schmidt-Künsemüller (s. u.). Der Unterschied beruht dann aber nicht so sehr auf der Eigenart und der Technik der Erfindung, sondern auf der Verschiedenheit der Schriftsysteme, auf der Sonderart der Kulturen. Die koreanische Erfindung war in ihrer Auswirkung und Verbreitung an ihren heimischen ostasiatisch-chinesischen Kulturkreis gebunden, während die Erfindung Gutenbergs mit der abendländischen Zivilisation und ihrer weltumspannenden Technik später die Welt überzog. Eine in diesem Sinne universalgeschichtliche Betrachtungsweise wird so die Akzente etwas anders als R. verteilen.

Demnach beruht die besondere Leistung R.'s und die klärende Kraft seiner Erörterungen über das schwierige Thema darin, daß er auf eine besondere Weise die universellen Gesichtspunkte mit denen einer an intimen Kenntnissen reichen mainzischen Lokalforschung zu verbinden weiß.

Im Vorwort zur 2. Aufl. stellt R. nicht ohne Enttäuschung fest, daß der wissenschaftliche Ertrag des Gutenberg-Gedenkjahres 1940 wider sein (und etwa auch Juchhoffs [Zentralbl. f. Bibliothekswesen, a. a. O. 214]) Erwarten mager gewesen sei, so daß er die neue Ausgabe im wesentlichen unverändert hinausgehen lassen konnte. Juchhoff hatte a. a. O. darauf hingewiesen, daß eine wirklich fruchtbare Belebung der Gutenbergforschung nur von neuen Entdeckungen und Funden zu erwarten sei. Daß von neuem Material aus gewisse Fortschritte zu erzielen sind, hat sich inzwischen ebenso erwiesen wie die andere Möglichkeit, durch eine erneute Durchdringung des vorhandenen Stoffes von neuen Gesichtspunkten aus den schwierigen Problemkreis weiter zu lockern.

R. hatte bereits an einer Stelle (S. 122) angedeutet, daß durch die Entdeckung *Carl Wehmers* sich für die Datierung des Astronomischen Kalenders für 1448 neue Anhaltspunkte ergeben könnten. Inzwischen hat

W. seine Untersuchungen und deren Ergebnisse veröffentlicht[11]. Er entdeckte im Jahre 1937 während seiner Tätigkeit bei der Wiegendruckkommission ein Konvolut von 10 Einzelblättern aus der Biblioteka Jagiellonska in Krakau, aus alter Einbandkartonage stammend. Darunter waren 5 Blätter, die offenbar demselben Einband angehört hatten. Es handelt sich um handschriftliche Blätter aus einem Handlungsbuch des 14. Jahrhunderts, die mit Textteilen des Astronomischen Kalenders, eines 26zeiligen Donat und einer 40zeilig angelegten Vulgata überdruckt waren, augenscheinlich also um Probedrucke (Korrekturabzüge) für die Zwecke des Setzers. Die straffe, aber vorsichtige Untersuchungsführung W.s steht auf der Höhe der modernen Wiegendruckforschung. Der Verf. reiht sich damit würdig in die Kette der bedeutenden Vertreter dieses Zweiges der Bibliothekswissenschaft ein. Der Wert der Arbeit liegt nicht nur in der Neudatierung des Astronomischen Kalenders auf 1457—1458 und in seiner inhaltlichen Neubestimmung als einer „Planetentafel für Laienastrologen", die nicht den Charakter eines Kalenders, sondern den einer populären und vergröberten Zusammenstellung astrologischer Daten für die einfache Horoskop- und Nativitätspraxis der Zeit hat; wichtig sind auch die Auswirkungen, die von hier auf die weitere Aufhellung der Entwicklung Gutenbergs und der Frühdruckgeschichte ausgehen. Die bisherige Chronologie der Gutenbergzeit bricht an wichtigen Stellen zusammen. Nach W. reiht sich der sogen. Astronomische Kalender in eine durch eine Anzahl Kleindrucke seit 1454 bezeugte Typenentwicklung ein; sie führt von dem Türkenkalender von 1455 über den Aderlaßkalender (1457), Calixtus'III. Türkenbulle (wahrscheinlich 1457), den 27zeiligen Donat, den Astronomischen Kalender, eine (nur in dem einen der Blätter aus Krakau faßbare) B 40 — womit erwiesen ist, daß sowohl die B 42 als auch die B 46 als 40zeilige Drucke begonnen wurden —, ferner über den 27zeiligen und den 26zeiligen Donat zur B 36 (1459—1460, spätestens 1461). Hersteller ist ein namentlich nicht bekannter Kleindrucker, von Schwenke als Drucker des Türkenkalenders bezeichnet, der in Mainz seine Jahrmarktsliteratur im Schatten Gutenbergs (B 42 von etwa 1456) und der Firma Fust & Schöffer (der große Psalterdruck von 1457) druckte und vor allem durch letztere angeregt wurde. Von ihm ist das immer wieder verbesserte Typenmaterial nach Bamberg (zu Pfister?) gewandert.

Es ist hier nicht möglich, über diese bloße Anzeige hinaus zu den Forschungen W.'s kritisch Stellung zu nehmen. Von Seiten der Fachgenossen ist das durch Rudolf Juchhoff in der Deutschen Literaturzeitung, Jg. 70 (1949), Spalte 289—294 geschehen. Er nannte das Buch einen „Markstein der Gutenbergforschung".

Walter Menn hat unter Anerkennung der Forschungen Wehmers und ihrer Bedeutung für die Umgrenzung der Druckertätigkeit Gutenbergs

[11] *Carl Wehmer:* Mainzer Probedrucke in der Type des sogenannten Astronomischen Kalenders für 1448. Ein Beitrag zur Gutenbergforschung. Mit einer Untersuchung: Der Astronomische Kalender eine Planetentafel für Laienastrologen. Von Viktor Stegemann. München 1948, 60 S., 12 Taf.

warnend darauf hingewiesen, daß es auch jetzt noch nicht ohne weiteres möglich ist, Gutenbergs Leistung auf die B 42 zu beschränken. Er schließt die Möglichkeit nicht aus, daß auch die Kalendertype und selbst die B 36 noch Gutenberg zugehören könnten und möchte eine zu frühe und deshalb dogmatische Festlegung des Gutenbergbildes vermieden wissen, zumal wir in Mainz bisher in älterer Zeit doch nur zwei Druckereien, die von Gutenberg und Fust und die Fusts und Schöffers, nachweisen können und selbst Ruppels These, die Catholicontype der letzteren Druckerei zuzuweisen, ihm nicht endgültig gesichert erscheint[12].

In dem Bemühen um eine neue Bestimmung des Astronomischen Kalenders verbindet *Wehmer* in reifer Weise die Methode der formalen Wiegendruckforschung mit der Schulung des Historikers kulturgeschichtlicher Richtung (v. a. S. 31 ff.). In dem 1948 verstorbenen Altphilologen Viktor Stegemann stand ihm darin ein hervorragender Sachkenner auf dem Gebiete der antiken und mittelalterlichen Astrologie zur Seite. So gewinnt er gegenüber der „zünftigen Gutenbergforschung", wie W. selbst gelegentlich die ältere Richtung unter den Fachgenossen nennt, einen eigenen, umfassenderen Standpunkt, wenn auch in jedem Einzelfall unter bedächtiger Abschätzung der trennenden und der gemeinsamen Auffassungen.

Bleibt so die Diskussion über Gutenberg und die Frühdruckepoche von Seiten der Inkunabelforschung im Gange, so hat gerade *Carl Wehmer* unter Herausstellung der kultur- und allgemeingeschichtlichen Gesichtspunkte seine Auffassung inzwischen nochmals herausgestellt, indem er in einem kurzen Aufsatz nach dem Gutenbergbild unserer Zeit fragt[13]. Er stellt fest, daß die traditionellen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts von Gutenberg als dem Vorkämpfer der Gedankenfreiheit, des zivilisatorischen Fortschritts und der Einheit der Deutschen als Kulturnation — also das Gutenbergbild des nationalgestimmten, fortschrittlichen, bürgerlichen Liberalismus — zu verstauben beginne. Aus der Einstellung des soziologisch orientierten Historikers zeichnet er das Bild des Erfinders neu: Guterberg ist ihm ein Mensch „des nach festen Traditionen lebenden, ständisch gegliederten, kirchlich gebundenen Mittelalters", ein wohlhabender Bürger von Mainz, der den patrizischen Ordnungen so sehr verbunden ist, daß er gegenüber dem aufstrebenden Zunftregiment in die politische Emigration ausweicht, der aber auch da so fest in dieser konservativen Gebundenheit verharrt, daß erst die historisierende Heldenverehrung des 19. Jahrhunderts ihm den Ruhm verschafft. Wirkte sich die aus spätmittelalterlichen Handwerksverfahren entwickelte Erfindung Gutenbergs wenigstens später als technischer Fortschritt aus, so lag Gutenberg selbst jedes Bewußtsein einer technischen Revolution fern. Das

[12] *Walter Menn* (Mainz): Ein neues Dogma um Gutenberg? In: Aus der Welt des Buches. Festgabe zum 70. Geburtstag von Georg Leyh. Leipzig 1950 (Zbl. f. Bibliothekswesen, Beih. 75), S. 65—69.

[13] *Carl Wehmer:* Zum Gutenbergbild unserer Zeit. In: Börsenbl. f. d. Dt. Buchhandel (Frankfurter Ausgabe), Jg. 6, Nr. 47 vom 13. Juni 1950.

Verlagsprogramm mindestens der ersten 10 Jahre war konservativ, „vorwiegend kirchlich, durchaus mittelalterlich, in keiner Weise revolutionär" (Vulgata, Meßbücher, Psalterien, Handbücher für Priester wie das Rationale und das Catholicon, Ablaßformulare, lateinische Schulgrammatiken, astrologische Schriften, Türkenpropaganda). Auf ähnliche Weise verharrte die Schrift in der Gotik. „Es hat Jahrzehnte gedauert, bis das gedruckte Buch sich von diesem Vorbild befreite und Formen entwickelte, welche dem Wesen der neuen Technik gemäßer waren."

Gibt uns W. so mit aller bei der unsicheren Quellenbasis gebotenen historiographischen Vorsicht die Umrisse der heute möglichen Gutenbergauffassung, wobei er sich auch nachdrücklich zur B 42 als dem ersten großen von Gutenberg in Mainz zwischen 1450 und 1455/56 gedruckten Buch bekennt, so muß dennoch die Möglichkeit offen bleiben, das Gutenbergproblem vom Standpunkt der Technik, insbesondere von dem der Technikgeschichte aus anzusprechen. In diesem Bezug ist zunächst kurz auf den Aufsatz von *Konrad F. Bauer*[14] zu verweisen, der als führender Mitarbeiter der Bauerschen Schriftgießerei in Frankfurt (Main) an hervorragender Stelle in der modernen buchgewerblichen Technik wirkt und von dieser Tätigkeit aus zu seinen historischen Gedankengängen gelangt ist. Aber er erreicht in seinem skizzenhaften Vortrag doch nicht mehr als eine an der Oberfläche der Fragen bleibende, modernisierte Umformung des traditionellen, liberalisierenden Gutenbergbildes, wenn er Gutenberg als den „Urheber der industriellen Arbeitsweise des Abendlandes" (!), als den Schöpfer der „Vorbilder aller modernen Produktionsverfahren" mehr feiert als schildert, wenn er auch den Unterschied zwischen den Produktionsweisen des 15. Jahrhunderts und denen der modernen graphischen Großindustrie des 19. und 20. Jahrhunderts sehr wohl sieht. Das missing link seiner Entwicklungsreihe findet B. in den Naturwissenschaften, deren Entwicklung erst durch den Buchdruck und die durch diesen ermöglichte lückenlose Weitergabe aller erarbeiteten Forschungsergebnisse möglich geworden sei und die dann ihrerseits den technischen Fortschritt vorantrieben. Der Kulturhistoriker wird sich gegenüber einer solchen stellenweise so mühsam erreichten Überhöhung des Gutenbergbildes eher skeptisch verhalten.

Wehmers Formulierung ist vorsichtiger und gültiger: „Gutenbergs Name bezeichnet den vor 500 Jahren erfolgten Einbruch der Technik in die Welt des Geistes" (a. a. O.). Mit dieser Formulierung rührt er zugleich an die tiefere historische Verflechtung und Schichtung des Problems, das tief eingebettet ist in die Fragen der abendländischen Geistesgeschichte. Wehmer bemerkt, sich hier dem Vorstellungskreise *Bauers* von anderen Ausgangspunkten her nähernd, daß der Buchdruck sich allmählich erst den neuen Leser und den neuen Schriftsteller erzog. Doch diese finden sich zwar auch, aber ihrer Wirkung und Bedeutung nach durchaus nicht in erster Linie in den Naturwissenschaften (z. B. Johannes

[14] *Konrad F. Bauer:* Gutenberg und der Weg des Abendlandes. Eine Ansprache. Frankfurt (Main): Der Goldene Brunnen 1949. 18 S.

Regiomontanus), sondern in ganz anderen Kulturgebieten, wie z. B. der ästhetischen (Maximilian I.) oder der religiösen Kultur und ihren Bewegungen (Luther).

Einen sehr wesentlichen, wenn nicht überhaupt den entscheidenden Schritt vorwärts in der Frage der technikgeschichtlichen Interpretation der Erfindung Gutenbergs unternahm in jüngster Zeit *F. A. Schmidt-Künsemüller*[15]. Er stellt „die Rücksicht auf die allgemeinen kulturellen und geistesgeschichtlichen Folgen der Erfindung" (S. 11), die bisher die Forschung bestimmt haben, bewußt und arbeitshypothetisch zugunsten der Frage nach dem technischen Wesen der Erfindung und nach dem Techniker Gutenbergs zurück. Sch.-K., der als Philologe und Historiker und einer der jüngeren Mitarbeiter der Wiegendruckkommission selbst eher der kulturgeschichtlich gerichteten Gutenbergforschung verbunden ist, stützt sich in seinen tief in die Probleme der Technik und ihrer Geschichte eindringenden Untersuchungen auf maßgebende Denker und Philosophen der Technik: Max Eyth, Eugen Diesel, Eberhard Zschinner, Ortega y Gasset u. a. Diese Ausgangspositionen wird man berücksichtigen müssen, wenn man sein Buch verstehen will. Von ihnen aus findet er in Gutenberg den schöpferischen technischen Erfindergeist, wobei er gleichzeitig die technische Erfindung als geistig-künstlerische Genieleistung von der (nach solchen Auffassungen irrtümlichen) ökonomischen Zweckhaftigkeit trennt. Der Buchdruck wird so zur „Vollendung der uralten Idee des künstlichen Schreibens" (S. 18). Damit wird der methodische Gang der Forschungen des Verf. klar gekennzeichnet: „von dieser Basis auf deduktivem Wege die persönliche Kontur des Erfinders und die Eigenheiten seiner Erfindung näher zu bestimmen" (S. 24). Gutenberg war der Anlage und Ausbildung nach Techniker, aurifaber, material- und werkzeugvertrauter, in einem Jahrhundert beständig wachsender, geistig autonomer Experimentierlust physikalisch und mechanisch geschulter Handwerker des Metallgewerbes. Wie die spärlichen Urkunden beweisen, war sich Gutenberg der Bedeutung seiner Erfindung nicht bewußt, aber Sch.-K. macht aus seiner Auffassung heraus nach der Schlußschrift des Catholicon den für den Techniker charakteristischen Idealismus der Nützlichkeit auch für ihn wahrscheinlich. Gutenbergs Wille zum Erfolg und sein Erfinderstolz verbinden sich mit patrizisch sicherem Auftreten. In seinem lebenslangen Kampf steht er zwischen der im mittelalterlichen Handwerk noch religiös gebundenen Technik und der Autonomie der auch in Deutschland herannahenden Renaissanceepoche. Aber Gutenberg plante weder Großbetrieb noch Massenherstellung. Bei allem Leistungsbewußtsein, in dem er in mittelalterlich-religiöser Bindung sein Werk als Gnade empfand, verharrte er in zeit- und gesellschaftsbedingter Anonymität. Er wollte nur die Handschriften seiner Epoche an Schönheit übertreffen. Noch weniger hatte er kulturpolitische Ziele (S. 74—77).

[15] Friedrich Adolf *Schmidt-Künsemüller:* Die Erfindung des Buchdrucks als technisches Phänomen. Mainz 1951, 124 S. (Kleiner Druck der Gutenberg-Gesellschaft. Nr. 48.)

Sch.-K. behandelt unter den Gesichtspunkten seiner Fragestellungen die Technik des 15. Jahrhunderts (S. 33—40) und die Vorstufen der Typographie (S. 41—50) und bietet auch in letzterem Abschnitt den an sich schon öfter in der Literatur behandelten Stoff[16] in einer für den Kulturhistoriker beachtenswerten neuen Weise. Das entscheidende Moment der Erfindung Gutenbergs ist nicht der (schon aus der altbabylonischen Epigraphik tradierte) Stempel, sondern der Typenguß. Durch ihn erreichte Gutenberg die Möglichkeit einer unbegrenzten Vervielfältigung der druckfähigen Einzellettern, wobei die Letter selbst zur Urform einer mechanisch reproduzierbaren Type wurde. Die Herstellung eines Schnellgießinstruments war das Hauptproblem Gutenbergs. An diesen und ähnlichen Stellen bemerkt man, daß Sch.-K. von seiner Grundfrage aus zu betonteren Formulierungen kommt, als etwa Ruppel, obgleich beide in der allgemeinen Auffassung weitgehend übereinstimmen. In diesen Bereichen seiner Untersuchung verbindet nun Sch.-K. auf eine sehr fruchtbare Weise die technikgeschichtlichen „Deduktionen" mit der bewährten analytischen historischen Methode, indem er z. B. eine ertragreiche neue Interpretation der Prozeßakten Gutenbergs vornimmt. Danach wurde der Typenguß wohl schon in Straßburg erprobt, aber das Handgießinstrument dort noch nicht vollendet (S. 63). Prokop Waldfoghel in Avignon hatte dagegen nur gravierte Stempellettern, keine gegossenen Typen, kein Gießinstrument (S. 62). Die größeren Drucke Gutenbergs jedoch, sei es das Missale Constantiense, sei es die B 42, setzen die technische Vollendung der Erfindung voraus, wenn auch die älteste Nachricht über den Schriftguß erst von 1470 stammt. Dabei betont Sch.-K. ausdrücklich, daß Hupps These, nach der Gutenberg unmittelbar nach den ersten erfolgreichen Versuchen an einen großen Druck, den des Missale, ging, heute anerkannt sei. Auf ähnliche Weise untersucht Sch.-K. den Punzenschnitt, die Normierung der Buchstaben und die Entstehung des späteren gutenbergischen Schriftsystems von 290 Zeichen, ferner die Herstellung des Schriftmetalls, der Farben, der Druckpresse. Das letzte Ziel Gutenbergs war in der Konsequenz seiner Haltung als schöpferischer Techniker die künstlerische Durchgestaltung des Schriftbildes, die *„mira patronarum formarumque concordia"*, wie es in der Schlußschrift des Catholicon heißt und wie sie in der B 42 erreicht wurde. Sch.-K. schließt sich mit dieser Auffassung ausdrücklich an Schwenke und Wallau an.

Nicht übersehen werden darf der Schlußabschnitt des Buches, in dem Sch.-K. eingehend die „äußeren Antriebe und Bedingungen" der Erfindung behandelt. Er erörtert hier, z. T. im Anschluß an Wehmer, ausführlich die kulturgeschichtlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Umweltbedingungen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß gerade Gelehrte und Geistliche, an die sich das gedruckte Buch zunächst wendete, sich der neuen Erfindung gegenüber eher ablehnend verhielten. Das in der Zeit

[16] Zuletzt besonders übersichtlich *Aloys Ruppel:* Die Technik Gutenbergs und ihre Vorstufen. In: Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte. Jg. 12, H. 2, Berlin 1940.

Gutenbergs bestehende Buchgewerbe genügte durchaus den damaligen Anforderungen. Es bestand kein dringendes Bedürfnis für den Buchdruck. Hohe Preise und eine kleine Käuferschicht hielten den Produktionsrahmen eng. Aber das späte Mittelalter, der Humanismus, die Konzilien, die Renaissance brachten bald einen starken Auftrieb im Buchgewerbe. Die geistig rege gewordene Zeit nahm nun den Buchdruck als willkommene Hilfe auf. Aber erst nach 1480 überschreiten die Auflagen 1000 Exemplare. Die Erfindung Gutenbergs gehört der voraufgehenden, vorbereitenden Epoche an und hat als „die geniale Verwirklichung einer schlummernden Idee durch die schöpferische Geistestat eines begnadeten Menschen" (S. 109) einen zugleich persönlichen und zeitgebundenen Charakter, bei dem die Frage nach dem Zufall letztlich offen bleibt.

Gegenüber solchen an die speziellen Probleme der Gutenbergforschung anschließenden und dabei doch weitere geistige und historische Horizonte erhellenden Untersuchungen bleiben in jüngerer Zeit Darstellungen, die größere Entwicklungen auf unserem Gebiete zusammenfassen, in ganz wesentlich bescheidenerem Rahmen. So will der Nationalökonom *Gerhard Menz*[17], Professor der Betriebswirtschaftslehre in Leipzig, „die Zusammenhänge verständlich machen ... ein Bild der Druckkunst im kulturgeschichtlichen Rahmen" geben. Der ihm zur Verfügung stehende schmale Raum gestattet kaum, das historiographische Ziel im vollen Umfange zu erreichen, zumal er seine Darstellung über die Gutenberg betreffenden Fragen hinaus auf die Gesamtentwicklung des Buchdrucks bis an die Gegenwart heran ausdehnt und dabei vor allem die moderne technische und wirtschaftliche Entwicklung seit König und Mergenthaler berücksichtigt. Allgemeine ökonomische und soziologische Gesichtspunkte kommen fruchtbar zur Geltung. Im Anschluß an die längst anerkannte Auffassung, daß die technische Leistung Gutenbergs in erster Linie auf der Erfindung der beweglichen Letter und des Typengusses beruht, präzisiert er das Problem dahin, daß Gutenberg zunächst der Erfinder des Hochdrucks gewesen sei und kommt im Vergleich mit der chinesischen Entwicklung zu der These: „Gutenbergs Erfindung setzte für ihren Erfolg die Lautschrift voraus" (S. 26). Während die Papierfabrikation über die Araber aus China übernommen wurde, womit übrigens eine weitere wirtschaftliche Voraussetzung für die Ausbreitung des Buchdrucks erfüllt wurde, blieb der chinesische Buchdruck durch seine Bindung an die Bildschrift (bzw. den Lautrebus) auf Ostasien beschränkt. Selbst eine Beeinflussung des vorgutenbergischen Holztafeldrucks von China her, etwa über Marco Polo, ist nicht nachweisbar. Gutenbergs Erfindung muß also geschichtlich vom Buchstaben, von der Letter her gewertet werden. Da Gutenberg eine neue Art des Schreibens und der ihm gegenwärtigen spätmittelalterlichen Handschriftenvervielfältigung schaffen wollte, mußten seine Lettern in ihrer Form und ihrem Ausdruck immer wieder dem

[17] *Gerhard Menz:* Gutenberg-Fibel. Potsdam 1949. 79 S., 16 Taf., 21 Abb.

Inhalt angepaßt werden, wenn er als Drucker nicht hinter dem Schreiber zurückbleiben wollte. So rang nach M.s Auffassung Gutenberg immer erneut um die künstlerische Bewältigung seiner Aufgabe, am erfolgreichsten bei der B 42. Aber es liegt auf der Hand, daß diese Leistung sich nicht nur auf der ästhetischen Ebene vollzog. M. formuliert den hier spezifisch obwaltenden Zusammenhang zwischen der künstlerischen und der wirtschaftlich-technischen Aufgabe normativ so: „Die Technik muß Kunst zu bleiben suchen. Auch wirtschaftlich liegt hier das Problem" (S. 24 ff.). In dieser genuinen Verbindung des wirtschaftlichen, technischen und ästhetischen Moments gipfelt wohl auch für M. der Begriff einer Kulturgeschichte des Buchdrucks. M. ist dabei natürlich weit davon entfernt, die singulär technische Leistung Gutenbergs zu beschatten. Er bedient sich sehr moderner ökonomischer Begriffe, um diese Seite des Fragenkreises in das volle Licht seines buchgewerblichen Geschichtsbildes zu setzen: Gutenberg setzte an die Stelle der einheitlichen (handwerklichen) Schreiberarbeit die (industrielle) Arbeitsteilung und eröffnete dadurch für das Buchgewerbe den Zugang zur Massenproduktion. Wir wissen, daß sich Gutenberg dieser Zusammenhänge kaum bewußt sein konnte. M. nähert sich also hier den besprochenen Auffassungen Bauers, aber seine „kulturgeschichtliche" Grundlage ist, wie mir scheint, tragfähiger. Die Hybridisierung geschichtlicher Erscheinungen durch die Terminologie moderner normativer Wissenschaften, ein Erbe des Positivismus und Pragmatismus, macht sich freilich bemerkbar.

Es kann nicht überraschen, daß bei diesem Stand der Forschung auch die andere Gefahr einer Überspitzung und unzulässigen Vergröberung von der geistesgeschichtlichen Seite her besteht. Die zeitliche Zugehörigkeit Gutenbergs und seiner unmittelbaren Nachfolger zur Epoche des Übergangs zwischen Spätscholastik und Humanismus, zwischen Mittelalter und Neuzeit birgt hier große Versuchungen. Wir sahen, wie die reife Gelehrsamkeit Ruppels und Wehmers ihnen begegnete. Die Anliegen anderer Disziplinen, z. B. der Germanistik, werden auf die Dauer kaum übersehen werden können. Die neuere Lage in der Wissenschaft kennzeichnet sich dadurch, daß die typenkundlichen Methoden Proctors und Haeblers mehr und mehr durch die Bemühungen um den Inhalt der Wiegendrucke und dessen Auswertung ergänzt werden. Unter diesem Aspekt kann *Walter Grothes* Buch „Wiegendrucke in der Zeitwende"[18] allerdings nur bedingt anerkannt werden. Er geht zwar mit kühnem Griff das große Problem „der geistes- und bildungsgeschichtlichen Einordnung" der Wiegendrucke an und führt die deutende Zusammenfassung nach gewissen historischen und soziologischen Kategorien rein äußerlich genommen durch. Er bleibt sich auch bewußt, daß er nicht mehr als zunächst einen Versuch zu bieten im Stande ist. „Was mir in dieser Richtung am Wege der Verzeichnung und Beschreibung der Wiegen-

[18] *Walter Grothe:* Wiegendrucke in der Zeitwende. Versuch der geistes- und bildungsgeschichtlichen Einordnung von Inkunabeln einer Interim-Sammlung. Klagenfurt 1950. X, 147 S., 12 Taf.

drucke zuwuchs, habe ich versucht, in einem wissenschaftlichen *Essay* festzuhalten" (S. IX). Die Basis für seinen Versuch war von vornherein zu schmal. Er hatte für diesen nur 132 Wiegendrucke deutscher und italienischer Herkunft, die während des zweiten Weltkrieges im Olivetanerstift Tanzenberg bei Klagenfurt ausgelagert waren, zur Verfügung. Dieser geringen, wenn auch vielleicht bedeutsamen Auswahl stehen immerhin die 37639 Verzeichnungen des GKW gegenüber. Statt sich aber auf das zu beschränken, was die Interpretation der ihm vorliegenden Stücke partiell ergeben hätte, benutzte er sie nur als Hintergrund für seinen freischwebenden Essay. Ein großflächig gesehener Übergang vom Mittelalter zur Moderne, wie er dem Charakter des Essays entspricht, psychologisierend dargestellt und nicht unpathetisch als Zeitwende aufgefaßt, ist der Aperçu, der immer wieder vorgetragen wird. Die daraus fließenden deduktiven Gedankengänge überspringen die wirkliche Problemlage, setzen Antworten, wo die tiefere Forschung doch vorsichtigerweise noch fragt. Man mag sich der oben erwähnten Zusammenstellungen Ruppels erinnern, um sich dieser Fragwürdigkeit bewußt zu werden. Wichtiger vielleicht werden die Ausführungen des Verf. in Kap. 7—12, in denen er die Inkunabeln nach ihrem Inhalt und nach fachlich gegliederten Autorengruppen zu ordnen sucht. Wir wissen etwa seit Alfred W. Pollards Introduction zum 3. Teil des Catalogue of books printed on the 15th century now in the British Museum (London 1913, S. IX—XXVII), welcher historisch-quellenkritisch und philologisch exakten Methoden man sich bedienen muß, wenn man auf diesem Gebiete vorwärtskommen will, ohne den festen Boden zu verlieren. Wahrscheinlich hat Grothe diese bewährte Methode auch gekannt, aber er hat sich mit seiner essayistischen Konzeption abseits gestellt. Unbeschadet einzelner Gedanken, die aus diesem Buch einmal fruchtbar werden können, kann es nur mit bedenkenvoller Zurückhaltung zur Kenntnis genommen werden.

4.

Zur Geschichte der mittelalterlichen und neuzeitlichen Bibliotheken liegen, zumal die Neuauflage von Milkaus Handbuch der Bibliothekswissenschaft noch im Werden ist, kaum größere Zusammenfassungen und Überblicke, wohl aber einige wichtige monographische Arbeiten vor, wie ja in diesem Spezialfach die auf einzelne Bibliotheken oder einzelne Sonderarten des Bibliothekswesens gerichteten Untersuchungen immer die Hauptmasse der Veröffentlichungen darstellten. Da die Bibliotheken in jüngster Zeit öffentliche, der modernen staatlichen Verwaltung zugehörige oder wenigstens zugeordnete Einrichtungen geworden sind, aber auch früher bereits etwa als Korporationsbibliotheken oder als mäzenatische Büchersammlungen immerhin eine gesellschaftliche Funktion hatten und dabei einer Verwaltung bedurften, ist ihre Geschichte weithin Verwaltungsgeschichte. Der Historiker wird diese Verhältnisse, die sich

in der Bibliotheksgeschichtsschreibung deutlich auswirken, beachten müssen, wenn er die kulturgeschichtliche Bedeutung der Bibliotheken richtig erfassen will. Andererseits kann nicht übersehen werden, daß die allgemein- und kulturgeschichtlichen Fragen in der jüngeren Bibliotheksgeschichtsschreibung zunehmend häufiger angesprochen worden sind. Vom verwaltungskundlichen Standpunkt aus muß die Geschichte der Universitätsbibliothek Göttingen einen besonderen Anreiz zur Darstellung bieten. Denn diese Bibliothek galt durch fast drei Jahrhunderte als der große Ausnahmefall und als das fortschrittliche Muster einer modernen wissenschaftlichen Bibliotheksorganisation. Noch jetzt genießt sie, nachdem das, was bisher die Eigenart ihrer singulären Ausnahmestellung ausmachte, längst Gemeingut der modernen Bibliotheksverwaltung geworden ist, ein ungewöhnliches Ansehen in der Welt. Es ist *Georg Leyhs* Verdienst, diesen paradigmatischen Sonderfall der Bibliotheksgeschichte in einer knappen, fast mosaikartigen Darstellung umrissen zu haben, wobei ihn der äußere Anlaß eines Gastvortrages zu einer vielleicht stellenweise über Gebühr kürzenden, aber doch auch die Hauptgesichtspunkte mit Energie heraustreibenden Zusammenfassung zwang[19]. „Wir haben gelernt, daß auch die Geschichte eine lebenschaffende Macht darstellt ... Göttingen ist die klassische deutsche Bibliothek. Alle Probleme und Lösungen einschließlich der Fehlentwicklungen spiegeln sich in der Göttinger Bibliotheksgeschichte. Sie stellt die lehrreichste aller Bibliotheksgeschichten dar infolge ihres gesetzmäßigen Ablaufs" (a. a. O. 89). Leyhs Meisterschaft, die Bibliotheksgeschichte völlig autonom, fast ohne ausdrücklichen Bezug auf andere Gebiete der Historie und doch so abzuhandeln, daß das Bild der Epoche in der Färbung der jeweiligen allgemeinen Geschichte deutlich wird, zeigt sich auch in dieser Studie, die dazu noch einen außerordentlichen Reichtum an vergleichendem Material aus der übrigen Bibliotheksgeschichte in sich schließt. Es entspricht dieser Methode, wenn der Verf. seinen Stoff in Querschnitte nach den Hauptzweigen der Bibliotheksverwaltungslehre gliedert (u. a. besonders Personen und Arbeitsteilung, Bestandsaufbau, Benutzung, Kataloge), „weil die Grundzüge der Entwicklung in Querschnitten klarer heraustreten als in einem chronologischen Längsschnitt" (S. 74). Die einleitenden und abschließenden Abschnitte umrahmen diese Einzelkapitel im Sinne der oben zitierten zusammenfassenden Gesichtspunkte L's. Im ersten Abschnitt (Die Umwelt) wird die Bibliothek als ein Produkt der Aufklärungsepoche erklärt und aus diesem Grundcharakter ihre weitere Entwicklung verstanden, die sich erst im beginnenden 20. Jahrhundert schließt, denn „mit Pietschmann ist das alte Göttingen zu Ende gegangen" (S. 88). Aus einer verwaltungsgeschichtlichen Einzelentwicklung und den sich in ihr herausbildenden Beharrungstendenzen, nämlich der Geschichte des klassischen Realkatalogs der Bibliothek, wird der endliche Verlust ihrer Sonder-

[19] *Georg Leyh:* Die Göttinger Bibliothek in den Grundzügen ihrer Entwicklung. Vortrag geh. in Svenska Bibliotekariesamfundet, Uppsala am 12. Juni 1949. In: Nordisk Tidskrift för bok-och biblioteksväsen. Arg. 36 (1949), S. 69—89.

stellung erklärt: „Der ehemalige Ruhm des Göttinger Realkatalogs ist im Laufe von 200 Jahren am Dogma der systematischen Aufstellung zerbrochen“ (S. 86). Wenn man beachtet, wie sehr L.'s überragende Stellung als Bibliothekar gerade auf der von ihm ausgelösten Überwindung dieses Verwaltungsdogmas beruht, wird klar, wie dieses Geschichtsbild auf einer sehr lebendigen Pragmatik beruht. Das wird auch an anderen Stellen deutlich, wenn z. B. die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer unabhängigen fachbibliothekarischen Leitung gegenüber den Einwirkungen der Professorenkommissionen geschichtlich bewiesen wird (S. 77 f.). Gerade aus der Charakterisierung der einzelnen bibliothekarischen Persönlichkeiten (auch des Kurators Münchhausen, dann Gesner, Heyne, Reuß, Matthiae, Wilmanns, Dziatzko, Pietschmann) gewinnt diese verwaltungskundliche Studie historiographisches Leben. Hinter der Entwicklung der Institutionen und Zustände werden die Ereignisse sichtbar. Bemerkenswert ist die energische Verteidigung der Bedeutung Münchhausens für die Gründung der Bibliothek gegenüber neueren Ansichten, die die grundlegend neuen Gedanken, die bei der Einrichtung der Bibliothek maßgebend waren, auf Leibniz zurückführen wollten, wobei die bibliothekarische Bedeutung der Philosophen überhaupt eingeschränkt wird (S. 71 f.).

Ein wichtiges Sondergebiet der neuzeitlichen Bibliotheksgeschichte vornehmlich in Deutschland ist die Geschichte der Bibliotheken der traditionellen humanistischen Gymnasien. Zu einem erheblichen Teil sind es nicht nur für ihre Zeit bändereiche und wertvolle Bibliotheken gewesen, sondern auch Büchersammlungen von einer tiefgreifenden geistigen Ausstrahlung in ihrem lokalen Bereich. Die landschaftliche Streuung und Bindung der nicht geringen Anzahl der Schulen bringt auch in die Geschichte ihrer Bibliotheken eine Vielgestaltigkeit, der allerdings vielleicht noch deutlicher ein Zug zur Einheitlichkeit des Grundcharakters gegenübersteht, der sich aus der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Kulturform des deutschen humanistischen Gymnasiums ergibt. Viele Einzelheiten dieses bibliotheksgeschichtlichen Sondergebietes mögen unerforscht sein. Von der Lokalforschung her sind immer noch wichtige Aufschlüsse zu erwarten. Die doppelte Beziehung zur Lokalgeschichte und zur Bildungsgeschichte des pädagogischen Humanismus macht aber diese Gymnasialbibliotheken nicht nur bibliotheksgeschichtlich besonders aufschlußreich, sondern verschafft ihnen auch das Interesse des Kulturhistorikers. Beide, der Bibliothekshistoriker und der Kulturhistoriker, werden in dem einzelnen lokalgeschichtlich gebundenen Sonderfall schätzbares Material für ihre allgemeingeschichtlichen Fragestellungen finden. Daraus ergibt sich die Forderung, daß die lokalgebundene Sonderforschung jene allgemeingeschichtlichen Zusammenhänge mit Umsicht und Aufgeschlossenheit für alle daraus sich ergebenden methodischen Probleme fest im Auge behält.

Eine beachtenswerte Bearbeitungsleistung auf diesem Gebiete bringt *Hans-Georg Böhme* in seiner Geschichte der Gymnasialbibliothek zu

Weilburg (Lahn)[20]. Der Verf., Studienassessor, Dozent für Geschichte und derzeit der Leiter und der ebenso traditionsbewußte wie fortschrittsfreudige Reorganisator der Bibliothek, schreibt aus der bibliothekarischen Praxis heraus, bietet also ebenfalls im gewissen Sinne pragmatische Historie. Aber er hält in seiner Darstellung auch die schulgeschichtlichen, bildungs- und geistesgeschichtlichen und nicht zuletzt die gesellschaftlichen Zusammenhänge samt ihren lokalen Sonderprägungen gegenwärtig und schreibt so nicht nur Verwaltungshistorie, sondern auch die Kulturgeschichte der Bibliothek. Er schränkt das selbst dahingehend ein, daß er das Quellenmaterial noch nicht restlos ausschöpfen konnte, daß die Studie auch jetzt noch (wie bei gewissen von ihm zitierten Vorgängern in der Lokalhistorie) mehr ein vorläufiger „Bericht" als eine abschließende Darstellung sei. Für die nassauische Periode der Bibliothek (bis 1866) trifft das insofern zu, als er sich hier wesentlich auf die gedruckten Quellen stützt. Für die neuere Zeit, die gegen 1890 unter dem Bibliothekariat von Richard Gropius den Höhepunkt der weilburgischen Bibliotheksgeschichte umschließt, schreibt er aktenmäßige Geschichte. Das Gymnasium zu Weilburg und seine Bibliothek gehörten zu den bedeutenderen Anstalten dieser Art. Im alten Fürstentum Nassau genoß die Schule bereits im 18. Jahrhundert europäischen Ruf. Durch die Neuordnung des nassauischen höheren Schulwesens im Jahre 1817, die mit gewissen konstitutionellen Reformen im nunmehrigen Herzogtum einhergingen, wurde das Gymnasium die Pflichtschule für alle Nassauer, die sich akademischen Studien oder dem heimischen Staatsdienst zuwenden wollten, so daß an der Schule bereits Universitätsfächer gelehrt wurden. Entsprechende Förderung erfuhr die Bibliothek, deren erste Anfänge ins späte 17. Jahrhundert zurückreichen, die aber erst jetzt durch eine Neuverteilung älterer nassauischer Bücherbestände ihren gewichtigen Fundus erhielt. Aus säkularisierten Klöstern, aus Idstein, Hadamar, Montabaur werden bedeutende Bestände, darunter auch einige Handschriften und zahlreiche Wiegendrucke, übernommen. Diese Umlagerung und Zentralisierung alten Buchbesitzes, der in anderen Landschaften zum Teil bereits in der Reformationszeit vor sich ging, wird hier, ähnlich wie etwa in Schlesien, am Ausgang der napoleonischen Epoche nachgeholt. Diesen Zusammenhang, insbesondere auch die Beziehungen zu den Auswirkungen des Reichsdeputationshauptschlusses, hätte der Verfasser vielleicht eingehender überprüfen sollen. Die Bibliothek erhält einen festen, wachsenden Haushaltsansatz für weitere Anschaffungen und 1819 eine fixierte Dienstordnung. Sie wird damit neben der nachmaligen Landesbibliothek in Wiesbaden die bedeutendste Bibliothek Nassaus. Mit dem Umbau des Schulgebäudes (1830) ist ein erster Höhepunkt der Entwicklung erreicht. Zwar bleiben die Bestände lückenhaft, aber die öffentliche Benutzbarkeit,

[20] *Hans-Georg Böhme:* Geschichte der Bibliothek des Gymnasiums zu Weilburg (Lahn) 1949. 139 S. mit Abb. (Sonderdruck aus: Nachrichtenblatt für die Mitglieder der Wilinaburgia, Verein ehem. Angehöriger des Gymnasiums zu Weilburg. Nr. 63 ff. (1948 ff.).

die feste Organisation, die Sicherung dieses Zustandes durch regelmäßige Revisionen, die Führung eines für die gegebenen Zwecke brauchbaren, wissenschaftlich geordneten (Akzessions-) Katalogs lassen sie zum amtlich anerkannten Vorbild für die anderen nassauischen Schulbibliotheken werden. Die Bibliothek wirkt über die Schule hinaus in die wissenschaftliche Welt. Ihr Bild als eines der wichtigen wissenschaftlichen Institute eines deutschen Kleinstaates, der seinerseits in dieser Epoche bereits vor dem Ende der Selbständigkeit stand, darüber hinaus durch die landstädtische Atmosphäre Weilburgs charakterisiert, steht deutlich vor uns. Das Jahr 1866 brachte den Übergang in die großstaatlichen Verhältnisse Preußens und die Unterstellung unter das preußische Provinzialschulkollegium in Kassel. Damit traten neue Tendenzen in Erscheinung, deren Bedeutung der Verf., der seinerseits diese preußische Umwelt geistig wieder hinter sich gelassen hat, sich sorgsam abzuwägen bemüht. Auf der negativen Seite treten bürokratische Nivellierung und Schematisierung deutlich hervor. Positiv werden z. T. die kontrollierenden und aus einer überlegenen Initiative fördernden Eingriffe der Provinzialverwaltung, die neue Bibliotheksordnung von 1888—1889 und mannigfache Bücherzuwendungen gewertet. Resumierend meint der Verf. mit defensivem Nebenton, daß es „bei aller Einfügung in eine größere Ordnung ein eigenes charaktervolles Gepräge in achtunggebietender Weise zu bewahren" gelang (S. 30). Die Hauptkräfte aber, die die Bibliothek nunmehr beeinflußten, gingen von den das überkommene neuhumanistische Bildungsgefüge auflockernden pädagogischen Reformbestrebungen der Schulpolitik und den hinter ihr stehenden geistigen Mächten aus. Die Durchsetzung des Gymnasialunterrichts mit Fächern, die stärker auf die Anliegen der zeitgenössischen Politik und der Gegenwartszivilisation bezogen waren, die umfänglichere Berücksichtigung der Germanistik und der Neuphilologie, aus der dann später sich die deutschkundliche Richtung herausbildete, gab auch der Entwicklung der Bibliothek neue Anregungen. In dem Direktor Emanuel Bernhardt und dem Professor-Bibliothekar Richard Gropius fand die Bibliothek die Männer, die sie im Bestandsausbau und organisatorisch einem neuen Höhepunkt entgegenführten (1876—1890). Das von Gropius begonnene große Katalogwerk, das den Gesamtbestand wissenschaftlich erschließen sollte, blieb jedoch unvollendet. Noch auf der Bugra in Leipzig (1914) war die Bibliothek mit ihren zwei bedeutenden Isidor-Handschriften und 5 Wiegendrucken glanzvoll vertreten. Aber um die Jahrhundertwende schon hatte der Niedergang eingesetzt. Der Verf. bemüht sich um die tiefere Erklärung dieser Entwicklung und verweist auf das allgemeine Absterben des wissenschaftlichen Geistes der alten Gelehrtenschulen. Er geht aber noch einen methodisch fruchtbaren Schritt weiter, wenn er für die Zeit nach dem ersten Weltkrieg motivierend hinzufügt, daß „auch das geistige und gesellschaftliche Gefüge gelockert und verändert" war. Er belegt diese These mit reichem Material aus der Entwicklung der schulischen Verhältnisse in Weilburg und setzt so die dortigen lokalen Zustände in all-

gemeingeschichtlichen Zusammenhang. Speziell in der Bibliothek stellen die Abgabe von 4000 alten Drucken an die Landesbibliothek in Wiesbaden (1928) und die Aufstellung der an sich nicht unbedeutenden Neuzugänge an wissenschaftlicher Literatur in der Schülerhilfsbibliothek, die die Stillegung der alten Lehrerbibliothek bedeutet, die wichtigsten Symptome der Auflösung dar. Der Verf. verknüpft seine in diesen Kapiteln sich immer mehr ausbreitende Darstellung mit einer hier zu übergehenden Erörterung seiner eigenen kritischen und reformerischen Tendenzen, mit denen er eine zeitgemäße Erneuerung der immer noch sehr wertvollen Bibliothek zu verwirklichen sich tatkräftig bemüht.

Bei der Bedeutung, die die Städte für die Sozial- und Kulturgeschichte des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit besitzen, wird der Versuch, ein Gesamtbild des ratseigenen Bibliothekswesens in den deutschen Städten zu entwerfen, auch dann Anteilnahme erwecken, wenn das spärliche Quellenmaterial aus äußeren Gründen nur sehr schwer zugänglich ist und alle Belege deshalb nur Beispielcharakter tragen können. *Paul Kaegbein,* jetzt Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek in Berlin, unternimmt dies in seiner Arbeit über die „Deutschen Ratsbüchereien bis zur Reformation" mit Erfolg[21]. Mit der der Schule Fritz Rörigs eigenen methodischen Zielbewußtheit und der Tendenz, aus genau geordnetem Material größere Zusammenhänge abzulesen, stößt diese Doktordissertation zu einer Art Typologie des frühen städtischen Bibliothekswesens vor. Im ersten Abschnitt der Studie wird das in der Literatur weit verstreute und mitunter doch recht dürftige Material zusammengetragen. Der Verf. ist sich bewußt, daß auch er zunächst wieder auf die von Karl Christ erstrebte Vollständigkeit verzichten muß. Behandelt werden die Ratsbüchereien in Nürnberg, Regensburg, Nördlingen, Basel, Frankfurt (Main), Braunschweig, Hannover, Lüneburg, Hamburg, Lübeck und Leipzig. Kurze Notizen über Braunsberg, Breslau, Görlitz und Wunsiedel schließen sich an. Aber der Verf. ist der Meinung, daß diese Beispielreihe, da es sich um in dieser Zeit sehr wichtige und bedeutende Städte handelt, genügt, aus ihr abschließende Ergebnisse abzuleiten. Vielleicht sollte man in dieser Hinsicht die weitere Forschung abwarten, wenn auch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß uns der Verf. einen ungewöhnlich wichtigen, höchstwahrscheinlich den entscheidenden Schritt vorwärtsbringt. Bereits im topographischen Teil der Arbeit entsteht ein neues lebendiges Bild des ratseigenen städtischen Bibliothekswesens, vornehmlich im 15. Jahrhundert, und seiner allmählichen Entwicklung hin zu den Stadtbibliotheken, die dann zum erheblichen Teil im Reformationszeitalter deutlicher in Erscheinung treten. Der Verf. ist sich des allgemeingeschichtlichen Zusammenhangs wohl bewußt, wenn er in dieser Entwicklung einen Ausdruck der wachsenden Autonomie des weltförmigen, ratsfähigen, die Stadt regierenden und verwaltenden Bürgertums und

[21] *Paul Kaegbein:* Deutsche Ratsbüchereien bis zur Reformation. Leipzig 1950, 64 S. (Zentralblatt f. Bibliothekswesen, Beih. 77).

seiner Ablösung von der aus dem Hochmittelalter überkommenen geistigen Vormundschaft des städtischen Klerus und der Klöster sieht. Der zweite Teil der Arbeit bringt dann die typologische Zusammenfassung unter spezifisch bibliothekswissenschaftlichen Gesichtspunkten: Entstehung und Erweiterung, Verwaltung und Einrichtung, Umfang und Inhalt, Benutzung. Die Fragestellungen und Methoden der modernen Bibliothekswissenschaft ermöglichen hier selbst am lückenhaften Stoff eine präzise Zusammenfassung und Deutung und erweisen so abermals ihre Fruchtbarkeit auch im Bereich der Historie. Der Verf. unterscheidet in der Entwicklung der Ratsbüchereien zwei Phasen. In der ersten Periode entstehen beim Rat kleine Handbüchereien, die mit den Registratur- und Verwaltungsbüchern in der Kanzlei aufbewahrt werden. In der zweiten Epoche werden diese kleinen Sammlungen durch Stiftungen erweitert. Damit bereitet sich bestandsmäßig der Übergang zu den späteren Stadtbibliotheken vor. Das Hauptinteresse liegt demgemäß bei der juristischen Literatur, zumal Verwaltung und Benutzung in erster Linie Sache der Stadtschreiber und Syndici sind. Durch die Stiftungen tritt die theologische und humanistische Literatur hinzu. Dadurch erweitert sich der Kreis der Benutzer, indem Geistliche, Ärzte, Apotheker und andere Gelehrte zu den Ratspersonen hinzutreten. Der Verf. scheidet trotzdem die Ratsbüchereien als nicht öffentliche Bibliotheken von den allgemeiner zugänglichen Kloster- und Kirchenbibliotheken. Es fragt sich, ob diese Scheidung in Rücksicht auf den doch bei jeder dieser Bibliotheksarten engen Benutzerkreis aufrecht erhalten werden kann, wenn es auch richtig sein mag, daß dem korporativ gerichteten Denken der Zeit entsprechend die Ratsbüchereien zunächst den Ratsangehörigen vorbehalten blieben. Der Verf. selbst kennt die Ausnahmen.

Der oben im Hinblick auf die Studie H.-G. Böhmes erwähnte Pragmatismus in der Bibliotheksgeschichtsschreibung wird dem Bibliothekar, der sich aus seiner Berufsarbeit zunächst auf die praktische Verwaltungslehre und die systematische Bibliothekswissenschaft gewiesen sieht, immer naheliegen. Dem Historiker rückt diese Literatur naturgemäß ferner, aber es mag auf diesem Gebiete ähnlich sein wie etwa auf dem der Staats- und Wirtschaftswissenschaften: auch dort, wo das geschichtliche Faktum und die historische Entwicklung nur noch Beleg und Anmerkung zu einem autonom verwaltungskundlichen Stoff sind, wird der Historiker mancherlei finden, was seinem Material bereichernd zuwächst. Unter diesem Gesichtspunkt sei hier auf eine Arbeit hingewiesen, die *Fritz Meyen*, der Vorstand der Bibliothek der Technischen Hochschule in Braunschweig, nach einem Vortrag, den er 1948 auf dem Bibliothekartag in Hannover hielt, über die Entwicklung eines der jüngsten und nach allen seinen Voraussetzungen ganz neuzeitlichen Zweiges unseres Bibliothekswesens, die technischen Bibliotheken, vorlegte[22]. Ausgangspunkt und

[22] *Fritz Meyen:* Die technisch-wissenschaftlichen Bibliotheken. Ihre Entstehung und Entwicklung. Braunschweig, Berlin, Hamburg 1949, 38 S.

zugleich Ziel seiner Fragestellung ist für M. die (nunmehr erreichte) Sicherung des Charakters der technischen Hochschulbibliotheken als den Universitätsbibliotheken gleichwertige wissenschaftliche Anstalten. Die nach dem Untertitel zu erwartende entwicklungsgeschichtliche Darstellung wird demgemäß nur subsidiär für die Erörterung dieses Problems in einigen Kapiteln der kleinen Schrift (Das technische Unterrichtswesen, Das technische Schrifttum, Die Anfänge der Hochschulbibliotheken, Eingliederung der Hochschulbibliotheken, nämlich in das System der wissenschaftlichen Bibliotheken) und in verstreuten Bemerkungen geboten. Kann das Büchlein also, wie Carl Diesch in seinem Geleitwort hervorhebt, als eine willkommene Erneuerung der bisher vorliegenden systematischen Zusammenfassungen über das technische Bibliothekswesen von Paul Trommsdorff und Albert Predeek angesehen werden, so wird es der Historiker etwa unter folgenden Gesichtspunkten nutzen können. M. stellt dar (S. 8 ff.), wie die Entwicklung sowohl der deutschen technischen Bildungsanstalten als auch der deutschen technisch-wissenschaftlichen Literatur von den Impulsen bestimmt war, die um und nach 1800 von der in England entstehenden modernen Industriewirtschaft ausgingen. Deutschlands Abhängigkeit von der frühen englischen Industrie und das Bestreben, sich den daraus entstehenden Bindungen und Nachteilen mit dem erwachenden nationalen Unternehmungsgeist zu entziehen, führt zur Entstehung deutscher Gewerbeschulen, deren höhere Abteilungen die Keime der erst am Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden technischen Hochschulen (1899 Aachen, Berlin, Hannover) sind, wobei in dieser Entwicklung schon früh das wiederum westeuropäische Vorbild der Ecole polytechnique in Paris einwirkt. Die verhältnismäßig spät erfolgende Errichtung deutscher technischer Hochschulen steht im Zusammenhang mit der erst etwa nach 1870 eintretenden vollen und auch geistig autonomen Entfaltung der deutschen Technik und der ihr in dieser Epoche entsprechenden hochkapitalistischen Industriewirtschaft. M. weist ferner darauf hin, daß sich genau parallel zum technischen Schulwesen auch die deutsche technische Literatur unter den gleichen Bedingungen entwickelt. Zwar gehen namhafte Leistungen des deutschen Geistes in den vorindustriellen Epochen von Georg Agricolas De re metallica (1556) bis zu den kameralistisch beeinflußten Schriftstellern wie Sprengel, Hartwig, Poppe voraus. Aber schon die letztere Gruppe ist maßgeblich vor allem von französischen Vorbildern beeinflußt. Noch 1830 erscheint Bélidors „Science des ingénieurs" (1729) in einer deutschen Ausgabe. Auf dem inzwischen für die Pflege der technischen und der Naturwissenschaften vorherrschend wichtigen Gebiete der Zeitschriften gehen England (mit dem Repertory of arts, 1794) und Frankreich (mit dem bezeichnenden Titel: Bulletin pour l'encouragement de l'industrie de Mulhouse, 1805) voran, wobei Deutschland allerdings bereits 1820 mit Dinglers „Polytechnischem Journal" folgt. „Die moderne technisch-wissenschaftliche Buch-Literatur ist englisch-französischen Ursprungs" und kommt gleichzeitig mit der Dampfmaschine nach Deutschland. Die Eng-

länder gehen mit praktischen Handbüchern, aus denen sich dann die moderne Formel-, Tabellen- und Konstruktionsliteratur entwickelt, die Franzosen auf dem Gebiete des theoretischen Schrifttums voran. Die in Deutschland immer zahlreicher erscheinende Literatur ist bis nach 1840 im wesentlichen Übersetzung und Ableitung. Noch das „Technische Wörterbuch oder Handbuch der Gewerbe in alphabetischer Ordnung" von Karl Karmarsch und Friedrich Heeren (1843—1844) ist nach dem „Dictionary of arts, manufactures and mines" von Andrew Ure gearbeitet. Genau entsprechend der industriellen und wirtschaftlichen Entwicklung beginnt dann nach 1870 die Blüte einer selbständigen technischen Literatur in Deutschland. Erst in dieser Periode entstehen die maßgeblichen deutschen Zeitschriften. Es ist keine Einschränkung der verdienstvollen Schrift M.'s, wenn eine wirkliche Geschichte der technischen Literatur und der technischen Bibliotheken hier als ein kulturhistorisches Desideratum um so mehr vermerkt wird, als sich gerade in diesen zwischen Literatur und Technik liegenden Bereichen wichtige Verbindungsglieder zur Geistesgeschichte und zur Wirtschaftsgeschichte finden dürften. Daß sich dabei auf diesem Gebiet der Bibliotheksgeschichtsschreibung soziologische und ökonomische Fragestellungen als besonders fruchtbar erweisen würden, kann mit Recht vermutet werden.

5.

Aus dem Gebiete der Geschichte des deutschen Buchhandels in der Neuzeit liegen zunächst im wesentlichen nur einige Monographien und Erinnerungswerke vor, denen z. T. ein auch für den Kulturhistoriker nicht zu übersehender Quellenwert zugesprochen werden kann. Einige dieser Schriften seien in der mehr oder minder zufälligen Auswahl, in der sie dem Ref. vorlagen, wenigstens kurz angezeigt.

Reinhard Piper, der Begründer und noch tätige Leiter des weltbekannten Literatur- und Kunstverlages in München, legte seine Lebenserinnerungen in zwei stattlichen Bänden vor[23], die stilistisch Meisterstücke feuilletonistischer Kleinmalerei sind. „Darin mag auch etwas vom Zeitbild enthalten sein." Im ganzen entsteht ein eindrucksvolles Bild dieses Verlegers und seiner Entwicklung auf den Lebensstationen München, Berlin, dann wieder München, Paris, Dresden, zuletzt abermals München, wo er, zunächst mit Georg Müller zusammen, den Verlag begründet (1904). Es wird gezeigt, wie das Werk dieses Mannes von der buchhändlerischen Lehrzeit an sich in den Begegnungen mit bedeutenden Kulturleistungen und hervorragenden Zeitgenossen aus Kunst und Literatur entfaltet. Mittelpunkt dieses Geschehens ist das Gebiet der „modernen Kunst" der Zeit um 1900, des Naturalismus und des Impressionismus. Wohl erst von diesem Zentrum aus, in dem der Verlag das geistige

[23] *Reinhard Piper:* Vormittag. Erinnerungen eines Verlegers. Mit 24 Bildern. München 1947, 451 S. — Ders.: Nachmittag. Erinnerungen eines Verlegers. München 1950, 589 S.

Gesicht fand, ergeben sich für P. Beziehungen zu älteren Stoffgebieten, wie der älteren Graphik, dem japanischen Farbenholzschnitt, Schopenhauer, den er in der Ausgabe Deussens verlegt, Buddha, Dostojevskij, Marées, Munch, Maeterlinck, Strindberg, Mombert, Wedekind u. a. Daneben fehlt nicht der weite kunsthistorische Horizont, den er sich in den großen Galerien zu Paris, München, Berlin, Dresden schuf. In diesem geistigen Lebensraum vollzieht sich nun auch die Begegnung mit den bedeutenden Autoren des Verlages: am Anfang Arno Holz, Julius Meier-Gräfe, der ihm das grundlegende Buch über Marées schrieb, der Buddha-überseţer Karl Eugen Neumann, später Wilhelm Worringer, Wilhelm Hausenstein, Alfred Kubin, Christian Morgenstern, Franz Marc, dann vor allem unter den bildenden Künstlern Max Beckmann, Ernst Barlach und Olaf Gulbrannsson. Leţte Reifezeit aber findet dieses der modernen Kunst gewidmete Verlegerleben doch in der Begegnung mit der Antike und der italienischen Renaissance auf einer italienischen Reise in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

In sehr gemessenem Abstand sei hier auf das kleine Memoirenbüchlein des Verlegers *Arthur Seiffhart*[24] wenigstens hingewiesen, dem wir ebenfalls manche Notiz über den deutschen Buchhandel und das Kulturleben des frühen 20. Jahrhunderts verdanken.

Nur am Rande kann in unserem Zusammenhang das Erinnerungsbuch von *Wilhelm Junk*[25], der einer der bedeutendsten Antiquare auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur war (1866—1942), erwähnt werden, da der Verf. wohl einen schier unermeßlichen und oft auch mit Skepsis oder gar Bitterkeit verseţten Schaţ von antiquarischen und bibliographischen Erfahrungen vor dem Leser ausbreitet, aber doch nicht eigentlich eine Selbstbiographie schreibt (ein kurzer Lebensabriß findet sich S. 4—8), sondern auf die historische Erzählung verzichtet. Dennoch kann auch der Kulturhistoriker manche seltene gelehrte Notiz etwa über die Geschichte der älteren naturwissenschaftlichen Literatur (S. 215 ff., 353 ff., auch der Amerikas, Chinas und Japans: S. 265 ff.), über die Geschichte der naturwissenschaftlichen Illustration, insbesondere des Handkolorits (S. 165 ff.), über Bücherbrände (S. 315), über die Geschichte der Herbarien (S. 334) finden.

Nicht im eigentlichen Sinne Firmengeschichte, sondern eine aktenmäßige, stellenweise fast annalistische Aufarbeitung des Quellenmaterials ist die Lebensbeschreibung des Buchhändlers Friedrich Campe in Nürnberg aus der Feder des nürnbergischen Lokalhistorikers *August Jegel*[26]. Das Schriftchen ist ein Stück lebendigster Lokalgeschichtsforschung. Aber es ist leider, da es unter dem Zwang des Terminkalenders abgefaßt

[24] *Arthur Seiffhart:* Inter folia fructus. Aus den Erinnerungen eines Verlegers. Berlin 1948. 50 S.

[25] *Wilhelm Junk:* 50 Jahre Antiquar. Ein nachgelassenes Manuskript, hrsg. von A. C. Klooster und W. Weisbach. 's Gravenhage 1949, 431 S.

[26] *August Jegel:* Friedrich Campe. Das Leben eines deutschen Buchhändlers. Nürnberg, Bamberg, Passau 1946. 72 S. (Pirkheimerianum).

wurde und zum 100. Todestag Campes (gest. 9. August 1846) fertig sein sollte, nicht ausgereift. Campes bedeutende Rolle als Initiator und Mitbegründer des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig wird zwar erkannt (S. 7 und 47—49), auch in der Disposition des Büchleins betont, aber kaum historisch genügend durchdrungen. Besser gelingen schon die Versuche einer allgemeinen, auch kulturgeschichtlich bestimmten Charakteristik Campes. J. kommt zu dem Schluß, daß sich in Campe „biedermeierliche Behaglichkeit ... mit weltmännisch-kommerzieller Weite" (S. 61) verbindet, und er „zu jenen Männern gehört, welche die neue Zeit in Nürnberg heraufführen halfen" (S. 60). Hier scheinen sich die klaren Züge einer Persönlichkeit zu ergeben, die einer auch sonst weithin erkennbaren Schicht von Menschen eines von der Aufklärung beeinflußten, von der Romantik eben noch berührten, liberalisierenden Biedermeier angehört, die vermöge ihrer Position im Wirtschaftsleben an der Schwelle des Hochkapitalismus und der modernen Industriewirtschaft stehen. — Über ihren biographischen und lokalgeschichtlichen Inhalt hinaus wird man die Schrift gut für die Geschichte der Zensur, vornehmlich in Bayern, nutzen können.

Die Festschrift, die der Schwabenverlag in Stuttgart zu seinem 100-jährigen Jubiläum herausbrachte[27], und in der die Geschichte des Verlages von seinem früheren Hauptschriftleiter *Franz Stärk* behandelt wird, sei hier wegen ihrer Bedeutung für die Geschichte des oberdeutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert erwähnt. Auf eine genauere Analyse ihres Inhalts soll verzichtet werden, da das Buch infolge seines überwiegend pressegeschichtlichen und zeitungskundlichen Inhalts aus dem Rahmen dieses Referats fällt. Doch bietet die Darstellung St.'s und seiner Mitarbeiter, der nach Vernichtung der Verlagsarchive im zweiten Weltkrieg in der systematisch gegliederten Aufarbeitung des noch überlieferten Materials Quellenwert zugesprochen werden kann, einen tiefen Einblick in die politische, kulturelle und soziale Entwicklung des sich nach Abschluß der josefinischen Epoche (1848) erneuernden Katholizismus in Württemberg (in der Diözese Rottenburg), so daß der Kulturhistoriker sie nicht übersehen sollte. Unter dem Eindruck der demokratischen Bewegungen von 1848 und der für Württemberg erneuerten Pressefreiheit entstand im katholischen Wilhelmsstift in Tübingen der Gedanke des „Deutschen Volksblatts" und wurde von dem damaligen Repetenten Florian Rieß, nachmals als Jesuitenpater Mitbegründer der „Stimmen aus Maria Laach", in Stuttgart verwirklicht. Eine volkstümliche Ergänzung erhielt diese kultivierte Tageszeitung durch das „Katholische Sonntagsblatt", eine weit verbreitete Wochenschrift. Damit hatte sich der demokratisch orientierte Katholizismus, gleichzeitig etwa mit der Rheinischen Volkshalle in Köln und dem Mainzer Journal, auch in Württemberg moderne publizistische Organe geschaffen, die sich bereits in den Bewe-

[27] Ein Jahrhundert verlegerischer Tätigkeit 1848—1948. Zur 100. Wiederkehr des Gründungstages der Schwabenverlag A.-G., Stuttgart. Stuttgart 1948. VIII, 130 S., 22 ungez. Bl. mit Abb.

gungen um das Vatikanische Konzil und im Kulturkampf bewährten. Unter Konrad Kümmel, der die Redaktion von 1877 bis 1927 führte und der zu den bedeutendsten katholischen Journalisten Deutschlands und neben Hebel, Rosegger und Alban Stolz zu den besten Kalenderschreibern gezählt wird, wurde die Zeitung Hauptorgan und Kampfblatt der württembergischen Zentrumspartei. Daneben gibt uns die Verlagsgeschichte einen Einblick in das damalige Zeitungswesen der württembergischen Provinzstädte, vor allem in Ellwangen, Aalen, Ulm und Rottenburg. Besonders sei trotz ihres häufig feuilletonistischen Charakters auf die biographischen Artikel (S. 67—101) hingewiesen. Hier werden neben Rieß und Kümmel hervorragende Journalisten wie Stephan Uhl, Josef Eckard, der als katholischer Sozialpolitiker in Württemberg maßgeblich wirkte, und Matthias Erzberger, der einen wesentlichen Teil seiner politischen Ausbildung in der Redaktion des Deutschen Volksblattes empfing, behandelt.

Fast noch größere Bedeutung für die allgemeine Geschichte des Buchdrucks und Verlagswesens hat die firmengeschichtliche Monographie *van der Brieles* über die Druckerei Samuel Lucas in Wuppertal[28]. Dieser „Querschnitt zur Druck- und Kulturgeschichte" entwickelt den Werdegang der bedeutendsten Druckerei des alten Elberfeld sowohl auf dem breiten Hintergrund der wirtschaftlichen, religiösen und bildungsgeschichtlichen Zustände als auch aus den Voraussetzungen der druckgeschichtlichen Ereignisse, die vor der Gründung der Firma im 16.—18. Jahrhundert liegen. Die bedeutsamen wirtschaftlichen Entwicklungen, die Elberfeld und seine Hofaue zu einem der wichtigsten Mittelpunkte der Textilindustrie machten, werden vom Mittelalter an, wenn auch abrißartig, so doch in beständigem Hinblick auf das allgemeine und das geistige Leben und damit auf die Besonderheiten, die das Druck- und Verlagswesen der Stadt im Laufe seiner Geschichte zeigte, dargestellt. Bildungsgeschichtliche Einzeltatsachen, wie die Entwicklung der Lesegesellschaften und des Theaters oder der Besuch Goethes bei Jung-Stilling und die dabei zu Tage tretenden Zusammenhänge mit dem Pietismus, werden sorgsam beachtet. Auf buchdruckgeschichtlichem Gebiet verfolgt der Verf. sorgfältig die Anfänge im bergischen Land (Johannes Soter, 1537) und die Verbindungen, die in dieser frühen Zeit mit Köln bestanden. Die Quellengrundlage mag manchmal unzureichend sein. So stützt sich die Darstellung gelegentlich in Einzelheiten auf nicht unbedenkliche Analogieschlüsse. Ähnliches gilt für die Barockzeit. Die bedeutenden Bibeldrucke des 18. Jahrhunderts werden hervorgehoben. Wesentlich eingehender und sicherer in der Materialbasis sind dann die späteren Kapitel, die sich mit der Firma Lucas befassen. Da die „Elberfelder Zeitung" im Mittelpunkt der Entwicklung des Unternehmens stand, wird hier ein wesent-

[28] *Wolfgang van der Briele:* Wuppertal und die schwarze Kunst. Ein Querschnitt zur Druck- und Kulturgeschichte, zugleich ein Beitrag zum 150-jährigen Bestehen der Druckerei Sam. Lucas, 1797—1947. Wuppertal 1947. 54 S., 6 Bl. Abb.

licher Beitrag zur bergischen und rheinischen Zeitungsgeschichte geleistet. Folgerichtig in seiner methodischen Einstellung verarbeitet der Verf. vor allem bei der Darstellung der Entwicklungen in der Zeitungsredaktion einen ausgedehnten Stoff aus der politischen und Sozialgeschichte Wuppertals im 19. Jahrhundert. Hierbei wird auch Friedrich Engels und seine Zeitschrift „Gesellschaftsspiegel", die er bei Julius Baedeker in Barmen herausgab und die Lucas druckte, behandelt. Bei dieser aufgeschlossenen Methodik verwundert es um so mehr, daß der Verf. in diesen Abschnitten doch nur Unternehmergeschichte schreibt, aber die Belegschaft des großen Druckereibetriebs und die innere Sozialgeschichte des Unternehmens fast außer Acht läßt. Es bedarf einer eindringenden Forschung und einer umfassenden Ausbreitung und Verarbeitung des Materials, wenn auch auf dem Gebiete der Unternehmungsgeschichte die volle historische Wirklichkeit erfaßt werden soll.

Dasselbe gilt für die liberalgetönte Firmengeschichte, die *Hans Kotte* den Papierfabriken in Alfeld an der Leine widmet[29]. Auch sie bleibt Unternehmergeschichte und erfaßt nicht die volle soziologische und soziale Wirklichkeit des Betriebes. Einzelhinweise auf Werkskrankenkassen, Werkswohnungen, Arbeitermangel und Sonntagsruhe sind Ansätze in dieser Richtung, die hier deutlich vorhanden sind, die aber historiographisch nicht weiter durchgeführt werden. Sonst aber bietet die Schrift über die Firmengeschichte hinaus kulturhistorisch wertvollen Stoff. Das gilt zunächst für die frühe Entwicklung der Papiermühlen im Leinetal und an der alten Handelsstraße des Königswegs, auf dem auch die Papiermacherei sich schon unmittelbar nach Ulman Stromers Mühlengründung in Nürnberg (1390) rasch nordwärts verbreitete. Bereits 1395 ist eine Papiermühle in Brunkensen in der Nähe Alfelds belegt. Da der Verf. zugleich Sachkenner auf dem Gebiete der Papiertechnik und der Papierwirtschaft ist, vermag er dem Historiker die Vorgänge in diesem Wirtschaftszweig in einer fruchtbaren Weise zu verdeutlichen, z. B. die Produktionsumstellungen, die auf dem Wandel der Papiermoden beruhen, der Einfluß der Handels- und Zollpolitik und der Liberalisierung des Weltmarktes im ausgehenden 19. Jahrhundert, die Veränderungen in der Rohstoffversorgung (Mitscherlichs Sulfitverfahren zur Zellstoffgewinnung 1874—1878), die Auswirkung technischer und betriebswirtschaftlicher Einzelheiten, z. B. des Fernsprechverkehrs, der elektrischen Beleuchtung, aber auch tiefer greifender Umstände, wie etwa der Arbeitszeitprobleme. Die stärksten Lichter fallen auf die Darstellung der technischen Fortschritte (1799 Aufstellung der ersten Langsiebpapiermaschine) und auf die wirtschaftliche Entwicklung im Zeichen der hochkapitalistischen und industriewirtschaftlichen Unternehmungsformen. Der weitere Aspekt ist, diese monographischen Materialaufarbeitungen zu

[29] *Hans Kotte:* 240 Jahre Alfelder Papiergeschichte. Eine Chronik der Hannoverschen Papierfabriken Alfeld-Gronau, vormals Gebr. Woge. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens als Aktiengesellschaft. 1872—1947. Alfeld 1947. 119 Seiten.

umfassenden, alle Lebensbezüge beachtenden Darstellungen zusammenzufassen, um so allmählich auch von dieser Seite her zu einer sozial- und kulturgeschichtlich allseitigen Darstellung der Entwicklung der graphischen Gewerbe und des Buchwesens zu gelangen.

Der heilige Adalbert von Prag und der Glaube an den Weltuntergang im Jahre 1000

Von Bruno Barbatti

„C'était une croyance universelle au moyen-âge, que le monde devait finir avec l'an mil", heißt es in Michelets *Histoire de France*[1]. *„On se sent effrayé de l'état de désorganisation où la croyance de l'approche imminente de la fin du monde dut jeter la société. La masse entière des nations chrétiennes se trouvoit dans la situation d'âme d'un condamné qui a déjà reçu sa sentence. Tout travail ou du corps ou de l'esprit devenoit sans but";* so beschrieb de Sismondi in einem seiner Werke die Haltung der Menschen an der Jahrtausendwende[2]. „Die Christenheit erwartete für das Jahr 1000 das Weltende und das Jüngste Gericht und sah daher in der „Möncherei" des Kaisers (Otto III.) die würdige Vorbereitung auf die Rückkehr Christi"; so steht es in der Weltgeschichte von Weber und Rieß[3]. Und auch in Wilhelm Oechslis Schulbuch „Bilder aus der Weltgeschichte" liest man: „Auf das Jahr 1000 erwartete man mit großer Spannung das Kommen des Reiches Gottes und den Untergang der Welt. Zur würdigen Vorbereitung auf dieses Ereignis schien kein Unternehmen außerordentlich genug[4]".

Solche und ähnliche Stellen ließen sich bei den Geschichtsschreibern der Neuzeit, insbesondere des 19. Jahrhunderts, beliebig vermehren[5]. Beruhen sie auf einem historischen Hintergrund? Haben chiliastische Ideen tatsächlich auf das Jahr 1000 die Wiederkunft Christi und das Jüngste Gericht angenommen? Hat banges Erwarten des bevorstehenden Weltuntergangs dermaßen alles Denken der damaligen Menschen beherrscht, daß jede Lebensäußerung in seinen Bann gezogen worden wäre? Das sind die Fragen, welche der vorliegende Aufsatz zu beantworten versucht, und unter diesem Gesichtspunkt sei ein Blick

---

1 *Jules Michelet,* Histoire de France, Paris 1835, Bd. II, S. 132.

2 *Simonde de Sismondi,* Histoire de la chute de l'Empire romain et du déclin de la civilisation de l'an 250 à l'an 1000, Paris 1835, Bd. II, S. 397 f.

3 *Georg Weber* und *Ludwig Riess,* Weltgeschichte, Leipzig 1918, Bd. I, S. 640 f.

4 *Wilhelm Oechsli,* Bilder aus der Weltgeschichte, Winterthur 1943, 11. Aufl., Bd. II, S. 90.

5 Vgl. *Steph. Beissel,* Die Sage von der allgemeinen Furcht vor dem Untergang der Welt beim Ablauf des Jahres 1000, in: Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. B., 1895, Bd. 48, S. 469 ff.

auf ein Lebensschicksal geworfen, das kurz vor 1000 mit dem freiwilligen Martyrium[6] jäh endete, auf das Leben des Bischofs Adalbert von Prag. Wo mehr als bei ihm würde man chiliastisches Ideengut vermuten, und müßte es, wenn überhaupt vorhanden, auch zu finden sein?

Adalbert von Prag ist uns vornehmlich aus zwei zeitgenössischen Heiligenviten bekannt[7]. Die ältere Vita ist 999, zwei Jahre nach dem Tode Adalberts, in Rom entstanden, wahrscheinlich verfasst von Johannes Canaparius[8], der zusammen mit Adalbert im Kloster der heiligen Alexius und Bonifatius auf dem Aventin Mönch war. Die um einige Jahre jüngere Lebensbeschreibung[9] stammt von Brun von Querfurt[10], dem Apostel der Preußen. Bruno hat die römische Vita des Canaparius gekannt und viel daraus benutzt, doch weicht Bruno auch nicht selten von ihr ab und bietet überhaupt viel Originelles. Beide Viten sind in ihrer Art Kleinodien der damaligen Heiligenviten-Literatur. Sie beruhen auf direktester mündlicher Überlieferung und sind im allgemeinen historisch durchaus zuverlässig. Zieht man noch die böhmische Chronik des Cosmas[11] heran und die *Passio sancti Adalperti martiris*[12], die trotz ihres legendären Charakters manches Neue und Glaubwürdige über Adalberts Märtyrertod bei den Preußen eröffnet, so gewinnt man ein ziemlich abgerundetes Bild von Adalberts Leben.

Adalberts Vater namens Slavnik war das Haupt eines mächtigen ostböhmischen Fürstenhauses, das eifrig mit den Premysliden wetteiferte.

---

[6] Ob Adalbert tatsächlich freiwillig, aus innerer Martyriumssehnsucht heraus, das Martyrium gefunden hat, wird weiter unten genauer untersucht.

[7] Eine Übersicht aller Quellen zur Geschichte des hl. Adalberts gab *H. G. Voigt*, Adalbert von Prag, Westend-Berlin 1898, p. 219 ff., noch heute das maßgebende Werk über Adalbert. — Die reiche Literatur, die um 1897 zum 900. Todestag des Märtyrers entstanden ist, hat zusammengestellt und beurteilt: *Raimund F. Kaindl*, Literatur zur Geschichte des hl. Adalbert, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XIX, 1898, S. 535 ff. und Bd. XX, 1899, S. 641 ff.

[8] Johannis Canaparii Vita s. Adalberti, MG. SS. IV, S. 581 ff. Zur Frage des Verfassers vgl. *Wattenbach-Holtzmann*, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Deutsche Kaiserzeit, Bd. I, 2. Heft, Berlin 1939, S. 338 f.

[9] Brunonis Vita s. Adalberti, MG. SS. IV, S. 596 ff.

[10] Die von *W. von Ketrzynski* (Abhandlungen der Krakauer Akademie, XXXIV, S. 264 ff.; und Anzeiger der Akademie der Wissenschaften zu Krakau, 1898, S. 221 ff.) vertretene Ansicht, daß Gaudentius, der Stiefbruder des Heiligen und spätere Erzbischof von Gnesen, die älteste Lebensbeschreibung verfaßt habe, während die jüngere nicht von Brun von Querfurt, sondern von einem unbekannten sächsischen Mönch herrühre, widerlegte *M. Perlbach* (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtsschreibung, 1902, S. 35 ff.).

[11] Cosmae Pragensis Chronica Boemorum, hrsg. von Bertold Bretholz, MG. SS. nova series II, Berlin 1923.

[12] MG. SS. XV, 2, S. 705 ff. Ferner kommen in Betracht: Thietmars Chronik (hrg. von Robert Holtzmann, MG. SS. nova series IX, Berlin 1935) und die Prager Annalen (MG. SS. III, S. 119 ff.).

Sein Stammsitz war Libice an der Elbe unweit Kolin. Dort kam Adalbert um das Jahr 956 zur Welt. Von benachbarten Priestern wird er den ersten Unterricht erhalten haben, und da er selber in den geistlichen Stand eintreten sollte, schickte man ihn mit fünfzehn Jahren zur weiteren Ausbildung an die Domschule zu Magdeburg. Ein heiteres, frohes Gemüt war dem Jüngling eigen, und durch seine natürliche Begabung zeichnete er sich vor seinen Mitschülern aus[13]. — Die Magdeburger Mönche, sowie der Erzbischof stammten aus dem Kloster St. Maximin zu Trier, das im Rahmen der lothringischen Klosterreform benediktinisches Mönchtum befolgte, und wenn auch dieser asketische Reformgeist noch ohne großen, unmittelbaren Einfluß auf Adalberts Jugendlichkeit gewesen sein mag, so war es doch entscheidend für ihn, daß er mit dieser neuen Richtung strengen mönchischen Lebens damals bekannt wurde und sie seither latent in seinem Bewußtsein vorhanden war.

An die zehn Jahre studierte Adalbert in Magdeburg die sieben freien Künste, und als er hierauf in die Heimat zurückkehrte, konnte er nach den Begriffen jener Zeit als sehr gebildeter Mann gelten. Wenige Jahre zuvor (975) hatte man in Prag einen bischöflichen Sitz für Böhmen eingerichtet. So war es angezeigt, daß nun Adalbert seinem Stande gemäß in den Klerus des ersten Bischofs von Prag namens Dethmar eintrat. Nach der Chronik des Cosmas war er damals schon Subdiakon[14]. *Hoc toto tum tempore,* heißt es in Brunos Vita, *adeo lascivus erat, ut homo incubat terrenis deliciis, vacat puerilibus iocis; quaerens cibum et potum, ut pecus curvat vultum, nescit cernere coelum*[15].

Dann aber kam für Adalbert jenes Ereignis, das man als den Wendepunkt in seinem Leben bezeichnen darf. Als nämlich Bischof Dethmar fühlte, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte, ergoss er sich auf dem Totenbette, an dem auch Adalbert stand, in bittere Selbstanklage über seine begangenen Sünden. Durch dieses Erlebnis wurde Adalbert zutiefst erschüttert. Von da ab war er ein verwandelter Mensch. Der düstere und streng asketische Reformgeist, das Frömmigkeitsideal, dem er in Magdeburg begegnet, kam bei ihm zum Durchbruch und bemächtigte sich seiner in der Folge mehr und mehr.

Noch in derselben Nacht, in welcher Dethmar starb, durchzog Adalbert in härenem Gewande, das Haupt mit Asche bestreut, die einzelnen Prager Kirchen, verteilte reichlich Almosen an die Armen und befahl sich und seine Sache im Gebete dem Herrn[16]. Ahnte er bereits, daß er

[13] Bruno c. 5.
[14] Cosmas I, 25.
[15] Bruno c. 6.
[16] Canaparius c. 6.

schon im nächsten Monat vom böhmischen Volke einstimmig zu seinem neuen Bischof erkoren werden sollte? Am 19. Februar des Jahres 982 fand auf einem böhmischen Landtage seine Wahl statt; Adalbert war 26jährig, und im Juli des folgenden Jahres verlieh ihm Otto II. auf dem Reichstag zu Verona die Investitur. Mit heiligem Ernst machte er sich an die übernommene Aufgabe.

Die Böhmen, denen sich Adalbert, wie er noch Subdiakon war, als liebenswürdiger Weltmann gezeigt hatte, sahen sich getäuscht. Sie hatten einen milden Hirten erhofft, der jeden gewähren ließ, und sahen statt dessen jetzt einen starren Eiferer und Neuerer, einen unerbittlichen Richter und Strafer[17]. Das Christentum hatte damals in Böhmen noch wenig tiefe Wurzeln geschlagen. Umso stärker stieß er das Volk vor den Kopf, wenn er scharf gegen die Sonntagsarbeit, gegen die Bestattung der Toten nach heidnischer Sitte in Wald und Feld, gegen Vater- und Priestermord und gegen Ehebruch und Vielweiberei vorging, die dort allesamt im Schwange waren. Adalbert mit seiner streng kirchlichen Haltung hatte nicht das diplomatische Geschick, das nötig gewesen wäre, um im damaligen Böhmen Erfolge zu erzielen. *Piscacio sua nichil cepit*[18].

Auf die Rivalität zwischen den Slavnikiden, denen Adalbert angehörte, und den Premysliden in Prag wurde schon hingewiesen. Diese hatten seit langem versucht, die bloße Oberhoheit über die böhmischen Stammesfürsten in völlige Alleinherrschaft zu verwandeln. Als es nun in den letzten 80er Jahren zwischen dem Premysliden-Herzog Boleslav II. von Böhmen und Herzog Miesko von Polen zu Feindseligkeiten kam, während die Slavnikinger zu Libice noch in ihrem alten Freundschaftsverhältnis zu Polen standen, da wuchs die Spannung zwischen den beiden böhmischen Fürstenhäusern aufs höchste. Für die kirchlichen Motive in Adalberts Verhalten hatte man unter solchen Umständen bald gar kein Verständnis mehr. Er wird nur noch als gefährliche Stütze einer landesfeindlichen Partei angesehen worden sein[19]. Schließlich sperrte man ihm die bischöflichen Einnahmen. Ein weiteres Verbleiben war unmöglich. Der Wegzug von Prag sieben Jahre nach seiner Wahl bedeutete für ihn eine große Erleichterung.

Adalbert wollte nach Jerusalem pilgern. Seinen Weg nimmt er über Rom, wo ihn Papst Johann XV. empfängt und sein Vorhaben billigt. Dann setzt er, auf einem Esel reitend, seine Reise nach dem Süden fort.

---

[17] *Karl Lohmeyer*, St. Adalbert, Bischof von Prag, der erste Apostel und Märtyrer bei den Preußen, in: Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1872, S. 13.

[18] Bruno c. 11.

[19] *Voigt*, a. a. O., S. 53

In Monte Cassino macht er halt, und die Mönche legen ihm dar, daß es verdienstvoller sei, in eines Klosters Stille auszuharren und sich einem heiligen, gottgefälligen Leben zu widmen, als unstet von Ort zu Ort zu schweifen. Das leuchtet Adalbert ein. Er entschließt sich Mönch zu werden, und er wäre geradezu in Monte Cassino geblieben, wenn er sich dort nicht an der allzu lockeren Klosterzucht gestoßen hätte. So zieht er weiter zum heiligen Nilus in Valleluce (nahe bei Capua), und auf dessen Rat hin kehrt Adalbert nach Rom zurück, um alsbald ins Kloster der heiligen Alexius und Bonifatius einzutreten (Frühjahr 989).

Seiner Gesinnung nach war Adalbert schon Mönch von jener Stunde ab, da er an Dethmars Sterbelager stand[20]. Hier im Kloster auf dem Aventin befand er sich nun an dem Orte, der seinem Wesen völlig entsprach, wo er sich entfalten konnte. Das Ansehen, welches sich bald mit seinem Namen in der Welt verband, ist in St. Alexius mehr als in Prag begründet worden, wenngleich es seinen Glanz erst annahm, nachdem er in Preußen den Ruhmestod des Märtyrers gefunden hatte. Er muß eine Persönlichkeit gehabt haben, die, an den rechten Ort gestellt, einen außerordentlichen Zauber auszuüben vermochte. Seine feine Bildung verband sich mit der Liebenswürdigkeit des Herzens[21]. Zahlreiche Kranke soll er damals durch Handauflegen geheilt haben. Man hielt ihn zweifellos schon in jener Zeit für einen Heiligen. *Dicunt autem abba et fratres de eo, quia in omni virtute ad unguem perfectus est, et extra martyrium vere sanctus erat*[22].

Nicht lange sollte sich Adalbert seines beschaulichen Klosterlebens erfreuen. Auf Veranlassung des Mainzer Metropoliten Willigis, dem das Bistum Prag unterstand, und der sich mit Adalberts Abdikation nie einverstanden erklärt hatte, erschien eine böhmische Gesandtschaft in Rom, um Adalberts Rückkehr nach Prag zu erwirken. Die Böhmen waren bereit, Genugtuung zu leisten. Der Papst rief zur Verhandlung eine Synode ein; denn die Mönche auf dem Aventin wehrten sich, ihren geliebten Adalbert herauszugeben. Doch Willigis drang durch.

Schweren Herzens zieht Adalbert in seine Heimat zurück, und wie er an einem Sonntage in die erste böhmische Stadt kommt, da ärgert er sich auch schon gehörig, weil dort eben großer Markt abgehalten wird. Der Bischof ist nicht nachsichtiger, sondern eher noch schroffer geworden. Nach kurzer Zeit sind in Prag die alten Schwierigkeiten von neuem da. Bald ist seine Stellung wieder unhaltbar. Er verhängte den

[20] *Voigt*, a. a. O., S. 70.
[21] *Voigt*, a. a. O., S. 73.
[22] Canaparius c. 20.

Bann über die unverbesserliche Gemeinde[23] und eilte dann schleunigst über die Alpen in das Kloster St. Alexius zurück (995).

Als Prior des Klosters pflegte er jetzt lebhaften Verkehr mit römischen und griechischen Mönchshäuptern, gewann er in vertrauten Gesprächen die Freundschaft des zu religiöser Demut geneigten jugendlichen Kaisers. Aber Willigis von Mainz forderte erneut die Rückkehr des Bischofs in seine Diözese. Es bedeutete für Adalbert den letzten Trost in seiner Verzweiflung, vom Papste die Erlaubnis zu erlangen, daß, falls die Böhmen diesmal seine Aufnahme verweigern sollten, er als Missionar unter die Heiden gehen dürfe.

Im Sommer des Jahres 996 reiste er mit Bischof Notker von Lüttich[24] nach Mainz, wo er noch einige Monate bei Otto III. als Gast weilte. Adalbert wartete auf den Bericht, ob die Böhmen zu seiner Wiederaufnahme in Prag gewillt seien. Da erreichte ihn die Nachricht, daß die Premysliden die Stammburg seines Vaters in Libice verbrannt und vier seiner Brüder hingerichtet hätten. An eine Rückkehr nach Prag war unter diesen Umständen nicht mehr zu denken.

Nun wird sein Missionsplan Wirklichkeit. Zuerst begibt er sich zum Polenherzog Boleslaw I. Chrobry, der ihn auf die heidnischen Preußen hinweist. Boleslaw läßt ihn auf einem Schiffe von Danzig an die Küste des Samlandes bringen. Dann nimmt Adalbert, begleitet von seinem Bruder Gaudentius und einem Dolmetscher, den Weg ins Landesinnere. In der Gegend von Königsberg hat er einige unglückliche Bekehrungsversuche unternommen und ist dann nach wenigen Tagen am 23. April 997 vermutlich bei Tenkitten an der samländischen Küste erschlagen worden[25].

Der Leser wird in dem gegebenen Lebensabriß des heiligen Adalbert vergeblich einen Hinweis auf chiliastische Gegebenheiten erwartet haben. Aber es findet sich eben in den Quellen über Adalbert tatsächlich keine einzige Stelle mit Bezug auf das Jahr 1000 als das Ende der Welt, noch irgend eine andere Erwähnung mit eschatologischem Charakter. Mit dem gleichen Ergebnis wurden außer den Adalbert-Viten auch

---

[23] Thietmar IV, 19.

[24] Canaparius c. 28. Bei Bruno (c. 19) steht wohl zu Unrecht, daß Adalbert mit Otto III. über die Alpen gezogen sei. Vgl. *Voigt*, a. a. O., S. 103 f., Anm. 456.

[25] Über den Ort, wo Adalbert den Märtyrertod gefunden hat, sind sich die Adalbert-Forscher bis heute nicht einig geworden. *Richard Hennig* (Die Missionsfahrt des heiligen Adalbert ins Preußenland, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Berlin-Dahlem 1935, Bd. 47, S. 138—148) ist der Ansicht, der Mord an Adalbert könne nur im Landstrich zwischen Nogat und Weichsel, niemals im Samland erfolgt sein.

die Viten des heiligen Nilus und des heiligen Romuald sowie die Schriften Bruns von Querfurt untersucht in einer noch nicht gedruckten Dissertation von Joseph Stegemann (Religiöse Persönlichkeiten um Otto III., Diss. Münster/Westf. 1950). So stellt sich denn die Frage, ob überhaupt und welcher Art die Geschichte Zeugnisse kennt, die vom Glauben an den Weltuntergang an der Jahrtausendwende reden, und welches sein geistiger Hintergrund ist.

Man könnte sich den „Chiliasmus auf das Jahr 1000" — ich bezeichne damit jene chiliastischen Anschauungen, die den Endtermin des Millenariums (im Gegensatz zu anderen) auf das Jahr 1000 nach Christus ansetzten[26] — nur folgendermaßen erklären:

In der abendländischen Eschatologie, wie sie sich uns gegen das Ende des Altertums darstellt, ins Mittelalter hinübertrat und weiterwirken sollte, lassen sich trotz ihrer Vielschichtigkeit zwei Hauptrichtungen[27] aufzeigen:

1. Die Chiliasten hielten sich streng an den Text der Offenbarung des Johannes (Kapitel 20). Die Parusie Christi, den Beginn des Millenariums, nahmen sie früher oder später in der Zukunft an.

2. Augustinus stellte sich in seiner Interpretation der johanneischen Apokalypse *(De Civitate Dei* XX, 9) in Gegensatz zu den Chiliasten. Er fasste das 1000jährige Christreich als seit Christi Geburt bereits in der apostolischen Kirche verwirklicht auf. *(Ergo et nunc ecclesia regnum Christi est regnumque caelorum.)* Der Begriff „1000 Jahre" indessen — und das ist ebenso wichtig — war für ihn lediglich ein apokalyptisches Symbol, hatte die Bedeutung einer unbestimmten Vielzahl von Jahren, galt als *pars pro toto. (Ab his igitur malis alieni, sivi adhuc in ista mortali carne viventes sive defuncti, regnant cum Christo iam nunc modo quodam huic tempori congruo per totum hoc intervallum, quod numero mille significatur annorum.)*

Damit hat Augustinus das Friedensreich Christi auf Erden auf die Jetztzeit umgedeutet, zugleich aber den Chiliasmus davon getrennt. Da-

---

[26] In Frankreich und Italien, wo Literatur, Geschichtsschreibung und eine Reihe kritischer Sonderabhandlungen sich mit der Weltuntergangsstimmung vom Jahre 1000 befaßt haben, ist dafür kurzerhand die Bezeichnung „l'an mille", „l'anno mille" verwendet worden. Im Deutschen ist — glücklicherweise — der Begriff „das Jahr 1000" noch nicht mit der Existenz oder Nichtexistenz der Weltuntergangsstimmung identifiziert. — Ich möchte von der Übernahme dieses Begriffs aus den romanischen Sprachen absehen, weil der Wortgehalt gar nichts von dem, was zur Rede steht, aussagt, besonders aber, weil damit eher vermieden wird, falsche Vorstellungen mit dem Jahrtausendwechsel zu verbinden.

[27] *Ernst Bernheim* zeichnete diese beiden Richtungen auf in: Mittelalterliche Zeitanschauungen in ihrem Einfluß auf Politik und Geschichtsschreibung, Tübingen 1918, S. 67 ff.

durch, daß er jede bestimmte zeitliche Begrenzung für das Christreich aufhob, hat er den Chiliasmus zu widerlegen und jede Spekulation über die Endzeit und den Weltuntergang illusorisch zu machen versucht.

Die jüngere augustinische Deutung der Apokalypse wurde die kirchlich-dogmatische. Sie hat den Chiliasmus entkräftet; völlig zu verdrängen vermochte sie ihn nie.

Der Chiliasmus auf das Jahr 1000 müßte sich somit, wenn er tatsächlich existiert hätte, aus beiden Richtungen zusammengesetzt haben, „chiliastisch" nur in der wörtlichen Auffassung des Millenariums als eines fest umrissenen Zeitraums von 1000 Jahren, augustinisch-kirchlich aber in der Annahme seines Beginns mit Christi Geburt. Nur wenn das Reich Christi mit Augustinus als gegenwärtig aufgefaßt, seine Interpretation des Begriffs „1000 Jahre" aber außer acht gelassen oder bewußt abgelehnt wurde, ließ sich annehmen, daß um das Jahr 1000 das tausendjährige Friedensreich zu Ende gehen, der Satan aus seinem Gefängnis losgelassen und das Jüngste Gericht hereinbrechen werde.

Jene Historiker, die uns von einer Weltuntergangsstimmung erzählen, welche die christliche Menschheit an der Schwelle des 2. Jahrtausends erfaßt habe, beziehen sich vor allem auf die Chronik des Rodulfus Glaber[28], insbesondere auf dessen fantastische Schilderung, wie die ganze Welt von einer gräßlichen Hungersnot heimgesucht worden sei und sich die Menschen gegenseitig aufgefressen hätten. Glaber schreibt nämlich dazu: . . . *non ergo aufugium ire ultionis Dei, nisi ad semetipsum. . . . Estimabatur enim ordo temporum et elementorum, preterita ab initio moderans secula, in chaos decidisse perpetuum atque humani generis interitum*[29].

Es wären längere Ausführungen nötig, um den eschatologischen Gehalt von Glabers fünf Geschichtsbüchern ins rechte Licht zu stellen, als hier beabsichtigt sind[30]. Nur soviel muß klargestellt sein, daß sich Glabers Bericht über die Hungersnot nicht auf das Jahr 1000, sondern auf das 1000. Jahr nach der Passion Christi, also auf das Jahr 1033 bezieht[31].

Wie aber stellt nun der burgundische Mönch den Übergang vom ersten zum zweiten Jahrtausend dar? Er berichtet, daß gegen das Ende

[28] Rodulfi Glabri historiarum libri quinque, ed. *Maurice Prou,* Collection de textes, Paris 1886.

[29] a. a. O., IV, c. 4, S. 100, 102.

[30] Vgl. *K. Grund,* Die Anschauungen des Rodulfus Glaber in seinen Historien, Diss. Greifswald 1910.

[31] „Imminente igitur anno incarnati Christi millesimo tricesimo tercio, qui est a passione ejusdem Salvatoris millesimus." *Rod. Glaber,* a. a. O., IV, c. 4, S. 99.

des Jahres 1000 in Frankreich, Italien, Sardinien und Spanien zahlreiche Fälle von Häresie aufgetreten seien. *Quod presagium Johannis prophetie congruit, quia dixit Sathanam solvendum, et expletis mille annis de quibus in tercio jam libello prolixius tractabimus*[32]. In der Folge wird jedoch gar nichts mehr über das Jahr 1000 ausgesagt, was vom chiliastischen Gesichtspunkt her bemerkenswert wäre.

Glabers Chronik ist nur mit Vorsicht zu benutzen. Selbst wenn wir sie noch als zeitgenössische Quelle gelten lassen[33], ist ihre historische Qualität zweifelhaft, *un mélange confus d'anecdotes prises de toutes mains, de dissertations théologiques, de légendes miraculeuses, de synchronismes incertains ou même faux*[34]. *Il ne faut pas prendre Raoul trop au sérieux, c'est avant tout un bavard* [35].

Nichtsdestoweniger sind Glabers Aufzeichnungen für unsere Belange wichtig; ist es doch bezeichnend, daß selbst er, welcher mit Vorliebe von außergewöhnlichen und wunderlichen Erscheinungen erzählt und sie schnellfertig mit chiliastischen Gedanken verknüpft, ja sogar Vorkommnisse des Jahres 1000 mit der Johannesapokalypse in Zusammenhang bringt, trotzdem nichts von Furcht der damaligen Menschen vor dem Jüngsten Gericht weiß. In dieser Sicht ist Glaber nicht mehr Quelle für das Vorhandensein einer allgemeinen Weltuntergangsstimmung im Jahre 1000, sondern wird zum Beleg, daß eine solche nicht existierte[36].

Wenn auch manche chiliastische Zeugnisse im 10. und 11. Jahrhundert vorhanden sind, so findet sich außer bei Glaber nur noch in e i n e r zeitgenössischen Quelle ein direkter Bezug auf das Jahr 1000. Es handelt sich um den von Abbo von Fleury im Jahre 998 verfaßten *Apologeticus ad Hugonem et Rodbertum reges Francorum*[37]. Darin behauptet Abbo, er habe als Jüngling in einer Pariser Kirche öffentlich verkündigen hören, *quod statim finito mille annorum numero Antichristus adveniret, et non longo post tempore universale judicium succederet*[38]. Jener Predigt, fährt dann Abbo fort, habe er unter Berufung auf die Evangelien, die Apokalypse und das Buch Daniel mit aller Energie

[32] a. a. O., II, c. 12, S. 50.
[33] Raoul Glaber wurde in den 80er Jahren des 10. Jh. geboren. Seine fünf Geschichtsbücher sind zwischen 1025 und 1045 entstanden.
[34] *Prou*, a. a. O., S. VII, nach *Monod*, Revue hist. XXVIII, S. 270.
[35] *Edmond Pognon*, L'an mille, oeuvres de Liutprand, Raoul Glaber, Adémar de Chabannes, Adalbéron, Helgaud, réunies, traduites et présentées par ... Paris 1947, S. 42.
[36] *Paul Rousset* in seiner ausgezeichneten Studie: Raoul Glaber, interprète de la pensée commune au XI[e] siécle, in: Revue d'histoire de l'Eglise de France, Paris 1950, Bd. 36, S. 5—24, verliert mit vollem Recht kein Wort über die angeblich bei Glaber zu findenden Hinweise auf das Weltende im Jahre 1000.
[37] Migne Patr. Lat. 139, col. 461 ff.
[38] a. a. O., col. 471.

widersprochen. — Dieser Bericht scheint mir sehr aufschlußreich und deshalb bedeutungsvoll, weil er das bestätigt, was aus der Gesamtheit der Quellen für die geistige Situation jener Zeit geschlossen werden muß: Von einem Glauben oder gar der Furcht vor dem Weltuntergang unter dem gebildeten Klerus kann keine Rede sein, sonst wäre es unmöglich, daß das ganze Schrifttum (mit obigen Ausnahmen) ohne Spur davon geblieben wäre. Ist nicht gerade die Adalbert-Vita des Canaparius dafür ein gültiger Beweis, wenn es dessen noch bedürfte? Sie reicht bis 997, also bis dicht vor das vermeintliche Ende der Dinge. Sie entstand in St. Alexius, einem Sammelpunkt der religiösen Bewegungen von damals, im Jahre 999 zur Verherrlichung eines neuen Heiligen und Märtyrers. Wahrlich, hier hätte doch auf alle Fälle die Weltendeerwartung ans Licht treten müssen!

Wir wissen es schon, Canaparius schwieg darüber. Das politische und kirchliche Leben nahm um das Jahr 1000 ohne jede Zäsur seinen gewohnten Fortgang und hielt auch keinen Augenblick inne. Das zeigen die Wechselfälle der damaligen Geschichte Roms, der Gandersheimer Kirchenstreit usw. Keines der Konzile aus dem letzten Dezennium des 10. Jahrhunderts befaßte sich mit dem zu erwartenden Jüngsten Tag[39]. In den mehr als hundert päpstlichen Bullen, die um das Jahr 1000 Rom verlassen haben, findet sich nicht die leiseste Anspielung auf das nahe Weltgericht noch ein Ausdruck der Dankbarkeit, daß der Herr das große Unheil aufgeschoben habe. Nichts von Prophezeiung! Nichts von Furcht! Das Problem Chiliasmus hat für den geistlichen Stand damals gar nicht bestanden, und wo dieser wie im Falle Abbos mit dem Chiliasmus aus populären Kreisen in Berührung kam, da wird er ihm schroff entgegengetreten sein. Das wundert uns nicht mehr, nachdem wir wissen, daß die Kirche seit Augustinus jeden Chiliasmus verwarf.

Wie aber stand es um die Weltuntergangsstimmung bei den Laien? Wir dürfen kaum die von Abbo genannte Rede als Exponent des damaligen allgemeinen Volksglaubens annehmen; dazu steht Abbos Bericht, wie sehr ich ihn für charakteristisch halte, zu vereinzelt da. Ja, läßt nicht die Art und Weise, wie Abbo von dem Vorfall als einem Erlebnis seiner Jugendzeit schreibt (*adolescentulus audivi*), darauf schließen, es habe sich hier um eine Absonderlichkeit gehandelt, die in der Folge bis zum Zeitpunkt der Niederschrift des Apologeticus im Jahre 998 nicht mehr vorgekommen sei? Trotzdem kann man sich denken, daß bei der damaligen Verbreitung eschatologischer Ideen gerade solche schwärmerische Volksredner mehrfach aufgetreten sind und da und dort ein offenes Ohr gefunden haben dürften, vornehmlich in den untern Volks-

[39] *Frédéric Duval*, Les terreurs de l'an mille, Paris 1908, S. 55.

schichten, wo der Aberglaube auch in jenen Zeiten am stärksten grassiert haben mag.

Sehr aufschlußreich sind jene vielen Schenkungen an Kirchen und Klöster, welche mit den Wendungen *appropinquante mundi termino* oder *mundo in finem currente* und andern mehr einleiten[40]. Mit gewissem Recht hat man auf ihre eschatologische Eigenart hingewiesen. Umso erstaunlicher ist es, daß selbst hier in keiner einzigen des Jahres 1000 Erwähnung getan wird. Zudem sind solche Schenkungen im 10. Jahrhundert ebenso zahlreich wie im 11. und häufen sich keineswegs auf das Jahr 1000 hin. Außerhalb von Frankreich fehlen sie fast ganz.

Weder am Inhalt, noch an der Anzahl von Pacht- und Kaufverträgen, die in den Jahren vor 1000 abgeschlossen wurden, läßt sich etwas Außergewöhnliches feststellen[41].

Zusammenfassend ist aus alledem folgendes zu schließen: 1. Der Chiliasmus auf das Jahr 1000 im Sinne einer allgemeinen Weltuntergangsstimmung hat nicht existiert. 2. Vermutlich war besonders im Gebiete des heutigen Frankreich der Glaube an die mögliche Auferstehung und das Weltgericht im Jahre 1000 in vereinzelten sektiererischen Gruppen der populären Schicht vorhanden (nicht unähnlich vielleicht einigen religiösen Zirkeln unserer Zeit), hat aber auch im besten Falle keine historische Wirksamkeit erreicht.

Wenn wir somit den speziellen Chiliasmus auf das Jahr 1000 im wesentlichen verneint haben, so sollen damit die allgemeinen eschatologischen Strömungen des Mittelalters durchaus nicht geschmälert sein. Jener wäre von der Vorstellung des Weltendes her zu erklären gewesen. In der Tat kennt man durch das ganze Mittelalter hindurch Versuche, das Weltende bestimmen zu wollen, und schon Beda ist darob in Zorn geraten[42]. Es sind teils mystische Spekulationen, teils (mit dem Aufkommen der Naturwissenschaften) gelehrte Berechnungen esoterischen Charakters wie z. B. die des Zürchers Felix Hemmerlin[43], der das Weltende auf das Jahr 1492 weissagte, oder jene von Pico della Mirandola auf das Jahr 2002[44]. Solche Prophezeiungen haben aber niemals eine akut-epidemische Herrschaft über die Gemüter auszuüben vermocht.

Von viel größerer Bedeutung als die Idee vom Weltuntergang war für die allgemeine mittelalterliche Eschatologie die den Apostelbriefen[45]

[40] Vgl. *H. von Eicken*, Die Legende von der Erwartung des Weltuntergangs und der Wiederkehr Christi im Jahre 1000, in: Forschungen zur deutschen Geschichte, Göttingen 1883, Bd. XXIII, S. 302 ff.

[41] Vgl. *Pietro Orsi*, L'anno mille, in: Revista storica italiana, Turin 1887, S. 23 ff.

[42] Epistola ad Plegwinum apologetica, Migne Patr. Lat. 94, col. 674.

[43] *Balthasar Reber*, Felix Hemmerlin, Zürich 1846, S. 456 f.

[44] Conclusiones nongentae, Ed. 1532, S. 153 f.

[45] 1. Joh. 2, 18; 2. Joh. 7; 2. Thess. 2, 3 ff.

entnommene Vorstellung vom Antichrist. Im Gegensatz zu jener war diese Idee eine vor allem kirchliche und konnte verstandesmäßig viel besser gefaßt werden. Unter mancherlei Gestalt sollte der Antichrist der Wiederkunft Christi vorangehen. Man durfte ihn somit jederzeit in der jeweiligen Gegenwart annehmen. Seine Historisierung lag auf der Hand. An Nero ließe sich eine fast fortlaufende Reihe von Herrschern anschließen, die als Antichristen galten. Aber der Begriff Antichrist beschränkte sich nicht nur auf einzelne Persönlichkeiten, auf ganze Völker dehnte man ihn aus, bald transzendental auf jene apokalyptischen Völker Gog und Magog, bald historisierend auf die jeweils dem Christenvolk verderblichen Horden der Hunnen, Slaven, Sarazenen, auf das Vordringen des Islams. Im weitesten Sinne umfaßte er alles, was Abfall von Gott und seinem Reich und dessen Vertretern bedeutete, was sich als Störung der göttlichen Harmonie, der *Pax* im augustinischen Umfang des Begriffs kennzeichnete. Juden und Ketzer, Gottlose und Sündhafte sah man als *socii, fautores Antichristi* an[46]. Seit dem 13. Jahrhundert wurde es den Parteien und Sekten, die sich vom Papsttum entfernt hatten, gebräuchlich, den Antichristen in der römischen Hierarchie und in der Person des Papstes zu finden, so Occam, Wiclif, die Reformatoren. Wer wundert sich noch, wenn im Investiturstreit und bei den päpstlichen Schismen die Gegner sich gegenseitig als *membra Diaboli* und ihre Führer als *Antichristi* bezeichneten[47]? Auch die Geisslerfahrten des 13. und 14. Jahrhunderts und die Pilgerfahrten des 11. können als kollektive Bußhandlungen betrachtet werden, um die Errettung vom Zorne Gottes beim drohenden Endgericht zu erhoffen[48]. Hungersnöte, Epidemien, Sittenzerfall, Naturkatastrophen und besondere Himmelserscheinungen wurden mit der Eschatologie in Zusammenhang gebracht und als Vorzeichen der Endzeit gedeutet, ohne daß man jeweils einen bestimmten Endtermin ins Auge faßte.

Wir ersehen daraus, daß eschatologische Strömungen durch das ganze Mittelalter hindurch bald mehr bald weniger auf alle Lebenskreise eingewirkt haben, auf Politik und Kirche, auf soziale Verhältnisse, bis ins häusliche Einzelleben hinein. Obgleich die unvermeidliche Schlußkatastrophe wohl nie ohne Berücksichtigung gelassen wurde, so bewegte sich doch das Hauptinteresse auf dem Gebiete der antichristischen Vor-

[46] *Bernheim*, a. a. O., S. 70 ff.
[47] *Bernheim*, a. a. O., S. 76.
[48] Ekkehard von Aura spricht (Hierosolymita, ed. *Hagenmeyer*, Tübingen 1877, S. 45 f.) von den Pilgerzügen als einer „novitas, jam senescenti et prope intereunti mundo pernecessaria". Vgl. *Ernst Wadstein*, Die eschatologische Ideengruppe; Antichrist — Weltsabbat — Weltende und Weltgericht, in: Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, Bd. 38, S. 567, Leipzig 1895.

bereitung des Endes[49]. Damit ist uns gewissermaßen eine Erklärung gegeben für das, was wir bei der Betrachtung über den Chiliasmus auf das Jahr 1000 gefolgert haben.

Die allgemeine Furcht vor dem Weltende im Jahre 1000 ist eine Fiktion der weitverbreiteten romantisierenden Geschichtsschau der Neuzeit. Ihre drastischen Schilderungen von der Erwartung des Jüngsten Gerichts, wovon ich eingangs einige Kostproben gab, sind bloße Legende.

Die Entstehung dieser Legende vom Glauben an den Weltuntergang im Jahre 1000, wie wir nun diesen Chiliasmus nennen dürfen, haben wir uns folgendermaßen zu erklären: Die betreffenden Historiker, in Unkenntnis der wahren theologischen Probleme, wußten mit den vielfältigen und oft undurchsichtigen eschatologischen Zeugnissen, wie sie sie über das ganze Mittelalter verstreut vorfanden, nichts anzufangen. So faßten sie diese um der Ordnung willen kompilatorisch auf das Jahr 1000 zusammen, weil hier quellenmäßig und nach chiliastischer Theorie (dann nämlich, wenn man die augustinische Erklärung des Begriffs „1000 Jahre" unberücksichtigt ließ) bereits ein Ansatzpunkt vorhanden war. Sie ordneten willkürlich eine Jahrhunderte dauernde geistige Strömung einem einzigen geschichtlichen Faktum zu, eine Versuchung, welcher der Historiker leicht verfällt; umso schlimmer noch, wenn dieses Faktum gar nicht existierte. Für dramatische Ausschmückungen war dann der Stoff allzu verlockend, und freie Erfindung hat noch das ihre dazu getan.

So kam es in Geschichtsschreibung und Literatur zu jenen fantastischen Darstellungen des Jüngsten Tags:

Quand approcha le terme fatal, les populations s'entassèrent incessamment dans les basiliques, dans les chapelles, dans tous les édifices consacrés à Dieu, et attendirent, transies d'angoisses, que les sept trompettes des sept anges du jugement retentîssent du haut du ciel . . .[50]

Il est minuit, Dieu va nous prendre . . .
Le néant ouvre ses abîmes
L'ange de Dieu vient sur les cîmes . . .
Hosanna! hosanna! voici la fin des âges!
Hosanna! hosanna! frères, voici la mort! . . .
A genoux . . [51]

Le dernier jour de l'an 1000, les Romains . . . dirent adieu à la lumière, à l'espérance, à la vie et, persuadés que le monde touchait â son heure suprême, de tous les points de la ville sainte, ils s'acheminèrent

[49] *Wadstein*, a. a. O., Bd. 39, S. 154 f.
[50] *Henri Martin*, Histoire de France, Paris 1855, Bd. III, S. 37 f.
[51] *Eugène Mordret*, L'an mille, in: Revue contemporaine, Paris 1854, S. 607 f.

en pleurant vers la sombre forteresse où, dans une froide cellule, veillaient et priaient les deux vicaires de Dieu, les deux rois de la terre, le Pape et l'Empereur, Sylvestre II et Otton III[52].

Der erste Ansatz zur Legende vom Glauben an den Weltuntergang im Jahre 1000 erschien 1590 bei Baronius in seinen *Annales ecclesiastici*[53]. Im 17. und 18. Jahrhundert tauchte die Legende an verschiedenen Orten auf[54]. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erlangte sie dann in Frankreich durch Michelet[55] und Martin[56], in Italien durch Cantù[57], Dandolo[58] und andere eine ungeheure Verbreitung und, in Literatur und Kunst eindringend, eine große Popularität.

Francesco Forti zog sie 1840 erstmals in Zweifel[59], aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollte eine Reihe historisch-kritischer Abhandlungen[60] die Existenz des Chiliasmus auf das Jahr 1000 widerlegen und die Legende als solche entlarven. Trotzdem ist sie auch im 20. Jahrhundert zäh haften geblieben, und wenn sie auch in der Historie heute am Verschwinden ist, lebt sie hauptsächlich in Schriften über die abendländische Eschatologie anscheinend unausrottbar wei-

---

[52] *Emile Gebhart,* La Saint-Sylvestre de l'an 1000, in: Au son des cloches, contes et légendes, Paris 1906, S. 135 f.

[53] Annales ecclesiastici, Antwerpen 1608, XI, S. 1: „Fuerant ista in Galliis promulgata, ac primum praedicata Parisiis, iamque vulgata per orbem, credita a compluribus, accepta nimirum a simplicioribus cum timore, a doctioribus vero improbata."

[54] *Duval,* a. a. O., S. 70 ff.

[55] *Michelet,* a. a. O., Bd. II, S. 132 ff.

[56] *Martin,* a. a. O., Bd. III, S. 37 f.

[57] *Cesare Cantù,* Storia universale, Turin 1842, Bd. 9, S. 535 ff.

[58] *Tullio Dandolo,* Il medioevo, studi storici, Mailand 1858, Bd. I, S. 280.

[59] *Francesco Forti,* Libri due delle istituzioni civili, Florenz 1840, Bd. I, S. 222.

[60] (Abbé) *Auber,* De l'an mille et de sa prétendue influence sur l'architecture religieuse, in: Revue de l'art chrétien, Paris 1861. — *Dom François Plaine,* Les prétendues terreurs de l'an mille, in: Revue des questions historiques, Paris 1873. — *Raoul Rosières,* La légende de l'an mille, in: Revue politique et littéraire, Paris 1878, Bd. II. — *H. von Eicken,* Die Legende von der Erwartung des Weltuntergangs und der Wiederkehr Christi im Jahre 1000, in: Forschungen zur deutschen Geschichte, Göttingen 1883, Bd. 27. — *Jules Roy,* L'an mille, Paris 1885. — *Pietro Orsi,* L'anno mille, in: Revista storica italiana, Turin 1887. Derselbe: Le paure del finimundo dell'anno 1000, Turin 1891. — *Max Raymond,* Autour de l'an 1000, in: Revue de la Suisse catholique, Fribourg 1890, 1891, Bde. 21, 22. — *Steph. Beissel,* Die Sage von der allgemeinen Furcht vor dem Untergang der Welt beim Ablauf des Jahres 1000 n. Ch. G., in: Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. B. 1895. Bd. 48. — *Ernst Wadstein,* Die eschatologische Ideengruppe: Antichrist — Weltsabbat — Weltende und Weltgericht, in: Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, Leipzig 1895, 1896, Bde. 38, 39. — *Noël Valois,* De la croyance à la fin du monde au moyen âge, in: Institut de France: Publications diverses de l'année 1904, Paris 1904. — *Frédéric Duval,* Les terrreurs de l'an mille, Paris 1908. — *Ferdinand Lot,* Le mythe des terreurs de l'an mille, in: Mercure de France (Dez. 1947).

ter. So ist Filippo Ermini in seiner Untersuchung *La fine del mondo nell'anno mille e il pensiero di Odone di Cluny*[61] wieder ins alte Fahrwasser geraten, indem er das eschatologische Ideengut Odos eigenwillig auf das Jahr 1000 bezog; bloß deshalb nämlich, weil Odo an einer Stelle seiner *Collationes* die apokalyptischen Worte anführt: *Cum completi fuerint mille anni, solvetur Satanas* (Apoc. XX, 7)[62]. Dieses Zitat — es ist daselbst als solches gekennzeichnet — überrascht keineswegs bei einem mittelalterlichen Schriftsteller, für den eschatologische Fragen eine bedeutende Rolle spielten. Nach dem aber, was wir oben über die augustinische Auslegung der Johannesapokalypse erfahren haben, muß man das Zitat durchaus nicht im Zusammenhang mit dem Jahre 1000 n. Ch. sehen. Die Legende hat sodann durch Walter Niggs Buch „Das ewige Reich"[63] in ihrer ganzen Phantastik eine Wiedergeburt erfahren und von hier aus bereits wieder auf andere Abhandlungen abgefärbt[64].

Angesichts dessen mußte es Aufgabe des Historikers sein, die angebliche Weltuntergangsstimmung am Ende des ersten Jahrtausends neu zu beleuchten, historische Wahrheit und Sage voneinander zu trennen.

Gerade Adalbert von Prag ist mit einer Erscheinung verbunden, die noch ein neues Licht auf die Sache werfen könnte. Wir haben Adalbert vom streng asketischen Mönchsideal her zu verstehen, wie es in jener Zeit vor allem von der lothringischen Reformbewegung ausging und im

---

[61] *Filippo Ermini*, La fine del mondo nell' anno mille e il pensiero di Odone di Cluny, in: Studien zur lateinischen Dichtung des Mittelalters, Ehrengabe für Karl Strecker, Schriftenreihe der Historischen Vierteljahrschrift 1, Dresden 1931, S. 29—36. — Vgl. auch *A Hessel*, Odo von Cluni und das französische Kulturproblem im früheren Mittelalter, in: Historische Zeitschrift, München und Berlin 1923, Bd. 128, S. 1—25.

[62] Sancti Odonis collationum libri tres, II, 28, Migne Patr. Lat. 133, col. 585.

[63] *Walter Nigg*, Das ewige Reich, Erlenbach-Zürich 1944, S. 143: „Allgemein erwartete man das Ende des tausendjährigen Reiches der Kirche, das nach Augustins Deutung zu diesem Zeitpunkt abgelaufen schien und damit die nochmalige Loslassung des Satans für kurze Zeit. Man rechnete mit dem Anbruch des Jüngsten Tages. Im Jahre 999 erfaßte die Christenheit eine Todesangst, die sich bis ins wirtschaftliche Leben hinein auswirkte. Der Handel stockte, die Äcker blieben unbesät, alles Leben hielt gleichsam den Atem an. Kirchen wie Klöster ließ man verfallen und viele Fürsten reisten nach Rom oder bauten Hospitäler für die Armen. Alles war von einer bangen Erwartung erfüllt, wie sie der Natur unmittelbar vor Ausbruch eines Gewitters eigen ist. Die ganze Christenheit zitterte vor dem nahen Ende. Angesichts des bevorstehenden Gerichtes nahm unter den Menschen eine große Versöhnungsbereitschaft überhand, und die Leute fingen an, in Scharen zu wallfahrten. Ein gerade im Jahre 1000 stattfindendes Erdbeben steigerte die peinigende Furcht auf den Höhepunkt."

[64] So z. B. *Jakob Taubes*, Abendländische Eschatologie, in: Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, herausgeg. von René König, Bern 1947, S. 80.

italienischen Anachoretentum zu Tage trat. Mit beiden kam Adalbert in Berührung und im St. Alexius-Kloster war er einer der markantesten Vertreter mönchischer Askese und Demut. — Nun ist der asketischen Strömung von damals ein Zug eigen, der geradezu zum Charakteristikum der Hagiographie des 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts gehört: Die Sehnsucht nach dem freiwilligen Martyrium. Eine unselige, rastlose Bewegung hat viele Gemüter jener Zeit erfaßt. Der Bauer verläßt seinen Hof, der Mönch sein Kloster, um Einsiedler zu werden, der Ritter die Braut und der Bischof die Diözese, um Mönch zu werden, der Kaiser den Thron, um in versteckter Höhle für seine Sünden zu büßen. Adalbert von Prag reißt sich im Kloster um die niedrigsten Hausdienste[65], Brun von Querfurt reitet im Winter mit nackten Füßen über die Alpen[66], von den Extravaganzen der Klausner ganz zu schweigen. Das Trachten nach der persönlichen Heilsgewißheit erfüllt ihr Denken. Die Ungewißheit des jenseitigen Schicksals steht erschreckend vor jeder Seele. Der Gedanke der Vergeltung Gottes hat diese Menschen erfaßt. Ein banges Todeserwarten ist auch in den festen Charaktern. — Hat etwa die Furcht vor dem Weltuntergang im Jahre 1000 dabei doch mitgespielt? — Auch die strengste Askese kann diesen Männern nicht helfen; den Frieden finden sie nur, indem sie auf das leibliche Leben verzichten. Im Martyrium allein liegt die Sicherheit ihres ewigen Heils[67]. „Ich sah die Seelen derer, die enthauptet worden waren um des Zeugnisses über Jesus und um des Wortes Gottes willen. . . . Sie wurden wieder lebendig und herrschten mit Christus tausend Jahre[68]."

Unter den damaligen Märtyrern ist Adalbert von Prag der bekannteste. Auch bei ihm war der oberste Gedanke seines Lebens der, wie er das individuelle Heil auf vollkommenste Weise bewirke[69]. Als die Misserfolge und die peinlichen Wechselfälle seines Bischofsamtes ihn fürchten ließen, daß er dabei an der eigenen Seele Schaden nehmen könnte, da flüchtete er in die Beschauung des klösterlichen Lebens und suchte das Heil in der mönchischen Askese. Und als ihn Willigis zu zweien Malen wieder davon hinwegriß, da blieb noch die Mission und das Martyrium, der verheißungsvollste Weg zum ewigen Leben. Die Traumvisionen des Heiligen[70] scheinen zu bezeugen, wie sehr vor seiner Missionsfahrt nach Preußen vielleicht die bloße Möglichkeit des bevor-

[65] Canaparius c. 17.
[66] Vita Romualdi, MG. SS. IV, c. 27.
[67] *Ludwig Zoepf*, Das Heiligen-Leben im 10. Jahrhundert, Leipzig und Berlin 1908, S. 124 ff.
[68] Offenbarung 20, 4.
[69] Vgl. *Voigt*, a. a. O., S. 57.
[70] Vgl. Canaparius c. 24 und Bruno c. 20.

stehenden Martyriums, vielleicht die hoffnungsvolle Sehnsucht darnach sein Gemüt beschäftigten.

Vom chiliastischen Gesichtspunkt aus könnte man hier zur Vermutung geneigt sein, Adalbert hätte sich beeilt, unter allen Umständen noch vor dem Ablauf des ersten Jahrtausends das Martyrium zu finden, damit seine Seele gerettet sei und er noch rechtzeitig, wie es den Heiligen in der Apokalypse prophezeit ist, am Jüngsten Gericht neben Christus auf einem Throne Platz nehmen dürfe. Dadurch wäre dann der Beweis erbracht, daß Adalbert an den Weltuntergang im Jahre 1000 geglaubt hätte, und die Aussicht geöffnet, daß das Martyriumsideal jener Zeit mit dem Chiliasmus auf das Jahr 1000 eng zusammen gesehen werden müßte.

Dem gegenüber ist aber bei genauerer Betrachtung der Missionsreise Adalberts folgendes festzustellen: Adalbert hat die Mission gar nicht so sehr aus bloßer spontaner Martyriumssehnsucht heraus aufgenommen, wie sie verständlicherweise in den beiden Viten übertrieben ist, aber unverständlicherweise von der Forschung übernommen wurde, sondern mehr gezwungen durch die Verwicklungen seines Lebens.

Besonders deutlich wird Adalberts Sinn und Trachten im 26. Kapitel der Brun'schen Vita: Nachdem er bei seinen ersten Bekehrungsversuchen den jähen Zorn der Preußen hervorgerufen hatte, weil sie seine gottesdienstlichen Handlungen für Zauberei hielten, und er von einem Stammeshäuptling mit dem Tode bedroht worden war, wenn er nicht sofort den Rückzug aufnehme, da sprach er zu seinen beiden Begleitern: *Habitus corporum et horror vestium, ut video, paganis animus non parum nocet; unde, si placet, vestimenta mutemus clericalia, pendentibus capillis surgere sinamus, tonsae barbae truncas comas prodire permittamus; forsan non agniti, melius habemus salutem operari; . . . laborando quoque manibus propriis, victum quaeremus ad instar apostolorum; absconsa mente revolvimus censum psalmorum. Interea, prosperante misericordia Salvatoris, fit aliquid hac arte ac fraude, ut opinio se fallat; evangelizandi occasio certa venit.* So hoffte Adalbert seine Mission bei den Liutizen fortzusetzen und suchte eilends aus dem gefährlichen Gebiet zu entkommen, indem er auf abgelegenen Waldwegen, des Nachts in Schlupfwinkeln versteckt[71], die Küste erreichen wollte. Da, am sechsten Tage seit seiner ersten Berührung mit den Preußen, ist er unweit des Meeres, von den langen Reisemärschen völlig ermüdet, an einem Vormittag auf einer kleinen Waldwiese eingeschlafen und von einer Schar Preußen ermordet worden.

Von einer himmelstürmenden Martyriumssehnsucht ist hier wenig

[71] Canaparius c. 30.

zu finden. Vielmehr zeigen Adalberts letzte Gedanken, wie er dem Tode entrinnen wollte, um nach vorgefaßtem Plan ein neues Missionswerk auf lange Sicht an die Hand zu nehmen; all das noch im Jahre 997. Selbst wenn wir annehmen, er habe im Stillen gehofft, daß er einmal den Märtyrertod sterben werde, so hat er ihn doch sicher nicht vor dem Jahre 1000 gesucht. Hinter Adalberts Mission und Martyrium den chiliastischen Glauben vermuten zu wollen, wäre demnach verfehlt.

Herzog Boleslaw von Polen wollte sich Adalberts Mission bei den Preußen zu Nutzen machen. Ursprünglich war nämlich Adalberts Absicht gewesen, die Liutizen zu bekehren[72], deren Sprache er kannte[73]. Wenn er sich entschied, die viel ferner wohnenden Preußen aufzusuchen, dann wird Boleslaws Rat und Wunsch ausschlaggebend gewesen sein. Der Herzog mochte nämlich hoffen, daß er auf die einmal christianisierten Preußen leichter seinen Einfluß geltend machen könnte und die dauernden Preußeneinfälle nach Polen aufhören würden[74]. Diese politischen Hintergründe sind Adalbert kaum verhüllt geblieben. Er stand demnach mit seiner Missionstätigkeit im Dienste einer politischen Absicht, die einen Zusammenhang seiner Missionsfahrt und seiner Bereitschaft zum Martyrium mit chiliastischen Weltende-Erwartungen vollends unwahrscheinlich macht.

Problematisch in chiliastischer Hinsicht könnte höchstens seine große Verehrung sein, die gleich nach seinem Tode einsetzte und selbst in Böhmen ihre Verbreitung fand. Es ist doch merkwürdig, daß der vom Papst zum Erzbischof der Heiden ernannte Bruno von Querfurt, welcher zwölf Jahre später mit viel größerer Bravour ebenfalls den Märtyrertod bei den Preußen starb, nicht annähernd die Verehrung genoß wie Adalbert. Hat ein Teil der Menschheit doch in der Erwartung des nahen Weltuntergangs gelebt und von Adalbert, ihrem jüngsten Märtyrer und Heiligen, der bekannt war mit all den Nöten ihrer Zeit, gehofft, er vermöchte am letzten Gericht ein gutes Wort für ihre Seelen einzulegen? Deshalb der allgemeine Adalbertskult? — Demgegenüber sei festgestellt: Besonderer Ruhm ist ihm darum zuteil geworden, weil er ein Heiliger aus den Kreisen jenes strengen Mönchtums war, das einen mächtigen Faktor der Zeit darstellte. Dieses Mönchtum fand in Adalbert die Verkörperung seines Ideals. Zudem war er ein intimer Günstling des Kaisers, der seine Verehrung — man denke an Ottos III. Zug an das Grab Adalberts in Gnesen, an die Errichtung von Adalbertskirchen in Aachen und Rom — besonders propagierte, denn diese war aufs

---

[72] Canaparius c. 27.
[73] Bruno c. 26.
[74] *Voigt*, a. a. O., S. 117.

engste mit seinem politischen Programm verbunden[75]. So hat sich die Kraft der Begeisterung für Adalbert erschöpft, und für die Folgezeit, für Brun von Querfurt, ist nicht mehr viel übrig geblieben[76].

Wenn man aber an der Zahl 999, dem Jahre von Adalberts Heiligsprechung durch den Papst, etwas Verdächtiges finden könnte — im Sinne einer Verknüpfung mit chiliastischen Gedanken —, so geschieht das eben bereits aus der irrigen Annahme heraus, es habe auf das Jahr 1000 hin eine allgemeine Weltuntergangsstimmung geherrscht.

Wir haben demnach in den Lebensbeschreibungen des heiligen Adalberts nicht nur keinen direkten Hinweis auf das Weltende gefunden, auch die Untersuchung jener Möglichkeiten, die dennoch irgendwie für den Chiliasmus auf das Jahr 1000 sprechen könnten, zeigt ein negatives Resultat, obgleich wir gerade hier, wie wir oben darlegten, unausweichlich Anhaltspunkte dafür treffen müßten. Unsere Analyse der Adalbert-Viten bringt somit erneut den Beweis, daß der angebliche Glaube vom Weltuntergang im Jahre 1000 mit allen zeitgenössischen Zeugnissen unvereinbar ist.

[75] *Percy Ernst Schramm*, Kaiser, Rom und Renovatio, in: Studien der Bibliothek Warburg, Leipzig 1929, I, S. 136 ff.
[76] *Voigt*, a. a. O., S. 213 ff.

Chamfort

Von Gerhard Hess

I.

Pascal hat in einem der Aphorismen, die Andeutungen über das von ihm geplante Werk einer Apologie der christlichen Religion enthalten, von den Schwierigkeiten der Anordnung gesprochen (Nr. 61 ed. Brunschvicg). Die eine oder andere „Ordnung", meint er dort, hätte er sich wohl vornehmen, sie aber nicht einhalten können; auch Thomas von Aquino hätte den *ordo* nicht ganz gewahrt, einzig die Mathematik vermöchte es, aber diese sei „in ihrem tiefsten Wesen nutzlos". So hat sich denn an den Blättern mit den Notizen, Betrachtungen, Aphorismen, die man nach Pascals Tode auffand und als *Pensées* herausgab, der Streit der Kritiker und Gelehrten früh entzündet, und er ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Auch die kritischen Ausgaben des 20. Jahrhunderts haben mit ihren verschiedenen Anordnungsgrundsätzen die letzte Frage, wie nämlich Pascal seine Aufzeichnungen schließlich zusammengestellt hätte, unbeantwortet lassen müssen[1]. Es finden sich Notizen, wie die eben angeführte, die Anhaltspunkte für einen Plan geben, aber keine vermag dem disparaten Ganzen zu genügen.

Chamfort besaß Zettelkästen, in die er — wohl nach bestimmten Gesichtspunkten — seine Notizen, Maximen, Anekdoten, Charakterbilder ablegte. Das Unglück wollte es, daß die Ordner des Nachlasses, unter ihnen der erste, ihm befreundete Herausgeber seiner Werke, Ginguené, einen großen Teil dieser *cartons,* die bei der Versiegelung offenbar noch alle gefüllt waren, leer fanden. Die vermißten Papiere sind verschollen geblieben. Einer der Zettel Chamforts trug den Vermerk: *Produits de la civilisation perfectionnée. 1re partie. Maximes et Pensées; 2e partie. Caractères; 3e partie. Anecdotes.* Diese Notiz blieb die einzige Richtschnur für eine spätere Anordnung. Ihr folgend haben Ginguené und die meisten Herausgeber nach ihm den dezimierten Inhalt der Kartons in die beiden Gruppen „Maximen und Gedanken" und „Charaktere und Anekdoten" verteilt. Gewisse Stichworte erlaubten, bei der ersten Gruppe

[1] Vgl. jetzt die dreibändige Ausgabe von *Louis Lafuma* als „Edition MS (des manuscrits)", Paris, 1951. Das Problem der „Ordnung" hängt eng zusammen mit Pascals Bestimmungen des *esprit de finesse,* der ersten Theorie der *science qui traiste des mœurs et de la vie* (Montaigne) nach Gegenstand, Denkform und Methode. Vgl. R. Lohde, Die Anthropologie Pascals, Halle 1936; H. Friedrich, Pascals Paradox, ZfrPh 56, 1936.

Unterabteilungen zu bilden. „Charaktere" im Sinn des La Bruyèreschen Werkes fanden sich kaum, so daß sich die zweite Gruppe fast ausschließlich aus Anekdoten zusammensetzt.

Es ist kaum bloßer Zufall, daß gerade die Hauptwerke von Pascal und Chamfort in dieser fragmentarischen Gestalt auf uns gekommen sind. Pascal hat zu seinen Lebzeiten die *Lettres à un provincial* und Traktate verschiedener Art ebenso geordnet und nach klarem Plan gebaut veröffentlicht wie Chamfort eine Reihe von Essais, Dramen und kompilatorischen Arbeiten. Krankheit und überraschender Tod oder gar Nachlässigkeit sind keine ausreichende und befriedigende Erklärung für die ungeordnete Form, in der *Pensées* und *Produits* überliefert sind. Man könnte vermuten, daß es sich bei beiden um Werke handelt, die darum keine feste Gestalt gewannen, weil sie nur als Materialien für ein den Autoren besonders teures, erst für die Nachwelt bestimmtes Opus gedacht waren, das eine Art Quintessenz ihrer Anschauungen enthalten sollte. Die *Cahiers*, die sich in Montesquieus Nachlaß fanden, tragen z. B. diesen privaten Charakter. Wahrscheinlicher ist, daß man bei Pascal und Chamfort die Absicht einer Publikation voraussetzen kann, die sich nicht mehr verwirklichen ließ und die in ihrer „Ordnung" jenen Veröffentlichungen verwandt gewesen wäre, die uns als aphoristische Werke überliefert sind. Zwar weisen La Bruyères „Charaktere" eine Architektonik auf, welche bezeugt, daß auch eine Sammlung dieser Art einen planvollen Aufbau haben kann. Aber der Reiz der *Caractères* beruht gerade darin, daß der Wechsel von Reflexion und Typenbild und die Buntheit der Maximen das scheinbare System in ein schillerndes Spektrum verwandeln. Die ihnen vorausgehenden *Maximes* von La Rochefoucauld sind das klassische Beispiel planvoller Ordnungslosigkeit.

Mit Rivarol gehört Chamfort zu den letzten Aphoristikern Frankreichs, die mit Bewußtsein in der Tradition des 17. Jahrhunderts stehen. In ihren Reflexionen und Maximen mag sich in manchem, so in der Rückbeziehung auf die eigene Person, etwas von dem Wandel ankündigen, den die aphoristische Form psychologischer Analyse nach der Romantik erfahren wird. Was die Moralisten von den 60er Jahren des *Siècle de Louis XIV* bis zur Französischen Revolution verbindet, ist die langsam zu klarer Erkenntnis reifende Beobachtung eines umwälzenden geistigen und sozialen Prozesses. Fast zur selben Zeit, als die Jansenisten und La Rochefoucauld eine rückhaltlose, gesellschaftliche Konventionen durchstoßende, die nackten Antriebe des Handelns und die Gebrechlichkeit des Daseins bloßlegende Analyse des Menschen entwickeln, setzt auch — mit La Bruyère und anderen — eine Kritik der zeitgenössischen Gesellschaft ein, die mit ihrer Schärfe der Beobachtung den späteren Lesern

die Zersetzung der feudalen Sozialordnung enthüllt. Von da an begleitet die moralistische Kritik die aristokratische Gesellschaft und den aus religiösen und ethischen Bindungen sich lösenden Menschen auf ihrem Weg durch das 18. Jahrhundert bis zur Revolution. Diese Kritik hat im Zeitalter der Aufklärung nicht mehr die Wucht und Tiefe der großen Analytiker im 17. Jahrhundert. Das liegt einerseits daran, daß den klassischen Moralisten in der Regierungszeit Ludwigs XIV., trotz La Bruyère und selbst bei diesem, das Wesen des sozialen Prozesses, dem sie beiwohnten, nicht recht bewußt war und sie ihre Erkenntnis der Brüchigkeit der sittlichen Ordnungen (und damit mittelbar des sozialen Gefüges) um so stärker in der Analyse des Menschen als generell verstandenen Wesens intensivierten. Das hat seinen Grund andererseits darin, daß sich im 18. Jahrhundert mit dem genaueren Wissen um die gesellschaftliche Veränderung beim Bürgertum und bei manchen Aristokraten ein Ethos der Neuordnung verband, das mit seinem Optimismus dem rigorosen Diagnostizieren abträglich war. Diese Verbindung von Ethos und Erkennen bestimmt die Philosophie der Aufklärung in ihrem ganzen Reichtum von Nuancen, von dem konservativen Maßbewußtsein Montesquieus bis zur radikalen Zivilisationsverneinung Rousseaus und seiner Nachfolger. Am Ende dieser Linie steht Chamfort.

Gemeinsam ist den Autoren, die wir als Moralisten im engeren Sinne bezeichnen, die aphoristische Ausdrucksweise. Mag sie bei den klassischen Vertretern der Maximen und Reflexionen im 17. Jahrhundert die größere Ursprünglichkeit einer neu geschaffenen literarischen Form haben, so verleiht ihr ein Epigone wie Chamfort doch noch einmal eine Schärfe und treffende Sicherheit, die der Vergleichung mit seinen Vorgängern und Vorbildern standhält. Fragt man, warum sich die Analytiker des Menschen von den traditionellen Formen der Moralphilosophie entfernten und die neue Gattung der *pensées détachées* ausbildeten, so wird die Antwort zunächst ausgehen müssen von der Verlagerung des Interesses an den Problemen dieser Art auf neue Gesellschaftsschichten, auf Gruppen und Kreise, die ihnen früher fremd gegenüberstanden oder ihnen wenigstens nicht mit einem produktiven Teilnehmen begegneten. Daß sich jetzt größere und kleinere Zirkel — die Vorläufer der Salons des 18. Jahrhunderts —, in denen sich Aristokratie und höheres Bürgertum zusammenfinden, mit Fragen der *morale*, d. h. der Psychologie und Lebensführung, beschäftigen, legte eine Anpassung an die sprachlich-stilistischen Umgangsformen ihrer Mitglieder nahe. Eine schulmäßige, „pedantische" Erörterung solcher Fragen nach dem Wesen des Menschen und seinen Triebkräften hätte dem Denk- und Sprechstil dieser Kreise widersprochen. Ihm war ein, oft gemeinsames, Bemühen um kurze und

treffende Formulierung gemäß, die sich durch eine präzisere überbieten oder durch ein Paradoxon pointieren ließ. Weitläufigkeit also und die Verwendung einer Terminologie, die der Umgangssprache, dem *usage* fremd war, erschienen verpönt. Eine wesentliche und bis heute Dauer verbürgende Leistung dieser neuen Moralphilosophie war demnach die Beschränkung auf sprachliche Mittel, auf Ausdrucksformen in Satzbau und Wortschatz, die genau dem Niveau der „Gebildeten", d. h. aber der nicht mehr durch das Wissensgut und die Begriffe der „Schule", sondern durch die Übereinkunft eines vornehmen Sprach- und Stilgebrauchs Verbundenen, entsprachen. Weil sich diese Konvention, trotz gewisser Nuancierungen, in der aristokratisch-bürgerlichen Gesellschaft durch das 18. Jahrhundert hindurch erhielt, konnte noch ein Chamfort aus einer durchaus lebendigen Stilüberlieferung schaffen. Und weil das französische Bürgertum des 19. Jahrhunderts diese Übereinkunft nicht verwarf, sondern sie, vor allem nach der Romantik, neu belebte, ist die klassische Literatur des 17. Jahrhunderts und mit ihr die Aphorismenkunst der Moralisten bis zum heutigen Tag ein nicht antiquiertes, sondern mit ursprünglicher Kraft wirkendes Element der französischen Kultur geblieben.

So wichtig der genannte Grund für die Entstehung der aphoristischen Form der Moralphilosophie ist, so ist er nicht der einzige. Man könnte, wie es schon ein Zeitgenosse und Freund Chamforts, der Comte de Roederer, getan hat, zur weiteren Erklärung das Wort Senecas heranziehen, daß den *cogitationes disiunctae* im moralisch-ethischen Bereich mehr Kraft innewohne als einem System oder einer klassifizierenden Theorie, daß der Aphorismus also eine größere Intensität enthalte. Dieser Hinweis ist nicht bloß im Grundsätzlichen wichtig. Die Bemerkung des Grafen Roederer ist auch historisch nicht ohne Belang, weil sie die Verbindung der klassischen Moralisten über den Neostoizismus (um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert) und Montaigne mit einem der wesentlichsten Inspiratoren der neuzeitlichen aphoristischen Moralphilosophie, eben Seneca, zeigt und herstellt. Und doch müssen wir uns fragen, warum wohl gerade im 17. (und 18.) Jahrhundert die Erkenntnis des Seneca neue verpflichtende Kraft erlangte und gerade in dieser Zeit die Einsichten in die menschliche Natur und in die Problematik des gesellschaftlichen Daseins in jener intensiven Form der Maximen und Reflexionen Gestalt gewannen.

Man ist zunächst versucht, auf die eigentümliche Tatsache zu verweisen, daß die neuzeitliche französische Philosophie, deren Blüte ins 17. Jahrhundert fällt, kein System von der Art hervorgebracht hat wie etwa die deutsche Philosophie zwischen Wolff und Hegel. Descartes und Male-

branche sind nicht in diesem Sinne Systematiker. Daß der — zu einfache und zu beliebte — Rückschluß auf eine nationale Eigenart der Franzosen fehl am Platze wäre, beweist die Scholastik und die relative Systemkraft der französischen Philosophie im 19. Jahrhundert, als sie unter der Einwirkung des deutschen philosophischen Idealismus stand.

Diese Beobachtung auf dem Gebiet der allgemeinen Philosophie gilt nun erst recht für die Ethik des 17. Jahrhunderts. Die cartesischen *Passions de l'âme* sind der einzige Versuch eines im engern Sinne philosophischen Autors, eine zusammenhängende, diskursive Darstellung vom Wesen und Wirken der Leidenschaften zu geben. Aber auch dieser Traktat von Descartes läßt sich unschwer in die Linie der schulfremden neuen Moralphilosophie einreihen. Es muß also wohl mit dem Bilde, das sich das 17. Jahrhundert vom Menschen macht, zusammenhängen, daß man nur in dieser neuartigen Form, welche die traditionelle, zusammenhängend entwickelnde Weise moralischer Darlegung sprengt, das Eigentliche über den Menschen und sein Wesen glaubt aussagen zu können.

Es ist das Wesen der aphoristischen Reflexion, daß die darin ausgesprochene Wahrheit nur einen Aspekt der menschlichen Wirklichkeit trifft, es ist die Eigenart der Maxime, daß sich zwar als ein Kernsatz von möglichst großer Allgemeinheit gelten soll, daß aber die extreme Formulierung ihre Gegenwahrheit dialektisch hervorlockt und herausfordert. Hierauf ist gewiß die gesellschaftliche Situation, in der die Aphorismen entstehen, nicht ohne Einfluß: die Beteiligten wenden ihre Aufmerksamkeit einer Seite der Realität, die sie selber darstellen, zu, und ihr intensives Betrachten und eindringendes Nachforschen schließt ein natürliches Übertreiben im Ausdruck des Erkannten ein. Das setzt aber voraus, daß der Mitmensch, dessen Wesen und Verhalten man sogleich als ein möglichst Allgemeines faßt, dem anderen auf eine neue, lebendigere Art begegnet. Der Mitmensch in der Gesellschaft erscheint nicht als Beispiel für jene abstrahierenden Aussagen, welche im Rahmen einer hierarchisch aufbauenden Moralphilosophie in ihrer Gesamtheit das Bild der *species humana* unter dem Aspekt des rechten Handelns konstituierten; jenes Bild ergab sich, noch bei Charron und bis zu Autoren wie De La Chambre, aus der Rangordnung der oft fein differenziert erfaßten Triebe und Seelenvermögen. Dem von solchem Schulwissen wenig belasteten, dilettantischen Psychologen der vornehmen Gesellschaft gibt sein Gegenüber, mit dem er umgeht und mit dem er sich auseinanderzusetzen hat, eine Fülle von Rätseln des Verhaltens auf, des Verhaltens, das der andere zeigt, und des Verhaltens, das der Reflektierende selbst zu wählen hat. Die Betrachtung des anderen und die Selbstbetrachtung

tragen gleicherweise zur Lösung dieser Rätsel bei. Dabei ist es eigentümlich, daß der Mitmensch und — in der Rückspiegelung — der Betrachter sich selbst als ein vornehmlich von Leidenschaften bestimmtes Wesen erscheint. Nun drängt zwar das Bedürfnis nach Verallgemeinerung des Erkannten dazu, im Widerspiel der Leidenschaften etwa ein Prinzip — wie es La Rochefoucauld mit der Eigenliebe tut — zur vorherrschenden Seelenkraft zu erklären oder eine Altersgesetzlichkeit der Affekte festzulegen, indem die Liebe der früheren, der Ehrgeiz der späteren Lebenszeit zugeschrieben werden. Aber solche Verallgemeinerungen dienen nicht zur Grundlage für ein System der Psychologie, sondern sie sind nur wie Leitsätze und Direktiven der Analyse. Die *étude de l'homme* muß sich ihrer sozusagen notgedrungen bedienen, weil sonst in die Fülle der Aspekte und Paradoxien nicht einmal die vorläufige und selbst dauernd wechselnde Ordnung zu bringen wäre, die auf diese Weise gerade noch jeweils zu gewinnen ist. So ist niemals ein auch nur halbwegs systematischer „ordo" erreichbar, sondern eben nur die perspektivische und meist paradoxe Wahrheit von Einzelerkenntnissen, deren Verallgemeinerung sich selbst ständig aufzuheben droht.

Der Betrachter kann nun im Mitmenschen nicht so sehr das Gegenbild seines eigenen Menschseins sehen als das Glied eines gesellschaftlichen Gefüges, zu dem er selbst gehört. Der Analytiker erblickt dann im anderen weniger den im Grunde gleichartigen, durch Affekte bestimmten Menschen: Freund, Nebenbuhler oder Feind objektivieren sich zu Angehörigen von Gruppen.. So erscheint — das bleibt sein literarisches Verdienst — die Gesamtheit der in dieser Weise als Gesellschaft gesehenen Mitmenschen für La Bruyère als ein pyramidales Gefüge, das vom Bauerntum aufsteigt bis zu der einen Person des vom Gottesgnadentum umstrahlten Königs. Wäre aber für den Verfasser der „Charaktere" die Theorie dieses scheinbar so wohl gefügten hierarchischen Organismus, die Ideologie der zeitgenössischen feudalen Gesellschaft das Entscheidende, so hätte er im Sinne der Staatstheoretiker der Renaissance eine Soziallehre entwickeln müssen, ähnlich dem System der Seelenvermögen in der traditionellen Moralphilosophie. Der Diagnostiker der *mœurs de ce siècle* sieht aber, mit seinen unersättlich fassenden und Nuancen ergreifenden Augen, nur die lebendige Gegenwart; und diese zeigt ihm, wie sich dem Psychologen die *ressorts de l'âme* enthüllen, die Fülle der Abweichungen von der Norm, die zum Grotesken differenzierten Typen, die zahllosen Übergänge von einer Gesellschaftsschicht in die andere, die Durchbrechungen der Ordnung, die Anzeichen der Auflösung, den Wechsel an Stelle der zu erwartenden und zu fordernden Kontinuität. Die Bitterkeit des persönlichen Ressentiments läßt La Bruyère manches überscharf sehen; doch

schafft die Freude an der Buntheit der beobachteten Bilder, die Lust am Pittoresken gegen die ätzende, geistreich pointierende Formel ein Gegengewicht, das Chamfort nicht kennt.

Die Analytiker der Gesellschaft von der Art der La Bruyère und Chamfort, denen die konstruktiv-optimistische Vernunftgläubigkeit mancher Aufklärer fehlt, können die widersprüchliche Fülle ihrer Erkenntnisse nicht anders als in der systemlosen Form von Aphorismen bewältigen. Sie ahnen wie La Bruyère und wissen wie Chamfort von den Veränderungen in der Gesellschaft, aber sie erschauen noch kein Gesetz in diesem Wandel. Das Bewußtsein von Gesetzmäßigkeiten, das sich in Montesquieu entwickelt, fehlt ihnen. Chamfort steht zwischen den Gläubigen einer Staats- und Gesellschaftsideologie, der sich die Wirklichkeit zu fügen hätte, — schließlich stellt er sich gar abrupt auf ihre Seite — und den relativierenden Beobachtern von geschichtlichen Gesetzen, welche die Vielfalt der Veränderungen einem beweglichen System einordnen, den „historisch" verstandenen Ablösungen eines Gesellschaftsgefüges durch ein neues.

II.

Die Sammlung von Anekdoten, die Chamfort zusammengetragen hat, ist auch in ihrer offenbar unvollständigen Gestalt ein Spiegelbild der Zeit, ein genaues *tableau des mœurs de ce siècle*, wie kein Werk des 18. Jahrhunderts sonst es bietet. Chamfort ist nicht der erste, der Anekdoten erzählt. Man könnte die Gattung über die Novellistik der Renaissance und die mittelalterliche Beispielliteratur bis in die Antike zurückverfolgen. Die unmittelbaren Vorläufer von Chamfort sind im 17. Jahrhundert bekannte Sammlungen wie die *Historiettes* von Tallemant des Réaux und jene beliebten Zusammenstellungen von Aussprüchen und Erlebnissen berühmter Zeitgenossen, die sogenannten „-ana", welche an Namen heute meist vergessener Größen geknüpft sind (Menagiana, Sorberiana etc.) und mancherlei anekdotisches Gut bewahren. Aber die Sammlungen des 17. Jahrhunderts bleiben im allgemeinen an der Oberfläche billigen Klatsches. Auch der Autor der *Historiettes* ist ein Mann, der zusammenträgt, was er an Anekdoten und Histörchen über bekannte Persönlichkeiten des literarischen, politischen und gesellschaftlichen Lebens finden kann, nicht ohne die Absicht der Diffamierung. Darum kann man seine, im Detail oft als Fundquelle brauchbare Kollektion nicht zur moralistischen Literatur rechnen. Die Sammlerleidenschaft Chamforts dagegen orientiert sich an einem Standpunkt, sie ist inspiriert von der Erkenntnis, die sich in der bitteren Ironie jenes wie zufällig notierten Titels „Erzeugnisse der vollendeten Kultur" eindeutig

ausspricht. Er war sich bewußt, daß jeder Zettel mit einem neuen Fund, der in seinen Kästen aufbewahrt wurde, ein Mosaikstein zu dem Bilde der zeitgenössischen Gesellschaft war, das sich in Chamforts Kopf schon deutlich darstellen mochte, von dem späten Leser aber aus den bunten Teilchen selbst zum Ganzen gebildet werden muß. Gewiß sind zahlreiche Anekdoten notiert worden, die nicht mehr Wert beanspruchen dürfen als frühere *historiettes* und auch von privater Invektive nicht frei sind. Gewiß hat Chamfort manche nur darum aufgenommen, weil ihm der Wortwitz, wie ihn eine Situation ergibt, gefiel. Aber selbst solche Anekdoten dienen dem eigentlichen, geheimen Plan, Beweise und Belege für den Niedergang der zeitgenössischen Gesellschaft und ihrer Werte zu sein. Wie sich das Königtum, die Regierungen, die Finanzwirtschaft, Aristokratie und Klerus, Salons und Familie, also jede Autorität und jede Ordnung in unaufhaltbarer Auflösung befinden, wie sich — ähnlich den beifallfreudigen Zuschauern des *Mariage de Figaro* — die Träger des herrschenden Regimes in unbegreiflicher Verblendung selbst daran beteiligen, es zu untergraben, all dies spiegeln die Anekdoten in vielfältigen Reflexen.

Und doch würde man der literarischen Leistung Chamforts als des Künstlers der Anekdote nicht gerecht, wollte man seine Sammlung nur als Bild einer niedergehenden Gesellschaft würdigen, Sie sind mehr als das bewundernswerte Geschichtsdokument, dem sich an Gewicht und Ergiebigkeit nur noch Werke wie Saint-Simons Memoiren und das Tagebuch der Goncourt vergleichen lassen. Was die Anekdoten darüber hinaus bedeutend und anziehend macht, ist die Beteiligung des Subjekts in einer Gattung, die der Person des Berichtenden keinerlei Platz zu gewähren scheint. Wo man nur den sachlichen Sammler, der Begebenheiten mit der Treue des Chronisten wiedergibt, vermuten sollte, drängt sich allenthalben ein leidenschaftlicher Mensch, oft mit Maßlosigkeit, vor. Dieser Anteil des Subjekts läßt sich — um beim Naheliegendsten zu beginnen — schon in der Kunst der Wiedergabe selbst beobachten, in der Vorbereitung der Pointe oder des Witzes, die sich mit einem Minimum von erklärendem Geschehen begnügt, im Herausarbeiten der Pointe selbst, im Setzen der Worte, gegebenenfalls im Aufheben oder Verschleiern der Pointe durch einen ausklingenden Satz. Gerade in dieser stilistischen Leistung, welche die Anekdote erst zur künstlerischen Gattung macht, ist der scheinbar so neutrale Chronist lebendig gegenwärtig. Unter Subjektivität ist aber noch etwas anderes zu verstehen als die sprachliche Gestaltung. Was vorhin, im negativen Sinn der Kritik und des Verurteilens, als Standpunkt gekennzeichnet wurde, schließt selbstverständlich eine wertende Anteilnahme der Person ein. Dem Auswählen

der Anekdoten, welche die „Vervollkommnung" der Kultur illustrieren, entspricht ein Wertmaßstab. Dieses Werten erfolgt aber bei Chamfort nicht in sachlicher Ruhe und Unberührtheit, sondern ist temperamentvoll und affektbeladen. Dem billigen höfischen Literatentum und dem leeren Anspruch der durch Geburt Privilegierten setzt er — auch im anekdotischen Bericht — mit anklägerischem Zorn den Ernst und das Verdienst der verkannten „Philosophen" entgegen, der bequemen Urteilslosigkeit des Publikums die Leistung durch Können und Arbeit, der fadenscheinigen Ehre der Aristokraten das natürliche Ehrgefühl des *honnête homme*, der knechtischen Unterwürfigkeit unter die Despotie das Selbstbewußtsein freier Bürger und verantwortlicher Glieder des Volkes. Wir haben mit Absicht die starken, gefühlsbeladenen Ausdrücke, wie sie Chamforts anteilnehmendem Werten entsprechen und wie sie dann ausdrücklich in den Maximen erscheinen, gewählt, um die Subjektivität der Anekdoten deutlicher zu machen und die Einmischung des leidenschaftlichen Ich hervortreten zu lassen, das nicht gerecht und sachlich sein will, sondern für seinen Zorn gegen die zeitgenössische Gesellschaft immerfort Beispiel und Nahrung sucht.

Zuviel Leidenschaftlichkeit kann mißtrauisch stimmen. Auch bei Chamfort haftet ihr etwas Krampfhaftes an. Die Heftigkeit im Betonen bürgerlicher moralischer und gesellschaftlicher Werte darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß in den Anekdoten ein Ton der Sympathie, ja des verlangenden, sehnsüchtigen Bejahens der vornehmen Welt, deren Verfall Chamfort sieht und will, mitschwingt. Es ist die Welt, in der er sich bewegt, von der er anerkannt sein möchte als Schriftsteller und geistreicher Gesellschafter, eine Welt der Galanterie, überfeinerter Sitte, tändelnder Konversation, erotischer Frivolität, eine Welt, in der gerade er sich mit Witz und Geist so leicht behauptet. Für diesen Chamfort des Rokoko ist die Anekdote kennzeichnend, wonach ihm einer gesagt habe: „Sie haben mir Ihre Adresse mit so viel Witz gegeben, daß ich sie nie gefunden habe."

Nicht allein diese Diskrepanz von leidenschaftlichem Richten des *ancien régime* am Maßstab der bürgerlichen und natürlichen Werte und von uneingestandenem Teilhabenwollen an der vornehmen Welt gibt den Anekdoten ihre Unruhe und läßt sie in einem Zwielicht erscheinen. Die heftige Subjektivität des Autors teilt sich ihnen noch auf andere Weise ungleich intensiver mit. Es wird kaum Zufall sein, daß Chamfort in jene für Anekdoten bestimmten Kartons häufig Zettel legte, die nicht Situationsanekdoten im eigentlichen Sinne enthalten, sondern Bemerkungen, Urteile, Stellungnahmen. Solche Notizen mochten wohl — im Gegensatz zu den in Stunden stiller Meditation entstandenen Maximen—

aus Gesprächen unmittelbar erwachsen sein, unterscheiden sich aber von diesen Maximen im Grunde nur durch die Zuschreibung der Reflexion an einen andern. Es ist wahrscheinlich, daß der befreundete Graf Mirabeau ein Gutteil solcher Betrachtungen und Bemerkungen beigesteuert hat. In ihnen wird die Verurteilung der vornehmen Welt, der *civilisation perfectionnée,* nicht durch das Ethos republikanischer Forderungen und das Pathos sittlicher Postulate kompensiert. Auch hier gibt es einen Maßstab der Verneinung, aber diese Richtschnur gibt das Subjekt selber ab, der vereinsamte Mensch, der frei geworden ist oder sich frei fühlen möchte von den Verlockungen der Welt als Luxus oder Leidenschaft, der sich angeekelt zurückzieht vom zweifelhaften Getriebe, der sich eine hypochondrische Weisheit des Verzichts zurecht gemacht hat, der auf seine innere Freiheit pocht und den Lebenssinn einzig in der Unabhängigkeit um jeden Preis sucht.

Dieser komplexen Verflechtung muß der Leser der Anekdoten sich bewußt bleiben. Sie ist ausgesprochener und deutlicher in den Maximen selber zu finden. Doch sollte man darüber nicht vergessen, die Anekdoten immer auch als das zu nehmen, als was sie zunächst erscheinen: als eine Reihe von kunstvoll gebauten kleinen Szenen mit wenigen Akteuren, die jeweils gerade vor ihrem Abgang stehen. Wo La Bruyère sich bemühen muß, einen sozialen Typus oder ein Phänomen gesellschaftlicher Veränderung durch eine Reihung kleinster Züge des Verhaltens zur menschlichen Figur oder zum Schema eines Vorgangs erstehen zu lassen, stellt bei Chamfort eine Frage oder eine Antwort, eine witzige Bemerkung oder eine Pointe mit den historischen Personen zugleich die Krisis des gesellschaftlichen Zustandes, in dem sie leben, anschaulich vor Augen.

III.

Der Autor der *Produits de la civilisation perfectionnée* ist als uneheliches Kind 1741 in einem Dorf bei Clermont in der Auvergne geboren. Von der Mutter, der er die Anhänglichkeit des Sohnes bewies, ist so gut wie nichts bekannt; der Vater soll ein Pariser Kanonikus gewesen sein. Nach erfolgreichem Besuch des Collège des Grassins knüpft Chamfort, der sich diesen Namen statt des ursprünglichen Nicolas zulegt, bald Beziehungen zu literarischen Kreisen in Paris an. Zarte Empfindsamkeit, Takt, Feinheit des Geistes und Sicherheit des Geschmacks werden ihm nachgerühmt. Seine Laufbahn und sein schriftstellerischer Ehrgeiz unterscheiden sich wenig von denen anderer Schöngeister. Mitarbeit bei kompilatorischen, lexikalischen Unternehmungen wie dem *Vocabulaire français* wechselt mit Gelegenheitswerken, die auf dem

Theater und bei literarischen Gesellschaften, der Pariser und Marseiller Akademie, Anerkennung und Preise einbringen. Lobreden auf Molière und La Fontaine sind noch heute lesbare Muster einer ausgewogenen konventionellen Eloquenz. Die Aufnahme in die Académie Française ist die Krönung dieser Erfolge. In den Jahren vor der Revolution mehren sich die Anzeichen der Weltflucht, jener Haltung, die als Chamforts Misanthropie in die wissenschaftliche Literatur eingegangen ist.

Als die Revolution ausbricht, beteiligt sich Chamfort leidenschaftlich an einem Umsturz, der die Privilegien abschafft und dem Volk, d. h. dem Bürgertum seine politischen Rechte gibt. So sieht der Freund Mirabeaus das revolutionäre Geschehen, das sich, von einigen Übergriffen abgesehen, in den Bahnen einer allmählich fundierten Legalität zu bewegen scheint. Er ist der Chronist dieser ersten Jahre in den *Tableaux de la Révolution*. Er befeuert die Umstürzler mit wirksamen Schlagworten; den revolutionären Armeen gibt er die Devise mit: *Guerre aux châteaux, paix aux chaumières*. Noch 1792 zirkuliert sein Wort: „Ich kann nicht an die Revolution glauben, solange ich Karossen und Kabriolets die Fußgänger überfahren sehe". Die Führer der Bergpartei lehnt er, auch als sie die Macht an sich reißen, ab. Verhaftet macht er einen Selbstmordversuch, der mißglückt. Verarmt und an den Folgen seiner Verwundungen kränkelnd, aber aus der Haft entlassen lebt er, von treuen Freunden umgeben, noch kurze Zeit. 1794 stirbt Chamfort.

Nietzsche, der mit anerkennenden Worten für die französische Literatur und insbesondere die Moralisten nicht kargte, hat in der „Fröhlichen Wissenschaft", im Stück 95, auch Chamfort eine Betrachtung gewidmet. „Daß ein solcher Kenner des Menschen und der Menge, wie Chamfort," — heißt es dort — „eben der Menge beisprang und nicht in philosophischer Entsagung und Abwehr seitwärts stehenblieb, das weiß ich mir nicht anders zu erklären als so: Ein Instinkt war in ihm stärker als seine Weisheit und war nie befriedigt worden, der Haß gegen alle Noblesse des Geblütes: vielleicht der alte, nur zu erklärliche Haß seiner Mutter, welcher durch die Liebe zur Mutter in ihm heilig gesprochen war, — ein Instinkt der Rache von seinen Knabenjahren her, der die Stunde erwartete, die Mutter zu rächen. Und nun hatte ihn das Leben und sein Genie, und ach! am meisten wohl das väterliche Blut in seinen Adern, dazu verführt, eben dieser Noblesse sich einzureihen und gleichzustellen — viele, viele Jahre lang. Endlich ertrug er aber seinen eigenen Anblick, den Anblick des „alten Menschen" unter dem alten Regime nicht mehr; er geriet in eine heftige Leidenschaft der Buße, in dieser zog er das Gewand des Pöbels an, als seine Art von härener Kutte! Sein böses Gewissen war die Versäumnis der Rache."

Nietzsche sieht in Chamforts begeistertem Begrüßen eines lang vorausgeahnten Umsturzes, in der überraschenden Wendung zur Aktivität das Rätsel seiner Persönlichkeit und hofft, in dieser unvermuteten Umkehr zugleich den Schlüssel zum Geheimnis zu entdecken. Er verurteilt Chamforts Bejahung der Revolution, die ohne sie „ihren tragischen Witz und ihren schärfsten Stachel nicht bekommen" hätte, wie einen Abfall von sich selbst und sucht sie zugleich, indem er die soziale Spannung des *ancien régime* in der Herkunft des Moralisten wie symbolisch beschlossen findet, als eine Reaktion seines Unbewußten zu begreifen. Man mag diese tiefenpsychologische Deutung wahrscheinlich finden oder verwerfen. Man kann aber in dem spürbaren Unterton der Sympathie mit Chamfort nicht übersehen, daß Nietzsche in dessen Hinwendung zur Revolution eine Möglichkeit, sich aus den Fesseln der Selbstisolierung zu befreien, im geheimen bejaht hat. Er mochte in ihm den Träger eines verwandten Schicksals begrüßen; und die enthusiastische Gebärde in Chamforts Worten „Vor ein paar Jahren war ich ein alter Mann, jetzt aber bin ich jung" mußte ihn, wenn er auch ihren Anlaß verurteilte, vertraut berühren. Man kann denn auch mit einem gewissen Recht in Chamforts energischem Gutheißen und Sichbeteiligen am Umsturz eine gewaltsame Geste der Befreiung von sich selber und von der ewigen Verneinung der Welt sehen, wie ein Abschütteln einer von dem vereinsamten Ich nur noch mühsam ertragenen Last. Eine gewisse Naivität im Verabsolutieren, die aus manchen Reflexionen der Revolutionsjahre — soweit sie uns erhalten sind — spricht, bestätigt diesen Eindruck. Chamfort erscheint die Chance des Neubeginns der Gesellschaft, von dem Rousseau träumte, jetzt so gegeben, als wäre die Welt eben erst zu schaffen. Er sieht den bisher geschmähten „Philosophen" wie einen Weisen des Platonischen Staates endlich an den ihm bestimmten Herrschaftsplatz gerückt.

Es hieße aber die Bedeutung dieses Einschnittes — so dramatisch Chamfort selbst ihn akzentuiert — übertreiben, wollte man in seinem Bekenntnis zur Revolution etwas ganz Unerhörtes, mit seinem bisherigen Leben ganz Unvereinbares, einen Akt heroischer Verzweiflung oder echter Selbstaufgabe sehen. Es scheint vielmehr so, daß das politische Geschehen, das 1789 anhebt und, nach seinen eigenen Worten, einen neuen Menschen aus ihm macht, einen latenten Spannungszustand löste, dessen einer Pol schon vorher das Verlangen nach Veränderung und gründlicher Wandlung der politisch-sozialen Verhältnisse in Frankreich und in der Menschheit war.

Wir haben ein solches Spannungsverhältnis schon bei der Betrachtung der Anekdoten bemerkt. Es beherrscht die Maximen. Seine Eigen-

tümlichkeit ist, daß der Verneinung der Gesellschaft, der Kultur, des herrschenden politischen Regimes, dem Abscheu vor dem Menschen überhaupt nicht eine einfache positive Reaktion entspricht, sondern eine komplexe. Man könnte versuchen, die Verflechtung aufzulösen, muß sich aber dabei bewußt sein, daß in der „gelebten Wirklichkeit" Scheidungen dieser begrifflichen Art nicht anzutreffen sind. Es ließe sich in der Verherrlichung der Natur und der Natürlichkeit, der einfachen Gefühle und der Leidenschaften etwas mehr Theoretisches, Ideologisches von dem mehr Privaten, Gefühlsmäßigen, Emotionalen unterscheiden, das den Rückzug auf sich selbst, die Behauptung des Ich in der Unabhängigkeit und Selbstgenügsamkeit bestimmt. Aber das Ideologische durchdringt ständig die Sphäre des selbstgenügsamen Ich, wie umgekehrt das leidenschaftlich-sensible Temperament der Theorie des Naturzustandes eine affektvolle Lebendigkeit gibt.

Es liegt nahe, den ganzen geschichtlichen Spannungskomplex — die radikale Kulturkritik auf der einen, die Orientierung an einem idealen Zustand der Natürlichkeit und der damit kontrastierende Rückzug in die Selbstisolierung, der den ersten Gegensatz von Kultur und Natur selbst aufzuheben und auszuschließen scheint, auf der anderen Seite — aus der Nachfolge Rousseaus oder einer Wesensverwandtschaft mit ihm zu erklären. Es kann kein Zweifel sein, daß die Lehren der beiden ersten *Discours* auf die Gesellschaftskritik Chamforts entscheidenden Einfluß gewonnen haben. Mit Rousseau leugnet Chamfort, daß die Gesellschaft, d. h. die im Stande der sogenannten Kultur befindliche heutige Menschheit sich progressiv aus der Natur heraus höherentwickelt habe; vielmehr sehen beide in der Zivilisation eine Zersetzung der Natur und einen Abfall von ihrer reinen Ursprünglichkeit. Aber Chamfort läßt Rousseau hinter sich und folgt der für ihn charakteristischen Neigung zum Extrem, wenn er die Gesellschaft nur als eine Steigerung der an sich bösen Natur des Menschengeschlechts betrachtet. Auch zeigt seine Verteidigung der Leidenschaften mehr Beziehung zu Diderot und Helvétius als zu Rousseau, und die Apologie der harmonischen Gesellschaft in der moralischen Erzählung *Qu'est-ce que la Philosophie?* ist ebenso diesen Denkern und den sozialutopischen Autoren der Zeit verpflichtet.

Was Chamfort von Rousseau, bei oft gleichen Anschauungen, wesentlich unterscheidet, ist der höhere Grad von Heftigkeit und Ungestüm, den seine Kritik der Kultur dadurch erhält, daß er ihr durch seine literarische Tätigkeit und die Neigung seines Geschmacks — das „väterliche Blut", wie Nietzsche meint — unverhältnismäßig näher und inniger verbunden ist als der Genfer Uhrmachersohn, der sich zeitlebens als ein Paria fühlt. Nun hat man, nicht ohne Überzeugungskraft, versucht, die

Misanthropie Chamforts aus seinem sozialen Minderwertigkeitskomplex zu erklären[2]. Diese Deutung scheint der Gewaltsamkeit, mit der Chamfort die Welt, die doch seine eigene ist und sein soll und der er dient, wiederum verleugnet, gerecht zu werden. Sie scheint einen Schlüssel zu den Paradoxien zu bilden, die Chamfort als sein eigenes zwiespältiges Wesen beschreibt[3]. In der Tat ist das Herausspringen aus der Rousseauschen Antithese von Gesellschaft und Natur (und damit zugleich das Preisgeben jeder ideologischen Moralisierungsversuche am sozialen Leben), jener immer wieder vollzogene Regress in die isolierte Existenz ein für Chamfort so charakteristisches und so schwer verständliches Verhalten, daß man eine solche Erklärung zunächst gerne willkommen heißt.

Ist diese Erklärung aber richtig, dann bleibt kein großer Unterschied zwischen Rousseau und Chamfort. Denn die Biographie des Genfers zeigt, vor allem nach den Selbstverteidigungsschriften der zweiten Periode, ein Verhalten, das eine ähnliche Deutung nahe legt. Rousseaus Gefühl sozialer Inferiorität läßt uns die *Confessions* mit ihrem skrupulösen Gerichthalten über sich selber, mit ihrem selbstzufriedenen und doch unsicheren Bloßstellen des Inneren, mit ihrem quietistischen Verzicht auf Handeln besser verstehen. Aber der Rückzug Chamforts auf sich selbst entbehrt eben dieser für Rousseau kennzeichnenden Züge.

Daß man in beiden Fällen das soziale Minderwertigkeitsempfinden zur Erklärung heranziehen kann, zeigt, daß die Aufgabe nicht so sehr darin bestehen kann, einen gemeinsamen Erklärungsgrund für das ähnliche Verhalten verschiedenartiger Temperamente zu finden, als darin, die Eigenart des individuellen Daseins selber zu beschreiben.

Man könnte in Chamforts Rückzug auf sich selbst, in dem er die verabscheute Welt und damit auch jede Möglichkeit ihrer Vervollkommnung von sich weist, Stufen unterscheiden; die letzte dieser Stufen schließt die Notwendigkeit der Umkehr, der Abwendung von der Isolierung, eben jene so schwer erklärliche Entschließung zur Tat in sich.

Chamfort objektiviert sein Zurücktreten von der Welt unaufhörlich in der Person des *philosophe*. Sein Wesen ist erschöpfend charakterisiert in dem Aphorismus, in dem er ihn als einen Menschen beschreibt, der dem Gesetz die Natur, dem Brauch die Vernunft, der Meinung das Gewissen, dem Irrtum das Urteil entgegenhalte. Man bemerkt: Natur

[2] *G. Gabor*, Die Misanthropie Chamforts, Berlin 1928.

[3] *Ma vie entière est un tissu de contrastes apparents avec mes principes. Je n'aime pas les princes, et je suis attaché à une princesse et à un prince. On me connaît des maximes républicaines, et plusieurs de mes amis sont revêtus de décorations monarchiques. J'aime la pauvreté volontaire, et je vis avec des gens riches... Ajoutez que je crois les illusions nécessaires à l'homme, et je vis sans illusion; que je crois les passions plus utiles que la raison, et je ne sais plus ce que c'est que les passions, etc.*

und Gewissen sind Rousseausche Werte, Vernunft und Urteil aber sind Maßstäbe anderer Herkunft. In diese Vorstellung des *philosophe* mischt sich Aufklärerisches, doch teilt Chamfort der rationalen Überlegenheit seines Ideals so viel von seinem rigorosen Fordern, von seiner Unbedingtheit mit, daß ein moderner Ton unüberhörbar ist. Die Forderung, die in der Feststellung eingeschlossen ist, daß es wenig Menschen gebe, die sich einen strengen und rücksichtslosen Gebrauch ihrer Vernunft erlaubten und es wagten, sie nachdrücklichst auf alle Dinge anzuwenden, ist gewiß der Inbegriff des aufklärerischen Vernunftglaubens. Aber der rückblickende Geschichtsbetrachter, der darin das Wesen der Aufklärung ausgesprochen findet, darf nicht übersehen, daß in Chamforts Satz ein Ethos intellektueller Ehrlichkeit lebendig ist, das den meisten seiner Zeitgenossen fehlt. Es erscheint relativ bedeutungslos, ob man Krankheit — die Syphilis, wie Rémy de Gourmont es tut — oder ein seelisches Trauma für die Bereitschaft verantwortlich macht, ohne Illusion zu leben. Selbst wenn man das Krampfhafte in diesem Verlangen nach letzter Redlichkeit zuzugeben bereit ist, selbst wenn man Inkonsequenzen einräumt, so nötigt die Unbedingtheit, mit der dieser Literat seine Freiheit des Urteils als Postulat und im Leben wahrt, Achtung ab. Dieser Mann, „ein Mensch, reich an Tiefen und Hintergründen der Seele, düster, leidend, glühend", erschien Nietzsche auf dem Hintergrund des Zeitalters der Aufklärung so ungewöhnlich, daß er in ihm einen Blutsverwandten Dantes und Leopardis und nicht einen Franzosen erkennen wollte. Chamfort ist in der Tat — vor Stendhal! — in der modernen Geistesgeschichte das erste Beispiel eines Mannes, der aus der Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, die er erkennt, die radikale Folgerung zieht, eben die Trennung von den Mitmenschen: mehr als in dem außenseiterischen Rousseau, mehr als in dem ideenreichen sprunghaften Diderot, verkörpert sich in Chamfort die Vereinsamung des Individuums schon vor der Romantik. Es liegt etwas Kühleres, Klareres, Saubereres in seiner Bereitschaft, die Einsamkeit zu wählen, nur auf sich selber zu zählen, sich ganz auf sich selbst zurückzuziehen, als in der umso viel sentimentaleren Weltschmerzlichkeit der jüngeren Zeitgenossen, die ihn wie Chateaubriand noch kennen und schätzen. Es ist etwas von der Eisesluft, in der Nietzsche atmen möchte, um ihn. Er hat den Mut, in einer entzauberten Welt zu leben, Korruption und Fortschrittshoffnung gleicherweise zu verachten, unabhängig zu sein um jeden Preis. Chamfort läßt es nicht am Pathos der Eloquenz fehlen, wenn er vor sich selber seine Freiheit vertritt und verteidigt: *La nature ne m'a point dit: ne sois pas pauvre; encore moins: sois riche; mais elle me crie: sois indépendant.* Und es ist durchaus glaubhaft, daß er, als ihn die

Häscher der Revolution verhaften und er versucht hat, sich ihnen durch Selbstmord zu entziehen, die Erklärung diktiert, er habe als freier Mann sterben wollen: *Il me reste assez de force pour achever ce que j'ai commencé. Je suis un homme libre*[4].

Man mag diese Haltung stoisch nennen; es wäre der frühere Hinweis zu wiederholen, daß Seneca in der Zeit vor und während der Revolution mit ihrem erneuerten Kult alles Römischen eine Renaissance erlebte. Doch läßt sich nicht mehr sagen als dies: daß Chamfort seine durchaus ursprüngliche und aus der historischen Situation verstehbare Haltung an der stoischen Idee mißt und daraus rechtfertigt. Sie mit stoischer Gesinnung gleichzusetzen oder gar aus ihr abzuleiten, müßte scheitern angesichts der Maßlosigkeit, die aus einem Aphorismus wie dem folgenden spricht: *J'ai détruit mes passions, à peu près comme un homme violent tue son cheval, ne pouvant le gouverner.*

Es gibt schon vor der Revolution Anzeichen, daß Chamfort diese Haltung intellektueller Unbedingtheit nicht bewahrt. Die Maximen sagen darüber wenig aus; nur selten gestatten sie, wie häufig die Anekdoten, eine Datierung nach einem terminus post quem. Aber der Briefwechsel — so wenig ergiebig er sonst ist — enthält gerade vor dem Ausbruch der Revolution Stellen, die so viel Anteilnahme an der *révolution qui se prépare, cette révolution profitable à tous* zeigen, daß man den stolzen, die Menschheit verachtenden Einsiedler darin nicht wiedererkennt.

Vielleicht versteht man Chamfort und den späteren Sprung in die Aktivität, die eine Bejahung der Bürgerpflichten, des Volkes, des Gemeinwesens in sich schließt, dann richtig, wenn man annimmt, daß er die Kraft zu der von sich selbst geforderten Einsamkeit nicht besaß oder daß sein impulsives Temperament die selbst gelegten Fesseln der „Impassibilität" nicht ertrug. Wir wollen keine sichere Lösung vorschlagen. Doch sei auf Gedanken aufmerksam gemacht, in denen Chamfort der entzauberten Welt den Schleier, den er ihr so rücksichtslos weggerissen hatte, wieder umlegt. Er, der wie Danton — den Stendhal zitieren wird — „die Wahrheit, die bittere Wahrheit" sehen wollte, sucht dann Zuflucht zu Worten, die er selbst verwerfen müßte: *La nature a voulu que les illusions fussent pour les sages comme pour les fous, afin que les premiers ne fussent pas trop malheureux par leur propre sagesse.*

---

[4] G. Poulet hat im Chamfort-Kapitel seiner *Etudes sur le temps humain II, La distance intérieure*, Paris 1952, den Autor unter diesem Aspekt gedeutet. Seine Ausführungen sind reich an klugen Formulierungen, wie dieser: *Chamfort est, dans toute la force du terme, un être qui ne se continue pas, qui veut que rien ne se continue, car c'est seulement si tout s'interrompt et si tout recommence ensuite, qu'il peut y avoir pour l'homme et pour le monde une chance d'être acceptables.*

Man darf vielleicht auch vermuten, daß die Selbstbetrachtung diesen gewiß kühnen Analytiker seiner selbst Wege geführt hat, die grundlos zu werden drohten. Die in Dialogform berichtete Anekdote von D'Alembert und dem Türhüter läßt trotz ihrer grotesken Banalität ahnen, daß das Ich, wenn es sich von der sozialen Funktion der Person unabhängig begreifen wollte, sich verflüchtigt:

Der Türhüter: Wo wollen Sie hin, Monsieur?
D'Alembert: Zu Monsieur de...
Der Türhüter: Warum sprechen Sie nicht mit mir?
D'Alembert: Man wendet sich nur an Sie, mein Lieber, wenn man wissen will, ob Ihr Herr zu Hause ist.
Der Türhüter: Nun, also!
D'Alembert: Ich weiß, daß er zu Hause ist, weil ich mit ihm verabredet bin.
Der Türhüter: Das ist gleich; man muß mich immer ansprechen. Wenn man nicht mehr mit mir spricht, bin ich nichts.

Dazu paßt die andere Anekdote von dem Bekannten, der durch Diätfehler und Vergnügungssucht seine Gesundung verhindert und wie zur Entschuldigung sagt: *Sans moi, je me porterais à merveille.* Sie enthüllt im spaßhaften Gehaben unheimliche Hintergründe im Umgang des Ich mit sich selbst.

So kann man Chamforts Drang zum Handeln, sein aktives Interesse am Umsturz der alten Ordnung, das sich seiner 1789 so heftig bemächtigt, aus der Nötigung begreifen, sich selber nicht zu verlieren. Darin liegt eine tragische Paradoxie: da wo die reifen Romantiker wie Nerval auf ihrem Weg nach innen eine beglückende Welt der Symbole, von ihrer Erinnerung bereichert, fanden, trifft Chamfort auf nichts als das Vakuum seines Freiseins, die leere Hülle seiner Unabhängigkeit.

An ihm läßt sich ein Dilemma der bürgerlichen Zivilisation exemplarisch erkennen, um dessen Bewältigung nach ihm Stendhal und Flaubert, um nur diese zu nennen, ohne Erfolg ringen werden.

Goethe im Jenaer Krisenjahr 1803

Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte

Von Hans Tümmler

Die Universität Jena befand sich, nach ihrem unerhörten Aufschwung während der letzten anderthalb Dezennien des 18. Jahrhunderts, seit der Entlassung Fichtes im Frühjahr 1799 in einer schleichenden Krise. Diese war nun zwar nicht unmittelbar durch das Verfahren des Staates gegen Fichte hervorgerufen. Vor allem bewahrheitete sich die Befürchtung Fichtes und seiner Anhänger, daß es nunmehr mit der akademischen Lehrfreiheit zu Ende sein werde, in keiner Weise: Jena blieb geistig durchaus der alte „Freihafen". Daß jedoch trotzdem zwischen dem Ausscheiden Fichtes und dem Niedergang der Universität ein innerer Zusammenhang bestand, hat Goethe deutlich empfunden. Zwar folgte dem Philosophen zunächst keiner seiner Freunde in die Verbannung, doch „ein heimlicher Unmut", so erzählt Goethe[1], hatte sich „aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umtat".

Verschiedene sehr gewichtige Momente haben in der Folge diesen Unmut geschürt. Aus dem Abstand zweier Jahrzehnte hat Goethe später selbst auf die „Unruhe" hingewiesen[2], die seit der französischen Revolution „in die Menschen gekommen" sei, „dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten". Nun seien „eben zu dieser Zeit" neue Hochschulen „errichtet und vorzüglich begünstigt" worden, so daß es an Reiz und Lockung finanzieller, rang- und einflußmäßiger Art nicht gefehlt habe. Dabei muß man vor allem wohl an Würzburg und Halle denken. Hier wurden zwar keine neuen Universitäten gegründet. Aber der territoriale Erdrutsch der Jahre 1802/03, welcher Würzburg aus der geistlichen Hand seines Bischofs in die weltliche des bayrischen Landesherrn brachte und dem preußischen Halle durch den erfurtischen und eichsfeldischen Gebietszuwachs ein wesentlich verbreitertes Hinterland verschaffte, trug den beiden Jena benachbarten Hochschulen ein Ausmaß staatlicher Förderung ein, das zumindest bei Würzburg einer Neuschöpfung sehr nahe kam. „Diese großweltischen Ereignisse", so faßt

---

[1] Tag- und Jahreshefte, zum Jahr 1803.

[2] Ebenda. Die Tag- und Jahreshefte, auch „Annalen" genannt, entstanden bekanntlich in den Jahren 1817—1826.

Goethe zusammen, „muß man im Auge behalten, wenn man sich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem, was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der jenaischen Akademie sich ereignete".

Neben diesen „großweltischen" gab es jedoch — von Goethe aus naheliegenden Gründen weniger gewürdigt — auch kleinweltische Ursachen des Unmutes, Ursachen also, die in den Jenaer und Weimarer lokalen Verhältnissen ihre Wurzeln hatten[3].

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren hier finanzielle Gesichtspunkte. Die regulären Gehälter der ordentlichen Lehrer, die im wesentlichen noch nach dem Universitätsetat von 1768 gezahlt wurden, waren gering, zumal in anbetracht fühlbarer Erhöhung der Lebenshaltungskosten. Sonderzulagen von der Seite der Landesregierung konnten wohl einen gewissen Ausgleich herstellen. Da jedoch von den vier ernestinischen Erhalterstaaten zwei, nämlich Meiningen und Coburg, stets, der dritte, Gotha, meist die Beteiligung an diesen außerordentlichen Aufwendungen verweigerten, also Weimar in der Regel mit seiner Hilfsbereitschaft allein stand, konnte auf diesem Wege nur in Einzelfällen einiges gebessert werden. Noch weit schlimmer als bei den ordentlichen Lehrstuhlinhabern war die Lage bei den Extraordinarien und Honorarprofessoren. Obwohl gerade sie ganz entscheidend zu Jenas Weltruhm beigetragen hatten — es sei nur an Reinhold, den Verkünder des „Kantischen Evangeliums", an Schiller, Fichte, Schelling, an den großen Arzt Hufeland, an Hegel erinnert — standen ihnen überhaupt keine Gehälter aus dem Universitätsfiskus zu. Sie sahen sich auf Sondereinkünfte, die sogenannten „Pensionen", angewiesen, die ihnen das Wohlwollen eines Erhalterstaates, d. h. in Wirklichkeit fast ausschließlich Sachsen-Weimars, jährlich zuwendete. Es versteht sich, daß die Ungleichheit dieser Zuwendungen, bei denen sowohl der Kreis der Empfänger wie die Höhe des Betrages durch die Leistungsfähigkeit und den guten Willen des Staates begrenzt wurden und wohl auch gewisse Sympathien und Antipathien mitsprachen, viel böses Blut machte. Bei der Geringfügigkeit ihrer regelmäßigen Einkünfte erlangten so für die meisten Lehrer die Kolleggelder eine fast ungebührliche Wichtigkeit; es blieb nicht aus, daß man einander die Hörer neidete und abspenstig zu machen suchte. Auch scheinbar rein geistige Streitigkeiten hatten oft in Brotneid und Eifersucht dieser Art ihre Wurzel.

Nun waren diese wirtschaftlichen Mißstände an sich nichts Neues. Während aber bisher das Bewußtsein, zu einem angesehenen Ganzen

[3] Vgl. bes. *Fritz Hartung*, Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775—1828 (Weimar 1923); Kapitel „Die Universität Jena von 1775—1806", bes. S. 172 ff.

zu gehören, oft eine Art Ausgleich gewährt hatte, auch wohl dankbare Anhänglichkeit an Carl August und Verehrung für Goethe sich als Elemente starker persönlicher Bindung an Jena und seine Universität erwiesen hatten, verloren solche ideellen Erwägungen etwa seit der Jahrhundertwende zusehends an Kraft. Zu kraß sprang bei einem Vergleich mit anderen deutschen Hochschulen das Mißverhältnis zwischen den finanziellen Möglichkeiten der *alma mater Salana* und ihren reicher dotierten Schwestern in die Augen, und auch die größte Anhänglichkeit konnte wankend werden, seitdem mehreren Nachbaruniversitäten, vorab Halle und Würzburg, die Gewährung sehr erheblicher Staatszuschüsse das Auswerfen goldener Netze gestattete.

Eine weitere Quelle des Unmutes waren arge Reibereien und Streitigkeiten zwischen den Professoren. Sie hatten nicht nur wirtschaftliche Gründe. Wie allerorts spielte der gleichsam natürliche Gegensatz zwischen den Älteren und den Jüngeren, den Ordinarien und den außerordentlichen Lehrern, den bereits Arrivierten und den Neulingen, dem „formierten Talent" und der „emporstrebenden Kraft", wie es Voigt einmal ausdrückte, eine große Rolle. Es kam hinzu, daß in den politisch-sozialen und geistigen Kämpfen jener Tage ältere und neuere Anschauungen ohnehin besonders schroff gegeneinandertraten. Welche Kluft tat sich etwa auf zwischen dem abgesagten Gegner und dem begeisterten Anhänger und Weiterbildner der Philosophie Kants oder zwischen dem Feind und dem Freund der aus dem Westen kommenden neuen Ideenwelt! In den Streit um Fichte sieht man diese weltgeschichtlichen Vorgänge schon deutlich hineinspielen. Welche Gegensätze ließen auch die Bestrebungen der Romantiker aufleben, die bekanntlich um die Jahrhundertwende in Jena ihren Mittelpunkt hatten! Kräfte des Beharrens und des Vorwärtsdrängens trafen scharf aufeinander, und je mehr die ganze Person hinter der Meinung stand, um so leichter entwickelte sich „aus dem Kampf der Meinungen ein Kampf der Personen".[4]

Bis zu einem gewissen Grade sind solche Erscheinungen, zumal in aufgewühlter Zeit, begreiflich, ja man möchte fast sagen berechtigt. Sie können förderlich und fruchtbar werden im Streit der Geister, und der Universitätslehrer muß ihrer immer gewärtig und für sie gerüstet sein. Damals um 1800 haben jedoch die Professorenstreitigkeiten in Jena offenbar das noch irgend vertretbare, vernünftige Maß ganz erheblich überschritten. Nicht nur daß jene oben angedeuteten, gewissermaßen natürlichen Parteileidenschaften sich in Einzelfällen bis ins Sinnlose steigerten. Es waren auch oft schon gar keine sachlichen Positionen mehr, die es zu verteidigen oder zu bekämpfen galt, sondern es war einfach

[4] *Hartung*, a. a. O., S. 185.

böser und gehässiger persönlicher Zank, der sich, quer durch die einzelnen Lager hindurch, in Verleumdungen und Beschimpfungen austobte. Da man sich nicht scheute, seine Gegensätze auf dem Katheder, in Zeitungen und Broschüren auszutragen, statt sie so intern wie möglich zu behandeln, wurde alle Welt in unliebsamer Weise auf Jena und seine Universität aufmerksam, auf das gleiche Jena, von dem noch vor wenigen Jahren etwas wie ein neuer Humanismus in alle Welt gegangen war!

Im brieflichen Verkehr zwischen Goethe und seinem Ministerkollegen Voigt nahmen die Jenaer Professorenstreitigkeiten einen ziemlich beträchtlichen Raum ein.

Noch im Herbst 1799 erhalten wir Einblick in ernste Zwistigkeiten innerhalb der medizinischen Fakultät[5]. Es war fast ein Kampf aller gegen alle. Das langjährige Fakultätsmitglied Christian Gottfried Gruner, ein zwar vielseitig interessierter, aber mehr geschichtlichen Studien als seinem eigentlichen Lehrfach zugewandter Gelehrter, war ein unverträglicher, heftiger Charakter. Seit langem hatte er Streit mit seinem erfolgreicheren Kollegen Loder, der das besondere Vertrauen Carl Augusts besaß und der Goethe als dessen ehemaliger anatomischer Lehrmeister nahestand. Jetzt ließ Gruner, den wir als einen der Rufer im Streit gegen Fichte kennen[6], eine Schrift „Ein paar Worte zur Belehrung, Beherzigung und Besserung an den Herrn Exprofessor Fichte" erscheinen. Er benutzte die wenig passende Gelegenheit, im Vorwort einen andren Konflikt zur Kenntnis der Öffentlichkeit zu bringen, in dem er mit seinen zwei jüngeren Fachgenossen Stark und Hufeland lebte. Johann Christian Stark — man kennt ihn als bewährten Leibarzt des Weimarer Fürstenhauses und auch als ärztlichen Freund und Berater Goethes und Schillers[7] — hatte einige Jahre zuvor sein Praktisches Handbuch der Medizin seinen Kollegen Gruner und Hufeland gewidmet, dabei aber gleichzeitig Hufeland brieflich um Entschuldigung gebeten, daß er ihn neben einen Mann gestellt habe, „der Ihnen zwar nicht an Herz und Charakter gleichkommt"! Das hatte Loder, der seinerseits aus Rivalitätsgründen seit langem mit Stark verfeindet war, dem so schwer beleidigten Gruner schadenfroh hinterbracht. Diese ganze böse Geschichte wärmte nun Gru-

[5] Vgl. Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt, hrsg. von *Hans Tümmler*, Bd. 2 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 54), Nr. 178 u. a.

[6] Siehe das Kapitel „Goethes Anteil an der Entlassung Fichtes von seinem Jenaer Lehramt 1799" in meiner Schrift „Aus Goethes staatspolitischem Wirken" (Essen 1952).

[7] Vgl. über ihn neuerdings *Rose Theis*, Goethes Arzt Johann Christian Stark d. Ä., in: Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm, Beiträge zum Goethe-Bild, Jena 1949, S. 184—194.

ner zum Schrecken Voigts und Goethes in der Schrift gegen Fichte, in der er übrigens auch dem Theologen Paulus einige scharfe Stiche versetzte, wieder auf, ohne ein Gefühl dafür, wie unschicklich es war, die Jenaer schmutzige Wäsche vor aller Welt auszubreiten, und wie lächerlich er sich persönlich dabei machte. Voigt lehnte es ab, „sich in eine solche Sache zu melieren". Er wollte die Jenaer „ihre Klätscherei selbst miteinander ausklopffechten lassen". Goethe empfing am gleichen Tag, dem 12. Oktober 1799, im Jenaer Schloß den Besuch des Geheimen Hofrats Loder[8]; da mag die Angelegenheit vielleicht zur Sprache gekommen sein. Bereinigt wurde sie nicht.

Man begreift, daß mancher tüchtige Mann aus der dicken Jenaer Luft ins Freie zu kommen strebte und „in der Stille sich nach außen umtat". Professor Stark erhielt Anfang 1800 einen Ruf als Leibarzt nach Dresden[9]. Freilich ließ er sich durch eine ansehnliche weimarische Gehaltserhöhung doch in Jena halten. Hufeland dagegen folgte im gleichen Jahr einem Ruf nach Berlin, „da ihm Jena kein selbständiges Arbeitsfeld, namentlich keine eigene Klinik bieten konnte".[10] Ob dem großen Mediziner, der an der Schwelle zu ungewöhnlichem Aufstieg stand, dieser Entschluß nicht ganz wesentlich durch die unerfreulichen Fakultätsverhältnisse in Jena erleichtert worden ist? Daß seine großen Erfolge in Jena eifersüchtig beobachtet worden waren, scheint aus Voigts ironischer Bemerkung im Brief an Goethe vom 13. Dezember 1800 hervorzugehen[11]: „Loder freuet sich sehr über Hufelands Abgang, weil dieser nämlich ein so großes Glück mache!"

Kaum weniger häßlich war der Streit in der philosophischen Fakultät[12]. Wegen des literarischen Ranges der Beteiligten erregte er noch lebhaftere Wirbel. Im Herbst 1799 waren die Brüder Schlegel — August Wilhelm war Honorarprofessor in Jena — infolge gewisser Unstimmigkeiten aus der Redaktion der Allgemeinen Literaturzeitung ausgeschieden, nicht ohne in ihrer Austrittserklärung die Herausgeber des berühmten Organs, den Philologen Schütz und den Juristen Hufeland, heftig anzugreifen. Während Voigts Neffe Hufeland nach den Worten seines Oheims und Gönners „in seiner Klugheit und Mäßigung geschwie-

[8] Vgl. Goethes Tagebuch.
[9] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 214, 218, 225 und die Anmerkungen dazu.
[10] *Hartung*, a. a. O., S. 155.
[11] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 263.
[12] Über die Schlegelsche Angelegenheit vgl. *R. Haym*, Die romantische Schule, 3. Aufl., hrsg. von *O. Walzel*, S. 796 ff.; ferner Goethes Briefe, Weim. Ausg., Abt. IV, Bd. 15, S. 319 f.; schließlich Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, S. 452.

gen" hatte[13], ließ Schützens erregtes Temperament solche Zurückhaltung nicht zu. In der Allgemeinen Literaturzeitung schrieb er am 30. April 1800, Professor Schlegel sei offensichtlich mit einer Krankheit behaftet, die man den „Wurm" nenne[14]. „Zu mehrerer Deutlichkeit" setzte er Kants Definition dieses seltsamen Leidens aus dessen neuem Werk, der Anthropologie, hinzu! Danach war der „Wurm" „ein an Wahnsinn grenzender Hochmut eines Menschen, dessen Ansinnen, daß andere sich selbst in Vergleichung mit ihm verachten sollen, seiner eigenen Absicht (wie die eines Verrückten) gerade zuwider ist, indem er diese eben dadurch reizt, seinem Eigendünkel auf alle mögliche Weise Abbruch zu tun, ihn zu zwacken und, seiner beleidigenden Torheit wegen, dem Gelächter bloßzustellen". Schütz bezweifelte nicht, daß auch Friedrich Schlegel bereits von dieser schrecklichen Krankheit angesteckt sei, und führte die neue Zeitschrift der Schlegels, das „Athenäum", als Beweis für seine Behauptungen an! Professor Schlegel beschwerte sich über beide Herausgeber der Zeitung beim Senat der Universität. Dieser erklärte sich mit Recht als unzuständig, da Hufeland und Schütz in ihrer Eigenschaft als Herausgeber nicht dem akademischen Gericht unterständen; er fügte jedoch hinzu, Schlegel habe sich die Angriffe des Blattes durch sein Verhalten selber zugezogen. Nun erwogen beide Schlegels, ihre Klage an die Höfe, d. h. vor das ordentliche Gericht zu bringen. Voigt hielt das in ihrem eigenen Interesse für verfehlt. Es werde dabei, schrieb er Anfang Juni 1800 an Goethe[15], viel persönlicher Klatsch ans Licht kommen, was für den Kläger tausendfach unangenehmer werden könne als die Sache selbst, denn was werde bei dergleichen animosen Dingen nicht alles an den Haaren herbeigezogen, um den andern Teil zu kränken und zu blamieren! Auf Goethe, der mit beiden Schlegels angeregt verkehrte, machten die Besorgnisse Voigts starken Eindruck. Nach mündlicher Besprechung mit dem Amtsfreund riet er am 16. Juni[16] den gereizten Brüdern eindringlich von dem geplanten Schritt ab und forderte sie auf, sich nochmals an den Senat zu wenden in einem Schreiben, dessen Wortlaut er selber für sie aufsetzte. Zwar fruchtete die neue Eingabe nichts, aber es ist Goethe dann offenbar trotzdem gelungen, die aufgebrachten Romantiker, die den Fall als eine Ehrensache durchfechten wollten, zeitweilig zu beschwichtigen. Äußerlich war nun wohl Ruhe, in der Tiefe aber schwelte der Unfriede weiter. August Wilhelm Schlegel verließ nicht viel später Jena, um dann von Berlin aus seine Angriffe gegen die Literaturzeitung wiederaufzunehmen. Nur am Rande sei daran

[13] Ebenda, Nr. 239 gegen Ende.
[14] Ebenda, S. 452.
[15] Ebenda, Nr. 239.
[16] Briefe, Weim. Ausg., IV, 15, Nr. 4255.

erinnert, daß auch Schelling in die Zerwürfnisse der Romantiker mit dem Jenaer Blatt heftig verwickelt war[17]. Es war schon eine bedrückende Atmosphäre in Jena um 1800!

Auch die Schwierigkeiten mit den Studenten hielten an. Im Herbst 1799 gerieten wieder einmal einige von ihnen mit Soldaten der Jenaer Garnison, den sogenannten „Schnurren", in eine wilde Schlägerei, zu deren Aufklärung wir Goethe und Voigt mit den Jenaer Militär- und Polizeigewaltigen fast einen ganzen Tag lang im Schloß zu Jena konferieren sehen[18]. Solche Vorfälle waren freilich auch in Jenas besten Jahren nicht ausgeblieben, sie sind typisch für das deutsche Universitätsleben jener Zeit. Mit der Ernennung Franz Ludwig von Hendrichs zum Jenaer Stadtkommandanten Anfang 1802 trat in dieser Hinsicht allem Anschein nach eine leichte Besserung ein. Der zwar eigenwillige, aber joviale und gebildete Mann, an dessen gepflegter Tafel im Jenaer Schloß übrigens Goethe zeitweilig bei anregender Unterhaltung seinen regelmäßigen Mittagstisch fand, traf wohl den rechten Ton mit den Studenten. Wie diese jedoch gelegentlich ihren Einfluß bei sehr wesentlichen Fragen der Universitätsverwaltung geltend zu machen wußten, erwies sich im gleichen Frühjahr 1802[19]. Die Wahl des Philosophieprofessors Ulrich zum Prorektor stand turnusmäßig bevor, als ein Teil der Studentenschaft in einem mit 222 Unterschriften versehenen Schreiben unter Hinweis auf Ulrichs Teilnahme an den Vorfällen von 1792, die zu dem bekannten Auszug nach Nohra geführt hatten, energisch dagegen protestierte. Ulrich trat daraufhin von sich aus zurück, verlangte aber von den Regierungen eine persönliche Rehabilitation. Seine sehr weitgehenden Forderungen, die allem Anschein nach auf eine bedeutende finanzielle Besserstellung hinausliefen, fanden bei den Weimarer Staatsmännern kein Gehör. Zu gut kannten sie den Erwerbssinn und überhaupt den zweifelhaften Charakter dieses Professors „der Moral und Politik", der, in seinem Fach unbedeutend und veraltet, seine Vorlesungen mit dummen Witzen und Angriffen gegen andere zu würzen liebte[20] und jüngeren und angeseheneren Kollegen, so einstmals Schiller[21] und dann Fichte, das Leben schwer machte.

Zum Ansehen der Universität konnten auch gewisse Privatissima aus

---

[17] Siehe u. a. das Kapitel „Jena" in „Aus Schellings Leben, In Briefen", Erster Band, Leipzig 1869, S. 242 ff.

[18] Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 187 u. 188.

[19] Ebenda, Nr. 308 und die Anmerkungen dazu S. 468, auch Nr. 310 u. 312.

[20] *Hartung*, a. a. O., S. 155. Etwas positiver urteilt über Ulrich *Max Wundt*, Die Philosophie an der Universität Jena, Jena 1932, S. 127—137.

[21] Dazu jetzt *Hans Tümmler*, Friedrich Schiller und der Professor historiarum Heinrich, in: Goethe, Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft, Bd. XI, Weimar 1950, S. 187—204.

dem Kreis der Professoren nicht beitragen. In das Jahr 1802 fielen zwei aus der Geschichte der Romantik bekannte Ehescheidungen. Die Dichterin Sophie Mereau trennte sich von ihrem Mann, dem Jenaer Universitätsbibliothekar und Professor Friedrich Mereau, um im Jahr darauf Clemens Brentano zu heiraten; ihr bisheriger Gatte verließ darauf Jena und übernahm den ganz andersartigen Posten eines Amtmanns in Themar[22]. Goethes und Voigts dienstliches Zusammenwirken wurde besonders durch die Scheidung August Wilhelm Schlegels von seiner Frau Karoline geborenen Michaelis berührt, die ein Jahr später dem Philosophen Schelling die Hand zu neuem, glücklicherem Ehebund reichte: beide Freunde liehen dem auseinanderstrebenden Paar juristischen Rat und wohl auch förderndes Eintreten beim Oberkonsistorium in Weimar als der zuständigen Behörde[23]. Doch konnten sie nicht verhindern, daß beide bedeutende Männer der Universität Jena verloren gingen: Schlegels Weggang wurde eben schon erwähnt, der Schellings wird noch zu besprechen sein.

Höheren Orts beobachtete man alle Anzeichen des Niedergangs der Universität mit Sorge. Carl August untersagte im März 1800 in einem Erlaß den Professoren alle öffentlichen Anzüglichkeiten[24], aber was half das schon! 1801 wurde der ehemalige Gothaische Geheimrat von Ziegesar, als Gutsherr von Drakendorf der Saalestadt und ihrer hohen Schule nachbarlich verbunden, zum Kommissar für die Universität bestellt[25]. Der wissenschaftlich interessierte, mit Goethe und Voigt befreundete Beamte revidierte zwar die jenaische Finanzgebarung, konnte aber die eigentliche Wurzel des ganzen Übels, die Uneinigkeit zwischen den Professoren, nicht ausrotten. Carl Augusts alte Neigung zur Universität war angesichts so vieler Ärgernisse und kleinlicher Zänkereien stark im Schwinden. Dazu kam, daß seine Aufmerksamkeit in jenen Jahren vornehmlich zwei überaus kostspieligen höfisch-dynastischen und repräsentativen Unternehmungen zugewandt war, der russischen Heirat des Erbprinzen und der Vollendung des Weimarer Schloßbaus. Von Seiten der Professoren vernehmen wir wiederholt die Klage, daß über diesen Anliegen die Universität vernachlässigt werde.

Niemand hat wohl den Verfall der Hochschule so schmerzlich empfunden wie der Geheime Rat Christian Gottlob Voigt. Sie war ihm ja nicht, wie etwa dem Kammerpräsidenten Schmidt, nur aus staatsöko-

[22] Briefwechsel Goethes mit Voigt, Bd. 2, Nr. 391 u. Anm.
[23] Ebenda, Nr. 337, 349, 350, 351, 355, 359, 366.
[24] Das Reskript ist gedruckt bei *Johannes Schmidt*, Ältere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar, 9. Bd. 1805, S. 255.
[25] *Hartung*, a. a. O., S. 186.

nomischen Gründen von Wert. Selbst alter Jenaer Student, dem äußere Umstände den Wunsch, akademischer Lehrer zu werden, versagt hatten, sah Voigt in der Universität ein Stück geistiger Heimat[26]. Gern hatte er sich früher aus dem Drang der Geschäfte für Tage und Wochen zu Studium und gelehrtem Gespräch hierher zurückgezogen. Überzeugt, daß der *alma mater Jenensis* ein besonderes Los gefallen sei, dachte er ihr zeitlebens jene Rolle eines geistigen Freihafens zu, in dem junge, aufstrebende Gelehrte in fortschrittlichem Sinne wirken sollten. Seit Ende 1797 hatte Voigt als Nachfolger des Geheimen Rats Schnauß das Referat für Universitätsangelegenheiten in Carl Augusts Geheimem Consilium inne; so war er auch von Staatswegen der berufene Betreuer der Hochschule. Ihr gutes Gedeihen war ihm also in gleicher Weise dienstliches Anliegen wie Herzenssache, und ihr Abstieg ging ihm so doppelt nahe. Zu seinen Ursachen rechnete er in hohem Grade auch die sinkende Teilnahme der Verantwortlichen an ihrem Schicksal. Mit bescheidener Freude registrierte er es, als er bei Carl August „nur einiges rückkehrende Interesse" zu bemerken meinte[27]. Am 13. Dezember 1800 schrieb er Goethe[28]: „Leider bin ich mit Ihnen der Einzige, der sich für das erste und vornehmste Institut des Landes interessiert. Desto höher müssen wir uns insofern unsrer Pflichten annehmen!" Ähnlich ein halbes Jahr später, am 6. Juli 1801[29]: „Inzwischen kommt Jena merklich zurück, wozu zwar mehrere Zeitumstände mitwirken, wogegen man aber doch wohl auch Hilfsmittel versuchen muß".

Durch Worte wie diese mußte sich Goethe gemahnt und zum Handeln aufgefordert finden. Im rein geschäftlich-formalen Sinne stand er zwar, obwohl immer noch Mitglied des Geheimen Conseils, den Universitätsdingen nicht so unmittelbar nahe wie Voigt[30]. Immerhin wurde er auf ausdrücklichen Wunsch des Herzogs gerade auf diesem Gebiet des öfteren dienstlich herangezogen. Mit dem Botanischen Garten war er unmittelbar amtlich verknüpft, da er mit Voigt zusammen die Herzogliche Immediatkommission zu seiner Betreuung bildete. Auch mit der Bibliothek hatte er offiziell zu tun. Doch waren auf dem gesamten akademischen Tätigkeitsfeld, bei dem sich Goethe in vielfacher Hinsicht ganz in seinem Element fühlen konnte, die Grenzen zwischen amtlicher Befugnis und persönlicher Einflußnahme fließend. Goethes enges Ver-

[26] Vgl. die Einleitung zum ersten Bande des Goethe-Voigt-Briefwechsels, Weimar 1949, S. 20 f. u. 37 f. Siehe auch die Einleitung zu Bd. 2, Weimar 1951, S. 18 ff.
[27] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 287.
[28] Ebenda, Nr. 263.
[29] Ebenda, Nr. 287.
[30] Vgl. über Goethes Stellung zur Universität Jena auch die Einleitung zu Bd. 1 (S. 36 ff.) und zu Bd. 2 (S. 18 ff.) des Goethe-Voigt-Briefwechsels.

hältnis zum Herzog, ferner seine überragende menschliche und wissenschaftliche Autorität und ein aus dieser unmittelbar hervorquellendes Verantwortungsbewußtsein sind hier wohl entscheidender in Ansatz zu bringen als seine amtliche Eigenschaft. Vollends trat, seitdem Voigt offiziell das Hochschulreferat führte, für Goethe noch die selbstverständliche Freundespflicht hinzu, dem alten Gefährten bei seiner Aufgabe zu helfen. So nahmen beide Männer, nicht der Form und dem Namen, aber dem Inhalt und Charakter nach, für die Universität Jena ungefähr die Stellung ein, die einem Kurator nach dem eigentlichen Sinn dieses Wortes zukommt.

Goethe vernahm Voigts wiederholten Anruf, und er hat sich — teilweise sahen wir das schon — in den Jahren 1801/02 nach Wiederherstellung von langer, schwerer Krankheit tatkräftig um die Universität gekümmert. Ein schweres Stück Arbeit leistete er insbesondere im Jahre 1802 mit der unter Assistenz seines Schwagers Vulpius durchgeführten Übernahme der reichhaltigen, aber ganz ungeordneten, ja geradezu verwahrlosten Bibliothek des jüngst verstorbenen gelehrten Sonderlings Hofrat Büttner in die Jenaer akademischen Buchbestände[31]. Es war ein Unternehmen auf weite Sicht, das wiederholt langfristigen Aufenthalt Goethes in Jena und eine Fülle mühseliger Einzelüberlegungen notwendig machte, in welche die Goethe-Voigt-Korrespondenzen intimen Einblick gewähren. Gekrönt wurde das Werk durch die Herstellung eines Gesamtkatalogs aller drei Jenaer gelehrten Bibliotheken, der eigentlichen Universitätsbibliothek, der berühmten alten Buderischen Sammlung und der nun neu hinzukommenden Büttnerschen Schätze. Jetzt erst war durch Goethes energischen Zugriff das reiche Material für die akademische Lehre und Forschung richtig erschlossen.

Sonst verlief das Jahr 1802 noch einigermaßen ruhig. Jedenfalls gingen die Veränderungen im Lehrkörper der Universität noch kaum über das normale Maß des Kommens und Gehens an einer Hochschule hinaus. Der Abgang des ordentlichen Lehrers der morgenländischen Sprachen Ilgen, der das Rektorat in Schulpforta übernahm, war wohl ein wirklicher Verlust. Goethe suchte seine im Sommer 1801 angeknüpften Göt-

[31] Siehe darüber Goethe selbst in den Tag- und Jahresheften, 1802, und eine umfangreiche Gruppe von Schriftstücken im Briefwechsel mit Voigt aus den ersten Monaten des Jahres 1802 (Bd. 2, Nr. 297 und viele der folgenden Nummern). Ferner vgl. u. a. *Karl Georg Brandis*, Goethes Plan eines Gesamtkatalogs der weimarischen Bibliotheken, Jahrb. der Goethe-Gesellschaft, Bd. 14, 1928, S. 152—165, *Hugo Döbling*, Die Chemie in Jena zur Goethezeit, Jena 1928, S. 22 ff. und S. 32 f. und *Otto Lerche*, Goethe und die Weimarer Bibliothek, Leipzig 1929. *Karl Bulling*, Goethe als Erneuerer und Benutzer der jenaischen Bibliotheken, Jena 1932, behandelt mehr Goethes spätere Leistungen (seit 1817).

tinger Verbindungen auszunützen, um von auswärts einen geeigneten Ersatz zu beschaffen. Eine Lücke in seinem mathematischen Fach hinterließ auch der junge, einst auf Goethes Betreiben ernannte außerordentliche Professor Stahl, der nach Coburg ans Gymnasium ging. Es gibt immerhin zu denken, daß in beiden Fällen angesehene Universitätslehrer den Schuldienst der weiteren Wirksamkeit in Jena vorzogen. Im September 1802 starb der Botaniker Batsch, erst 41jährig[32]. Goethes nahe Beziehungen zu diesem bedeutenden Förderer naturwissenschaftlicher Studien sind bekannt genug; im Anschluß an einen seiner Vorträge in der Naturforschenden Gesellschaft war es einst im Frühjahr 1794 geschehen, daß Goethe und Schiller auf dem Nachhauseweg, das Thema des Abends fortspinnend, einander endlich näherkamen. Der Tod des strebsamen und anregenden Gelehrten war für Jena eine empfindliche Einbuße. Kein Wunder, daß sich Goethe und Voigt als Leiter der Herzoglichen Immediatkommission für das Botanische Institut mächtig ins Zeug legten, um bald einen geeigneten Nachfolger zu gewinnen. Die Briefe um die Jahreswende 1802/1803 sind voll von der „botanischen Angelegenheit". Schwägrichen in Leipzig, Schrader in Göttingen, Roth in Vegesack standen zur Diskussion. Dann lenkte Schelling die Aufmerksamkeit auf den ihm geistesverwandten jungen Dr. Schelver in Halle[33]. Sehr schnell, noch rechtzeitig zum Sommersemester 1803, setzten beide Kommissare seine Berufung durch[34].

Bis hierhin haben wir es, wie betont, noch nicht eigentlich mit offensichtlichen Krisenerscheinungen zu tun. Wenn wir jedoch in den letzten Wochen des Jahres 1802 zum ersten Mal in einem Brief Voigts an Goethe von Weggangsabsichten eines der für die Universität Jena wichtigsten Männer, des Juristen Gottlieb Hufeland, eines Vetters des erwähnten großen Arztes, hören[35], so wirft hier das eigentliche Jenaer Krisenjahr 1803 seinen ersten unmittelbaren Schatten voraus.

Seit dem Frühjahr 1803 prasselten dann nahezu unaufhörlich Schläge von fast vernichtender Wirkung auf die Universität Jena herab. Betrachten wir zunächst in zeitlicher Folge diese Vorgänge, ohne dabei sogleich die jeweils einsetzenden Gegenmaßnahmen und Stützungsaktionen von weimarischer Seite im Zusammenhang zu erörtern.

Eben hatte Goethe in der zweiten Aprilhälfte eine volle Woche in Jena zugebracht, hatte mit Voß metrische Studien getrieben, Spazier-

[32] Vgl. *Max Vollert*, Der Botanische Garten zu Jena, Zeitschr. des Ver. f. thür. Gesch., N. F. Bd. 29, 1929, S. 460 ff.
[33] Friedrich Joseph Schelver (1778—1832).
[34] Vgl. Goethes Brief an Voigt vom 19. April 1803 (Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 370).
[35] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 340.

fahrten mit Schelling unternommen, sich des altvertrauten Umgangs mit Loders Familie erfreut und den Verkehr im Frommannschen Hause fortgesetzt, als ihm der Bote aus dem Hause Voigt einen Brief des Amtsfreundes mit folgendem eilig hinzugefügten Postscriptum überbrachte[36]:

„Jetzt eben ist der Geh. Hofrat Loder bei mir gewesen und hat mir seinen Ruf nach Halle an Meckels Stelle angekündigt, und daß diese Sache noch vor der Abreise des Königs aus Potsdam nach Thüringen abgemacht werden müsse. Der Geheimeratstitul und eine große Besoldung . . . sind die Konditionen. Nächstdem wirkt der Verfall, den man für Jena nach den politischen Umständen in Deutschland befürchtet, einen Bewegungsgrund. Ich fragte, ob sein Entschluß gefaßt sei. Er antwortete, daß er solchen bis Mittwochs oder Donnerstags fassen müsse. Ich fragte, was er zu klagen habe. So meinte er: die Fakultätsverhältnisse und die Begünstigung des Hofrats Starke. Ich habe nichts weiter sagen [können] als diese Eröffnung, so bedauerlich mir solche wäre, Serenissimo zu hinterbringen übernommen. Ich habe auch erwähnt, daß Herr von Ziegesar den 5. Mai nach Jena und Drakendorf kommt und auch verdient, daß man, ohne ihn zu avertieren, nichts entschließe. Wäre es nicht gut, wenn Sie in der besten Kenntnis der jenaischen Lage morgen noch den Herzog über die Sache besprächen, um nur zu wissen, wie weit man etwa gegen Loder gehen könne? Ich möchte sonst erraten, worauf gezielt wird, nämlich auf die Prälaturdeputationsstelle, weil Griesbach auf dem Falle steht. Da Herr von Ziegesar mit bei der Deputation ist, so hätte es keine Gefahr, daß die Geschäfte gut gehen würden. Mir scheint das ganze Ding geschickt kalkuliert zu sein und nicht so ganz ungefähr zu kommen, wiewohl es nicht zu bezweifeln ist, daß es Ernst mit der Sache ist. Es wäre sonst doch etwas Gewagtes. Ich empfehle es Dero weiser Überlegung."

Nach den Ausführungen über die Verhältnisse in der Jenaer medizinischen Fakultät bedarf dieses Schriftstück nur noch weniger Erklärungen. Loder führte in Jena den Titel eines Geheimen Hofrates. Die Bezeichnung „Geheimer Rat", die ihm jetzt der preußische Staat in Halle zusicherte, hatte höheren Rang; freilich bedeutete sie in einem großen Lande wie Preußen nur einen Titel und nicht, wie in Sachsen-Weimar, ein Amt. Goethe hat allem Anschein nach in dieser Titelfrage ein Hauptmotiv für Loders Weggang gesehen. Das ergibt sich aus einer Stelle der Annalen zum Jahre 1803[37], die wir nunmehr aus der Zusammenschau

[36] Ebenda, Nr. 377.

[37] „Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannigfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Rats, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indessen

mit jenem Voigt-Brief eindeutig auf Loder beziehen dürfen, obwohl der Dichter den Namen dieses alten Freundes hier zu nennen vermeidet. Bei der „Prälaturdeputationsstelle", die Loder nach Voigts Annahme erstrebte, handelte es sich um das Amt des Vertreters der Universität, die den „Prälatenstand" repräsentierte, bei den Jenaischen Landständen. Ihr Inhaber, der Theologe Griesbach, war damals leidend; er starb jedoch erst 1812 und behielt den Posten bis zu seinem Tode.

Über Schritte Goethes und Carl Augusts, Loder in Jena zu halten, ist nichts Sicheres zu ermitteln. Voigt besuchte seinen Amtsgenossen Goethe am 29.[38], da kam der Fall natürlich zur Sprache. Am 1. Mai war dann Goethe in Jena bei Loder[39]. Wahrscheinlich hat er sich da überzeugen müssen, daß Loder zum Gehen entschlossen war.

Der Verlust war sehr groß. In der Jenaer Hochschulverwaltung war Loder, der langjährige Vertrauensmann der weimarischen Staatsleitung, die maßgebliche Persönlichkeit[40], nach seinem eignen, nicht zu hoch greifenden Ausdruck „der wahre Kanzler der Universität"; nur Griesbach kam ihm an Einfluß und Ansehen nahe. Gesellschaftlich war der temperamentvolle Gelehrte, der jetzt im 50. Lebensjahr stand, vielleicht die glänzendste Erscheinung auf dem Jenaer akademischen Parkett. Unter den deutschen Anatomen und Chirurgen gehörte er zu den führenden Köpfen. Berühmt war seine ständig vergrößerte Sammlung anatomischer Präparate, mit der er das ihm unterstellte Herzogliche Naturalienkabinett laufend wirkungsvoll ergänzte. Einen Teil seiner Sammlungen versprach er zwar in Jena zurückzulassen; denn er hatte allen Grund, sich Carl August gegenüber, auf dessen Kosten er z. B. 1780/81 eine große wissenschaftliche Reise durch Westeuropa hatte unternehmen können, erkenntlich zu zeigen. Er hielt jedoch sein Versprechen nicht, sondern kam im November für einige Tage nach Jena zurück und hat sich offenbar nicht gescheut, gewissermaßen unter Goethes Augen seine sämtlichen Schätze zusammenzupacken und fortzuschaffen. „Herr Loder", so registriert Voigt bitter[41], „hat also eine windige Prahlerei mit seinem Zurücklassen begangen. Ich hoffte kaum etwas andres". Die Lücke, die sein Weggang riß, vergrößerte sich so noch bedeutend: zum persönlichen kam der institutsmäßig-sachliche Verlust.

Wenige Wochen nach Loder nahm auch der klassische Philologe

---

er in kleineren Staaten noch immer die ursprüngliche aktive Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß."

[38] Vgl. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 378.

[39] Vgl. Goethes Tagebuch.

[40] Siehe z. B. *Fritz Hartung*, a. a. O., u. a. S. 143 u. 154

[41] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 428.

Schütz[42] einen Ruf nach Halle an. Es ist gewiß, daß auch bei ihm die „metallischen Argumente" eine Rolle spielen. Doch hat sicher bei seinem Entschluß noch ein andrer Umstand mitgesprochen. Schütz und seine Frau Henriette geborene Danovius hatten als begeisterte Theaterfreunde wiederholt den Versuch gemacht, eine private Liebhaberbühne der Jenaer Professoren ins Leben zu rufen[43]. Doch war dieser Plan, sobald er zu Carl Augusts Ohren kam, als unvereinbar mit dem Geist einer Akademie immer wieder scharfer Ablehnung von Regierungsseite verfallen, wobei auch Goethe auf Wunsch des Fürsten gegen das Vorhaben Stellung nehmen mußte. Selbstverständlich hatte dieses staatliche Einschreiten, das uns heute unbegreiflich erscheint und nur aus den häufigen Studentenunruhen und den Autoritäts- und Disziplinbegriffen jener Jahre einigermaßen zu erklären ist, den ohnehin empfindlichen Philologen verärgert, auch sein Ansehen geschwächt. Es kam zu peinlichen Gesprächen zwischen ihm und dem Herzog bezw. Voigt, von denen dieser dem Ministerkollegen Goethe berichtet[44]. Nun wäre an sich der Verlust dieses zeitweise kränklichen Lehrers, der zu hypochondrischen Anwandlungen neigte, nicht so sehr zu beklagen gewesen. In seinem Fach war Schütz wenig produktiv; seine Vorlesungen fanden so geringen Zuspruch, daß ihm 1797 auf seinen eignen Wunsch in dem jungen Leipziger Privatdozenten Eichstädt ein anscheinend zugkräftigerer Gehilfe an die Seite gestellt wurde. In andrer Hinsicht jedoch drohte Schützens Ausscheiden eine Lücke zu reißen, die sich in den Jenaer akademischen Verhältnissen geradezu als Katastrophe auswirken konnte.

Schütz war der leitende Redakteur der berühmten in Jena erscheinenden Allgemeinen Literaturzeitung. Er beabsichtigte, das Blatt bei seiner eignen Übersiedlung nach Halle zu verpflanzen. Dabei fand er nicht nur das Einverständnis seines Verlegers Bertuch, sondern auch die erhebliche finanzielle Förderung des preußischen Staates. Möglicherweise liegt hierin überhaupt das wichtigste Motiv für seinen Weggang.

Man müßte Charakter und Wirkung der Allgemeinen Literaturzeitung eingehend darstellen, wenn man eine ganz klare Vorstellung von der Größe des Verlustes vermitteln wollte, von dem jetzt nicht die Universität Jena allein, sondern die gesamte Weimar-Jenaer geistige Welt bedroht war. Dazu ist hier nicht der Ort. Es muß genügen, mit ein paar Strichen schon Bekanntes in Erinnerung zu rufen. Man hat das

[42] Christian Gottfried (1747—1832). Vgl. über ihn besonders *Georg Goetz*, Geschichte der klassischen Studien an der Universität Jena von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Jena 1928, S. 22—26.
[43] Darüber an vielen Stellen des Goethe-Voigt-Briefwechsels.
[44] Siehe z. B. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 127.

Wesentlichste über die A. L. Z. wie folgt zusammengefaßt[45]: „Sie wurde 1785 von dem Philologen Schütz in Verbindung mit dem tüchtigen Geschäftsmann Bertuch begründet und sah ihre Aufgabe vor allem darin, die Kantische Philosophie und allgemeiner die modernen Strömungen des Geisteslebens bekanntzumachen und von diesem Standpunkt aus neu erscheinende Schriften zu kritisieren. Indem sie sich dieser Aufgabe mit Eifer und Geschick unterzog, gewann sie für eine Reihe von Jahren große Bedeutung, und hervorragende Männer, auch Kant, arbeiteten an ihr mit. Für die Verbreitung des jungen Ruhmes von Jena als einer der modernsten Universitäten, überhaupt für das geistig-literarische Ansehen des weimarischen Staates hat sie Großes geleistet. Schiller wußte wohl, warum er so großen Wert darauf legte, seine Horen in der Literaturzeitung angezeigt zu sehen. Auch ihre materielle Bedeutung für die Universität darf nicht unterschätzt werden; mehrere der jüngeren Dozenten, Hufeland, Eichstädt, gründeten ihre Existenz weit mehr auf die Einnahmen aus ihrer Tätigkeit für die Literaturzeitung als auf die kärgliche Besoldung, die ihnen ihre außerordentlichen Professuren einbrachten." Die Allgemeine Literaturzeitung, so dürfen wir hinzufügen, war von größerer Breitenwirkung als die Lehrtätigkeit der Jenaer Professoren. Der Name Jena erhielt geradezu Weltgeltung durch dieses publizistische Organ: es war nicht nur nach einem treffendem Ausdruck „das Wahrzeichen der Glanzzeit Jenas"[46], sondern stellte darüber hinaus so etwas wie eine geistige Macht in Deutschland dar. War nun auch der Ruf des Blattes zu dieser Zeit schon ein wenig im Sinken begriffen, so lag doch viel Berechtigung darin, wenn Kotzebue in seiner Berliner Zeitung, dem „Freimütigen", gehässig schrieb, mit dem Verlust der Literaturzeitung kündige sich Jenas bevorstehender Untergang an. Wenn es nicht gelang, das Vorhaben zu verhüten oder es durch geeignete Gegenmaßnahmen unwirksam zu machen, konnte sich diese Prophezeiung sehr leicht bewahrheiten.

Kaum hatten die zunächst gerüchtweise zur Kenntnis der Weimarer Geheimräte gelangten Mitteilungen über die Wegverlegung der A. L. Z. durch eine offizielle Anzeige Bertuchs in der letzten Augustwoche des Jahres 1803 ihre Bestätigung gefunden, als bereits wieder neue Hiobsbotschaften aus Jena anlangten. Der Theologe Paulus[47] trug sich ernsthaft mit dem Gedanken, Jena zu verlassen. Die Universitäten Erlangen

[45] *Fritz Hartung*, a. a. O., S. 158.
[46] Ebenda, S. 187.
[47] Heinrich Eberhard Gottlob (1761—1851). Vgl. über ihn bes. *Alexander Frh. von Reichlin-Meldegg*, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. I, Stuttgart 1853. Außerdem *Hartung* an mehreren Stellen, z. B. S. 150 u. S. 172 ff.

und Würzburg bemühten sich um ihn. Besonders diese, die nach der Säkularisation des Bistums und der Aufhebung ihres vormals rein kirchlichen Charakters die schon erwähnte ungewöhnliche Förderung durch den neuen bayrischen Landesherrn erfuhr, konnte dem gerade 43 jährigen, auf der Höhe seines Schaffens stehenden Professor dienstlich wie finanziell sehr viel bieten. Sorgenvoll blickte Voigt schon seit einiger Zeit nach dem „heiligen Kilian", gegen den das arme Jena mit der Vielzahl seiner wenig vermögenden und oft uneinigen Erhalterfürsten nicht viel ausrichten konnte. Auf Goethe und Voigt wirkte die Nachricht von Paulus' Weggangsüberlegungen so wenige Tage nach der Schreckenspost von der Verpflanzung der A. L. Z. überaus deprimierend. Neben dem bedeutenden, doch alternden Griesbach war Paulus die stärkste Säule der in ihren Ursprüngen bekanntlich auf Melanchthon zurückgehenden Jenaer Theologischen Fakultät[48]. Er war der Typus des aufgeklärten Theologen. Seine rein verstandesmäßige Methode der Bibelauslegung und im besonderen der Wunderdeutung ist heute längst abgetan und überwunden. Aber der damals weitberühmte Mann war doch ein gewandter Lehrer, ein heller Kopf und weiter Geist. Goethe lobte besonders seine „großen Einsichten in den alten und neuen Orient"[49]. Auch für die A. L. Z., die Goethe nun unter seinen eigenen Auspizien in Jena fortzusetzen gedachte — wovon noch eingehender zu reden sein wird —, war Paulus, der nach Goethes Worten eine sehr große Breite der Literatur beherrschte und glücklich beurteilte, nahezu unersetzlich. Darum war dem vielseitigen Theologen an dem neuen gelehrten Institut ein wichtiger Platz in der Redaktion zugedacht! So unternahm Goethe außerordentliche Schritte, um Paulus in Jena zu halten. In einer längeren Eingabe appellierte er am 1. September dringend an Carl August, dem Gelehrten „auf irgendeine Weise" „Fürsorge und Wohlwollen zu bezeigen".[50] Natürlich dachte er dabei an eine Gehaltserhöhung: er schlug vor, Schiller solle seinen alten Freund und Landsmann Paulus vertraulich über seine Erwartungen sondieren. Wie hoch Goethe das Verbleiben von Paulus veranschlagte und wie mächtig ihn persönlich die sich verhängnisvoll zuspitzende Lage von Jena bewegte, zeigt sich deutlich in einem Blatt an den Amtsgefährten Voigt vom Abend des gleichen Tages[51]:

„Ich habe noch mit Schiller und Niethammer einige Stunden, und zuletzt mit dem ersten allein, die Angelegenheit durch- und abermal durch-

[48] Vgl. künftig *Karl Heussi*, Geschichte der Theologischen Fakultät zu Jena.
[49] Im Bericht an Carl August vom 1. September 1803. (*Hans Wahl*, Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe, Bd. I, 1915, S. 318.)
[50] Siehe die vorhergehende Anmerkung.
[51] Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 410.

gesprochen, so daß ich sie, für heute abend wenigstens, von Herzen satt habe. Das Resultat blieb immer: wir können Kotzebue und Konsorten nicht Lügen strafen, bis wir sagen können: „Paulus bleibt!" Wir können die neue jenaische Literaturzeitung nicht anzeigen, bis wir sagen können: „Paulus sitzt mit im Rat", denn alle übrigen Protestationen und Redensarten helfen nichts. Haben Sie die Güte, baldigst zu sondieren, was allenfalls für ihn geschehen könnte. Die Art, es an ihn zu bringen, soll unverfänglich sein, daß man sich keinem Refüs aussetzt. . . . Ich habe noch immer die beste Hoffnung; aber ohne mächtige Mitwirkung von oben geht es doch nicht."

Die „Mitwirkung von oben" — Paulus erhielt vom Herzog 200 Taler Zulage und den Kirchenratstitel angeboten — war wohl doch nicht mächtig genug. Indessen leiteten Paulus bei seiner Entschließung auch allgemeinere Erwägungen, in die wir aus einem Brief an einen Freund aus jenen Tagen Einblick erhalten[52]. Seit dem Verfahren gegen Fichte, so vernehmen wir, sorge man nicht mehr planmäßig für Männer, deren Tätigkeit über das Gewöhnliche hinausstrebe. Das sei um so schlimmer, weil Jena als Landesakademie nicht bestehen könne, sondern nur als eine Art Universalakademie, „worin der Geist der Zeit fortschreite". „Das lang verhaltene Übel" sei nun zum Ausbruch gekommen. Mehrere Gelehrte seien zum Weggang entschlossen, andere würden bald folgen. Neben den uns in diesem Betracht schon geläufigen Namen Loder, Stahl, Hufeland, Schütz werden der Philosoph Schelling, der Bibliothekar und Lexikograph Ersch und der Mediziner Froriep genannt. Natürlich findet auch die Fortverlegung der Allgemeinen Literaturzeitung, wobei jetzt deutlich Loder als treibende Kraft erscheint, Erwähnung. „Dieser Funke", heißt es, „schlug ins Pulverfaß. Der Herzog und Goethe wollen nun selbst eine privilegierte Allgemeine Literaturzeitung von Jena errichten, in gerader Opposition gegen Halle. Gewisse Leute nennen sie die „Patentzeitung". Es könnte vielleicht gar eine bloße Projektzeitung daraus werden. Denn Genies sind selten die, welche eine aus Geist und komplizierter Organisation zusammengesetzte Schöpfung stiften oder erhalten können. Darauf aber, daß vor allem andern . . ., trotz der vorhandenen Lückenbüßer, für vazierende Fächer Männer von philosophischer Tendenz und literarischem Gewicht herzugeschafft werden müssen, hat der Genius von Jena seine irdischen Repräsentanten noch nicht aufmerksam genug machen können. Man spielt mit der Puppe, der neuen Allgemeinen Literaturzeitung. Diese aber kommt mit einem sehr kostbaren Schloß-

[52] Bei *Reichlin-Meldegg*, S. 352—354. Das hier angegebene Datum „9. Januar 1803" ist falsch; der Brief gehört zweifellos in den Anfang des September 1803.

bau und andern Ausgaben des Fürsten so sehr in Kollision, daß selbst Griesbach, der lange gegen die schiefen Maßregeln all sein Gewicht wirken ließ, vermutet, es sei auf eine Zeitlang eine Influenza ägyptischer Finsternis durch unsere Gegenden gezogen". „Jena kann sich doch nicht halten!" so habe der Herzog von Weimar selber mehrmals erklärt.

Hier sieht man Paulus im Grunde schon fest zum Weggang entschlossen. So mußten die weimarischen Bemühungen, ihn zu halten, fruchtlos bleiben. Voigt überzeugte sich bald, daß Paulus sich nicht mehr „für die gute Sache interessiere". Ärgerlich machte er ihm Vorhaltungen, erinnerte ihn an Verpflichtungen, die er früher dem Weimarer Staat gegenüber eingegangen sei, und nötigte ihn, seinen Entlassungsantrag entsprechend zu formulieren. Darauf erwirkte er ihm Anfang November das Dimissionsreskript — „und so sind wir auch mit ihm friedsam geschritten".[53]

„Vermutlich", so fährt Voigt in dem gleichen Bericht an Goethe unmittelbar darauf fort, „wird nun auch Herr Hufeland bald anrücken". Wie gesagt, erwog Gottlieb Hufeland schon seit dem Ende des Vorjahres Veränderungspläne. Nachdem zeitweilig von Heidelberg die Rede war, lockte auch ihn jetzt der „heilige Kilian". Im Lehrkörper der Universität Jena war Hufeland nach Griesbach und Loder die einflußreichste Persönlichkeit. Als Neffe und intimer Vertrauensmann Voigts, der mit ihm brieflich wie mündlich fast sämtliche Academica offen zu erörtern liebte, konnte er bei allen wesentlichen Fragen, z. B. auch bei Stellenbesetzungen, ein gewichtiges Wort mitsprechen[54]. In der juristischen Fakultät, die sonst wenig originale Geister aufwies, war er das bekannteste Mitglied. Früh zur kritischen Philosophie Kants gestoßen — man vergißt leicht, daß neben Reinhold besonders Hufeland es war, der 1789/90 Schiller zu seinen Kant-Studien anregte — hatte er viel zur philosophischen Durchdringung der Rechtswissenschaft beigetragen. Noch mehr war er als politischer Denker hervorgetreten. Er neigte stark den aus Frankreich kommenden demokratischen Ideen zu, für deren Verbreitung er gern die Allgemeine Literaturzeitung heranzog, an der er zeitweilig als Mitherausgeber wirkte. Mehrmals hatte er so das Mißfallen Carl Augusts erregt, doch traten Voigt und Goethe immer für den temperamentvollen, von seinen Hörern geschätzten Professor ein und sicherten seine Stellung[55].

---

[53] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 426.

[54] Siehe bes. *Hartung*, a. a. O., S. 153 u. 179; ferner sind Voigts Briefe an Hufeland wichtig, die *August Diezmann* in seiner Schrift „Aus Weimars Glanzzeit, Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller" (Leipzig 1855) veröffentlicht hat.

[55] Vgl. z. B. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 1, Nr. 80 u. Nr. 82 sowie die Erklärungen auf S. 453.

Um so ungehaltener war jetzt Voigt über seinen Verwandten. Auf ein „insolentes" Schreiben, in dem dieser die ihm in Würzburg gebotenen Vorteile darlegte, antwortete er ihm scharf und hielt ihm vor, daß er sich, bei Einrechnung einer ihm vom Herzog zugesicherten Zulage, an der Saale nicht schlechter stehe als am Main[56]. Das half nichts. Voigt war so zornig, daß er den Gedanken aussprach, die Regierung könne den Abschied versagen, oder es solle wenigstens für die Zukunft ein Gesetz erlassen werden, das „jedem neuen Diener zur Bedingung gemacht" werde[57]. Natürlich konnte aber in einem Land wie Sachsen-Weimar nicht ernstlich von einem solchen Rückschritt in den schroffen Absolutismus die Rede sein. Hufeland bekam im November die erbetene Entlassung. Als er sich von seinem alten Gönner Voigt in Weimar verabschiedete, vermied man in der Unterhaltung, das heiße Eisen zu berühren: es wurde „kein Wort über Academica, ja nicht einmal über seine Veränderung" gesprochen, „außer daß jemand zuletzt den Leistenwein in Würzburg zur Sprache brachte".[58] Für Goethe persönlich hatte übrigens Hufelands Weggang noch eine eigene kleine Peinlichkeit zur Folge: der Dichter hatte vor Jahren von dem wohlhabenden und ihm freundschaftlich nahestehenden Professor einen größeren Geldbetrag geliehen, und er mußte nun beschleunigt die Ansprüche des vor seiner Abreise mächtig drängenden Gläubigers befriedigen![59]

Unter all den „Abtrünnigen" des Jahres 1803 wird in dem Briefgespräch zwischen Goethe und Voigt der *sub specie aeternitatis* bedeutendste Name, Schelling[60], verhältnismäßig wenig erwähnt. 1798 war der Philosoph auf Betreiben beider Ministerkollegen, erst 21jährig, nach Jena berufen worden; ein Jahr später hatten sich bei dem Weggang Fichtes beide Staatsmänner mit dem Aufgehen dieses neuen Sternes getröstet. Ganz anders als zu Fichte hatte Goethe bekanntlich zu dem jungen Naturphilosophen von der menschlichen wie von der sachlichen Seite her ein nahes Verhältnis gefunden: er bewunderte an ihm „die große Klarheit bei der großen Tiefe" und verspürte in Schellings naturwissenschaftlichen Anschauungen ein Zusammenklingen mit seinen eignen „innigsten Überzeugungen". So mußte ihn das Ausscheiden Schellings, der sich im Spätsommer 1803 gleichfalls für Würzburg gewinnen

---

[56] Siehe Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 423.
[57] Ebenda, Nr. 424.
[58] Ebenda, Nr. 430.
[59] Vgl. ebenda, Nr. 423 u. 430.
[60] Über sein Wirken und Leben in Jena vgl. außer der oben in Anm. 17 genannten älteren Schrift: *Kuno Fischer*, Schellings Leben, Werke und Lehre, 3. Aufl., 1902, und besonders *Max Wundt*, Die Philosophie an der Universität Jena, Jena 1932, S. 264—276.

ließ, besonders hart treffen. Er machte den Versuch, dem jungen Freunde eine „Pension" auszuwirken, um ihn in Jena zu halten. Schelling bedurfte jetzt einer gesicherteren Existenz, da er sich ja mit der kürzlich geschiedenen Karoline Schlegel zu verheiraten gedachte. Goethes Versuch scheiterte. Schelling mochte freilich auch wegen jener im Jenaer Kollegenkreis sicher viel beredeten privaten Verhältnisse einen Ortswechsel für angezeigt halten. So war sein Weggang entschieden, und für Goethe war fortan, wie er am 2. Oktober schrieb, „jeder Gedanke an ihn von dem Bedauern über seinen Verlust begleitet".[61] In keinem andern Fall hat sich Goethe so viel Mühe gegeben, das herzliche persönliche Band nicht durch die örtliche und dienstliche Trennung abreißen zu lassen. Er erbat sich von Voigt das Entlassungsdekret des jungen Freundes[62] und leitete es am 20. November 1803 diesem persönlich in einem schon nach Würzburg gerichteten Glückwunschbrief zu als eine „Beilage, die ich wohl lieber niemals abgeschickt hätte"[63]. Man weiß, daß sich Goethes Wunsch erfüllte, daß ihm von dem Schellingschen Paar auch aus der Ferne unablässig die gleiche gute Gesinnung entgegengebracht wurde. Aber der Verlust für die Universität Jena war unersetzlich.

1802 hatte Goethe, als es sich um den Einbau der Büttnerschen Sammlung in die Universitätsbibliothek und die Fertigung des Jenaer Gesamtkatalogs handelte, die Mitwirkung „des tätigen Ersch" wiederholt zu rühmen gehabt[64]. Johann Samuel Ersch[65] hatte seit 1800 in Jena die Doppelstellung des Universitätsbibliothekars und des bibliographischen Mitarbeiters der Allgemeinen Literaturzeitung inne. Mit diesem Institut war nun auch er zur Übersiedlung nach Halle entschlossen. Gehörte Ersch auch sicher nicht zu den im eigentlichen Wortsinne schöpferischen Kräften, so ermißt man doch die Größe des der Jenaer gelehrten Welt und insbesondere der im Neuaufbau begriffenen Universitätsbibliothek erwachsenden Verlustes, wenn man sich der späteren großen bibliographischen Leistungen dieses fleißigen und umsichtigen Gelehrten erinnert.

Auf jener Liste der von Jena scheidenden Männer, die Paulus Anfang September in dem Brief an einen Freund aufgestellt hatte, figuriert als letzter Name der des Arztes Ludwig Friedrich Froriep[66]. Nun moch-

[61] An A. W. Schlegel; Goethes Briefe, Weim. Ausg., IV, 16, S. 317 (Nr. 4735).
[62] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 433.
[63] Goethes Briefe, Weim. Ausg., IV, 16, S. 365 (Nr. 4770).
[64] z. B. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 298 und 303.
[65] 1766—1828. Am bekanntesten wurden sein „Handbuch der deutschen Literatur des 18. Jhdts. bis auf die neueste Zeit" (4 Bde., Leipzig 1812—1814) und die von ihm zusammen mit Gruber herausgegebene „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste".
[66] 1779—1847. Er war später Obermedizinalrat in Weimar und Nachfolger seines Schwiegervaters in der Leitung des Industrie-Comtoirs.

te an und für sich der Weggang dieses jungen, eben 24 jährigen Mediziners verhältnismäßig leicht zu verschmerzen sein. Aber der Vorgang war doch bezeichnend. Froriep folgte der im Verlag seines Schwiegervaters Bertuch erscheinenden Allgemeinen Literaturzeitung nach Halle. Man merkt wieder, welche Wellen die Verlegung des Blattes schlug. Und in einem Augenblick wie diesem, wo die Augen einer Welt besorgt oder spöttisch nach Jena gerichtet waren, bedeutete jeder weitere Abgang, auch der eines jungen Mannes wie Froriep, ein Weniger an Prestige.

Wollte man ein vollständiges Bild der überaus kritischen Lage entwerfen, in der sich die Universität Jena in jenem Sommer und Herbst 1803 befand, so müßte man neben die Skizzen der Abtrünnigen oder, wie Goethe sie mit einer Art von Galgenhumor nannte, der „Abiturienten“[67], solche der in Jena Verbleibenden stellen. Dann würde man bemerken, daß Paulus' böses Wort von den „Lückenbüßern“[68] nicht ganz unberechtigt war. Es gab wohl solide Tüchtigkeit, doch kaum noch Geister überragenden Formats, die Studenten von weither anziehen konnten. Unter den Theologen glänzte noch des würdigen Griesbach bedeutender Name in einem freilich schon etwas matten Schimmer. Bei den Medizinern gewann Stark an Ruf. Als Kräfte von starker Aktivität werden der Mineraloge Lenz und der klassische Philologe Eichstädt noch zu nennen sein. Sonst sah es gerade bei den Philosophen trübe aus. Die unbedeutenden Inhaber der ordentlichen philosophischen Lehrstühle, Hennings und Ulrich, hatten alles, was Rang und Namen hatte, Reinhold, Fichte, Schelling, überdauert. Ähnlich hatte allein durch sein „Übrigbleiben“ der Historiker Christoph Gottlob Heinrich längst die weit stärkeren Talente Schillers und Woltmanns besiegt: als fleißiger Kompilator, aber doch ohne Würze und Tiefe, schrieb er weiter an seiner vielbändigen Teutschen Reichsgeschichte und hielt — nach Arndts Urteil „trokken und einförmig wie die Wüste“ — in regelmäßigem Turnus seine Lektionen[69]. Erstaunlich fast, daß die Zahl der Studierenden nicht sofort in ganz katastrophaler Weise absank: mit Voigt wundert man sich „über den Patriotismus, womit die Schüler ihre Lehrer beschämen“.[70] 1804 zeigte sich aber dann doch ein sehr empfindlicher Rückgang.

Einen unsterblichen Namen hatte Jena freilich aufzuweisen. Seit 1801 hielt der junge Hegel hier Vorlesungen. Doch, als Dozent nach seinem eignen Eingeständnis wegen seines unfreien und undeutlichen Vortrags

[67] Vgl. unten S. 181.
[68] Siehe oben S. 175.
[69] Ich darf dazu auf meinen oben, Anm. 21, schon erwähnten Aufsatz hinweisen.
[70] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 429 (Postscriptum).

nicht befriedigend, in seinem philosophischen Denken erst spät und langsam sich entwickelnd, ließ er seine künftige Größe noch nicht ahnen[71]. Im Briefwechsel zwischen Voigt und Goethe wird er bis zum Jahre 1803 nicht erwähnt. Doch begann Goethe ihm jetzt in den Jenaer Krisenwochen Aufmerksamkeit und Beachtung zu schenken, indem er ihn in seine Wiederaufbauarbeit einbezog[72].

Bei beiden Kuratoren, Goethe wie Voigt, kam angesichts der Abgänge des Jahres 1803 zu dem Bewußtsein des kaum tragbaren Verlustes für die Akademie unverkennbar eine gewisse persönliche Empfindlichkeit. In den Fällen von Paulus, Hufeland und Schelling sahen wir das schon. Doch zeichnet sich in der Reaktionsweise der beiden Amtsgefährten ein Unterschied ab. Mit einer Art von Genugtuung glaubt Voigt Ende November feststellen zu können, daß „Madame Schütz in Halle sich schlecht zu befinden" anfange[73]. Noch größere Schadenfreude liest man aus seiner Schilderung über die Verhältnisse in Würzburg heraus, wo bekanntlich die neue bayrische Landesherrschaft einen tiefgehenden Wandel in der Universitätsverfassung heraufgeführt hatte[74]: „Die Herren in Würzburg sind schon in völligem *bello intestino*. Die Katholiken klagen, daß ihnen die Protestanten durchgängig vorgezogen werden. Um Paulus in Senat zu bringen, ist Oberthür pensioniert worden. Schelling schlägt alles in die Flucht, und alles Katholische fürchtet sich für Fortschickung und Pensionierung. Das Publikum haßt die neuen Lehrer, und wenn die Bayern irgendwo den Rücken wenden, so hängt man ihnen etwas an." Solche malitiösen Empfindungen sucht man bei Goethe vergeblich. So tief ihn die Zerschlagung des Jenaer Lehrkörpers traf und so traurig ihn persönlich der Weggang eines Freundes wie Schelling stimmte — er gönnte jedem der Abgehenden eine Verbesserung seiner Verhältnisse, eine Verbreiterung seiner Wirkensmöglichkeiten; war er sich doch der mancherlei Beengtheiten in Jena deutlich bewußt.

Nur in einem Fall hat Goethe persönlicher Verärgerung ungewohnt heftig, ja fast leidenschaftlich Ausdruck verliehen. Noch Anfang Juli hatte er sich auch mit Loder seines „neuen Zustandes" zu freuen vermocht[75]. Nun aber behauptete dieser Ende August 1803, die Weimarische Regierung hätte ja Gelegenheit gehabt, Schritte zur Verhütung

[71] Vgl. *Hartung*, a. a. O., S. 188, sowie ausführlich über Hegels Jenaer Wirksamkeit *Max Wundt*, Die Geschichte der Philosophie an der Universität Jena, Jena 1932, S. 275—292. Siehe auch *Rudolf Honegger*, Goethe und Hegel, Jahrb. der Goethe-Gesellschaft, Bd. XI, 1925, S. 38—111.
[72] Vgl. weiter unten S. 189.
[73] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 436.
[74] Ebenda, Nr. 461.
[75] Brief an Schiller vom 3. Juli 1803, Weim. Ausg., IV, 16, S. 250 (Nr. 4681).

der Wegverlegung der A. L. Z. zu unternehmen, denn Griesbach hätte schon am Anfang des Monats Goethe offiziell von den auswärtigen Angeboten an die A. L. Z. unterrichtet; die Regierung hätte sich jedoch uninteressiert gezeigt und nichts getan, um das Organ in Jena zu halten! Diese Auslassungen Loders, bekanntlich eines Hauptantreibers bei allen jenen Abgangs- und Wegverlegungsplänen, versetzten Goethe in den nervenaufreibenden Tagen, in denen der Fortbestand der Universität Jena auf dem Spiele stand, derart in Erregung, daß er am 1. September in einer unmittelbaren Eingabe an den Herzog seine eigne Haltung klarlegte und dabei seinem Grimm freiesten Lauf ließ[76]. Wohl habe er am 10. August Griesbach nach seiner Vorlesung besucht, und das Gespräch sei auf die Lage der Akademie gekommen. Doch könne er sich nicht entsinnen, daß von der Versetzung der A. L. Z. „auf irgendeine bedeutende Weise die Rede gewesen", ja er erinnere sich nicht einmal deutlich, daß davon die Rede gewesen. Außerdem stehe weder er selbst in einem offiziellen Verhältnis zur Universität noch sei ihm bisher bekannt geworden, daß Griesbach in einem solchen zur A. L. Z. stehe. So könne von einer offiziellen Bekanntmachung überhaupt nicht gesprochen werden, vielmehr sei „die wirklich erste offizielle Anzeige" am 24. August erfolgt, nämlich durch Bertuch gegenüber dem Geheimen Rat Voigt. Der Bericht Goethes beginnt mit dem empörten Satz: „Daß die Herren Abiturienten in Jena auch mich in ihre schmutzige Sache ziehen möchten, gibt mich nicht Wunder, da sie zu Deckung ihrer Schande nach allen Seiten herum greifen." Weiter kennzeichnen Ausdrücke wie „Klätschereien" — „dreimalige Wiederholung des ganz grundlosen Vorgebens der Offizialität jener Zusammenkunft" — „die Loderische leichtsinnige Übereilung" deutlich das Ausmaß Goetheschen Zornes in diesem bösen Augenblick.

Es traf vollkommen zu, was Goethe nach etwa zwanzig Jahren aus ruhiger Rückschau schrieb: das Geschehen vom Sommer 1803 „bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung".[77] Die Vorgänge im Zusammenhang mit der Wegverlegung der A. L. Z. waren in der Tat Alarmzeichen der zwölften Stunde. So sieht man nun Goethe und Voigt zu außerordentlichen Kraftanstrengungen ausholen, um die Universität vor dem Zusammenbruch zu retten. Wichtig, ja unerläßlich war es dabei, das Interesse des Herzogs neu zu wecken, seine wirksame Unterstützung zu gewinnen. Es entstand jenes umfangreiche Bündel dringender Berichte und Eingaben Goethes an Carl August vom 31.

[76] *Hans Wahl*, Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe, Bd. I, S. 318 ff. und die Anmerkungen auf Seite 462.
[77] Tag- und Jahreshefte zum Jahr 1803.

August und aus den ersten Septembertagen[78], in denen der Dichter den Fürsten gleichsam am Portepee seiner kulturellen Verpflichtung faßte und diese Verpflichtung auch sich selbst erneut vergegenwärtigte. Einzelteile dieser charakteristischen Dokumente begegneten uns schon in unsren bisherigen Betrachtungen. Am Schluß der schon erörterten Vorschläge vom 1. September über die Besserstellung des Theologen Paulus steht ein Passus, in dem gewissermaßen das Leitmotiv dieses ganzen Stützungs- und Erneuerungswerkes in ernsten Tönen angeschlagen wird[79]: „In der gegenwärtigen Lage bleibt nichts übrig, als die Akademie und Zubehör von allen Seiten zu bedenken und sowohl die wissenschaftlichen als landesherrlichen Kräfte sämtlich aufzubieten. Ich sehe ein Vierteljahr von Mühe, Sorge, Verdruß und Gefahren vor mir, welche alle unnütz überstanden würden, wenn nicht von oben herein die Hebel der Gaben, der Gunst, der Gnade, der Teilnahme gleichfalls angelegt würden."

Nach drei Richtungen bewegte sich Goethes Wirksamkeit[80]. Wenn ihnen im folgenden kurz nachgegangen wird, so muß man sich klar darüber sein, daß diese drei Haupttätigkeitsfelder in Wirklichkeit und im zeitlichen Ablauf der Geschehnisse nicht streng geschieden waren, sondern einander fortwährend berührten, überschnitten und durchdrangen. Daß wir sie hier voneinander absondern, entspricht lediglich den Forderungen eines nachträglichen Ordnungsprinzips. Zur Wahrung des Sachzusammenhanges muß dabei öfters auch über die eigentliche Krisenepoche zurück- und hinausgegriffen werden.

Die erste dieser Wirkensrichtungen deutet Goethe selber an mit einem Wort in einem Brief an Voigt vom 28. Juli 1803[81]: „Da wir die Menschen verlieren, müssen wir einstweilen die Sachen aufstutzen." Es galt also die Förderung der Institute und Sammlungen.

Goethes große Leistung für die Universitätsbibliothek — die Übernahme der Büttnerschen Schätze und die Anlage eines Gesamtkatalogs — fiel in ihren Anfängen schon in das Jahr 1802. Das Eingeleitete nahm jetzt seinen planmäßigen Fortgang. Die Früchte eines solchen Unternehmens konnten natürlich erst langsam reifen. Über Personalfragen im Zusammenhang mit der Bibliothek später!

Auch die starke Förderung der mineralogischen Sammlung geht schon in frühere Zeit zurück. Diese Sammlung hatte in dem Professor Johann

[78] Bei *Hans Wahl*, a. a. O., Seite 314—320.
[79] Ebenda, S. 318.
[80] Vgl. meine Einleitung zum zweiten Band des Briefwechsels Goethes mit Voigt, S. 23 ff. Einige wörtliche Anklänge an diese ältere und kürzere Darstellung glaubte ich hier nicht vermeiden zu brauchen.
[81] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 389.

Georg Lenz[82] — ein „herkulischer Ordner" wird er von Voigt einmal genannt — einen vortrefflichen Verwalter und ständigen Mehrer, der dabei außer seinen eigenen besonders die Mittel der von ihm geleiteten Mineralogischen Sozietät verwandte. Lenz war auch Kustos der von Carl August aus dem Nachlaß des Professors Walch angekauften Naturaliensammlung, für die ihm ein kleiner weimarischer Etat zur Verfügung stand[83]. Goethe und Voigt, beide bekanntlich selbst auf mineralogischem Gebiet weit über das Dilettantische hinaus stark interessiert, schätzten Lenzens Sachkenntnis und unermüdliche Aktivität; einen Beisatz von „Charlatanerie" fand Voigt ganz nützlich. Die Jenaer Mineralogische Gesellschaft war durch Lenz aus bescheidenen Anfängen zu einer so angesehenen gelehrten Körperschaft fortentwickelt worden, daß Goethe 1798 gern die Ehrenmitgliedschaft in ihr annahm und ein so geachteter Sammler wie Fürst Dmitri Gallitzin ihr im November 1802 sein reiches mineralogisches Kabinett, dabei viele interessante Steine von großer Seltenheit und hohem Wert, zum Geschenk machte[84]. Dieses Ereignis hatte für Lenz weitere Folgen. Es trug ihm, da nach Goethes Ansicht „seine Tätigkeit und sein Glück" eine Auszeichnung verdienten[85], nicht nur persönlich den Titel Bergrat ein, sondern es bewirkte auch, daß seine bisher private mineralogische Sozietät auf Goethes Antrag und unter tatkräftiger Förderung Voigts von Carl August in den Rang einer herzoglich privilegierten wissenschaftlichen Gesellschaft erhoben wurde. Die Verhandlungen zur Vorbereitung dieses von allen Beteiligten, auch von Goethe, überaus ernst und wichtig genommenen Aktes zogen sich durch die zweite Hälfte des Jahres 1803[86]. Am 16. Dezember 1803 erteilte der Herzog feierlich die „Konfirmation". Man merkt Goethe und Voigt deutlich die Freude an, mit der sie diesen Erfolg begrüßten: er bildete einen der bescheidenen Pluspunkte am Ende des Krisenjahres. Die Rangerhöhung der Sozietät war nicht nur von ideeller, sondern von sehr realer Bedeutung. Durch die neue Rechtsstellung der Sozietät als staatliche Körperschaft wurde verhindert, daß ihr Leiter die Gesellschaft selbst und ihren kostbaren Besitz, das mineralogische Kabinett, bei Annahme eines auswärtigen Rufes von Jena wegverpflanzte! Dafür übernahm der Weimarische Staat gegenüber Lenz und der Sozietät gewisse finanzielle Verpflichtungen.

[82] 1748—1832. Über ihn und seine Mineralogische Gesellschaft vgl. auch *Hugo Döbling*, Die Chemie in Jena zur Goethezeit, Jena 1928, S. 18 f. und S. 30 ff.
[83] *Hartung*, a. a. O., S. 157.
[84] Vgl. mehrere Briefe Goethes vom November 1802 im 16. Bd. der Briefe.
[85] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 342.
[86] Siehe z. B. ebenda, Nr. 433, 453, 454, 461. Vgl. auch Goethes Eingabe an Carl August vom 7. Dezember 1803 bei *Hans Wahl*, Carl Augusts Briefwechsel mit Goethe, Bd. I, Nr. 303.

In diesem Verfahren zeigten sich Lehren wirksam, die man aus dem Verlust der Loderschen Schätze gezogen hatte: bekanntlich hatte Loder seine privaten Sammlungsgegenstände, hauptsächlich anatomische und osteologische Präparate, mit nach Halle genommen. Es lag nahe, nun den noch in Jena verbleibenden, aus öffentlichen Mitteln angekauften Teil der medizinisch-naturwissenschaftlichen Lehr- und Anschauungsmittel besser zu sichern, diese Bestände zu ergänzen und ihnen, mit höherem Rang zugleich, einen planmäßigen Ausbau zuteilwerden zu lassen. So übertrug der Herzog am 11. November 1803 auf Goethes Antrag diesem und Voigt neben der Oberaufsicht über die fürstlichen Bibliotheken in Weimar und Jena, welche beiden Amtsgefährten schon seit 1797 oblag, auch noch die Oberaufsicht über das „Jenaische Museum“[87]. Unter diesem Namen sind die erwähnten medizinisch-naturwissenschaftlichen Sammlungen, d. h. nach dem Stande des Jahres 1803 hauptsächlich das zoologische, das anatomische und das mineralogische Kabinett, zu verstehen, die sämtlich im Jenaer Schloß untergebracht waren und von Lenz als Kustos verwaltet wurden.

Diese Einrichtungen, von Carl August stets nach Kräften gefördert, bildeten den Grundstock und die Keimzelle sämtlicher späteren Jenaer naturwissenschaftlichen Sammlungen, Institute und Laboratorien, von denen einige noch während Goethes weiterer Amtszeit ins Leben gerufen wurden. Auch für Goethes eigenes Berufswirken war der bescheidene Vorgang vom November 1803 von erheblicher Bedeutung. Zur Betreuung des botanischen Gartens und der Bibliotheken trat nun die des Jenaer „Museums“. Während um die gleiche Zeit einige der mehr praktisch-wirtschaftlich und technisch bestimmten Aufgaben Goethes — der Weimarer Schloßbau, das Ilmenauer Bergwerk, der Wasserbau — aufhörten oder abgegeben wurden, sieht man hier unter ständiger Mithilfe Voigts einen ganz auf Goethes Person zugeschnittenen Dienstkreis im Entstehen begriffen, in dem Pflicht und Neigung sich zu harmonischer Einheit verbinden konnten: es entstand allmählich die später so genannte „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena“. Es ist die Behörde, in deren Rahmen sich fortan bis zu seinem Tode Goethes Amtswirken fast ausschließlich abgespielt hat.

Auf was für Details sich in diesem Aufsichtsbereich die Sorge der beiden Kuratoren zu erstrecken hatte, erhellt drastisch aus ihren Korrespondenzen vom Ende des Jahres 1803: da sieht man sie wiederholt um die

[87] Das Reskript ist abgedruckt bei *Joseph A. von Bradish*, Goethes Beamtenlaufbahn, S. 258 f. Zur Sache vgl. auch *Hugo Döbling*, Die Chemie in Jena zur Goethezeit, S. 23 ff. u. 35 ff. im Kapitel „Entwicklungsgeschichte der Oberaufsicht bis zum Jahre 1809“.

Herbeischaffung von *corpora vilia,* also Leichnamen, für die Jenaer Anatomie bemüht!

Damit ist aber noch nicht der ganze Umkreis der 1803 geschaffenen bezw. verbesserten oder für die nahe Zukunft neugeplanten Universitätseinrichtungen ausgeschritten. Anfang September 1803 brachte der akademische Senat eine Entgegnung auf Kotzebues haßerfüllte Angriffe im „Freimütigen" in die Presse, in der den weitverbreiteten Verfallsgerüchten nach Kräften entgegengetreten wurde. Da wünschte Goethe, dem das Konzept der Jenaer Erklärung vorlag, daß außer den eben besprochenen Leistungen auch noch die Erweiterung der medizinischen Anstalten durch das neuerrichtete Irrenhaus, ferner „ein besonderes Botanisches Museum im Fürstengarten", schließlich die „nahe Aussicht auf ein Seminarium philologicum, dessen Stelle bisher die erneuerte Lateinische Gesellschaft vertrat, nicht weniger auch ein Prediger- und Schulmeister-Seminarium" Erwähnung fänden[88].

Wurden so wenigstens instituts- und sammlungsmäßig gute Voraussetzungen besonders für einen gediegenen medizinischen und naturwissenschaftlichen Unterricht geschaffen oder angebahnt, so war es doch mit der „Aufstutzung der Sachen" allein keineswegs getan. Eine Universität steht und fällt mit ihrem Lehrkörper. So war die zweite Seite der Goetheschen Wiederaufbauarbeit Personalfragen gewidmet. Natürlich konnten Goethe und Voigt hier nicht völlig frei schalten. Das Vorschlagsrecht der Fakultäten war ebenso unbestritten wie das Mitbestimmungsrecht der anderen fürstlichen Nutritoren. Doch mögen diese Interna, deren hemmende und erschwerende Wirkung man sich indessen stets vor Augen halten muß, in unsrer vereinfachenden Darstellung mehr oder weniger beiseite bleiben.

Am wichtigsten war es, für Loder einen einigermaßen gleichwertigen Ersatz zu bekommen. Am 8. Juli wandte sich Goethe mit verlockenden Angeboten an seinen alten anatomischen Vertrauten Sömmerring in Frankfurt[89]. 4000 Taler Besoldung, freie Wohnung im Schloß, ein geräumiges Auditorium, die Anfänge einer zootomischen Sammlung, dazu sogleich der höchste akademische Titel, den man zu vergeben hatte — der des Geheimen Hofrats —, so großzügige Anträge waren wohl noch nie von Jena aus an einen auswärtigen Gelehrten ergangen! Mit Spannung wartete man auf Antwort. Als sie Ende Juli eintraf, war es eine glatte Ablehnung; Sömmerring ging wenig später nach München. Goe-

[88] So in Goethes Brief an den Jenaer Juristen Johann August Reichardt, Weim. Ausg., IV, 16, S. 298 f.
[89] Ebenda, Seite 254/6.

thes brieflicher Ausruf an Voigt[90] „Wohl ihm indessen, daß er sein Schicksal nicht an diese hoffnungslose Existenz geknüpft!", verrät doch tiefste Niedergeschlagenheit. Auf Sömmerrings „leidiges Nein" trat man an Johann Gottfried Ebel, gleichfalls in Frankfurt, heran, auch er sagte ab. Schließlich wurde im Herbst der von Sömmerring empfohlene Jakob Fidelis Ackermann[91] in Mainz für Jena gewonnen. Es gab allerdings in den letzten Wochen des Jahres 1803 noch viele Einzelheiten mit ihm zu regeln; seine Wohnungs-, Transportkosten-, Titelwünsche waren zu befriedigen, seine Sorgen wegen des Niedergangs der Universität Jena, worüber ihm aus dem jena-feindlichen Lager düstre Berichte zugegangen waren, zu zerstreuen[92]. Endlich war man am Ende des Jahres sicher, daß der fähige Mann, dem ein guter Ruf vorausging, zum Sommersemester seinen Dienst in Jena antreten werde. Man konnte nicht ahnen, das der so mühsam Erkämpfte dann nur e i n Jahr in Jena bleiben würde.

Goethe und Voigt sahen es beide als notwendig an, die medizinische Fakultät, der ja zur gleichen Zeit auch der junge Froriep verloren ging, durch Einstellung außerplanmäßiger Lehrer noch zu verstärken und schärfer zu profilieren. Es verdient Beachtung, daß in diesem Zusammenhang von dem berühmten ehemaligen kurfürstlich mainzischen Leibarzt Wedekind die Rede war[93], auf den wohl von Ackermanns Seite hingewiesen wurde. Wedekind wollte gern nach Jena kommen — „es müssen denn doch Zitronen dort blühen", meinte Voigt dazu am 1. Dezember —, und zweifellos hätte man an ihm einen erfolgreichen und erfahrenen Praktiker gewonnen. Aber — als alter Mainzer Klubist war Georg Christian Wedekind doch nach Voigts Ausdruck „zu anrüchtig"! Der Geheimrat erinnerte sich gewiß eines Briefes, den ihm einst Carl August im Herbst 1792 nach dem Scheitern der Campagne in Frankreich über die Lage in Mainz nach der Eroberung durch Custine geschrieben hatte[94]; ebenso lapidar wie einseitig hatte es da u. a. geheißen: „Wedekind und ein Schuft aus Berlin, beides Lumpen, regieren Mainz." So sahen Goethe und Voigt, die Carl Augusts inzwischen noch verschärfte innere Einstellung gegenüber den französischen Herrschaftsansprüchen genau kannten, doch lieber von der Berufung eines Mannes ab, der einen so deutlichen politischen Stempel trug. Statt seiner wählten sie den jün-

[90] Ebenda, S. 262; Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 389.

[91] 1765—1815.

[92] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, z. B. Nr. 433, 446, 448, 451, 462.

[93] Ebenda, Nr. 445, 446.

[94] Carl August an Voigt, Koblenz, 24. Nov. 1792. StA. Weimar, Abt. Hausarchiv A XIX 123 fasc. 1, Bl. 62. Künftig im 2. Bd. des Polit. Briefwechsels Carl Augusts.

geren und farbloseren Christian Ernst Fischer[95], der aber dann auch nur ein Jahr (1804—1805) in Jena blieb. Ergänzt wurden die Bemühungen beider Kuratoren für den ordnungsmäßigen Fortgang der medizinischen Studien schließlich noch durch mehrfache Maßnahmen zur Unterstützung des Prosektors Homburg, der sich zur Anfertigung anatomischer Präparate verpflichtete.

An der Universitätsbibliothek waren durch den Abgang Mereaus und Erschs gleich zwei Stellen frei geworden. Da hat sich Goethe unter Mithilfe Voigts sehr darum bemüht, seinem Schwager Vulpius die zweite Bibliothekarstelle — der Posten des Oberbibliothekars war nebenamtlich einem ordentlichen Professor vorbehalten und praktisch weniger von Bedeutung — zu verschaffen[96]. Nach seinen bisherigen Leistungen, seiner Sachkenntnis, seinem Fleiß hätte Vulpius die Stelle wohl verdient und sie sicher auch gut ausgefüllt. Auch „in Rücksicht auf die akademische Charlatanerie", so meinte Voigt ohne jeden abfälligen Nebensinn, hätte er sich „besser nach Jena geschickt" als die von der Universität vorgeschlagenen Kandidaten. Die Sache scheiterte am gothaischen Veto. Schwer zu sagen, ob das starke Widerstreben des Geheimen Rats von Frankenberg mehr der Person des Rinaldo-Rinaldini-Verfassers oder mehr dessen eigentümlichem Verhältnis zu Goethe entsprang. So mußte man doch auf die akademischen Bewerber Tennemann und Majer, zwei jüngere Universitätslehrer, zurückgreifen. Voigt fand an beiden einiges auszusetzen, nannte den Gräzisten Tennemann einen „gelehrten Pinsel" und meinte, daß man dem fleißig publizierenden Majer im Falle seiner Anstellung ausdrücklich zur Schuldigkeit machen müsse, „zu arbeiten, nicht zu skriblern". Am Ende des Jahres 1803 war die Entscheidung noch nicht getroffen. Anfang 1804 nahm Majer einen auswärtigen Ruf an; so bekam Tennemann die Stelle, aus der er jedoch schon zu Ostern wieder ausschied, um nach Marburg zu gehen. Auch der neue Oberbibliothekar war am Ende des hier zu überblickenden Zeitraumes noch nicht ernannt. 1804 bekam Eichstädt dieses Amt, ganz nach dem Wunsche Voigts und Goethes.

Auch bei der Wiederbesetzung der Professur für orientalische Sprachen machte sich das gothaische Mitbestimmungsrecht entgegen Goethes Bemühungen geltend. Gotha versagte die Zustimmung zur Berufung des jungen Wilken aus Göttingen[97]; 1803 erhielt der schon als Extraordinarius in Jena tätige Johann Christian Wilhelm Augusti den Lehr-

[95] Vgl. Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 426, 442 u. 445.
[96] Siehe zu diesen Zusammenhängen ebenda, Nr. 346, 360, 418, 451, 462.
[97] Über Goethes Bemühungen, diesen zu gewinnen, vgl. oben S. 168/9.

stuhl, übrigens einer der ersten Gelehrten teilweise jüdischer Abstammung auf einem ordentlichen Jenaer Katheder.

Häkeleien mit Gotha ergaben sich auch bei dem Bemühen, die große Lücke zu füllen, die durch Gottlieb Hufelands Abgang in der ohnehin etwas dürftig besetzten juristischen Fakultät entstanden war. Ende November schien es zu gelingen, den noch jüngeren Karl Salomo Zachariä, den später so berühmten Staatsrechtslehrer, von Wittenberg nach Jena zu ziehen. Da klagte Voigt eine Woche später bitter über die „alberne Eitelkeit" der „Gothaner", die zwar den Namen haben wollten, auf Zachariä verfallen zu sein und ihm zuerst Anträge gemacht zu haben, aber kein Geld zu einer Zulage für ihn bewilligen wollten. „Man muß wirklich das Gute sehr stark wollen, wenn man nicht ermüden will", seufzte Voigt[98]. Zachariäs Berufung zerschlug sich.

Am Ende des Jahres 1803 waren von den vier im Laufe des Jahres freigewordenen Ordinariaten nur zwei wieder besetzt, beziehungsweise war ihre Besetzung gesichert: Schütz' Katheder hatte Eichstädt inne, worauf noch einzugehen sein wird. Für Loders Lehrstuhl war Ackermann gewonnen. Hufelands juristische Professur sowie Paulus' theologische waren noch verwaist.

Goethe strebte ganz besonders eine Neubelebung der philosophisch-ästhetischen und der naturwissenschaftlichen Studien an, durch die ja Jena ungefähr ein Jahrzehnt zuvor Weltruf erlangt hatte. So hatte er bekanntlich schon Schelver, den „zarten und tiefsinnigen" Geistesverwandten Schellings, als Nachfolger Batschs hergeholt. Viel versprach er sich von der akademischen Wirksamkeit Carl Ludwig Fernows[99]. Die Betrauung des berühmten Ästhetikers, Archäologen, Kunsthistorikers und Italienkenners, eines alten Freundes Goethes von der Italienreise her, mit einer Jenaer Extraprofessur spielte schon seit Anfang 1802[100]. Damals waren leise Vorbehalte bei Fernows Anerbieten, in Jena zu lesen, zur Sprache gekommen, von der Seite Voigts mehr technisch-formaler Art, von der Goethes wegen der stark von Kant beeinflußten Ästhetik Fernows, die vielleicht schon ein wenig veraltet sei. Doch bekam Fernow seinen Ruf. Als er nun Anfang September 1803 gerade während des Höhepunktes der Jenaer Krise aus Rom in Weimar ankam, wo Voigt für seine Vorstellung beim Herzog sorgte, fand der feinsinnige Mann, den noch frisch der Hauch Italiens umwehte und der kostbare Kunstschätze vorzuweisen hatte, begeisterte Aufnahme[101]. Voigt nutzte den Au-

[98] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 448.
[99] 1763—1808.
[100] Vgl. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 306, 307, 308, 312.
[101] Siehe ebenda die Nrn. 420 u. 430; vgl. auch die häufige Erwähnung Fernows in Goethes Tgb. im Spätsommer und Herbst 1803. Schließlich ist an Goethes

genblick, da er Carl August „ziemlich wild auf Fernow" sah, um diesem durch Erwirkung eines geringen Fixums seine Jenaer Existenz zu erleichtern, und Goethe war in den kommenden Wochen oft mit ihm zusammen. So am 26. November im Jenaer Schloß, wo sich Schelver, Fernow und Hegel bei Goethe einfanden. Es waren nach dem Bericht Goethes an Schiller[102] „recht angenehme Stunden", in denen ihn Fernows Romnähe aus der „so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung" wohltätig entrückte. Offenbar geschah es bei dieser Gelegenheit, daß Goethe dem Philosophen Hegel näher trat. Es kam ihm, so schreibt er an Schiller, der Gedanke, „ob man ihm (Hegel) nicht durch das Technische der Redekunst einen großen Vorteil schaffen könnte. Er ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht seinen Äußerungen gar zu viel entgegen". Jedenfalls versetzte das Beisammensein mit den drei bedeutenden Männern Goethe in eine einigermaßen zuversichtliche Stimmung. Mit Bezug auf die abtrünnigen Professoren setzt er den Bericht an Schiller fort[103]: „ . . . es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren sei. Man läutet zum Grabe des tüchtigsten Bürgers allenfalls noch die Stadt zusammen, und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hause, daß das löbliche gemeine Wesen vor wie nach bestehen könne, werde und müsse".

Dieser Optimismus war augenblicksbedingt; im ganzen gesehen war er schwerlich berechtigt. Man war doch bestenfalls nur aus dem Allergröbsten heraus. Gerade in personeller Hinsicht waren nur erste Anfänge zu verzeichnen auf dem Weg, Verlorenes zu ersetzen. Die Frage der Gleichwertigkeit der neuen Kräfte mit den alten war noch ganz in der Schwebe.Dazu stand man noch nicht am Ende der schweren Einbußen. Wie kurze Zeit blieben ferner manche der Neuberufenen Jena treu! Auch Fernow, der einige Zeit als Lehrer eine große Wirkung ausübte, dozierte nur ein Jahr; Kränklichkeit nötigte ihn schon 1804, sich auf die bescheidne Sinekure der Tiefurter Bibliotheksverwaltung zurückzuziehen. Nein, auf dem personellen Sektor war das Erreichte recht begrenzt. Allerdings unterlag dieses Gebiet auch am wenigsten Goethes amtlicher Zuständigkeit, und er wies hierauf des öfteren ausdrücklich hin. Nur diejenigen Personalia, die mit seinen speziellen Kommissionstätigkeiten unmittelbar zusammenhingen, konnten ihn an und für sich direkt an-

Schilderung in den Tag- und Jahresheften (1803) zu erinnern, wo der Passus über Fernow folgendermaßen beginnt: „Nach dem Verlust so mancher bedeutenden Personen hatten wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutschland zu verbleiben. Wir hielten ihn fest."

[102] Weim. Ausg. IV, 16, S. 356.

[103] Ebenda, S. 357.

gehen. Sonst konnte er hier nur gelegentlich zugreifen, etwa auf ausdrücklichen Wunsch Voigts oder des Herzogs. Der Hemmungen von Seiten des Senats und der anderen Erhalterfürsten wurde schon gedacht. Diese Hintergründe muß man sich vor Augen halten, wenn man abschließend nochmals feststellt, daß auf dem zweiten Gebiet der Goetheschen Wiederaufbautätigkeit für die Universität Jena, dem der Personalpolitik, die erzielten Ergebnisse am Schluß des Jahres 1803 gering waren.

Umso besser kam Goethe in der dritten Arbeitsrichtung vorwärts. Freilich trat er hier auch „um des allgemeinen Besten willen" völlig aus seiner Ruhe heraus. Es galt die Rettung der Allgemeinen Literaturzeitung für Jena. Die Nachricht ihrer Wegverlegung Ende August 1803 war zweifellos das schrillste Katastrophenzeichen: die Universität Jena stand jetzt unmittelbar vor dem Ruin. Ein Wirbel von Schreck und Aufregung herrschte denn auch in der Musenstadt. Und nicht nur Universitäts-, auch Bürgerkreise waren hiervon ergriffen. Wenn Goethe am 31. August[104] dem Jenaer Kommandanten von Hendrich für seine wackere und patriotische Haltung „in diesen gefährlichen Augenblicken" den Dank eines jeden zum Ausdruck bringt, „dem die Erhaltung unserer so sehr bedrohten Akademie am Herzen liegt", so kann man zwischen den Zeilen lesen, daß eine wahre Untergangsstimmung die Gemüter derer ergriffen hatte, die sich noch an Jena gebunden fühlten. Dazu trug nicht wenig die Flut publizistischer Angriffe bei, die besonders von Kotzebue und seinen Freunden gleich vergifteten Pfeilen gegen Jena gerichtet wurden. Seltsam im Grunde doch auch die Haltung eines Schütz, eines Bertuch, eines Loder und so mancher anderen: es ist ein schwer entwirrbares Gespinst aus berechtigter Unzufriedenheit, starkem Berufsehrgeiz, übergroßer Geschäftstüchtigkeit, häßlicher Schadenfreude, übler Intrige und verlegener Unsicherheit, in das die Briefe aus jenen Tagen, besonders wieder diejenigen Voigts an Goethe, hineinleuchten.

Und nun erlebt man den zuerst fast fieberhaften Anlauf der Goetheschen Rettungsaktion. Vom 28. August bis etwa zum 12. September gab es für Goethe Wochen angestrengter, aufreibender, zeitweise quälender Arbeit, ein anhaltendes Korrespondieren und Konferieren, in dem nur die seltenen Spazierfahrten und die spätabendliche Beschäftigung mit Köhlers „Münzbelustigungen"[105] eine Entspannung boten. Auch nach die-

[104] Briefe 16, S. 280.

[105] Die zahlreichen Bände des Werkes „Historische Münzbelustigungen" von Johann David Köhler (1684—1755) gingen zwischen den Häusern Voigts und Goethes hin und her. Goethe schöpfte aus dem Werk so viel Ablenkung und Anregung, daß er später, 1816, selbst die Herausgabe einer Schrift „Münzbelustigungen" plante.

sen ersten Wochen blieb das Geschäft noch mühevoll und zeitraubend genug, doch nahm das energisch, ja stürmisch Eingeleitete dann einen etwas langsameren, ruhigeren Fortgang. Bewunderungswürdig die überlegene Sicherheit, mit der Goethe das Steuer führte. Eine unbeirrbare Zuversicht strahlte von ihm auf alle Beteiligten aus und hat sicher entscheidend zum Gelingen des schwierigen Unternehmens beigetragen. Von unschätzbarer Bedeutung war aber die Mithilfe Voigts. Die Briefe zwischen ihm und Goethe gewähren gerade in diesen sorgenvollen Wochen einen besonders schönen Eindruck von kollegialer Zusammenarbeit, bei der beide Amtsgefährten, *sub specie aeternitatis* so verschieden an geistigem Rang, aber einig in ihrem kulturellen Verantwortungsgefühl und in ihrer Liebe zum *genius loci* von Weimar und Jena, einen Großteil ihrer Zeit und das ganze Gewicht ihres Ansehens in die Waagschale warfen. Carl August nahm jetzt lebhaft an allem teil, und auch Schiller lieh dem Werk seine helfende Hand.

Die Aufgabe war, einen vollwertigen, ja wenn möglich besseren Ersatz für die durch Schütz nach Halle verpflanzte Allgemeine Literaturzeitung in Jena zu schaffen, und zwar in der Weise, daß die Kontinuität möglichst gewahrt blieb. Das neue Blatt sollte als die unmittelbare Fortsetzung des alten, als die eigentliche und echte „A. L. Z." erscheinen. Bei dem fast gleichzeitigen Verlust nahezu sämtlicher Träger und Mitarbeiter des bisherigen Organs und natürlich auch einer großen Zahl seiner Leser lief das Vorhaben praktisch auf eine vollständige Neugründung hinaus, bei der schlechterdings alles — angefangen von der finanziellen Grundlage und dem Redaktionsstab bis hin zum technischen Apparat und zum Bezieherkreis — neu zu schaffen und aufzubauen war.

Es wäre der Mühe wert, dieses Wirken Goethes und überhaupt den ganzen Komplex von Fragen um das Ende der alten und den Anfang der neuen Jenaischen Literaturzeitung einmal auf breitester Quellengrundlage zu untersuchen und darzustellen. Man könnte sich zu einem solchen Unternehmen durch Goethe selbst aufgefordert finden, der in den Tag- und Jahresheften schreibt: „Die Aktenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt; vielleicht ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit".[106] Diese gewiß lohnende Aufgabe soll und kann hier nicht in An-

[106] Goethe denkt sicher vor allem an die beiden noch jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar unter des Dichters Privatakten verwahrten Faszikel LZ I und LZ II. Dazu kommt umfangreiches weiteres Material, darunter nicht zuletzt die Voigtbriefe, und zwar nicht allein die an Goethe, sondern auch die an Eichstädt und an Böttiger. „Aus Voigts Briefen an Eichstädt" sind einige (aus den Sammlungen der Jenaer Universitätsbibliothek) veröffentlicht von *Georg Goetz* (Zeitschr. d. V. f. thür. Gesch., N. F. Bd. 27, 1927, S. 157—220), während *Ludwig Geiger*, Aus Alt-Weimar, Mit-

griff genommen werden; es muß vielmehr genügen, Goethes Leistung mit ein paar kurzen Strichen mehr andeutend als ausführend zu kennzeichnen und so das Gesamtbild jener gleichsam auf drei Gleisen verlaufenden Goetheschen Rettungstat für die Universität Jena auch nach dieser Seite zu ergänzen.

Die Hauptsache war, daß es gelang, geeignete Nachfolger für den Herausgeber Schütz und den Verleger Bertuch zu finden. Da war es ein besondrer Glücksumstand, daß Schützens bewährter Assistent sowohl in seinem akademischen Lehramt als auch in der Redaktion der Zeitung, der außerordentliche Professor Heinrich Carl Abraham Eichstädt[107], der Universität Jena in der allgemeinen Abfallbewegung treu blieb. Einst fast gegen Wunsch und Willen der Weimarer Geheimräte auf Betreiben Gothas nach Jena berufen[108] und einige Jahre später auch nur auf ungewöhnlich starkes gothaisches Drängen hier gehalten[109], wurde jetzt der energische Altphilologe, gewissermaßen durch den Zufall seiner bisherigen Stellung zu Schütz, zum engsten Helfer und Mitarbeiter der ihm vordem so wenig günstig gesonnenen weimarischen Staatsmänner. Er wurde der Nachfolger von Schütz nicht nur auf dessen philologischem Lehrstuhl, nämlich in seinem Amt als Professor der Beredsamkeit und Poesie, sondern er übernahm zugleich die Hauptschriftleitung der neuen A. L. Z.

Eichstädt war es auch, der dem Institut seinen Verleger und Geldgeber oder, wie Voigt es ausdrückte, seinen „Fondierer" verschaffte in der Person des ihm befreundeten Kommissionsrates Heun[110], eines ebenso vermögenden wie betriebsamen und literarisch aufgeschlossenen Mannes, der übrigens unter dem Pseudonym Heinrich Clauren selbst schriftstellerisch tätig war und durch seine süßlichen Romane und Novellen den Spott Hauffs erregt hat. Mit Heun besprach Voigt den geschäftlich-

---

theilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen, Berlin 1897, eine Anzahl Briefe Voigts an Böttiger (aus der Dresdener Landesbibliothek) bietet. Die Universitätsbibliothek zu Jena und das Thüringische Staatsarchiv Weimar bergen weiteren wertvollen Quellenstoff. Von bisherigen Darstellungen sei nur genannt: *Wilhelm Feldmann*, Friedrich Justin Bertuch (Saarbrücken 1902), in dem Kapitel: Der Literaturzeitungskrieg, S. 86 ff.

[107] 1772—1848. Über ihn vgl. bes. *Woldemar Frh. von Biedermann*, Goethes Briefe an Eichstädt, mit Erläuterungen herausgegeben, Berlin 1872, ferner *Georg Goetz*. Aus Voigts Briefen an Eichstädt, Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Jena, in: Zeitschr. d. V. f. thür. Gesch., N. F. Bd. 27, 1927, S. 157 ff., und *Georg Goetz*, Geschichte der klassischen Studien an der Universität Jena von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Jena 1928, S. 26—42.

[108] Über dieses Widerstreben vgl. z. B. Goethes Briefwechsel mit Voigt, Band 1, Nr. 252 u. 302.

[109] Vgl. ebenda, Bd. 2, Nr. 262, 263, 264.

[110] Carl Gottlob Samuel, 1771—1854. Er war zuletzt Geheimer Hofrat beim Generalpostamt in Berlin.

finanziellen Teil der Neugründung; es war, nach seinem Bericht an Goethe[111], ein „schlimmes Entretien"; aber es gelang doch, Heun zur Hergabe des ganzen Gründungskapitals zu bewegen, während der Staat nur mit moralischen Hilfen, so mit Erteilung besonderer Privilegien für das Blatt, beisprang. Es war ein Anfang, lange hat sich Heun dann nicht bewährt.

Dagegen ging es bei den fast täglichen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen Goethes und Voigts mit Eichstädt[112] in erster Linie um die innere Gestaltung des neuen Instituts. Dieses sollte fortschrittlichere Züge aufweisen als die alte A. L. Z. In seiner zugreifenden, sicheren Art machte Eichstädt seine Vorschläge. Schnell gewann der glänzende Humanist, den ungewöhnliche Vielseitigkeit und seltene Geschäftsgewandtheit zum Redakteur einer universal gerichteten Gelehrtenzeitung geradezu bestimmt zu haben schienen, Goethes und Voigts Vertrauen, ja ihre Freundschaft. Im Briefwechsel beider Minister war er zeitweilig die zentrale Gestalt.

Trotzdem lag die eigentliche geistige Führung zunächst eindeutig in Goethes Händen. Er war es vor allem, der dem Blatt seinen Mitarbeiterkreis gewann. Sein eigner Rang in der europäischen gelehrten Welt und seine umfassende Personenkenntnis befähigten ihn wie keinen anderen zu dieser Leistung. Mit den Nahewohnenden wurde wohl meist mündlich verhandelt. Den Entfernteren schrieb entweder Goethe selbst Briefe, die in der Art der Darstellung der Jenaer Vorfälle und in der Form der Anfrage an die zu gewinnenden Rezensenten kleine diplomatische Kabinettstücke sind[113]. Oder er ließ durch Eichstädt an sie schreiben, dem er wiederholt Listen der einzelnen Besprechungsgebiete und ihrer in Aussicht genommenen Bearbeiter schickte[114]. Schon sehr schnell stand „die eminente Majorität Weimarischer und Jenaischer Gelehrter und Gelahrtheitsgenossen"[115] als ständige Kerntruppe zur Mitwirkung bereit. An bekannten Namen aus diesem engeren Kreise seien nur Schiller, Herder (der freilich schon im Dezember starb), Hegel, Meyer, Voß, Riemer, Fernow, Falk, Vater und Sohn Voigt, Vulpius, Thon genannt. Doch auch schlichtere einheimische Geister ohne besonderen Namen in der literarischen Welt sollten in ihrem Spezialfach Verwendung finden: der

[111] Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 419.
[112] Vgl. den Goethe-Voigt-Briefwechsel im September 1803 sowie Goethes gleichzeitige Tagebucheintragungen.
[113] So an Johannes von Müller am 4. Sept. (Weim. Ausg., IV, 16, S. 290—293), an A. W. Schlegel am 5. Sept. (ebenda S. 293—295), an Fr. A. Wolf am [7. Sept.] (ebenda S. 300/1), an Schleiermacher [Sept. od. Okt.] (ebenda S. 313/4), an Steffens am 7. Okt. (ebenda S. 321/2).
[114] Ebenda, S. 308 ff., 328 f., 345 f.
[115] Ebenda, S. 292, im Brief an Johannes von Müller.

Geheime Rat von Lyncker für Viehzucht und Cameralia, der Kammerarchivarius Kruse für landwirtschaftliche Fragen, der Kondukteur Sartorius für Straßenbau, der Geheime Kanzleisecretarius Vogel für Schönschreibekunst, der Vermessungssekretär Güßefeld für Kartographie; auch der französische Mundkoch Anna Amalias, le Goullon, wurde als Rezensent in seinem Fach in Aussicht genommen! Doch mußten natürlich auswärtige Sachkenner, besonders solche berühmten Namens, hinzukommen, um dem Institut größere Anziehungskraft und gewissermaßen europäisches Format zu verleihen. An A . W. Schlegel, Johannes von Müller, Schleiermacher, Fichte, Steffens, Zelter, Wilhelm von Humboldt, Friedrich August Wolf, ferner an den Astronomen von Zach, den Mediziner Ebel, den Bankier Mendelssohn, den Komponisten Reichardt, den Musikwissenschaftler Rochlitz, den schwedischen Dichter und Diplomaten Carl Gustav von Brinkmann — um nur einige anzuführen — ergingen Anbote, und von vielen erfolgten Zusagen.

Des weiteren war Goethes und Eichstädts Zusammenwirken der Abwehr publizistischer Angriffe gewidmet. Es mußte Goethe und Voigt aufs tiefste treffen, wenn Kotzebue, der seine Pressekampagne gegen Weimar und Jena fortsetzte, im „Freimütigen" die Aktien der neuen A. L. Z. — die es übrigens gar nicht gab, da Heun bekanntlich die ganze Finanzierung übernahm — mit den Ilmenauer Kuxen verglich[116]! Es geschah ja um die gleiche Zeit, daß das Ilmenauer Bergwerk, dem einst beide Ministerkollegen die ganze Kraft ihrer jüngeren Mannesjahre zugewandt hatten, nach vergeblichen Stützungsversuchen zusammenbrach und der bedeutendste kommerzielle Unternehmer des Herzogtums, Bertuch, sein Geld aus dem dahinsiechenden Unternehmen zurückzog — der gleiche Bertuch, der jetzt die alte A. L. Z. von Jena nach Halle verpflanzen half! Kotzebues boshafter Vergleich, mochte er noch so sehr hinken, berührte ganz entschieden die wundeste Stelle in Goethes gesamtem Berufswirken für den Weimarischen Staat. Umso mehr sah man sich nun zu äußerstem Bemühen für die neue A. L. Z. angestachelt. Man erwiderte jene Angriffe durch Richtigstellungen und Gegenerklärungen in mehreren angesehenen Zeitungen. Einer ausführlichen Kundgebung des Jenaer akademischen Senats, an der Goethe redaktionell mitwirkte, wurde oben schon in anderem Zusammenhang gedacht[117]. Dazu kam nun eine ausgedehnte, von Goethe und Voigt sorgsam gelenkte, briefliche und journalistische Propaganda für das neue Blatt. Nach Regensburg, Wien, Frankfurt, Hamburg, Dresden wurden Fäden geknüpft. Auch im Ausland suchte man der neuen A. L. Z. einen zuverlässigen Abnehmer-

[116] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 422.
[117] Seite 185.

und Mitarbeiterkreis zu sichern. Es traf sich günstig, daß zur gleichen Zeit die Verlobung des Erbprinzen Carl Friedrich mit Maria Paulowna das Land Sachsen-Weimar in nahe Beziehungen zu Rußland brachte. So fand die Zeitung in Petersburg und andren Kulturzentren des großen Ostreiches Eingang, wo Staatsmänner und Gelehrte wie Maximilian von Klinger ihr den Weg bahnen halfen. Planmäßig förderten Goethe, Voigt und Eichstädt diese vielversprechende Verbindung, und Heun reiste im Spätherbst, versehen mit Weimarer Briefen, in die russische Hauptstadt.

Natürlich ging nicht alles glatt und reibungslos. Hatte Goethe am 6. September — nach kaum anderthalbwöchiger Arbeit auf diesem Gebiet — hoffnungsfroh an Schiller geschrieben: „Heute ist es das erste Mal, daß mir die Sache Spaß macht“[118], so klagte er bald „über die Gesichter, welche dieses Geschäft abermals zu schneiden anfängt“[119]. Am schlimmsten war es, daß Anfang November preußische Schikane dem Jenaer Vorhaben Schwierigkeiten in den Weg legte[120]. Das Berliner Kabinett wollte mit Rücksicht auf das Schützische Konkurrenzunternehmen im preußischen Halle die Beförderung des Jenaer Blattes durch die preußische Post verbieten und so seine Verbreitung erschweren. Hier war es nun in erster Linie Voigts Rechtskenntnis und Geschäftserfahrung, die zur Abwehr dieser Pläne zum Einsatz kamen. Durch seinen Vorschlag, dem Blatt zum Unterschiede von dem Schützischen den Namen Jenaische Allgemeine Literaturzeitung zu geben, wodurch freilich der Bruch der Kontinuität nun doch offenkundiger wurde, entzog Voigt dem Gegner den Vorwand zu diesem Schritt. Doch bedurfte es noch umständlichen mündlichen und schriftlichen Unterhandelns, bis am Ende des Jahres diese Gefahren ziemlich behoben waren. Auch halbpolitische Töne klangen dabei an, Persönlichkeiten von diplomatischem Rang, neben Carl August selber sein Berliner Resident Faudel, die preußischen Minister Schulenburg und Haugwitz, der Thurn- und Taxissche Generaloberpostmeister von Vrints waren Mitwirkende in diesem seltsamen Spiel, dem Goethe von Jena aus teilnehmend, gelegentlich auch durch Bereitstellung eines Briefentwurfes selbst mitwirkend, zusah.

Von Jena aus: denn hier verbrachte Goethe die Zeit vom 1. bis 12. November und dann wieder die viereinhalb Wochen vom 24. November bis zum 24. Dezember. Mit Eichstädt und den übrigen Vertrauten legte er hier an Ort und Stelle letzte redaktionelle Hand an die ersten Hefte des neuen Organs, das mit dem Beginn des neuen Jahres recht volltö-

[118] Weim. Ausg., IV, 16, S. 297.
[119] An Voigt, 11. Okt. 1803, Weim. Ausg., IV, 16, S. 325; Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 425.
[120] Hierzu siehe Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 426, 428, 429, 430, 433, 436, 437, 439, 440, 442, 456, 458, 461, 462, 465, 466.

nend und gewichtig seinen Weg antreten sollte[121]. Keiner wußte diese „literarischen Wirbel" so anzuerkennen wie Voigt, der sich klar darüber war, daß das Blatt „wenigstens für den ersten Eintritt keine ganz unbedeutende Rezension" enthalten dürfe. Ob Goethe jetzt schon die Nebenabsicht im Auge hatte, sich in der Zeitung gewissermaßen sein „amtliches" wissenschaftliches und künstlerisches Sprachrohr zu schaffen? In einigen Strichen scheint sich diese künftige Linie bereits anzudeuten.

Doch nicht nur die A. L. Z., auch alle jene anderen „Academica", von denen wir sprachen, haben Goethe in diesen Jenaer Wochen anhaltend beschäftigt. In zahlreichen Beratungen mit maßgeblichen Persönlichkeiten vollzog sich Grundlegendes für den Fortbestand der Universität. Mitten in diesen Arbeiten erreichte den Dichter am 13. Dezember Voigts Meldung von der Ankunft der Frau von Staël in Weimar; Herzogin Luise ließ Goethe den Wunsch übermitteln, er möge sogleich zurückkehren, da der französische Gast nur erscheine, um ihn kennenzulernen und seine Urteile zu vernehmen[122]! Nichts konnte in diesem Moment ungelegener kommen. So war es nicht Laune oder Eitelkeit, wie manchmal wohl gesagt wird, weshalb Goethe der anspruchsvollen Dame zunächst noch auszuweichen suchte und sowohl Voigt als auch Schiller zu Dolmetschern seines Wunsches machte, noch einige Tage in Jena verweilen zu können. Vielmehr legte ihm Verantwortungsbewußtsein die Pflicht auf, sein Jenaer Geschäft planvoll zu beenden. Carl August wußte das zu würdigen[123]. Es kam Goethe in diesen Tagen vor allem darauf an, die Jenaer Professoren wieder enger zusammenzubringen, alten Zwist zu glätten, neue Zuversicht zu wecken, neues Prestige zu schaffen. So hatte er schon am Abend des 3. Dezember eine stattliche Gesellschaft von Lehrern, u. a. Stark, Eichstädt, Schelver, Fernow, Hegel, Niethammer, im Schloß um sich versammelt[124]. Wenn wir nun — auf Grund von Einladungslisten, die Voigt von Weimar aus aufstellen half[125] — am 16. und am 23. Dezember wieder prominente Persönlichkeiten der Jenaer akademischen Welt, ältere wie Hennings, Ulrich, Heinrich und Gruner neben jüngeren wie Eichstädt, Seebeck, Fischer und Augusti, zu großen Tees bei Goethe vereint sehen, so dürfen wir diesen gesellschaftlichen Ereignissen geradezu demonstrativen Charakter beimessen: es galt, vor aller Welt zu zeigen, daß die Universität Jena kein *caput mortuum* war, sondern unter Goethes Schutz sich weiter tüchtig zu regen vermochte. Erst am Tage nach dem letzten „Tee", am 24. Dezember, ist Goethe nach

[121] Vgl. immer die Tagebücher und Briefe.
[122] Goethe-Voigt-Briefwechsel, Bd. 2, Nr. 456.
[123] Ebenda, Nr. 458.
[124] Hierzu und zum folgenden vgl. Goethes Tagebuch.
[125] Goethes Briefwechsel mit Voigt, Bd. 2, Nr. 451.

Weimar zurückgefahren, wo er nun sogleich die Fühlung zu dem Gast aus Frankreich aufnahm.

Er konnte mit Voigt am Schluß dieses ereignisreichen Jahres auf manches Erreichte, auf vieles verheißungsvoll Angebahnte blicken. Die Jenaer Krise war fürs erste behoben. Die Universität stand nicht am Ende, eher an einem bescheidenen Neuanfang. In institutsmäßiger wie in personeller Hinsicht war sie wenigstens arbeitsfähig. Ihr Bau wies wohl noch erhebliche Risse auf, doch war sein Gefüge immerhin so weit gestützt und gefestigt, daß es in den folgenden Jahren neue gefährliche Stürme und auch die furchtbaren Folgen des Zusammenbruchs von 1806 zu überstehen vermochte. Ganz besonders wichtig war es, daß die A. L. Z. vom Untergang gerettet war. Sie nahm — zwar nun längst nicht mehr „das Wahrzeichen der Glanzzeit Jenas", aber doch eine eindrucksvolle und unüberhörbare Stimme weimar-jenaischer Geistesbemühungen — einen neuen bemerkenswerten Anlauf. Und so gediegen war der Grund, den Goethe 1803 mit Hilfe Voigts und Eichstädts für das gelehrte Organ gelegt hatte, daß dieses sowohl Voigt als auch den Dichter selbst beträchtlich überlebte. Bis 1841 führte Eichstädt das Blatt, das dann unter anderer Leitung noch bis 1848 bestanden hat.

Es ist ein voll gerütteltes Maß amtlicher und halbamtlicher Arbeit, die Goethe 1803 für Jena geleistet hat. Bekanntlich gehört das Jahr nicht zu den eigentlich schöpferischen Epochen in Goethes Dichterleben. Es entstand damals überhaupt kein Dichtwerk von Rang, und die sonstige wenig umfangreiche schriftstellerische Arbeit trug wissenschaftlichen und kunsttheoretischen Charakter. Müßig danach zu forschen, ob das Übermaß der Berufsarbeit den Quell der Poesie stocken ließ oder ob nicht vielmehr weit tiefer zu begründendes Verstummen schöpferischer Kraft in einer entschiedeneren Hinwendung zur strengen und dringlichen „Forderung des Tages" sein gleichsam natürliches Korrelat fand. Wer durchaus festhalten will an dem früher so oft geäußerten Bedauern, daß dem Dichter Goethe durch seine mühsame und im Enderfolg naturgemäß nicht allzu erhebliche Amtsarbeit für das kleine sachsen-weimarische Staatswesen viel kostbare Zeit für seinen eigentlichen Lebensberuf geraubt worden sei, möge sich in dem besonderen Falle des Jenaer Krisenjahres 1803 daran erinnern, daß die häufige dienstliche Anwesenheit in Jena dem tagsüber angespannt Schaffenden des Abends oft den angeregten Verkehr im Frommannschen Haus und den Umgang mit Minchen Herzlieb, damals freilich fast noch einem Kinde, schenkte. Hier liegt ja erlebnismäßig der erste Keim zu dem späteren neuen starken Aufbruch ursprünglichen Dichtertums in den „Wahlverwandtschaften". Aber eigentlich sollte es solchen Hinweises kaum bedürfen. Es greift bei

Goethe immer eines ins andere, und alles eint sich zur Totalität eines großen Lebens- und Wirkenszusammenhanges. So dürfen wir uns auch bei dem Blick auf das Schaffen Goethes im Jenaer Krisenjahr 1803 von dem einst in beschwingten Jugendtagen enthusiastisch hingeworfenen, aber doch seltsam tiefen und gültigen Wort Wielands ansprechen lassen, daß „an diesem herrlichen Gottesmenschen nichts verloren geht".

Zum Thema der Auslandsreisen im 17. Jahrhundert

Von Wilhelm Treue

Auslandsreisen, Reiseaufzeichnungen, Reisebeschreibungen und Reisehandbücher nehmen in der englischen Kulturgeschichte einen breiten Raum ein — einen breiteren, als in der eines jeden anderen Volkes. Das liegt nicht zuletzt daran, daß die Auslandsreise des Engländers notwendig stets ein größeres Unternehmen gewesen ist, als die eines Kontinentalen, der allein Grenzen und nicht obendrein das Meer zu überwinden hatte, wenn er die Heimat verlassen wollte. Seereisen als solche aber, nicht zuletzt Entdeckungs- und Forschungsreisen außerhalb Europas, nahmen seit dem 16. Jahrhundert einen schnell wachsenden Anteil an diesen Reisen ein. Die große, vielbändige Sammlung von Reisebeschreibungen der Hakluyt Society stellt eine nahezu unerschöpfliche Quelle in diesem Bereich dar. Ihr und der ähnlichen Sammlung der Linschoten-Vereinigung in Holland kann in keinem anderen Staate etwas annähernd Entsprechendes gegenübergestellt werden. Inhalt, Zweck und Ziel dieser Reisen wechselten nicht allein von Mensch zu Mensch, sondern ebenso auch von Zeitalter zu Zeitalter — wie gleichfalls die äußeren Formen sehr unterschiedlich waren: nicht allein die Beschreibung einer Reise im 17. Jahrhundert hatte einen anderen Stil als im 16. oder im 18. Jahrhundert — auch der Inhalt der Reise, die Interessengebiete und selbst das Auge variierten und variieren noch heute auf eine sehr bemerkenswerte und kulturgeschichtlich höchst interessante Weise. Die Reisehandbücher spiegeln solche Wandlungen, verursachen sie jedoch auch in gewissem Umfange — von den dabei zu beobachtenden Unterschieden von Volk zu Volk ganz zu schweigen. Noch ist die Geschichte des Reisehandbuches als Wiedergabe wechselnder Interessenrichtungen wie als Erziehungs- und Beeinflussungsmittel nicht geschrieben.

Unter solchen Gesichtspunkten ist es sehr zu begrüßen, daß John W. Stoye[1] in einem auch äußerlich starken, inhaltsreichen Bande „Englische Reisen im Ausland" im 17. Jahrhundert (im wesentlichen in dessen erster Hälfte) betrachtet. *Their Influence in English Society and Politics* heißt bezeichnenderweise der Untertitel des Buches, das sich mit Reisen nach und in Italien, den Niederlanden, Spanien und Frankreich — politischen Schwerpunkten und kulturellen Zentren also — beschäftigt. Der Raum östlich des Rheines — dazu gehört auch Rußland, in dem es immerhin starke englische Wirtschafts-Interessen gab — sowie Österreich und außereuropäische Länder überhaupt sind also von der Betrachtung ausgeschlossen. Und es handelt sich um die Reisenden, die *travellers* — nicht um die Reisen: ein sehr wichtiger Unterschied. Denn Stoye interessiert sich glücklicherweise in erster Linie für die Geschichte der

---

[1] *John Walter Stoye*, English Travellers abroad 1604—1607. Their influence in English Society and Politics. Jonathan Cape, London 1952, 479 S., 30 sh.

politisch führenden Gesellschaftsschichten mit ihrer ganzen Umgebung und ihrem großen Anhang: mit ihren Protektoren und Protegés, mit Lehrern, Reisebegleitern und Reisemarschällen. Die Privatsphäre der großen Familien ist der eine Kreis; aber er überschneidet sich mit dem anderen der Politik. Die Bildungsreise stellt zugleich Einführung in den späteren Beruf des Konsuls, des Gesandten, auch des Parlamentsabgeordneten, schließlich des Staatssekretärs und Ministers dar.

Das bedeutet zugleich, daß das Material zu einem solchen Buch nicht allein in Notizbüchern und Familienbriefen zu suchen und zu finden ist — es liegt ebenso, und häufig allein, in Andeutungen und Nebensätzen erster Berichte eines jungen Mannes, der eben noch zu sehen lernt, der vorläufig nur ahnt, was im politischen Bereich von Bedeutung sein mag — erster Berichte, die aber gleichwohl über den Charakter, die Formbarkeit und Verwendungsmöglichkeit des Berichterstatters Auskunft geben und daher für dessen Zukunft wie für die seines Landes von entscheidender Bedeutung sein können. Darüber hinaus wurde allerdings auch der Reisende selbst in einer Zeit, die noch in den Anfängen der Diplomatie steckte, und in einer Periode stärksten internationalen Mißtrauens zum Gegenstand der Beobachtung und Überwachung — d. h. in den Korrespondenzen der Agenten und Diplomaten findet man Angaben über den Eindruck, den der jugendliche Reisende auf seine Landsleute im Ausland gemacht hat und der später seine Karriere unvermeidlich beeinflussen wird.

Es ist nicht leicht, aus solchen diplomatischen und halbdiplomatischen Berichten, die von jeher zu gleichmäßigen Formen und stereotypen Formulierungen neigen, einen wichtigen Teil der Bildungsgeschichte des jungen englischen Adels herauszulesen: was der Jüngling mitnahm von den fremden Höfen, die er zum ersten Male sah, was er sich zu Eigen machte von der Fülle ausländischer Kunstschätze, die ihm gleichfalls bis dahin unbekannt geblieben waren, und nicht zuletzt, wie er reagierte auf den ihm zumeist bis dahin fremden Katholizismus. An dieser Reaktion auf die andere Konfession schieden sich nicht allein die Geister, sondern auch die Karrieren.

Der Reichtum an Quellen zu einer solchen Arbeit ist in England überwältigend und dennoch keineswegs vollständig. Im Britischen Museum und bei anderen Bibliotheken liegen, wie in deutschen Staats- und Privatarchiven, unzählige Reisetagebücher sehr verschiedener Qualität und Länge; sie variieren zwischen lückenloser Beschreibung alles Sehenswerten, — wobei die interessante Frage auftaucht: was ist zu den verschiedenen Zeiten „alles Sehenswerte" gewesen? — über die Akzentuierung der Interessenrichtung durch Auswahl bis schließlich hin zu genauen Eintragungen in den ersten Tagen und zufälligen Notizen und Stichworten während der für den Historiker eigentlich erst interessanten Abschnitte der Reise. Immerhin: hier liegen die eigentlichen, die unmittelbaren Quellen für die Geschichte der Bildungsreisen des 17. Jahrhunderts, für *the gentleman's tour of Europe*, für die *tour de France*, den *giro d'Italia* — für ein wesentliches Stück Bildungsgeschichte also, und zwar nicht allein kleiner und enger Adelszirkel, sondern indirekt über die Auswirkung des Gesehenen, Gehörten, Erfahrenen und Heimgebrachten ein Stück der Bildungs- und Interessengeschichte sehr viel

weiterer Kreise, nicht zuletzt von Künstlergruppen, die sich — zumeist daheimgeblieben — dem veränderten, in Erinnerungen schwelgenden Geschmack ihrer Mäzene, Auftraggeber und Käufer anpassen mußten.

Diese Reisetagebücher zu lesen, ist im allgemeinen weder leicht noch sehr unterhaltsam. Sie sind erstaunlich monoton und stereotyp — was immerhin die Gleichförmigkeit der Bildung bezeugt. Obendrein kann man an dieser Uniformität der Tagebücher, Briefe und Notizen ablesen, wie der *Grand Tour* im Laufe des 17. Jahrhunderts immer festere Formen annahm: wohin der Vater, der ältere Bruder gereist war, dahin richteten sich Reiseziel und Auge des Jüngeren. Die Originalität des Reisenden nahm im gleichen Grade ab, wie die Zahl der Reisenden wuchs: die Konvention verschlingt die Individualität auch in diesem Bereich.

Betrachtet man den Kreis der Reisenden, so hat man ihn zu trennen von denen, die, wie so viele Schotten und Iren, auf den Kontinent zogen, um dort etwa als Soldaten und Offiziere in Deutschland, in Skandinavien, Polen oder Böhmen ihr Glück zu machen. Der Reisende unseres Typs — das ist eines seiner Charakteristika — war kein Auswanderer, auch nicht vorübergehend. Man würde seine Geisteshaltung prinzipiell verkennen, wenn man diese Unterscheidung nicht machte. Er beobachtete, er belehrte und amüsierte sich, er schlug wohl auch die Zeit tot, deren Wert er, jung, wie er meist war, noch nicht zu schätzen verstand; er lernte reiten, mit dem Degen fechten, tanzen, sich dem Papst und weltlichen Fürsten präsentieren, er verstand es schließlich auch wohl, diese Fürsten um Reisebeihilfen, um Sinekuren und Titel, um Offizierspatente und selbst nur um vage Versprechungen anzubetteln — aber er gab nicht einen Augenblick freiwillig oder gar gezwungen seine Heimat auf. Emigranten-Tagebücher — selbst die von auf baldige Rückkehr hoffenden Optimisten — sehen anders aus als Reisenotizen eines Jünglings, der für 1, 2 oder wohl auch gelegentlich 3 Jahre mit mehr oder weniger üppigen Mitteln über den Kanal geschickt wurde, um sich in der Welt umzusehen und auf seine künftige Stellung als Angehöriger einer regierenden Adelsschicht vorzubereiten. Die rund einhundert Memoiren deutscher Emigranten von 1848 sind von der politisch-soziologischen Seite her noch so wenig durchgearbeitet worden wie die der Emigranten des 17. und 18. Jahrhundert. Wie der Emigrant früherer Jahrhunderte sich verwandelt, was er abgelegt, gelernt und angenommen hat, ist im Kern noch nicht erforscht. Erinnert sei nur an Jakob Burckhardts distanzierte Stellungnahme zum Problem im allgemeinen, dargestellt an der griechischen Antike vor dem Hintergrund des eigenen Miterlebens (Weltgesch. Betracht. IV, Abs. über „Restaurationen").

Ob die Engländer das reiselustigste Volk des 17. Jahrhunderts gewesen sind, dürfte schwer zu entscheiden sein. Sir Thomas Palmer schrieb 1606 an Henry Prince of Wales: *The people of Great Britain (of all other famous and glorious nations separated from the Maine Continent of the world) are by so much the more interessed to become Travailers.* Auf jeden Fall war der Akt des Grenzübertrittes mit dem Schiff etwas Auffälligeres als der zu Pferde oder im Wagen.

Es reiste nun keineswegs nur der Adel. Sondern in dem Maße, in dem zunehmend seit dem 16. Jahrhundert gebildete Laien, die ein Uni-

versitätsstudium aufzuweisen vermochten, in den Dienst der Fürsten traten und die eigentliche Verwaltungsarbeit übernahmen, gehörte auch bei ihnen genau wie bei den Diplomaten die Kenntnis des „Auslandes" zur Vorbereitung auf ihren Beruf. Und sieht man von den Störungen durch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland ab, so förderte das 17. Jahrhundert durch relative Ruhe das Reiseverlangen — umsomehr, als für den adligen oder gelehrten Reisenden die Kriegsfronten durchaus nicht unüberwindbar waren, ja, vielfach überhaupt nicht existierten.

Weit schwieriger stand es um die Religion. Im ausgehenden Zeitalter der Religionskriege und der politischen Stellungnahme durch die Zugehörigkeit zur einen oder anderen Konfession war es für den Protestanten in mehr als einer Hinsicht nicht ungefährlich, in ein katholisches Land zu reisen. Nicht allein, daß er durch Unkenntnis der Festtags- und Fastenbräuche, durch Verletzung von religiös begründeten Landessitten in erhebliche Schwierigkeiten geraten oder z. B. bei der Befreiung vom Fastengebot zu beträchtlichen Geldausgaben gezwungen werden konnte, sondern jedes freundliche Wort zu einem Katholiken, jede Anknüpfung einer harmlosen Bekanntschaft, selbst eine zufällige Begegnung setzte ihn der Gefahr des Mißtrauens seiner Landsleute, insbesondere der ihn ständig beobachtenden Gesandtschaften, Agenten usw. aus: er mochte mit dem religiös-politischen Gegner konspirieren, in dessen Dienste treten, ja, selbst in diesem missionseifrigen Zeitalter konvertieren. Und niemand konnte voraussagen, wie ein Konvertierter sich in späteren Jahren in der Heimat verhalten werde. Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt hat 1619 bei einer nicht ganz gelungenen Pilgerreise zum Heiligen Grabe anläßlich eines Aufenthalts in Rom, der mit Rücksicht auf das Mißtrauen gegenüber den Katholiken auf elf Tage beschränkt wurde, zwar Paul V. besucht; daß er ihm den Pantoffel nicht geküßt habe, wie er ausdrücklich erklärte, wird bereits bestritten; daß er ihm seine „Gemüthsmeinung" schon vorher hatte sagen lassen und aus seiner Zugehörigkeit zur anderen Konfession kein Hehl gemacht und erst recht keine Konversionsabsicht geäußert habe, hob er gleichfalls hervor. Viel wichtiger aber ist für uns der tiefe Eindruck dieser Begegnung auf den Landgrafen: alsbald nach der Heimkehr in die Heimat verbot er, den Papst noch weiterhin von den Kanzeln als Antichrist zu schmähen und die Kirchenagende noch einmal gegen den Papst und die Türken zu richten[2]. Die Toleranz als Frucht der erweiterten Erfahrung und vertieften Kenntnis ist in diesem Kausalzusammenhang selten so offensichtlich geworden.

Alles in allem bildeten häufig religiöse Überlegungen die ernsthaftesten Bedenken gegen den Antritt einer Reise. Aber auch die im engeren Sinne politischen Entwicklungen in England beeinflußten das Reisen. In Elisabeths Zeit des „rein englischen" Hofes war das Leben enger als unter Jakob I. und Karl I. Das Leben am Hofe dieser beiden Könige ließ für junge Adlige Auslandsreisen mit ihrer bildenden Kraft durchaus erwünscht erscheinen — umso mehr, als sich in diesen Jahrzehnten die Einrichtung dau-

[2] *Ludwig Braur*, Die Pilgerreise des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt nach dem Heiligen Grabe; Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde 4, 1845.

ernder Missionen mit einem entsprechenden Gefolge der Gesandten an fremden Höfen recht eigentlich entwickelte. Der Diplomat aber war umso angesehener und stand auf der Leiter der Karriere umso höher, je weiter er gereist war, je mehr Sprachen er gelernt, je tiefer er in das Leben im Auslande, an fremden Höfen hineingesehen hatte. Venedig, Paris, Madrid, Turin, Den Haag — das waren, von England her gesehen, die Zentren politischen Interesses: West- und Südeuropa standen also wie bei den Reisenden auf *Grand Tour* entschieden im Vordergrund.

Doch waren es durchaus nicht nur künftige Diplomaten und Staatsmänner, die im Hinblick auf ihren späteren Beruf reisten und sich dabei ebenso gefährlich weit und lange von den Protektionen und Intrigen ihrer eigenen Kreise in England entfernten, wie sie sich in Italien und Frankreich „Pluspunkte" für ihre künftige diplomatische Verwendung sammelten.

Die Auslandsreise war bald ein Stück Erziehung weiter Kreise, die sie sich erlauben konnten. Sie bildete den Abschluß der Schul- und Universitäts- oder der Hauslehrer-Jahre. Sie beruhte schließlich bei vielen eher auf Neugier und dem Wunsch nach Abwechslung als auf genauer definierten Wünschen nach Bildung oder Beförderung.

Eine weit ausgedehnte Literatur entstand für sie — insbesondere für die Bildungsreise; eine Literatur, deren Qualität von Band zu Band sehr verschieden war. Sie regte die Reiselust ebenso an, wie sie den Reiselustigen belehrte, unterrichtete, begleitete und führte. Und stand der wachsenden Reiselust auf der einen Seite der konservative Hinweis gegenüber, daß die Reisen für Religiosität und Moral gefährlich seien, so auf der andern Seite die snobistische Überlegung, daß hier ein neues Feld für Extravaganzen geöffnet und daß der Gereiste — mit oder ohne Bildungserfolg — dem Nichtgereisten gegenüber gesellschaftlich im Vorteil war. Nicht zuletzt erleichterte die Bildungsreise den Eltern, die es sich leisten konnten, die Erziehung ihrer Kinder in den schwierigsten Jahren: man gab ihnen Kreditbriefe für ein, zwei, ja für fünf und mehr Jahre und überantwortete sie dem Erzieher. Anfangs als Abschluß der Universitäts-, der Erziehungs- und Bildungs-Zeit überhaupt unternommen, wurde *le Tour de France* oder die Europa-Reise, eingeleitet durch einige längere Aufenthalte in verschiedenen ausländischen Städten, auf diese Art für manche zur Schulzeit schlechthin. Deren Ergebnis hing daher ganz und gar ab von den Qualitäten der Mentoren, Reisemarschälle und Tutoren.

Alle diese Reisen haben nicht allein die Reisenden selbst beeinflußt und geformt, sondern durch diese auch die Gesellschaftsschichten der Völker, denen die Reisenden angehörten und nicht zuletzt das Urteil der besuchten Völker über die Besucher. Eine ganze Reihe von einfachen und offensichtlichen wie von komplizierten und verborgenen Beziehungen entstand durch solche Reisen, die aufzuspüren und zu verfolgen mehr als eine harmlose Liebhaberei ist: es handelt sich um einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte der internationalen Beziehungen und der Urteile europäischer Nationen über einander. In einer Zeit, in der die „Presse" weder sehr tief noch sehr breit ins Volk reichte und der Kreis der an der Regierung Beteiligten sehr klein blieb, bildeten die „Völker" sich ihre Urteile über einander gewiß nicht weniger als heute aus

der Erfahrung mit reisenden Ausländern. Das Urteil aus der Begegnung mit diesem oder jenem Individuum wurde zu einem solchen über Millionen, die häufig genug jenen Einzelnen durchaus nicht als ihren gültigen Repräsentanten akzeptiert hätten — wenn sie gefragt worden wären. Der Weg von dem um seines Vergnügens und seiner Bildung willen reisenden unüberlegten Jüngling zur politischen Sympathie oder Aversion war und ist noch immer nicht sehr weit; und die Gesandten, die in jenen Zeiten ihre Pflicht ernst nahmen, beaufsichtigten auch aus diesem wohlerkannten Grunde genau Route, Verhalten und Reputation der Reisenden, über die sie, wenn es sich um Angehörige bekannter Familien handelte — und das traf in der Mehrzahl der Fälle zu — regelmäßig ein paar Worte an ihre politisch-wirtschaftliche Berichterstattung anhängten.

Betrachten wir ein paar Punkte, die Stoye in seinem Buch ganz besonders hervorhebt und die auch für die Geschichte der deutschen Bildungsreisen aus mancherlei Gründen von erheblichem Interesse sind.

Zunächst die Frage der Reisebegleiter und Erzieher, der Tutors im englischen Sprachgebrauch. Stoye widmet ihnen dankenswerterweise ganze Kapitel. Während für den jungen Reisenden auf seiner *Tour d'Europe* Sprache, Reiten, Tanzen, Hoferfahrung, ungewohnte Gesellschaft und fremde Umgebung im Vordergrund der Jahre standen, die von Vergnügungen, Schule, Erziehung und Berufsvorbereitung ausgefüllt waren, bedeuteten sie für den *Tutor* ganz etwas anderes. Er hatte sein Bestes zu geben und sein ganzes Können zu zeigen, da er ja vorankommen wollte. Der junge Mann vom Adel wandte sich nach seiner Rückkehr Heirat, Grundbesitz und Politik zu, wie ihm die Geburt den Weg gewiesen hatte. Für ehrgeizige Reiselehrer und -marschälle dagegen setzte die Zeit ein, in der sie auf Grund ihrer Tätigkeit im Auslande und angesichts der „Erziehungsprodukte" durch Dankbarkeit und Protektion gestützt und gefördert, eine Karriere begannen, die kurz oder lang, ärmlich oder äußerst erfolgreich sein konnte, wie Stoye an einigen Beispielen sehr eindrucksvoll demonstriert.

Doch wird man sich bei einer sehr wünschenswerten umfassenden deutschen Parallel-Untersuchung zu Stoyes Arbeit nicht etwa auf die Reisen des Fürstennachwuchses beschränken dürfen. Für die Tatsache, daß die längere Frankreich- oder Italienreise oder Fahrt durch Westeuropa wie selbstverständlich zur „Schulzeit" auch von Patriziersöhnen gehörte, und daß man bewußt die „Tugend der Weite" suchte, seien nur zwei Beispiele erwähnt: Ernstberger hat uns soeben[2a] einen wertvollen Bericht über „Nürnberger Patrizier- und Geschlechtersöhne auf ihrer Bildungsreise durch Frankreich 1608—1610" gegeben, der vorzüglich die deutsche bürgerliche Seite des Themas beleuchtet. Vier Söhne der Nürnberger Ratsherren Paulus Beheim, Andreas Imhoff, Stephan Bayer und Hieronymus Kress sind 1608 mit einem „praeceptor und inspector" nach Frankreich gezogen, um dort, wie sie ohne Kenntnis der Personen beim Übersetzen über die Marne Heinrich IV. und Maria Medici erklärten, als deutsche Studenten „ihre Ausbildung zu vollenden".

[2a] *Anton Ernstberger:* Nürnberger Patrizier und Geschlechtersöhne auf ihren Bildungsreisen durch Frankreich 1608—1610 (in Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 43. Bd. 1952). S. 345—360.

Dabei standen, Herkunft und späterem Beruf entsprechend, Sprachen- und Menschenkenntnis im Vordergrund, wurden dem Sohne Beheims Ballspiel, Fechten und „Roßspringen" erst nach langen Bitten gestattet. Der Plan, der dann freilich aus familiären und politischen Gründen nicht eingehalten werden konnte, hätte die Jünglinge über Poitier (wo man 11 Monate blieb), La Rochelle, Nantes, Angers (13 Monate Aufenthalt), Bordeaux, Toulouse, Lyon, Tours, Paris, London, Leiden, vielleicht selbst über Italien und Spanien auf einer Route durch Europa geführt, wie sie auch nicht viele englische Adlige so weit zu spannen in der Lage waren.

Und wenn 1643—1646 der 25jährige Straßburger Patriziersohn Elias Brackenhoffer durch Frankreich, die Schweiz und Italien reiste, so ist, abgesehen von seinem wertvollen Reisebericht[2b], für uns von Bedeutung, daß *„un voyage en Suisse, en Allemagne ou en France, voire en Italie ou aux Pays-Bas, était au XVII^e siècle le complément indispensable de toute éducation strasbourgeoise"*.[2c]

In seinem *„Parlement nouveau"* schrieb Daniel Martin: *„Je voy qu'en ceste ville on ne tient conte d'un homme qui n'a rien veu: on l'appelle rostisseur de pomme derrière le fourneau, gardeur de poile ou casanier* (ein Äpfelbrater, Stubenhüter und Hauspennal)."

Eine wichtige Frage ist die nach dem Einfluß des Auslandes, insbesondere Italiens, auf den Reisenden und durch ihn auf seine Gesellschaft und sein Volk. Für das 18. und vollends für das 19. Jahrhundert liegt zu diesem Thema ein unübersehbar reiches, bisher nur zu einem kleinen Teil befriedigend durchgearbeitetes Material vor. Daß Umherreisen eine „Moving Academy or the true Peripatetic School" sei, war ein Gemeinplatz der Zeit, besagt jedoch im Grunde nicht viel: man kann viel und sehr verschiedenes auflesen und verehren. Bücher, die im Anschluß an Reisen geschrieben wurden, bieten einen gewissen Einblick; nicht selten waren sie den Werken anderer erheblich nachempfunden. Die Menge der englischen Bücher und Übersetzungen zu Italienreisen zeigt, wie ausgebreitet, ihr Inhalt deutet aber auch an, wie oberflächlich, hastig und typisiert das Interesse an Italien war. Bücher, Gemälde und Stiche von den bekannten Gebäuden in Italien verbreiteten eine gewisse Lokal- und Gebäudekenntnis, sie popularisierten auch die zu jener Zeit als „groß" und „wertvoll" geltenden Gemälde und Plastiken. In sehr viel geringerem Umfange, nämlich allein in den reichsten Kreisen, geschah dasselbe durch den Erwerb von Originalen. Selbst wenn einige adlige Reisende das Empfinden hatten, ihre Stellung verlange von ihnen ein gewisses Interesse an der Kunst in Verbindung mit Patronage und Mäzenatenhaltung, so stand dem gegenüber die Furcht des Unerfahrenen vor dem Betrüger. Händler aller Typen machten sich auch schon im 17. Jahrhundert an den „interessierten Laien" heran und verstärkten damit dessen natürliches Mißtrauen gegenüber dem Fremdartigen,

[2b] *Reysz* Beschreibung mein Eliä Brackenhoffers von Strasburg (5 Bde.), auszugsweise am ausführlichsten veröffentlicht, soweit sie Frankreich betrifft, von *Henry Lehr:* Voyage en France 1643—1644. Paris 1925.

[2c] *Lehr* a. a. O., S. VI.

der durch Gestik und Sprache noch unheimlicher erschien. Gesandte, die Jahre hindurch in Italien blieben, sich zuverlässige Berater und Vermittler wählen konnten, bildeten freilich eine Gruppe für sich und gewannen häufig nicht allein gute Kunstwerke, sondern durch Kauf und Tausch obendrein beachtliche Geldwerte. In gewissen Zeiten nahm der Kunsthandel mit Hilfe von Agenten einen beträchtlichen Teil von Zeit und Interesse dieser Gesandten ein. Anscheinend nur ein einziger Engländer von Rang ist in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allein des Kunstgenusses und Kunsterwerbes wegen gereist.

Immerhin: während der Jahrzehnte vor dem Bürgerkrieg ist manches italienische Kunstwerk — trotz Gefahr des Seeraubes und der Kaperei gewöhnlich auf dem Seewege — nach England gelangt. Diese Bewegung nahm sofort die entgegengesetzte Richtung ein, als der Krieg begann (und wieder die alte in der Zeit der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege). Juwelen, Silberschätze, Gemälde und Skulpturen wurden von Besitzern und Heerführern alsbald in erster Linie ihrem Geldwert nach beachtet und verwertet. Emigranten nahmen ihre Schätze mit und lebten davon im Gastland. Empfindlich war und noch heute fühlbar ist Englands Verlust durch Verkauf und Verschleuderung erheblicher Teile der Sammlungen Karls I. Diesem Abgang stand ein kaum beachtenswerter Zugang an Kunstwerken von Rang gegenüber. Erst nach 1660 waren auch in dieser Hinsicht die Verhältnisse wieder günstiger. Im allgemeinen aber wurden ganz andere, billige, wert- und kunstlose Dinge zum repräsentativen und damit zum weit einflußreicheren Erinnerungsstück: italienische Spielkarten, Steine von den Katakomben, ein zufällig in Pisa oder Venedig erworbenes Stück Elfenbein oder Horn, das auch nicht das Geringste mit „Italien" zu tun hatte, eine wertlose Darstellung von Romulus, Herkules oder Leda, ein Paar verstaubte Zuckerpflaumen-Imitationen von Tivoli usw.

Etwas anderes, von Stoye kaum Beachtetes kam hinzu: die Reise durch ein Land, dessen große Vergangenheit wenig bekannt war und die meisten Reisenden auch nicht ausreichend interessierte, um die Kunst in dessen Geschichte und in die des Volkes einordnen, verstehen und wirklich aufnehmen zu können, trat seit der Mitte des 17. Jahrhunderts schnell an Interesse immer weiter zurück hinter dem mittleren Orient, Indien und dem Fernen Osten. Was die Ostindische Kompanie, die East Indiamen, was Seide, Baumwollstoffe, Tee, Porzellan, Edelsteine und Gewürze, Lackmöbel, Jade und Duftstoffe, was schließlich die Gewinne der Kaufleute und Kompanien symbolisierten, schob sich entschieden in den Vordergrund. Stoye selbst hat in einer beachtenswerten Zusammenfassung über Italienreisen im 17. Jahrhundert betont:

Während in Deutschland der große Krieg das Reisen für lange Zeit erschwerte, fand der Reisende in Frankreich ruhige Zeiten, und die Route, die von Marseille zur Westküste Italiens bis nach Rom und Neapel und nach der Überquerung der Halbinsel im Osten wieder nordwärts nach Venedig führte, wurde viel benutzt. Mehr und mehr schob Rom, dessen deutsche, vorwiegend aus Handwerkern bestehende Gemeinde nicht allein erheblich größer, sondern auch sozial ganz anders strukturiert war[3] als die

[3] *Friedrich Noack*, Deutsche Gewerbe in Rom (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschafts-Geschichte XIX, 1926, S. 266).

eng um die diplomatische Vertretung gescharte englische Gruppe, sich in dem Maße, in dem die Beziehungen zwischen England und dem päpstlichen Hof freundlicher wurden, in der Wertschätzung der Reisenden an die Stelle des seit alters bevorzugten Venedig. Nicht mehr über Mont Cenis und Brenner führte eine verhältnismäßig kurze Reise nach Oberitalien, sondern der *Giro d'Italia* nahm nun mehr Zeit in Anspruch, war an Meilen sehr viel länger und fand seinen Höhepunkt in Rom. Aber auch diese Zeit wurde von der des *Grand Tour* abgelöst, bei der Italien überhaupt hinter Frankreich an Interesse und Aufwand von Geld und Zeit zurücktrat. Außer Rom war keine italienische Hauptstadt im entferntesten mit Paris zu vergleichen; die englischen Gesandtschaften in Venedig und Turin waren kleine, nicht eben glänzende Horch- und Beobachtungsposten, nicht mehr Repräsentationszentren großen Stils, an denen man Förderung für die eigene Zukunft gewinnen mochte. Das heißt:das Element der Vorbereitung auf die politische Karriere verschwand fast ganz aus dem italienischen Abschnitt der Reise, der nun umso mehr den Charakter der Bildungs- und Kunstreise annahm — falls er nicht gänzlich ausgelassen wurde. In Asien boten sich Attraktionen ganz anderen wirtschaftlichen, politischen, auch künstlerischen Ausmaßes für jedermann an als jene in Italien, die sich ganz doch nur der engen Gruppe der klassisch Gebildeten erschlossen.

Übergehen wir die aus religiösen und gesundheitlichen Motiven nach den Niederlanden sowie Spanien sich wendenden englischen Reisenden. Stoye weiß über die Besucher dieser beiden so ganz verschiedenen Gebiete in seinem inhaltlich ebenso vorzüglichen wie thematisch und gesellschaftsgeschichtlich anregenden Buch viel Interessantes zu berichten. Fragen wir uns statt dessen, wie denn die deutsche Italienreise und die deutsche Form des *Grand Tour* sich neben der englischen ausnahmen. Über deutsche Italienreisen sind wir am genauesten durch Noacks Forschungen unterrichtet[4]. Freilich haben ihn die Beschränkung auf Rom und Italien sowohl wie eine etwas deutschtümelnde Einstellung in Verbindung mit der Selbstbeschränkung auf allein deutsche Reisen verschiedentlich daran gehindert, das Phänomen der Auslandsreise als solches in seiner Vielfalt zu erkennen und zu beschreiben. War es doch z. B. weit mehr und ein sehr viel ursprünglicheres Bedürfnis als allein die Neigung zur „Anbetung alles Fremdländischen", wenn seit dem 16. Jahrhundert in den vornehmen Kreisen Deutschlands die Sitte aufkam, die Söhne zur Erweiterung und zum Abschluß ihrer Erziehung und Bildung ins Ausland zu schicken.

Man wird diese Tendenz, die mehr als nur eine Mode war, doch wohl mit der außerordentlichen „Umwälzung in der Bildungssphäre der Höfe" seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Verbindung bringen müssen, auf die vor vielen Jahren schon Ed. Heyck bei der Be-

[4] *Friedrich Noack*, Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. 2 Bände, Berlin 1927; vgl. auch
ders., Deutsches Leben in Rom 1700—1900. Stuttgart 1907. Sehr viel Material, Literatur, Abbildungen und Anregungen enthalten die beiden umfangreichen, aber leider wenig beachteten Bände von
Friedrich Rauers: Kulturgeschichte der Gaststätte. Berlin 2, 1942 (zus. 1517 Seiten).

trachtung der italienischen Reise der Markgrafen Ferdinand Maximilian und Wilhelm Christoph von Baden-Baden in den Jahren 1644—1646 hingewiesen hat. „Der Regent", so schrieb er, „wünscht und fordert nunmehr, in allem der Erste zu sein, und hat das Bedürfnis und Bestreben, es sein zu können, er will nicht allein der einzige Gebieter, er will auch als Gesetzgeber der erste Theologe, der erste Jurist seines Hofes sein. So ist es die fürstliche Erziehung, die an Bedeutung gewinnt, die notwendig eine treffliche und allgemeine, die zur Wissenschaft und systematischen Methode wird; würden wir den maßgebenden Einfluß dieses Gedankens sonst nicht erkennen, die reiche Literatur würde für ihn zeugen, die er hervorgebracht"[5].

Philander von der Linde mag gegen Ende des 17. Jahrhunderts gespöttet haben: „Ein aufgeweckter Geist muß London und Paris, Rom, Amsterdam, Madrid und andere mehr besuchen"; beim englischen Adel nannte man (abgesehen von London[6]) die gleichen Städte. Denn in der Tat bildeten sie die Zentren des politischen, des wirtschaftlichen, des kulturellen und religiösen Lebens, stellten Tradition und Moderne dort in Verbindung mit höfischer Sitte und Form einen Bildungs- und Ausbildungsreiz dar, wie ihn deutsche Städte nicht zu bieten vermochten. Und keineswegs liefen die Kavaliersreisen, wie Noack meint, „in der Hauptsache doch nur auf vornehme Vergnügungen und verfeinerten Müßiggang hinaus". Beschäftigt man sich nämlich mit der eindrucksvoll langen Liste von Memoiren und Reisebeschreibungen usw. des 17. Jahrhunderts, die Noack selbst sorgfältig zusammengestellt hat und die sich durchaus neben der englischen Reiseliteratur jener Zeit sehen lassen kann, so fällt alsbald ins Auge, wie in den Zeiten territorialstaatlicher Enge, Armut und Streitigkeiten in der Heimat der Sinn für die Weite der Welt, für die Bedeutung der antiken Tradition wie für die Werte der überseeischen Entdeckungen allein auf solchen Reisen und nicht irgendwo in Deutschland selbst entwickelt werden konnte. Wo denn anders als in den Niederlanden, in Amsterdam, dessen „schöne Sachen" Lieselotte von der Pfalz 1695 einmal in einem Brief an die Kurfürstin von Hannover ausdrücklich pries[7], konnte der spätere Große Kurfürst von Brandenburg wie Peter der Große und so viele andere modernen Handels- und Wirtschaftsgeist, Reichtum in Verbindung mit Sparsamkeit, bürgerliche Würde auf der Grundlage strenger Frömmigkeit kennenlernen? Ist nicht wirklich durch die Aufenthalte in Paris die deutsche Kultur alles in allem bereichert worden — trotz des beklagenswerten

[5] *Eduard Heyck*, Die italienische Reise der Markgrafen Ferdinand Maximilian und Wilhelm Christoph von Baden-Baden in den Jahren 1644—1646 (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. 1, 1886, S. 402 ff.).

[6] *John Parkes*, Travel in England in the 17th Century (London 1925) ist für die hier angerührten Fragen leider unergiebig und beschränkt sich im wesentlichen auf die äußeren Bedingungen und Ereignisse beim Reisen. Bemerkenswerter, im Vergleich zu Stoye allerdings noch immer sehr vordergründig ist — für das 18. Jahrhundert —
Rosamond Bayne-Powell, Travellers in Eighteenth-Century England, London 1951.

[7] *Eduard Bodemann*, Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Kurfürstin Sophie von Hannover. 2 Bände, Hannover 1891, Brief 218 (12. 10. 1695).

Verlustes von Straßburg und der Verwüstungen in der Pfalz? Ist von den jungen Fürstensöhnen in Rom und Venedig nicht mehr gewonnen worden als Tanzkunst und Krankheit — nämlich die Fähigkeit, historische Größe zu empfinden, die Macht des Papsttums, aber auch die Glaubenskraft der Katholiken einzuschätzen, aus den Trümmern antiken Lebens Maßstäbe für die eigene Zukunft, Vorbilder und Wegweiser zu gewinnen? Denn die Behauptung: „Kein hoff ist magnifiquer als der zu Berlin nun", die Lieselotte 1707 in einem anderen Brief[8] nach Hannover aufstellte, entsprach doch ganz offensichtlich nicht der Wahrheit — oder nur insofern, als damit ein Fortschritt übertreibend anerkannt werden sollte. Und ohne Zweifel konnten politische und staatsmännische Bekanntschaften, Ausbildung und Vollendung in den strengen Formen der Courtoisie, leidenschaftslose Haltung im Wechsel des Glücks beim Spiel, das zu den *Talents de Societé* gehörte, wie überhaupt das barocke Aequivalent der Formen mittelalterlichen Ritterlebens allein auf Reisen gesucht und gefunden werden.

Auch wurde das Studium der in Italien seit Leonardo da Vincis Zeit blühenden und für deutsche Fürsten besonders wichtigen Fortifikationskunst regelmäßig in den Plan der Bildungsreisen eingefügt — wie nicht anders vor allem bei Jünglingen aus katholischen Dynastien Bekanntschaft mit der italienischen Sprache, der wichtigsten im diplomatischen Verkehr des katholischen Teiles von Europa. Reisen wie die der „Mutter der Könige", der Kurfürstin Sophie von Hannover, wird man freilich aus dem Bereich der Bildungsreisen ausschließen müssen. Diese weit umherfahrende Dame war auf eine maßlos öde Weise ausschließlich an Klatsch, Kleidung, der Wertetafel von Rang und Würde und ähnlichen Dingen interessiert. Sie unterließ denn auch eine zweite Italienreise: „da ich schon dagewesen war, so hatte ich keine Lust, noch einmal dorthin zu gehen[9]."

Weit mehr als der junge Engländer bedurfte der junge Deutsche im 17. Jahrhundert solcher Eindrücke. Und mancher fürstliche Vater hat einsichtsvoll und opferwillig erhebliche Kosten für diese gewissermaßen abschließenden Erziehungsjahre seiner Söhne auf sich genommen, allerdings häufig auch nichts unversucht gelassen, um Verwandte, Freunde und selbst den Papst an ihnen zu beteiligen. Gewiß, unter den Hofmeistern, Reisebegleitern und Erziehern gibt es manche und sehr auffällige Beispiele dafür, daß solche Männer schnell, ungeschickt und falsch ausgewählt wurden oder daß sie dem Ansturm ausländischer Reize mancher Art nicht standhielten, sondern ihre Pflichten vernachlässigten. Der Hofmeister der beiden Prinzen von Baden-Baden, ein Johanniterkomtur aus Worms namens Ulrich Wilhelm Graff, war in seinen Versuchen, jeden Vorteils ziemlich bedenkenlos sich zu versichern, noch nicht das übelste Beispiel dafür. Beschäftigt man sich jedoch mit der Bildungsgeschichte der regierenden Fürsten und des Adels in Deutschland im 17. Jahrhundert, so wird man die positiven Seiten doch noch

[8] Ebenda, Brief 627 (30. 1. 1707).
[9] *Rob. Geerds* (ed.), Die Mutter der Könige von Preußen und England. Memoiren und Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover. Ebenhausen-München o. J., S. 169.

stärker hervorheben und dankbar dafür sein müssen, daß diesen Menschen, denen die Aktivität des Regierens bevorstand, der museale Reiz der Antike zumeist weniger bedeutete, als Glanz, Bewegung, Reichtum, Schönheit und Gefahr des gegenwärtigen Lebens. Noack hat, aus der „schier unübersehbaren Schar von deutschen Fürsten und Edelleuten, die als Gäste am Tiber erschienen", eine reiche Auswahl vorgestellt. Systematisch von der Seite der Bildungsgeschichte durchgearbeitet ist diese Gruppe von Reisenden noch nicht — Stoyes Buch zeigt, wie fruchtbar eine solche Studie sein kann. Und bei oberflächlicher Betrachtung hat man den Eindruck, daß sich aus der Fülle der deutschen Reisen vielleicht noch mehr gewinnen läßt, als aus dem englischen Material: noch mehr Individualität bis zum Kuriosen und Abstrusen, aber auch noch mehr an unmittelbaren Kultur- und Bildungselementen. Gewiß, die Palatina war durch Kriegsraub aus Heidelberg in den Vatikan gelangt — wie in allen Kriegen neben unmittelbarem Geldeswert auch Kunst- und Kulturschätze entführt worden sind, — aber wieviel Anregungen und unberechenbare und unwägbare Werte sind den entgegengesetzten Weg nach Deutschland gekommen!

Und woher hätte der deutsche Fürst, hätte man in Deutschland überhaupt wohl Kenntnisse über Asien und Amerika gewinnen können, wenn nicht aus Italien, Frankreich, den Niederlanden, England und Spanien? Noch immer war Italien im 17. Jahrhundert ein äußerst wichtiges Transitland für Kunst und Wissenschaft aus dem Orient nach Europa. Der Strom war schmaler geworden, aber er war nicht versiegt; ja, im Bereich der katholischen Mission wurde er unzweifelhaft mächtiger und bedeutsamer. Die Bedeutung der katholischen Geistlichen in China für die Chinoiserie im allgemeinsten Sinne und für die Literatur um den Physiokratismus in Europa wird selten in ihrem ganzen Wert gewürdigt. In Rom stießen doch immerhin einige Reisende in diese Bereiche vor. Die Bedeutung von Amsterdam und den Niederlanden überhaupt wie von Paris in diesen Fragen braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Jedes Schiff aus Batavia, Surat, Kanton oder Deschima brachte außer Lackmöbeln, Fächern, Seide, Porzellan und Bildern mit Szenen aus dem fernöstlichen Leben auch Menschen zurück in die Heimat — Kaufleute, Beamte, Seeleute, Soldaten, die dieses Leben für längere oder kürzere Zeit kennengelernt hatten. Der Maßstäbe setzende, den Geschmack verfeinernde, Wohnweise und Philosophie gleichermaßen erfassende Einfluß des Fernöstlichen ist auch durch die Schicht der reisenden jugendlichen Kavaliere in vielen Abwandlungen (und natürlich auch über Mißverständnisse und Entstellungen) zu einem deutschen wie zu einem europäischen Kulturelement geworden.

Schon Noack hat auf die Bemühungen deutscher Kunstfreunde hingewiesen, aus Italien ältere oder jüngere Kunstwerke zum Schmuck der Häuslichkeit oder für die fürstliche Kunstkammer und Sammlung heimzubringen. Auch hier liegt eine interessante, bisher wohl nicht abschließend untersuchte Fragengruppe. Daß der Einfluß der Kunstschätze sehr verschieden stark und anhaltend war, ist bekannt. Weniger eingehend untersucht ist in England wie in Deutschland die Wirkung dieses Kunstgeschmack-Wandels auf die soziale und wirtschaftliche Lage der englischen und deutschen Künstler selbst. Sie ist vermutlich sehr bedeutend

und zumeist nicht sehr günstig gewesen: wir wissen, wie sehr die englischen Künstler auf Grund des Zustroms von Kunstgütern aus Frankreich, Italien, Spanien und den Niederlanden in der Zeit der Französischen Revolution und Napoleons über Arbeitslosigkeit und unenglischen Geschmack der Käufer geklagt haben. So stark ist die Kunstabwanderung nach Deutschland im 17. Jahrhundert natürlich nicht gewesen — einmal weil z. B. in Italien selbst von Kardinälen und Fürsten heimische Kunst erworben und nicht verkauft wurde; zum anderen, weil die deutsche Käuferschicht im 17. Jahrhundert sehr viel kleiner und ärmer war als die englische zwischen 1789 und 1810. Darüber hinaus fehlte in Deutschland die große Zahl der englischen Countryhouses, die dem Zeitgeschmack entsprechend eingerichtet werden sollten. Immerhin: die Fugger, die im Jahrhundert ihres großen Reichtums führende Kunstkäufer gewesen waren, haben auch im 17. Jahrhundert noch für sich selbst wie als Vermittler und Agenten für Fürsten italienische Kunstwerke erworben und befördern lassen. Sie sind wohl die reichsten, doch nicht die einzigen gewesen, zumal seit der Gründung der ersten Kunstakademien, beginnend mit der Nürnberger von 1662, der Wiener von 1692, der Berliner von 1694/6 und der Dresdener Malerschule von 1697 für diese Unterrichtsmaterial gebraucht wurde. Aber auch die Geschichte des Kunsthandels als Zweig der Wirtschafts- und der Sozial- wie der Kunstgeschichte weist noch viele Fragen auf, deren Beantwortung uns in der Bildungs- und Kulturgeschichte unseres Volkes voranbringen würde.

Ein russisches Tierbuch aus der Zeit Peters des Großen

übersetzt und erläutert von

Johannes Siebert

eingeleitet von Dietrich Gerhardt

Außer in ihrem eigentlichen geistlichen Bereich wirkte die Bibel auch auf alle Zweige der Wissenschaft, die sich seit Galilei gerade zum Muster einer säkularen Wissenschaft entwickelt hat: auf die Naturkunde im weitesten Sinn. Der breite inhaltliche Bereich des biblischen Textes brachte ja auch über mancherlei Sondergebiete Auskunft; wo sie besonders reichlich floß, wie z. B. über die kunsthandwerklichen Einzelheiten der Stiftshütte im zweiten Buch Mose, da ergaben sich sozusagen Sonderfächer einer unmittelbar biblischen Wissenschaft. Die Bibel zog aber auch auf sehr kennzeichnende Weise bereits vorhandenes Wissen in ihren Bereich und überlieferte es neu, zumindest seit Origenes und der mehrfachen Deutung ihres Wortlauts. Wie sich die immer schwierigere typologische Vor- und Rückbeziehung zur bloßen symbolisierenden Emblematik entleerte, so knüpfte die deutende Auslegung ihrerseits gerade an entlegeneren Tatsachen des Textes gern an. Die einfachen Begriffe des biblischen Wortschatzes wurden so zu Vokabeln einer geheimeren Sprache fester Beziehungen; man sammelte sie ganz folgerichtig in Glossaren, wie sie etwa mit den Namen Melitos von Sardes oder des Eucherius von Lyon verbunden wurden. In dies entartende Spiel der Metaphorik suchte aber schon die alexandrinische Zeit Ordnung zu bringen, indem sie die Früchte ihrer Bibelexegese mit den Nachrichten verknüpfte, die schon der hellenistische Orient und Ägypten kannten. Das tat in bewußter theologischer und literarischer Absicht ein Anonymus der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, der sich dabei auf einen Naturforscher schlechthin, den *Physiologus*, als wissenschaftlichen Gewährsmann berief. An die Stelle dieses Appellativs, das bald zum bloßen Buchtitel erstarrte, setzten spätere Zeiten dann lieber die großen Namen, die ihnen jeweils zur Verfügung standen: Aristoteles, Alexander, Basilius, Johannes Chrysostomus, Ambrosius (so im *Decretum Gelasianum);* bei den fernen Äthiopen wurde gar ein hl. *Phisâlgos* daraus. In der Form moralischer und allegorischer Schriftdeutung wurden hier biblische Dinge zusammen mit den Fabeln der Reiseberichte, mit Märchenmotiven des Orients und mit dem Bodensatz ägyptischer Weisheit weitergetragen, schon in dem kleinen Grundstock des echten *Physiologus*, der etwa fünfzig Tiere, Pflanzen und Steine bespricht, dessen synthetische Absicht es ja aber geradezu nahelegte, den Kreis immer weiter zu spannen. Der griechische Urtext wurde von etwa 400 an mehrfach ins Lateinische und aus ihm dann in die hochmittelalterlichen Landessprachen übersetzt, auch

versifiziert und bearbeitet. Die Übertragung in andere Räume hatte aber nicht etwa zur Folge, daß die Natur des betreffenden Landes irgend Einfluß gewann, vielmehr kamen so manche Tiere nach dem Westen, die dort wahrlich nicht zu Haus waren, wie Löwe, Tiger, Elefant und Kamel; andere lebten so weiter, die überhaupt nicht von dieser Welt waren, wie der Phönix oder „das Tier, das es nicht gibt", das Einhorn, das auf diese Weise bis Rilke und bis zum Einhornapotheker sein emblematisches Dasein weiterführen konnte. Mit solchen besonderen Aufgaben des Motivkomplexes, den sie dem *Physiologus* verdankte, plagte sich dann auch die bildende Kunst des westlichen Raumes auf die verschiedenste Art. Seine Wirkung geht also tiefer, als man zunächst meint.

Die Synthese des *Physiologus* wurde dann von den Enzyklopädisten aller Jahrhunderte wieder aufgespalten. Isidor, Albertus Magnus, Vincenz von Beauvais, um von engeren und späteren zu schweigen, zehrten von den Einzeltatsachen, die nun hie und da in neue Verbindungen eintraten, da die weltlichen Schriftsteller glaubten, ohne diese überall erwähnten Angaben nicht vollständig zu sein, die geistlichen aber den Stand ihrer zeitgenössischen Wissenschaft halten wollten und all das noch dazu im Unterricht lebte und auf ihn zielte. So wurden aus d e m *Physiologus* die verschiedenen Bestiarien (dieser Titel wird allerdings auch schon dem *Physiologus* selbst gegeben), die Herbarien und die Lapidarien, die dann gerade auf d a s Wert legten, was nur zum Teil in der Absicht des *Physiologus* lag: auf die Fülle der tatsächlichen Kenntnis, auf praktische Anwendbarkeit, sei es rhetorisch-moralischer, sei es medizinischer Weise.

Gerade die Hermeneutik mit ihrem ständigen Bedarf an einprägsam-deutbaren Bildern vermochte gelegentlich noch die alte Verbindung geistlichen und weltlichen Gehaltes wiederherzustellen, die dem Ganzen zugrunde lag; ja, die engere und bescheidenere Absicht, auch in der Allegorese sachlich richtig zu bleiben, trug das ganze Gemisch dieser christlichen Naturkunde durch die Reformationszeit und bis an die Aufklärungszeit heran weiter, da dann die großen neuzeitlichen *Physiologoi* dem alten Vorgänger den Garaus machten.

Der slavische Osten zeigt diese Phasen der Überlieferung im getreuen Bilde, aber, wie so oft, mit der Verschiebung mindestens eines Jahrhunderts. Noch im 18. Jahrhundert galt dort, was hier bereits im 17. seine Geltung zu verlieren begann. Die drei alten russisch-kirchenslavischen Handschriften, die den *Physiologus* überliefern, weisen sprachlich auf Bulgarien, den Umschlagplatz zwischen Byzanz und dem slavischen Osten, dem Rußland einen bedeutenden Teil seines alten Schrifttums verdankt, und zeitlich vor das 13. Jahrhundert. Im 16./17. Jahrhundert erst entwickelt sich dieser Text im Sinn unserer Bestiarien weiter vom alten Bestand weg. Noch unter Peter dem Großen († 1725) wurde solche Gelehrsamkeit geschätzt und neben der modernen Technik des damaligen westlichen Europas aus unsern Quellen angeeignet. Erst während der russischen Aufklärung bis zur Jahrhundertwende hin mag sie dann veraltet sein.

Dafür, wie fabelhaft auch solche neuzeitlichen Werke dieser Art noch aussahen, bietet der Text ein Beispiel, den Johannes Siebert hier über-

setzt vorlegt. Mein hochverehrter Lehrer möge es verzeihen, daß ihm, dem eindringenden Bearbeiter des Tannhäusers, dem Kenner mittelalterlicher Naturkunde, in seinem dreiundachzigsten Jahr ein Schüler noch in dieser Weise „vorredet"; es schien aber nicht nur diesem, sondern auch den Herausgebern gut, durch ein paar allgemeine Andeutungen die Würdigung dieser Arbeit im Einzelnen zu erleichtern[1].

D. G.

Das im Anfange des 18. Jahrhunderts entstandene russische Tierbuch ist uns, wie es scheint, nur durch eine Handschrift erhalten, die im Jahre 1878 ihr damaliger Besitzer, Fürst P. P. Vjazemskij, durch Faksimiledruck in den *Izdanija Obščestva ljubitelej drevnej pis'mennosti* (Ausgaben der Gesellschaft von Freunden des alten Schrifttums) Nr. 18 (St. Petersburg 1878) zugänglich gemacht hat. Nach den Mitteilungen, die er in den von F. I. Bulgakov herausgegebenen *Pamjatniki drevnej pis'mennosti* (Denkmälern des alten Schrifttums) Nr. 1 (St. Petersburg 1878-79, S. 47-83) darüber gemacht hat, ist der Verfasser, den er einen bescheidenen Mitarbeiter Peters des Großen nennt, ein sonst unbekannter Andrej Christoforovič, ist ferner das Tierbuch, nach S. 47, einem rhetorisch-philosophischen Sammelwerk eingefügt und ein Abschnitt desselben nach S. 80 von Stefan Javorskij, dem Metropoliten von Rjazan und Murom, „seinem hochangesehenen Herrn und Freund, dem Bojaren Ivan Aleksejevič Musin-Puškin" gewidmet. Sowohl dieser wie Javorskij waren hervorragende Mitarbeiter Peters des Großen und standen ihm persönlich nahe; Javorskij ist 1722 gestorben, das Buch also vor diesem Jahre entstanden.

Vjazemskij irrt aber, wenn er (S. 47) von dem Buche sagt, es sei nichts anderes als der *Physiologus*. Das hat schon A. Karnejev festgestellt in den *Materialy i zametki po literaturnoj istoriji Fisiologa* (Materialien und Bemerkungen zur Literaturgeschichte des *Physiologus*), *Izdanija*, Nr. 92 (1890). Er teilt dort S. 53 zunächst ebenfalls mit, daß die russischen theoretischen Handbücher des 18. Jahrhunderts, die eine systematische Uebersicht über die Theorie der Beredsamkeit geben wollten, auch den Bestiarien einen Platz gaben, und führt in Anm. 2 als Beispiel dafür das Buch des Andrej Christoforovič an, fügt aber mit Recht hinzu, daß wir hier nur trübe Spuren des Physiologus finden, und stellt unter Nr. 13 der Resultate seiner Untersuchung fest, daß die Bearbeitung des Materials der Bestiarien durch die russischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts nicht unmittelbar auf den Physiologus zurückging, sondern auf die Enzyklopädien des Mittelalters. Wahrscheinlich aber schöpften die russischen Gelehrten auch nicht aus diesen unmittelbar, sondern aus den gegen Ende des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit allmählich entstandenen Bestiarien oder Tierbüchern des westlichen Europa, die sich mehr und mehr vom Physiologus entfernten und den Uebergang bilden zur neueren Naturgeschichte. Auch Andrej

[1] An einführender Literatur sei lediglich die altbewährte Arbeit von *F. Lauchert*, Geschichte des Physiologus, Straßburg 1889, genannt, dazu *F. Wellmann*, Der Physiologus, 1930, der auch das Schrifttum verzeichnet. Weitere Literatur findet man etwa von *K. McKenzie* und *Géza de Francovich* unter „Bestiario" in der Enciclopedia Italiana verzeichnet (VI, 1937, S. 819 f.).

Christoforovič wird ein solches benutzt haben. So könnte ein im 17. Jahrhundert viel verbreitetes, lateinisch geschriebenes Buch des Professors der Theologie in Wittenberg Wolfgang Franzius, *Historia animalium* (von 1612—1712 in einer Reihe von Auflagen verbreitet, auch ins Englische übersetzt, s. J. V. Carus, Gesch. d. Zoologie, München 1872, S. 312 und Anm. 40), ihm als Vorlage gedient haben. Die Auswahl der Tiere ist bis zum Schaf, bei dem das Buch des Andr. Chr. abbricht, ungefähr die gleiche, und auch inhaltlich finden sich bei manchen Tieren starke Übereinstimmungen, Franzius' Buch war nach seiner eigenen Angabe für Studierende der Theologie und Diener des Wortes bestimmt, um einzelne Züge aus dem Leben der Tiere in bildlicher Weise zu verwerten. Eine ähnliche Absicht, wenn auch nicht so deutlich ausgesprochen, leitete wohl den russischen Bearbeiter dieses Stoffes, da er bei einer Reihe von Tieren darauf hinweist, als welcher Menschen Bild sie dienen könnten. Möglich ist aber auch, daß ein polnisches Buch dieser Art als Mittler gedient hat, denn Javorskij hat von Kijev aus, wo er zunächst seine Bildung empfing, auch polnische Schulen, Lemberg und Posen, besucht.

Dagegen sind die Anklänge an den *Physiologus* außerordentlich gering, obwohl dieser auch in Rußland ziemlich verbreitet war; die altrussische Literatur besaß nach Karnejev S. 54 mindestens drei Rezensionen desselben, die in Abschriften vom 14.—17. Jahrhundert erhalten sind. Im Gegensatz zu diesen stellte sich der geistliche Bearbeiter unseres Tierbuches in den Dienst der Bestrebungen Peters des Großen, die Wissenschaft des Abendlandes nach Rußland zu übertragen. Doch ist es wohl ziemlich unbekannt geblieben, ist weder durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht noch auch, wie es damals, namentlich in den Klöstern, noch vielfach üblich war, handschriftlich in größerer Zahl weiter verbreitet worden, denn anscheinend ist nur dies eine Exemplar erhalten geblieben.

Deutschen Lesern ist es, soviel ich weiß, bisher nicht zugänglich gemacht worden, abgesehen von einem kleinen Abschnitt über das Hermelin, den ich in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 12 (1937) S. 259 in einem Aufsatz über das Tier *eccidemon* mitgeteilt habe.

Die natürlichen Leidenschaften der Tiere.

1. Der Löwe (*Lev*) bringt durch seine starke und furchtbare Stimme die Tiere zum Stehen, wenn er sie aus der Ferne noch nicht erreichen kann. Beim Aufstehen hebt er immer zunächst den rechten Fuß. Er liebt die Ehre: Tieren, die vor ihm zu Boden gefallen sind, tut er nichts zuleide. Er fürchtet sich vor dem Hahn, ganz besonders vor einem weißen, und kann seinen Schrei nicht hören. Er ist das Bild derer, die stark und im Kampfe unüberwindlich sind.

2. Der Elefant (*Slon*) ist unter allen zahmen und wilden Tieren der Erde das größte. Von Natur ist er ruhig und friedlich, so daß sogar ein kleiner Knabe ihn lenken kann. Wenn er jedoch zornig wird, ist er wild und grausam, und bei seiner Größe ist seine Kraft gewaltig. Deshalb werden im Kriege große Siege mit Hilfe der Elefanten errungen. Will man ihn in Zorn und Grimm versetzen, so bringt man ihm rote Tücher vor die Augen oder einen blutbefleckten Lappen. Er fürchtet sich

vor den Ziegenböcken. Das wußte Alexander der Große; er stellte deshalb in der Schlacht den Elefanten des Darius Ziegenböcke gegenüber und trieb so die Elefanten in die Flucht. Er fürchtet die Maus sehr, weil sie ihm oft in die Ohren kriecht und zuweilen durch ihr Nagen den Elefanten sogar tötet. Dieses große Tier kann nur schwer seine Fußgelenke und Knie biegen. Deshalb schläft es im Stehen, indem es sich an einen Baum lehnt. Die Tierfänger, die das wissen, sägen den Baum durch, und so fällt der Elefant, obwohl er sich angelehnt hat, nieder und kann nicht wieder aufstehen.

3. Das Einhorn (*Jedinorog*) ist ein Tier von der Größe des Löwen[2], ist auch an Stärke dem Löwen gleich und nimmt den Kampf mit ihm auf im Vertrauen auf das starke Horn, das es mitten auf der Stirn trägt. Von diesem Horne rührt ein kräftiges Heilmittel in den Apotheken her; dessen Preis ist viel höher als der des Goldes, wenn es wirklich sein Horn und frisch von seinem Leibe genommen ist. Man findet nämlich auch im Wasser das Horn eines so genannten Tieres, das mit dem wirklichen Einhorn nicht verwandt ist und es niemals war. Man sagt, durch die Sintflut seien diese Hörner über die ganze Welt getragen worden. Dieses Tier fängt man folgendermaßen: Man schmückt eine schöne Jungfrau und setzt sie auf den Weg, auf dem die Einhörner zu gehen pflegen. Wenn nun eines herankommt, sucht es sich bei ihr einzuschmeicheln und schmiegt seinen Kopf in ihren Schoß. Sie aber bindet ihm die Füße zusammen und fesselt es am Halse; darauf eilen die Tierfänger herbei und ergreifen es lebend.

Wie verderblich sind doch die weiblichen Reize! Ists ein Wunder, daß Dalila den Samson bezwang, wenn Jungfrauen sogar die wilden Tiere bezwingen und ihnen Liebe mit Tod vergelten!

4. Der Panther (*Bars*) ist ein Tier von der Größe des Löwen[2], er ist sehr wild und läuft schnell; seine Kraft ist etwas geringer als die des Löwen[3]. Er entsteht als Bastard des Löwen und der Hyäne, eines wilden Tieres, in den Gegenden Afrikas, wo die Tiere zur Zeit der großen Hitze bei den Gewässern zusammenkommen und oft sich mit Tieren anderer Art paaren. So entstehen auch die Panther, wenn auch nicht immer; häufiger stammen sie von der gleichen Art, das heißt, väterlicher- und mütterlicherseits von Panthern, wie auch die Mäuler (*muly*), die bei uns Esel (*osly*) heißen. Denn diese stammen entweder beiderseits von Mäulern ab, väterlicher- und mütterlicherseits, oder von einem Maulesel (*mysak*) und einer Stute.

---

[2] Im russischen Text steht *solva velikostiju*, ähnlich beim Panther *vel. solva*. Ist es etwa aus *so lva vel.* verschrieben und beim Panther, weil nicht mehr verstanden, umgestellt worden? Das „auch" fehlt allerdings im russischen Texte. Einhorn und Panther werden ja auch sonst mit dem Löwen verglichen, der Panther wird sogar als sein Bastard bezeichnet; anderer Name Leopard, aus lat. *leo* und *pardus* = Panther. [Präposition und Folgewort werden ja im Osten und Westen bis in die Neuzeit zusammengeschrieben, vgl. fürs Westslavische *E. Hanisch*, Die Zusammenschreibung von Wörtern in älteren poln. u. czech. Hss., Progr. Beuthen 1912/13. — D. G.]

[3] Der Verfasser oder seine Vorlage hat den Panther wohl mit dem Tiger zusammen geworfen, der dem Löwen näher steht; auch was er weiterhin vom Fang der Jungen berichtet, wird anderswo von denen des Tigers erzählt.

Die jungen Panther fängt man folgendermaßen: Die Wildfänger passen auf, wann die alten Panther aufs Feld gehen, und tragen sie dann fort, indem sie sich möglichst schnell mit ihnen entfernen, damit die alten Panther sie nicht einholen. Außerdem werfen sie auf den Weg, den sie einschlagen, absichtlich Spiegel, damit die Panther sich in ihnen sehen, was denn auch geschieht. Entweder betrachten sie sich in ihnen aus natürlicher Neigung — es ist das eine den Panthern angeborene Eigenschaft, die sie mit den Frauen gemeinsam haben —, oder sie glauben, wenn sie sich in den Spiegeln sehen, daß es ihre Jungen sind. Sie gehen dann rings herum und betrachten die Spiegel[4]; während dessen gehen jedoch die Tierfänger mit ihren Jungen davon.

5. Der Bär (*Medved*) ist ein uns bekanntes Tier. Ihre Leibesfrucht bringt die Bärin nicht voll ausgebildet zur Welt; deshalb leckt sie sie einen ganzen Monat mit der Zunge und bringt so den glatten Leib zum Vorschein; die Sinnesorgane, Augen, Ohren und Nase, werden sichtbar, die vom Fleisch wie mit einem Fell bedeckt waren. Im Winter verkriecht sich der Bär in seiner Höhle, schläft in einem fort und wird fett, obwohl er sich mit wenig Nahrung begnügt, er leckt nur seine Pfote. Er ist gelehrig für den Tanz und liebt die Musik; auch ist er ein Freund der Mädchen und begattet sich oft mit ihnen. Dagegen ist er ein großer Feind der Schwangeren. Denn sogar wenn er satt ist, nagt er das Junge aus dem Mutterleibe heraus. Er liebt sehr den Honig; deshalb löst man, wenn man ihn fangen will, Honig in Branntwein auf; wenn er diesen getrunken hat, schläft er ein und wird so gefangen, da er, selbst wenn er aufwacht, nicht laufen kann.

6. Das Pferd (*Kon'*) ist mutig, kampfbereit und unerschrocken, wenn es von früh auf an den Krieg gewöhnt ist, denn es ist gelehrig für alles, besonders für alles Kriegerische; es fällt auf die Knie, macht Tanzschritte und ist stolz, wenn man ihm kostbares Zeug auflegt. Den Kampf spürt es von ferne, scharrt dann mit den Hufen die Erde und wiehert. Oft rettet es seinen auf ihm sitzenden Herrn vom Tode, bringt ihm aber auch manchmal Verderben, namentlich wenn es ein schreckhaftes Pferd ist.

7. Stier und Kuh (*Vol i Korova*) stehen bei den Philistern, Ägyptern, Persern, Armeniern und Bucharzen[5] in großer Ehre; die Kuh gilt als hochheilig und von Gott geliebt. Dadurch ließen sich die Israeliten, als sie von Mose aus Ägypten geführt waren, verleiten sich in der Wüste ein goldenes Kalb zu gießen und es anzubeten wie einen Gott. Aber auch von Gott selbst ist dieses Tier mehr als andere geehrt. Im alten Bunde geschah die Reinigung von der Sünde durch die Asche einer verbrannten Kuh, und die Asche, die Lade der Versöhnung, die Zelte und das ganze gottesdienstliche Gerät durfte außer diesem kein anderes Tier fahren. Im Salomonischen Tempel standen gegossene Kühe unter dem Wasserbecken, dem (ehernen) Meere, wo die Priester, wenn sie zu den

[4] Der russische Text ist etwas unklar; es sind anscheinend zwei verschiedene Formen, die sich in den Tierbüchern und im Physiologus finden, durcheinander gekommen: nach der einen werfen die Jäger Spiegel auf den Weg, nach der andern Glaskugeln; die unklaren und verzerrten Spiegelungen in diesen verleiten die alten Tiere zu der Meinung, daß ihre Jungen sich in den Kugeln befinden.

Opfern schritten, sich Hände und Füße wuschen, und in Übereinstimmung mit anderen[6] durch göttlichen Befehl zum kirchlichen Opfer bestimmten Tieren gilt dieses als rein, denn es wiederkäut seine Nahrung und hat einen gespaltenen Huf. Dem Menschen ist es nützlich mehr als andere Tiere: zum Pflügen die Ochsen, die Kühe für den häuslichen Bedarf und als Nahrung; die Vorderhufe der Kühe, zu Asche verbrannt und im Getränk eingenommen, vermehren den Stillenden die Milch, unter Holzscheiten geräuchert verjagen sie die Mäuse. Die Stimme der Kühe ist stärker als die der männlichen Tiere, im Gegensatz zu den übrigen zahmen und wilden Tieren. Ihnen gleichen die zänkischen Weiber, aber wie man einer stößigen Kuh die Hörner absägt und abfeilt, so täte dergleichen auch bei den Frauen not.

8. Das Kamel *(Verbljud)* hat einen großen Körper und einen langgestreckten Hals, ist bucklig und hat lange Beine. Es ist eher furchtsam als mutig und folgt willig auch kleinen Kindern. Wenn es aber wild und unnahbar wird, dann setzt es die Leute nicht nur dadurch in Furcht, daß es Speichel aus seinem Maule spritzt, sondern stampft auch mit den Füßen und knirscht mit den Zähnen. Die Kamele begatten sich rückwärts, gegen die Gewohnheit der übrigen Tiere. Sie nehmen große Lasten auf sich, ohne Ermüdung können sie 30 Pud tragen, wobei sie sich mit wenig Nahrung begnügen; eine ganze Woche und mehr können sie ohne Nahrung aushalten. Sie gebären nur einmal und nur ein Junges. Sie sind störrisch und lassen sich von der Stelle, auf die sie fallen, nur schwer fort bringen. Sie knien nieder, wenn man aufsteigt oder ihnen Ware auflegt. Die östlichen Kamele, Dromedare *(domodarchi)* genannt, laufen sehr schnell, schneller als Pferde und Hirsche, denn sie können 300 Werst täglich zurücklegen. Auf blaugrauen Kamelen kamen die drei Weisen zu dem neugeborenen Christus, nach dem Zeugnis der heiligen Väter.

9. Der Esel *(Išak)* war dem neugeborenen Christus beigesellt in der Krippe zu Bethlehem und später, als er auf ihm einritt in das gepriesene Jerusalem. Er ist das Zeichen der Demut, ist an und für sich nicht groß, nimmt aber mehr als andere Tiere große Lasten auf sich, nicht geringer als die Kamele, wenn er auch nur halb so groß ist. Unterwegs ist er störrisch, schreit mit fürchterlicher Stimme, lange, fast eine Viertelstunde hintereinander; wer ihn nicht gesehen hat, würde anfangen sich zu fürchten, denn er flößt Schrecken ein wie ein wildes Tier. Er hat einen starken Geschlechtstrieb[7], stärker als alle übrigen Tiere. Die Milch eines schwarzen Esels steht bei Königinnen und Für-

[5] Hinter Persern steht im russischen Text noch ein anderer Volksname: *Kasoluasov.*

[6] Der russische Text *(i pod inymi soglasiji)* scheint hier in Unordnung gekommen zu sein. Für Befehl steht am Rande Zeugnis.

[7] Ich kann diese Bedeutung für das im Text stehende *jestestvo* nicht nachweisen, doch wird sie durch den Schlußsatz über den Esel nahegelegt. [Sie ist im Griech. bereits vorhanden, im Lat. besonders ausgeprägt und von da mit „Natur" auch ins Dt. entlehnt, s. *Lidell-Scott* II (1948), S. 1965 Nr. VII, *Georges* II (1880), Sp. 978 I 2, DWB VII (1889), Sp. 436. Wenn sie also auch bei *Sreznevskij*, Mater. dlja slovarja dr.-russ. jaz., nicht verzeichnet ist, so darf man sie in der Bearbeitung einer vermutlich lat. Quelle doch als sicher annehmen. — D. G.]

stinnen in großer Ehre, denn sie verschafft dem Körper Schönheit. Er nährt sich von Feigen und anderen Gartenfrüchten. Er kann als Bild der Unzucht dienen, die von süßer Speise kommt.

10. Der Wildesel *(Onagr)* ist ein wilder Esel oder *Ischak* nach unserer Sprache; er nährt sich von Luft, und wenn wir den Naturkundigen glauben, lebt er, indem er nur mit ihr seine Gedärme füllt. Er kann ein Bild der Nichtigkeit und der nicht wahren Hoffnung sein.

11. Der Hirsch *(Jelen')* ist feurig und von herrlichem Leibesbau. er lebt auf hohen Bergen, besonders zur Zeit der Geburt seiner Jungen. Er liebt die reinen Wasser. Seine Hörner sind nützlich gegen Schlangen und giftige Beeren. Als Mose durch die Wüste zog, bestreute er den Weg mit der Asche von Hirschhörnern und verjagte so die Nattern. Der Hirsch ist das Bild der reinen Liebe in Salomons Lied der Lieder.

12. Das Elen *(Los')* ist dem Hirsche ähnlich, nur ist es größer und hat eine andere Behaarung. Es nährt sich von Gras, und zwar rückwärtsgehend, denn es hat große Oberlippen, die es hindern, das Gras so abzurupfen, wie die anderen Tiere es tun. Es leidet oft an einer schweren Krankheit, nämlich der fallenden Sucht; seine Hufe gelten als sehr nützlich zum Schutze vor dieser Krankheit bei den Menschen in Italien, Spanien und Frankreich; der niedrigste Preis für einen Elenhuf ist ein Taler. Beim römischen Papst besteht das allerangesehenste Gefäß, das, aus dem er trinkt, aus solchen Hufen, die in Gold gefaßt sind. Große Bojarinnen lassen sich statt aus Perlen und Diamanten aus ihnen einen Halsschmuck machen und tragen sie als solchen.

13. Der Biber *(Bobr')* ist teils ein Land- teils ein Wassertier; er hat einen Fischschwanz, der auch als Nahrung gebraucht wird, und äußerst spitze und kräftige Zähne, mit denen er Bäume durchnagt. Er bereitet sich daraus an Gewässern oder Quellen Käfige, in denen er selbst auf dem Trockenen bleibt; den Schwanz aber behält er im Wasser. Die stärksten Biber lassen die anderen schwachen für sich arbeiten, indem sie ihnen Holz auf den Rücken legen; sie bringen es so zu ihren Behausungen. Wenn der Biber verfolgt wird, beißt er sich die Hoden ab, denn ihretwegen wird er hauptsächlich gefangen; sie sind nämlich wohlriechend und nützlich als Heilmittel.

14. Der Vielfraß *(Rossomak)* ist ein räuberisches Tier, mehr noch als der Wolf. Sie vermehren sich hauptsächlich in den sibirischen Gegenden. Er ist an und für sich leicht, daher springt er oft auf die Bäume und wirft sich von dort auf die anderen Tiere. Wenn jemand auf seinem Fell schläft, so kommen ihm im Schlaf schreckliche Träume; deshalb soll man es nicht auf der Kleidung und vor allem nicht auf dem Kopfe tragen. Wenn er sich überfressen hat, so sucht er sich eine enge Stelle zwischen zwei Bäumen, kriecht durch sie hindurch, zwängt auf diese Weise seinen Leib ein und verrichtet so seine Notdurft. Er ist das Bild derer, die unenthaltsam beim Essen sind und deshalb an Schlaflosigkeit leiden.

15. Der Wolf *(Volk)* ist ein blutgieriges *(krovošritel')* Tier: die einen bezwingt er durch Kraft, die andern durch Betrug und Schlauheit. Auf den Stier wirft er sich vom Rücken oder von den Hinterbeinen her, damit er ihn nicht mit den Hörnern stößt. Die Schafe verleitet er oft dadurch, daß er wie ein Hund bellt. Er ist grausamer als die anderen

wilden Tiere, denn er tötet ganze Herden und begnügt sich nicht mit dem, womit er sich sättigen könnte. Bei starkem Frost ziehen die Wölfe in Herden dahin und fügen dann den Menschen und dem Vieh außerordentlichen Schaden zu. Der Wolf ändert die Haarfarbe, aber nicht infolge angeborener Eigenschaft, sondern er wird im Alter grau wie ein Mensch. Sieht ein Mensch den Wolf eher als der Wolf ihn, so kann er ihm nicht schaden. Seltsam ist noch, was viele glaubwürdige Chronikschreiber berichten, daß oft Menschen sich in Wölfe verwandeln.

16. Der Fuchs *(Lisica)* ist schlau und betrügerisch. Wenn er über gefrorenes Wasser geht, so klopft er mit dem Fuße und zerschlägt es mit dem Kopfe, spitzt die Ohren und horcht, ob nicht das Wasser rauscht. Wenn er die Hühner beschleicht, geht er gegen den Wind, damit sein Geruch nicht spürbar wird. Er bellt wie ein Hund, um Wächter und Tiere zu betrügen. Das tut auch der Wolf, indem er die Schafe auf dieselbe Weise betrügt. Wenn er hungrig ist, stellt er sich tot, indem er sich mit dem Rücken auf der Erde liegend ausstreckt; wenn die Vögel dadurch verlockt zu ihm heranfliegen, ergreift er sie. Ebenso schlau fängt er Fische. Er legt seinen Schwanz im Winter in ein Eisloch und zieht ihn dann, wenn die Fische sich in ihm gefangen haben, schnell aus dem Wasser heraus. Er reinigt sich auf listige Weise von Flöhen, indem er einen Grashalm ins Maul nimmt und mit ihm ein wenig ins Wasser geht. Dann laufen die Flöhe nach oben zum Kopfe. Hat er sie von seinem Leibe vertrieben, so läßt er den Grashalm schnell ins Wasser fallen. Es gibt noch viele andere Listen des Fuchses, dem die schlauen Menschen gleichen. Im schwedischen Reiche findet man Füchse von verschiedener Haarfarbe. Am höchsten von allen werden die schwarzen sibirischen Füchse geschätzt, jedoch preisen die sibirischen[8] Chroniken auch die dortigen blauen Füchse.

17. Der Zobel *(Sobol')* ist am meisten unter allen Tieren wegen seines Felles geschätzt. Er ist das Bild weiblicher Schönheit. So sagt die Braut des Königs Salomo von sich: ich bin schwarz, aber prächtig, wie das Fell Salomons. Salomo trug nämlich Zobelfell unter seinem Königsgewand. Jetzt steht die Zobelkleidung nicht in so hoher Ehre; die kaiserlichen Kurfürsten und andere unabhängige Fürsten tragen Hermelinkleidung, von anderen Leuten niemand in ihren Reichen; wer jedoch Zobelfelle hat, darf sie tragen. Das weibliche Geschlecht, die Königinnen und Großfürstinnen, tragen gern den weißen Hals auf schwarzem Zobel und verbergen die Brust hinter schwarzem Zobel, wie sie auch das Gesicht mit schwarzen Schönheitspflastern schmücken, die sie darauf kleben.

18. Das Hermelin *(Gornostaj)* ist das Bild der Reinheit, es ist ganz weiß, außer dem Schwanz, der schwarz ist. Seine Reinheit liebt es so sehr, daß es eher sterben als sein Fell beschmutzen will. Deshalb geht es auf der Flucht vor den Tierfängern nicht in seine Höhle, wenn diese mit Schmutz befleckt ist. Das wissen die Leute und töten es deshalb auf

[8] Das im russischen Text stehende *svitskija* weicht in gleicher Weise von den kurz vorher für schwedisch und sibirisch gebrauchten Formen ab. Da es aber Blau- oder Polarfüchse nur in den Polargegenden gibt, kommt als hier genanntes Land kaum ein anderes als Schweden oder Sibirien in Frage; in Sibirien sollen sie am häufigsten sein.

diese Weise oft in deren Nähe. Sein Fell ist fast bei allen europäischen Königen und Großfürsten am höchsten geschätzt von allen Fellen, mit ihm bekleidet werden die Könige gekrönt und sitzen in ihrer Herrlichkeit auf ihren Thronen.

19. Der Hase *(Zajec)* ist furchtsam, er hat kurze Vorderbeine und wird, wie einige sagen, blind geboren; deshalb wird er auch von manchen nicht zur Nahrung verwendet. Aber das ist nicht der wahre Grund; Gott hat den Juden verboten, den Hasen zu essen, weil er nicht wiederkäut, aber nicht deshalb, weil er blind geboren wird. Auch die Tauben werden blind geboren, und den Juden ist es nicht verboten, sie zu essen. Aber es ist gar nicht wahr, daß die Hasen blind geboren werden, denn oft werden sie, wenn sie aus dem Mutterleib herausgeschnitten werden, mit Augen gefunden. Dieses Tier schadet den Menschen nicht gar so viel durch die Entnahme seiner Nahrung, indem es ein Blättchen Kohl frißt, während sie wie gegen einen großen Widersacher zum Kampfe ausziehen, mit allen Hunden und allerlei Gewehren, mit Geschrei, Hörnerschall und Hundegebell. So bestürmt der Teufel oft den armen Menschen.

20. Der Ziegenbock *(Kozel)* ist buhlerisch und das Zeichen der Unzucht; im Alter stinkt er; er hat starke Hörner und einen großen Bart. Er sucht seine Nahrung auf den Bergen, indem er sich an einem Baume mit den Beinen hält; es ist ein Wunder, daß er nicht fällt. In der alten Heiligen Schrift stellte er das griechische Mönchtum dar; in der neuen Gnade stellt er die zur Linken dar, die in die allerunterste Hölle verdammt sind.

21. Der Widder *(Baran)* ist friedlich; mit allem, was an ihm ist, ist er den Menschen nützlich, sowohl als Nahrung wie zur Kleidung; aus seinen Adern (oder Sehnen?) macht man Saiten für die Geige. Wenn man das Gedärm und die ganzen Eingeweide in den Gärten in die Erde vergräbt, so vertreiben sie die Ameisen und anderes Gewürm, ohne den Bäumen zu schaden. Sowohl nach dem Alten wie nach dem Neuen Testamente wird das jüdische Passahfest gefeiert[9], das eingesetzt ist zur Opferung eines reinen, einzig geborenen, nicht verschiedenfarbigen[10] Lammes, das nach Gottes Befehl die Juden stehend essen sollten, in den Händen Stäbe haltend, ohne die Knochen in ihm zu zerbrechen, und zwar ganz essen sollten, ohne etwas für eine andere Zeit übrig zu lassen, ein Bild des verheißenen sündlosen Lammes, unseres Jesus Christus, als des wahrhaften Lammes, das um unsertwillen zum Tode geführt wurde, still und ohne den Mund zu öffnen, und bereit war, sich opfern zu lassen für die Sünder. Wie dem alten Lamme die Knochen nicht zerbrochen wurden, so wurden Christus am Kreuz die Beine nicht gebrochen, während sie den Schächern gebrochen wurden; stehend und Stäbe in den Händen haltend, das bedeutet, an Christus glauben, so lange wir auf dem Wege sind, und so teilhaftig werden seines Leibes und Blutes.

[9] Im russischen Text steht hier, wohl verschrieben, das unverständliche *chranimu.*

[10] Russischer Text: *šersti nerazn'stvujuščejsja (= immaculata?).* [Vgl. F. *Miklosich,* Lex. palaeosloven. (1862—65), S. 440, *Sreznevskij* II (1902), *Sp. 421 Neraz'n'stvije* „differentiae defectus". — D. G.]

Hier bricht das Tierbuch ab. Die letzten syntaktisch etwas verworrenen Sätze, in denen Christus in ziemlich weitschweifigem Predigtstil mit dem Opferlamm verglichen wird, gehören wohl nicht mehr zum eigentlichen Tierbuch, sondern sind Zusatz des letzten Schreibers.

Adam Friedrich Oeser und Dresden

Bemerkungen zur Vorgeschichte des Klassizismus

Von Werner Schultze

Oeser, der Freund und Berater Winckelmanns, der Zeichenlehrer Goethes, hat im Urteil der eigenen und späteren Zeit stets eine einander widersprechende Wertung erfahren. Während die einen seine Kunst im wesentlichen als „abgeschwächt und verblaßt" bezeichnen, stellen andere sein Verdienst, daß er die Zeitgenossen zur Antike führte, betont in den Vordergrund[1]. Manche Kunstgeschichte verzichtet auf seine Erwähnung, während andere den Maler Oeser als typischen Vertreter der Zwischenstufe vom Barock zum Klassizismus ansehen und würdigen. Friedrich Schulze hat 1944 als letzter eine Monographie herausgegeben[2] und den liebenswürdigen und liebenswerten Mann, dem trotz aller Fehler und Mängel eine Bedeutung zuerkannt werden muß, in einer feinen und wohl durchdachten Weise geschildert.

Wer sich jedoch die Mühe macht, die Oeser-Literatur durchzusehen, wird bemerken, daß (auch in den neueren Darstellungen) die Dresdner Zeit des Künstlers nur knapp behandelt wurde. Das wird erklärlich, wenn wir berücksichtigen, daß aus der Dresdner Zeit nur wenige Arbeiten bekannt und erhalten sind, die schon vor dem Kriege schwer zugänglich waren. — Der Aufenthalt in der sächsischen Hauptstadt war zudem vor allem wegen der Freundschaft mit Winckelmann von Interesse für die Forscher. Leipzig brachte dagegen die weitgesteckte Lehrtätigkeit als Akademiedirektor, die Bekanntschaft mit Goethe und zahlreiche Arbeiten, die bekannt blieben, wenn auch ihr Wert sehr unterschiedlich ist.

Und noch eines ist zu bedenken: Das Leben Dresdens, seine künstlerischen Äußerungen wurden zwar immer wieder durchforscht und dargestellt, jedoch ein gewißer Schematismus ist dabei nicht zu leugnen. Man berief sich auf Justis Winckelmann, auf Dürrs Oeser-Monographie, man übernahm deren Urteile, zumal die Persönlichkeit Oesers neben den anderen Männern Dresdens in jener Zeit weniger anregend erschien.

Wir wissen nicht, was den jungen Maler Adam Friedrich Oeser nach Dresden lockte. Eine Berufung ist nicht nachweisbar und auch unwahrscheinlich — er hätte sich sonst wohl nicht um Gelegenheitsaufträge mühen müssen[3]. War es Wanderlust, war es die Kunde von der prächtigen Residenz mit dem fürstlichen Mäcen und der großen Zahl

[1] *P. F. Schmidt* im Thieme-Becker, Bd. 25, S. 573 — *K. Benyovszky*, A. F. Oeser, Leipzig 1930, S. 77 und andere.

[2] *Friedrich Schulze*, A. F. Oeser, Leipzig 1944.

[3] So wissen wir von Kutschenschildern, die Oeser gemalt hat (vgl. *Dürr*, A. F. Oeser, 1879).

von Kunstfreunden? Sicher wußte Oeser, daß der sächsische Hof immer großzügig in der Gewinnung fremder Künstler war, daß die Menge der Aufgaben (auch bei Adel und Bürgertum) vielen Arbeit und Brot vermittelte. Vielleicht war es die Person des mächtigen Grafen Brühl, die ihn zu dem entscheidenden Schritt veranlaßte: 1739 trifft Oeser in Dresden ein, im Jahre darauf bezieht der Minister sein Palais an der Augustusstraße, für das Louis de Silvestre das große, später im Kunstgewerbe-Museum bewahrte Deckengemälde gefertigt hat. Silvestre ist in diesen Jahren der maßgebliche Dresdner Maler. Wir vermuten, daß beide Künstler miteinander bekannt waren, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Oeser über Silvestre zu ersten Aufträgen kam, vielleicht sogar als Gehilfe am Deckengemälde beteiligt wurde. Dürr erwähnt, daß Brühl von Oeser gemalt worden sei[4], der ihn daraufhin an August III. empfohlen habe. Der junge Maler ist dann häufig, wohl auch regelmäßig für Theatermalereien verwendet worden und hat auch für die 1751 geweihte katholische Hofkirche Dekorationsstücke gemalt, vielleicht sogar das Interimsaltarbild geschaffen, bis das bei Mengs bestellte eintraf.

Daß Brühl die Anregung zur Übersiedlung nach Dresden gab, ist also möglich. Erwähnenswert ist dabei, daß 1743 Lorenzo Matielli ebenfalls von Wien nach Dresden kam, der auch für den Minister tätig war. Der Italiener und Oeser sind bei den Dekorationen für das Jagdschloß Hubertusburg nachgewiesen. Bekannt ist, daß Oesers Entwurf einer Diana mit Nymphen, den Matielli ausführen sollte, vom Kurfürst-König verworfen wurde. Winckelmann hat später diesen Vorfall in den „Gedanken zur Nachahmung ...“ scharf angegriffen, allerdings ohne Namen zu nennen. In seinen Briefen nimmt er aber unmißverständlich auf Oeser Bezug.

Als 1751 der junge Anton Raffael Mengs aus Rom nach Dresden zurückkehrt, wird Oeser auch mit diesem bekannt. Prange, der 1756 die Mengsschen Schriften herausgab, hat erwähnt, daß dem jungen Römer beachtliche Hilfe beim Entwurf des Altarbildes durch Oeser zuteil wurde. War dieser Konnex wieder ein Zufall oder entdecken wir hierbei neue Zusammenhänge? Die bekannten Quellen versagen auch dieses Mal. Aber ein Studium der Dresdner Welt in jener Zeit, eine Lektüre der uns zugänglichen Briefe vermögen uns manche Fingerzeige zu geben:

Das Dresdner Kunstleben wurde damals in erster Linie von August III., seinem Minister Brühl und dessen Vertrauten und Berater Karl Heinrich von Heinecken bestimmt. Der Kurfürst-König, ein durchaus kenntnisreicher Mann in künstlerischen Dingen, und auch Brühl hatten wohl nur die Freude am Kunstwerk an sich, während Heinecken stark systematisierende und beinahe „kunsthistorische“ Tendenzen besaß. Die Tatsache der Berufung verschiedenartiger Künstler aus Frankreich, Italien und Deutschland, die man ihrer Leistung wegen nach Dresden zog, förderte eine künstlerische Entwicklung. Dabei war es von besonderer Bedeutung, daß sich zwischen den Künstlern, den Kunstfreunden und manchen an diesen Dingen interessierten Gelehrten der Residenz ein lebhafter Kontakt anbahnte und immer mehr entwickelte. Oeser und Winckelmann

[4] Das Bild ist verschollen.

sind das bekannteste und hervorragendste Beispiel dieser „Zusammenarbeit".

Aber wie kam es dazu? Natürlich entstand auch damals nichts Zufälliges. Gerade die Bestrebungen, die antike Kunst zu erkennen, basierten auf einer geringfügigen Ahnung und einem beginnenden Studium der Alten. Schon August der Starke feierte ein Fest, bei dem ein imposanter Umzug antiker Gottheiten den Mittel- und Höhepunkt bildete. Die „Götter" aber trugen nur die Namen der Vorbilder, sie waren im übrigen prächtig und kostbar geschmückte Menschen ihrer Zeit. Aber immer mehr entstand bei denen, die die Entwürfe für Kostüme und Dekorationen jener prunkvollen Festlichkeiten schufen, der Wunsch, neue Anregungen aus dieser sagenhaften Mythenwelt zu empfangen. Damit mußte aber auch der Wunsch entstehen, genaue Kenntnisse zu erwerben. Man gewann allmählich ein wissenschaftliches Interesse, wenn es auch oft noch wie Liebhaberei wirkt. Man begann zu sammeln und zu ordnen, um Studien treiben zu können. Diese Zeit suchte ja in allen Lebensgebieten die wissenschaftliche Grundlegung, also auch in der Kunst. Bereits August der Starke hatte eine Systematisierung der kurfürstlichen Sammlungen angeordnet. Der amorphe Inhalt der Kunstkammer wurde in einzelne Gebiete gegliedert. 1722 bezog die Galerie neue Räume, 1728 wird die (zwar schlecht und fast nicht zugänglich untergebrachte) Antikensammlung aufgestellt, während das Grüne Gewölbe den Kronschatz, Tafelschmuck und anderes beherbergte. Wer die Geschichte des Sammelns kennt, weiß das damals Außergewöhnliche dieser Maßnahmen zu bewerten, die unter August III. weiter entwickelt wurden. Auch in der Baukunst zeigen sich Tendenzen zu einem abgewogenen Stil — man denke an Brühls Palais in der Augustusstraße, dessen klare harmonische Linien Knöffel schuf. Der prachtvolle Bau der katholischen Hofkirche ist gleichsam ein letztes Abschiednehmen vom Hochbarock. Welcher Gegensatz tritt uns in den Bauten von Krubsacius entgegen!

Dieses allmähliche Aufwachsen neuer Stilbestrebungen, das gegenseitige Überschneiden ganz verschiedenartiger Ausdrucksformen zeichnet sich auch bei den anderen Künsten ab. Neben Louis de Silvestre, jenem glänzendem Vertreter französischer Malerei, lebte Canaletto in Dresden und malte seine gewissenhaften und doch so reizvollen Veduten. Lorenzo Matielli, in seiner Wiener Zeit stark unter dem Einfluß Donners, entwickelt in Dresden immer mehr einen ausgewogenen Stil. Er bleibt zwar nach wie vor Vertreter der barocken Kunst, aber es klingt ein anderer Ton auf, der vor allem in der neuen inhaltlichen Erfüllung seiner Allegorien Ausdruck findet.

Ragna Enking hat darauf aufmerksam gemacht, daß Dinglinger für seine Goldschmiedearbeiten „wissenschaftliche" Studien trieb. Wir wissen, daß er Montfaucon und andere historische Werke gelesen hat und als starke Anregung für seine Arbeiten benutzte. Die Auffassung Nestlers, daß der Einfluß der in Dresden lebenden französischen Maler entscheidend sei, kann ich nur bedingt anerkennen[5].

[5] *Ragna Enking*, Der Apis-Altar J. M. Dinglingers, Leipziger Ägyptolog. Studien 11, Glückstadt 1939. E. nimmt an, daß Dinglingers Schwiegersohn Rieger, Aufseher im Mineralien- und Medaillenkabinett und Besitzer einer beachtlichen Bibliothek, und dessen Freund, der Inspektor des Mineralien-

Aus welchen Quellen schöpften nun diese Künstler ihre „historischen" Anregungen? Da waren einmal die kurfürstliche Bibliothek und die Kupferstichsammlung. Beide standen den am Hofe tätigen Künstlern zur Verfügung, aber im wesentlichen eben nur diesen. Dresden hatte noch zwei große Privatbibliotheken, deren Bestände weit über dem Durchschnitt lagen: die des Grafen Brühl, aufgestellt in einem bis 1945 erhaltenen Gebäude auf der Terrasse (zuletzt war dort die Galerie des 19. Jahrhunderts untergebracht), und die des Grafen von Bünau in Nöthnitz vor den Toren der Stadt. Von beiden wissen wir, daß sie unter verhältnismäßig leichten Bedingungen zugänglich waren[6]. Bei Bünau war Winckelmann tätig, während bei Brühl Christian Gottlob Heyne in der Bibliothek beschäftigt war. Beide Männer gehörten bei ihren wissenschaftlichen Studien zu den ersten, die versuchten, das Geheimnis des Altertums näher zu ergründen und eine wissenschaftliche Systematik aufzubauen. Sie kamen zunächst von philologisch-literarischen Studien her, aber vor allem Winckelmann erkannte in der Dresdner Zeit die Bedeutung antiker Kunst immer bewußter. Oesers Verdienst dabei ist bekannt: Er machte den jungen Gelehrten nicht nur mit seinen Kunstprinzipien vertraut und gab ihm nicht nur praktischen Unterricht, sondern schilderte ihm auch die Wiener Antiken so lebhaft, daß Winckelmann einen bleibenden Eindruck davon empfing (Oesers Lehrtalent ist von Zeitgenossen immer wieder gerühmt worden).

Racknitz hat in seiner „Geschichte der Künste in Sachsen" alle diese sich anbahnenden Entwicklungen empfunden und daraufhin den „Nöthnitzer Kreis" um Bünau konstruiert. Ich habe bereits vor längerer Zeit nachgewiesen, daß dieser Kreis nicht bestand und auch das Gemälde Theobald von Oers in der Dresdner Landesbibliothek kein historisches Zeugnis darstellt[7]. Aber zweifellos haben die Bünausche und die Brühlsche Bibliothek das Material für die Lektüre geliefert und auch die Bekanntschaft der Künstler und Gelehrten gefördert.

Das Verdienst eines Mannes in diesem Kreis muß noch besonders erwähnt werden:

Der Zeichenlehrer an der Pagenakademie Philipp Daniel Lippert besaß eine große Sammlung von Gemmenabdrücken, die er z. T. selbst herstellte und die er schließlich in einer lange Zeit als Vorbildersammlung benutzten „Daktyliothek" veröffentlichte[8]. Er war insofern Mittelpunkt des Dresdner Kreises, dem Winckelmann, Oeser und Heyne angehörten, und zu dem auch der Maler Dietrich und andere Beziehungen hatten, als er als erster den Wert einer solchen Sammlung antiker Beispiele deutlich machte. Immer neue Versuche zur Deutung der dargestellten Figuren wurden angestellt. Es ist erwähnenswert, daß Oeser der Sophia Friederike Dinglinger und dem Enkel des Zwingerbau-

kabinetts Michaelis, die wissenschaftlichen Anregungen gegeben haben. — Vgl. *Nestler*, A. F. Oeser, Diss. Leipzig (Masch.-Schrift) 1936.

[6] Vgl. meine Aufsätze „Die Bibliothek Heinrich von Bünaus", Zentralbl. f. Bibl.-wesen 52, 1935, S. 337 und „Bibliotheca Brühliana", Zs. für Bücherfreunde 1935 H. 7. S. 151.

[7] *Racknitz*, Skizze zu einer Geschichte der Künste in Sachsen, 1742, S. 164 ff., so auch Dürr, Merkel und andere. Vgl. dagegen meine Diss.: Heinr. von Bünau, Leipzig 1933, S. 99.

[8] 3 Bände, Dresden und Leipzig 1767 ff.

meisters Johann David Pöppelmann Unterricht gab. Beiden war es wohl nicht nur darum zu tun, die Technik zu erlernen, sondern auch an den Studien wissenschaftlicher Art, an den Diskussionen teilzunehmen[9]. Lippert hat den alten Dinglinger sicher noch gekannt, denn er kommt um 1729 nach Dresden und war vorher schon bei der Porzellan-Manufaktur in Meißen als Maler tätig.

Wie kam nun Winckelmann in jenen Kreis? Die Bekanntschaft zwischen Bünau und Oeser hat wahrscheinlich bei Winckelmanns Eintreffen in Nöthnitz bereits bestanden. Oeser hat Bünau einmal porträtiert, das Dahlener Bildnis des Grafen nach Silvestre wahrscheinlich kopiert und später auch die dekorativen Malereien in dieser Besitzung des Grafen geschaffen[10]. Auch in der thüringischen Zeit des Grafen erhält der Künstler große Aufträge. Oeser hat später verschiedentlich Angaben über Winckelmanns Anfenthalt in Nöthnitz gemacht, die zwar nicht immer richtig sind, aber doch eine subtilere Kenntnis der Verhältnisse in der Umgebung Bünaus verraten[11]. Oeser und Winckelmann werden sich in Nöthnitz beim Grafen kennen gelernt haben. Der Graf hatte oft Gäste zu Tisch, zu dem seine Mitarbeiter häufig herangezogen wurden.

Bünau, der erklärte, wenn auch erfolglose Gegner Brühls, hat aber damals Beziehungen zu einem Mann gehabt, der dadurch auch mit Winckelmann und Oeser bekannt wurde und schließlich die entscheidende Persönlichkeit im sächsischen Kunstleben darstellte:

Christian Ludwig Hagedorn. 1712 in Hamburg geboren, war er 1735 in kursächsische Dienste getreten und wurde 1737 Legationssekretär. 1740 begleitet er Bünau bei seiner Mission an den kurmainzischen Hof und wird in der Folgezeit an verschiedenen Orten im diplomatischen Dienst verwendet. Bünau zieht ihn schließlich nach Frankfurt am Main, wo der Graf als kaiserlicher Rat wirkt, bis der Tod des Kaisers (1745) diese Tätigkeit jäh beendet. Als der vielseitig interessierte, kunstsinnige Hagedorn darauf nach Dresden zurückkehrt, wird er nicht im Staatsdienst verwendet — bei der Gegnerschaft zwischen Bünau mit Brühl

[9] In diesem Zusammenhang ist ein Brief *Winckelmanns* aus Rom (ohne Datum) erwähnenswert, in dem er Lippert und das „Dinglingerische Haus" grüßen läßt (Jb. Kippenberg 1, Leipzig 1921, S. 48). Der Hinweis auf eine Bekanntschaft mit der Familie D. ist bisher m. W. noch nicht beachtet worden. — Johann Melchior D. ist 1731 verstorben, sein Sohn Johann Friedrich vollendete manche seiner Arbeiten und wird 1733 Hofjuwelier (gest. 1767). Die Tochter des letzteren, Sophie Friederike, stirbt 1791 und ist als Kopistin und Miniaturmalerin bekannt.

[10] Vgl. dazu meinen Beitrag „Die Wandmalereien A. F. Oesers im Schloß Dahlen", Leipz. Kalender 1938 S. 178, in dem ich zum ersten Mal den Stilwechsel bei der Ausmalung der einzelnen Räume nachgewiesen habe. Ich vermute, daß Oeser auch die Deckenbilder für die Nöthnitzer Bibliothek malte. Ein Nachweis ist leider nicht möglich, da über den Verbleib der Bilder nichts bekannt ist. Bis Kriegsende waren sie in Nöthnitz. Auch eine Photographie war nicht zu erhalten.

[11] Die Angaben des Winckelmann-Biographen *Gurlitt* beruhen z. T. auf falschen Angaben Oesers. Es bleibt unentschieden, ob Oeser diese Fehler aus Rücksicht auf den verehrten Freund machte, oder ob ihn die Erinnerung trog. Vgl. dazu meine Diss. (s. Anm. 4) und meinen Aufsatz „Winckelmann und die Religion", Archiv für Kulturgesch. 34, 1952, S. 247.

nicht verwunderlich. In der erzwungenen „traurigen Muße" wertet er die erworbenen Kenntnisse aus und gibt 1755 und 1762 die bekannten kunsttheoretischen Schriften heraus. Ein lebhafter Briefwechsel mit führenden Persönlichkeiten verbindet ihn mit allen künstlerischen Ereignissen der Zeit. Er beginnt sogar selbst zu zeichnen und zu radieren. Als nach dem Tode Augusts III. und Brühls die Reorganisation des sächsischen Kunstlebens beginnt, wird er 1764 mit dem Titel „Geheimer Legationsrat" zum „Generaldirektor derer Künste, Kunstakademien und dahin gehörigen Galerien und Cabinets" ernannt. Seine Tätigkeit war von größter Bedeutung für das sächsische Kunstleben; in der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte verdient er neben den Theoretikern seiner Zeit genannt zu werden. Beziehungen zu Oeser und Winckelmann und anderen Angehörigen dieses Kreises sind nachweisbar; zweifellos ist die Nöthnitzer Bibliothek das Bindeglied zwischen diesen Männern gewesen. Man darf auch vermuten, daß die Zusammenarbeit mit Bünau in Mainz und Frankfurt diesen Beziehungen förderlich war.

So können wir jetzt den Kreis von Künstlern und gelehrten Kunstfreunden, die in den Jahren von 1740 bis 1755 in Dresden die neue Entwicklung anbahnten, genauer umreißen: Lippert, Oeser, der Maler Dietrich, Dinglinger-Sohn und andere tauschten ihre Gedanken mit Hagedorn, Winckelmann und Heyne aus. Aber die äußeren Umstände zerrissen den Kreis und die Entwicklung der einzelnen war durchaus verschiedenartig. Über Oeser sei noch etwas gesagt.

Es ist bekannt, daß Winckelmann in seiner römischen Zeit hart über Oeser urteilte[12]. Und auch Oesers Äußerung, „Sachsen habe ihn in der Kunst verdorben", ist uns überliefert[13]. Mußte sich Oeser einer ihm fremden Geschmacksrichtung beugen? Stimmt Dürrs Behauptung, daß eine Italienreise den eigentlichen Durchbruch des Talents gebracht hätte? Im Gegensatz dazu rühmt Hagedorn die in der Dresdner Zeit entstandenen Bilder, die historische Genauigkeit auch in Nebensächlichkeiten[14]. Das Wohlwollen, das er dem Künstler als Akademiedirektor bewiesen hat, fußt zum großen Teil auf den in Dresden geschaffenen Werken.

Nun wissen wir, daß Oeser keineswegs ein Mensch war, der gegenüber fremden Einflüssen die eigene Haltung bewahren konnte. Er nahm vieles gern und freudig auf, gab seine Kenntnisse geschickt weiter, griff zu immer neuen Ideen, ohne sie dann bis ins letzte durchzuführen. Viele seiner Zeichnungen machen den Eindruck, als seien sie nicht vollendet, so daß schon Zeitgenossen erhebliche Einwände machten[15]. Gerade deshalb konnte er auch nie zum Letzten durchdringen, gerade deshalb mußte

[12] Vgl. dazu *Winckelmanns* Briefe, z. B. an Hagedorn, Rom, 3. 4. 1756 (Briefe über die Kunst von und an C. L. Hagedorn, hg. Torkel Baden, 1797, S. 367).

[13] Seume, nach *Dürr* S. 175 ff. zitiert.

[14] Betrachtungen über die Malerei. Leipzig, 1762, S. 203.

[15] Beispiele für die gegensätzlichen Urteile: „Oeser macht ganz delicieuse Vignetten dazu, wovon eine in meinen Augen alles übertrifft, was ich in dieser ... Art ... gesehen habe" *(Wieland* an Gleim, Erfurt, 8. 12. 1769). Über ein anderes Blatt: „Die Erfindung macht unserm Oeser nur mittelmäßige Ehre ... in den meisten Stücken vermißt man den Geist und das Poetische ..." *(Wieland* an Weidmann, Slg. Stumme der UB Leipzig). *Goethe* schreibt an Phil. Erasmus Reich am 20. 2. 1770: „Oesers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu segnen, daß ich ihn als Lehrer gewählt

er ein „Halber" bleiben. Er war begeisterter Gefolgsmann Winckelmanns; er hat den Freund der Dresdner Tage bis zuletzt hoch verehrt und war bestrebt, dessen Idealen nachzueifern. Aber ohne es selbst wohl zu wissen, war er der klassizistischen Richtung dabei untreu geworden, obwohl er seinen Leipziger Schülern dieses Ideal noch nahezubringen versuchte und auch selbst so zu arbeiten trachtete. Wir behaupten, daß hierbei wieder der Einfluß Hagedorns bemerkbar wird, der als Reorganisator wohl klassizistischen Elementen Raum gab, aber auch schon wieder weiterging, indem er Männer wie Anton Graff und Adrian Zingg nach Dresden berief. Hagedorn betont öfters, daß nicht allein das Vorbild der Antike wirken müsse, sondern daß auch „vaterländische" Gesichtspunkte zu ihrem Recht kommen sollen. Der Leipziger Universitätsprofessor Clodius, mit Oeser bekannt und befreundet, schreibt unter deutlicher Bezugnahme auf diese Tendenz einmal, er habe in einer seiner Schriften, die er dem „Generaldirektor" übersendet, den „Patriotismus für die deutschen Künste" ein wenig teilhaben lassen[16]. Wie stark sich Hagedorn aber für deutsche Künstler einsetzte, beweist ein Brief von Friedrich Nicolai: „Ihre Bemühungen ... werden Ihnen Ehrensäulen ... in dem Herzen ... eines jeden deutschen Patrioten ... verdienen[17]." Und auch Oeser gerät unter den Einfluß dieser Männer. Seine Vorliebe für Rembrandt ist bekannt. Die Vignetten und Titelbilder aus der Leipziger Zeit bringen oft antike Themen, aber auch ebenso häufig „idyllische", ja fast bürgerliche[18]. Es wäre verfehlt, Oeser in einem Atem mit der späteren Stilentwicklung zu nennen. Aber wenn wir an das Rezeptionsbild des Künstlers von 1766 denken, das er für die neugegründete Dresdner Akademie malte, wenn wir seine Vignetten betrachten, dann werden wir auch an Arbeiten erinnert, die später die „neuen Männer" wie Graff, Zingg und andere vollendet geschaffen haben. Dann spüren wir eine gemeinsame Grundlage. War es nicht die besondere Atmosphäre Sachsens, die sich dabei auswirkte? Jene Atmosphäre, die immer ein wenig zum Bürgerlichen neigte und die für die weitere Entwicklung gerade deshalb den fruchtbarsten Boden bildete! Liegen die Wurzeln dafür vielleicht schon in einer früheren Zeit, als wir gemeinhin vermuten? Und vor allem: können wir Oeser noch immer lediglich als reinen Protoklassizisten bezeichnen?

---

habe ..." Aber auch Goethe hat sich nicht nur positiv geäußert. Die Briefe sind im Jb. Kippenberg 5, 1926, S. 73 ff. abgedruckt: *Ohler*, Adam Friedrich Oesers Buchillustrationen.

16 *Clodius* an Hagedorn, 6. 12. 1770, abgedruckt in den „Briefen von und an C. L. Hagedorn", hg. Torkel Baden, Leipzig 1797, S. 157.

17 Berlin, 18. 1. 1765, ebda. S. 205.

18 Vgl. dazu: *R. Oehler*, A. F. Oeser, Goethes Lehrer, als Buchillustrator, Gutenberg-Festschrift, Mainz 1925, S. 214 ff. Oehler hat m. W. als erster darauf aufmerksam gemacht, daß es unmöglich ist, Oeser nur als Vorläufer des Klassizismus anzusehen. Dabei ist es allerdings notwendig, nicht allein den Maler und Bildhauer, sondern vor allem den Graphiker zu betrachten.

Rußland und Europa im Zwiegespräch

Ein Literaturbericht

Von Georg von Rauch

1.

Die neuere Geschichte Rußlands steht im Zeichen einer grandiosen Auseinandersetzung mit dem abendländischen Geiste. In gewissem Sinne ist das Problem Rußland und Europa der archimedische Punkt, von dem aus Zugang gewonnen werden kann zum tieferen Verständnis einer Entwicklung, die vom Moskauer Romgedanken über die Heilige Allianz Alexanders I. bis zu den universalen Tendenzen des Stalinismus reicht. Das Problem ist, wenn man die rein geographische Seite wegläßt, zunächst Gegenstand der politischen Geschichte. Als solches schwingt es zwischen der maßgeblichen Stimmführung Rußlands im europäischen Konzert auf der einen und der Zurückziehung auf innere Probleme sowie der kolonisatorischen Erschließung Asiens auf der anderen Seite.

Die geistesgeschichtliche Resonanz dieses Pendelschlages der neueren Zeit, gekennzeichnet durch Zäsuren wie 1856, 1878, 1905, 1917 oder 1934/35, stellt sich dem abendländischen Betrachter dar als ein Wechsel zwischen enthusiastischer Zukunftserwartung, die vom Ostimperium Heilkräfte für das gemeinsame weitere Schicksal erwartet, und einem Mißtrauen vor dem „russischen Rätsel", das im Schlagwort von der russischen Gefahr reale Erkenntnisse mit Elementen der Psychose untermischt.

Für den russischen Betrachter schwingt dieser Wechsel zwischen einer rückhaltlosen Bejahung des Phänomens der Europäisierung, die sich seit dem 17. Jahrh. in vielfachen Formen bemerkbar gemacht hat, und einer Europaverdrossenheit, die sich aus dem Hervorheben asiatischer Zusammenhänge eine Stärkung eigener Kräfte erhofft. Die Systole und Diastole dieses beinahe rhythmischen Vorgangs umfaßt auch die jüngste geschichtliche Entwicklung der Sowjetunion. Bietet nicht etwa das Phänomen des ab 1934 bewußt gepflegten Sowjetpatriotismus genügend Anlaß, sich mit der Frage des europäischen oder urrussischen Charakters des Bolschewismus zu befassen?

Bei Nikolaj Berdjajew, dem großen russischen Philosophen des 20. Jahrh. findet man hierzu viel Aufschluß. In diesem Zusammenhang sei auf das Buch von *Eugène Porret*, N. Berdjajew und die christliche Philo-

sophie in Rußland[1], hingewiesen. Es führt in seinem ersten Teil mitten hinein in die Grundprobleme des russischen Christentums und der religiösen Philosophie des 19. Jahrh., um im zweiten das religiöse Anliegen des großen Denkers darzulegen. Wenn der Verfasser, ähnlich wie *F. Lieb* in seinem schon 1945 erschienenen Buch „Rußland unterwegs" glaubt, in der heutigen Sowjetunion eine neue Religionspolitik sich abzeichnen zu sehen, die der Kirche wieder ihren Platz im nationalen Leben Rußlands zubilligt, so ist gegenüber einem so summarischen Urteil äußerste Vorsicht am Platz. Daß auch für ein neuerwachendes religiöses Leben in der Sowjetunion ständig Gefahr besteht, zu staatlich-politischen Zwecken mißbraucht zu werden, kann schwerlich geleugnet werden.

Ob mehr von der politischen Geschichte oder von der geistesgeschichtlichen Entwicklung her betrachtet, wird in jedem Fall an einigen Grundtatsachen festzuhalten sein, die sich aus der älteren Geschichte ergeben und für die präzisere Profilierung des angedeuteten Problems von Bedeutung sind.

a) Für die frühmittelalterliche Geschichte liegt nach dem heutigen Stande der Forschung keinerlei Anlaß mehr vor, eine weltgeschichtliche Betrachtung im Sinne Rankes allein auf die germano-romanische Welt zu beschränken. Wenn noch immer große Synthesen wie die von Hans Freyer an dieser Begrenzung festhalten, wenn Arnold Toynbee in seinem Werk tiefes Mißverständnis für die russische Geschichte nicht verleugnen kann und selbst für so scharfsinnige Geister wie Ernst Jünger hinter der Weichsel ein „geschichtsloser Raum" beginnt, so wird der Tatsache nicht Rechnung getragen, daß etwa für die Zeit vor dem Tatarensturm der Polarität Abendland-Morgenland die trennenden Momente zwischen West und Ost noch fehlen und das Kiewer Reich somit als ein unbestreitbar legitimes Glied Europas zu gelten hat[2].

b) Bei der Isolierung Rußlands von Europa unter dem Einfluß des Tatarenjoches muß die Deutung Puschkins, des großen Russen und Europäers, unvergeßlich bleiben, die in diesem Joch einen Opferdienst des russischen Volkes um des Abendlandes willen sieht und Rußland somit die Rolle der „Vormauer der Christenheit" zuspricht, die im allgemeinen von Seiten Polens und Livlands gerade Rußland gegenüber beansprucht wurde — ähnlich wie von Ungarn gegenüber den Türken —, weil Rußland in Kultur und Politik nicht ohne Grund in zunehmendem Maße als feindselige Fremdmacht empfunden wurde. Darüber darf aber bestimmt nicht vergessen werden, daß in eben dieser Funktion des mittelalterlichen Rußland sein Beitrag zur Verteidigung des christlichen Europa gegen den asiatischen Osten liegt. In ihm kommt Rußlands eigenes Kreuzzugserlebnis zum Ausdruck.

---

[1] F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg, 1950, 223 S.

[2] Vgl. hierzu *H. Ludat*, Die Slaven und das Mittelalter, in: „Die Welt als Geschichte", 1952, Heft 2, und *Irene Neander*, Rußland in Toynbees Studie zur Weltgeschichte, Finanzarchiv, Tübingen 1951, Bd. 13, Heft 1.

c) Die Isolierung war auch in der europafernsten Zeit von 1300—1450 nie total. Ständig gab es neben wirtschaftlichen auch kulturelle Berührungen, die über Nowgorod, Polen oder die italienischen Niederlassungen am Schwarzen Meer liefen. Elemente der abendländischen religiösen Strömungen, von den Katharern über die Hussiten bis zu den Reformatoren des 16. Jahrh. weisend, gehören ebenso dazu wie Einwirkungen aus dem Gebiet der bildenden Kunst bis zur italienischen Renaissance am Ende des 15. Jahrh., die auch ideengeschichtlich nicht spurlos an Rußland vorübergegangen ist.

d) Längst vor Peter d. Gr. werden Versuche, Moskau für eine gemeinsame Bekämpfung der Türken zu gewinnen oder den Großfürsten als Partner im Spiel der dynastischen Kombinationen Mitteleuropas zu gebrauchen, begleitet von einer langsamen Erschließung des russischen Geistes für die abendländische Kulturwelt in ihrer neueren Entwicklung. Der gewaltsamen und überstürzten Europäisierung Peters, die tiefere Wirkungen zunächst nur auf zivilisatorischem Gebiet erzielt, geht eine Welle allmählicher Adaption westlicher Kulturelemente voran, die — gleichsam als ein natürlicher Sauerteig — noch ganz der brodelnden Gärwirkung der späteren Zeit entbehrt[3].

Wenn für den Panslawisten N. Danilewskij Rußland nicht zu Europa gehört, da es sich „nicht durch eine einzige der Wurzeln, durch welche Europa sowohl wohltätige als schädliche Säfte einsog", genährt habe, wenn Fürst N. Trubezkoj, der Begründer der Eurasischen Schule, vom „Betrug der Europäisierung" spricht und seine Anhänger ebenso wie die Bolschewisten Rußland auch kulturell als einen Sonderkontinent begreifen wollen, so liegt umgekehrt auch von Seiten des Westens die Tendenz vor, diese Sonderheit des russischen Ostens gelegentlich besonders stark zu pointieren.

Eugen Lemberg z. B. arbeitet in seinem anregenden Buch[4] dieses andere Menschenbild heraus, dem das kausale und rationale Denken des Westens ebenso fehle, wie die sittliche Autonomie der Persönlichkeit, dagegen aus einem spezifischen Kollektivismus andere Auffassungen von Freiheit und Demokratie, von Individuum und Masse erwüchsen.

Dieser Auffassung steht eine Tendenz gegenüber, die sich einen gewissen „russophilen" Anschein zu geben trachtet. Sie ist bestrebt, über „eingewurzelte Mythenbildung und Ressentiments" hinaus die Erscheinungsformen der russischen Geschichte bis an die Schwelle der Gegenwart vorurteilsfrei zu begreifen. Aber die Deutung geschieht von ausgesprochen westlichen Begriffskategorien und Aspekten aus, ohne damit der russischen Eigenart immer voll gerecht zu werden. Charakteristisch hierfür ist das Buch des bekannten Rußlandkenners, des Journalisten *A. W. Just*[5], der über 12jährige Erfahrungen im bolschewistischen Rußland

[3] Vgl. meinen Aufsatz Moskau und der Westen, Archiv f. Kulturgeschichte, 1951, Heft 1.

[4] Osteuropa und die Sowjetunion, Stuttgart 1950, 256 S.

[5] Rußland in Europa. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1949, 305 S.

verfügt. Hier erscheint Rußland als Teil eines größeren Europas von Gibraltar bis Wladiwostok und Kamtschatka. Ost und West als zwei getrennte Welten zu betrachten, ist für den Verfasser eine „vordergründige Argumentation", und in seinem Bestreben, das schlechthin Gemeinsam-Europäische auch im heutigen stalinistischen Rußland hervorleuchten zu lassen, geht er so weit, daß er vorschlägt zu prüfen, ob der russische Beitrag zur Lösung der nationalen Frage und damit der heutigen Krise in der abendländischen Welt sich vielleicht auch über die Grenzen der Sowjetunion hinaus als nützlich und verwendbar erweist!

Hier ist man bemüht, eine rationalisierte Welt mit rationalistischen Methoden zu deuten, denen sowohl die hinter der Rationalisierung durchblickende dämonische als auch die pseudoreligiöse Seite dieser Erscheinungen verborgen bleiben muß. Uns scheint gerade hier die Hintergründigkeit zu fehlen, die beansprucht wurde. Wenn Just die Ostgrenze Europas an den Pazifik verschiebt und hier die Beringstraße als Grenze zweier Hemisphären erkennt, so ist die zwangsläufige Konsequenz dieser in gewissem Sinne auch eurasischen Konzeption, daß Europa zum Appendix Asiens degradiert zu werden Gefahr läuft. Ihr steht die Auffassung von einer atlantischen Gemeinschaft zwischen Westeuropa und Amerika gegenüber, wie sie gelegentlich schon im 19. Jahrh. angedeutet wurde. Sie tritt als Idee einer euramerikanischen Einheit besonders plastisch in den Gedankengängen des Amerikaners *Herbert Bolton* zu Tage, die er in dem angekündigten Buch *The western hemisphere* darzulegen beabsichtigt.

Bei dem Verhältnis Rußlands zu Europa und umgekehrt setzte das Wechselspiel der Geschichte stetige Begegnung und Entfernung hintereinander. Aus der tausendjährigen Berührung erwuchsen Wechselwirkungen, die sich tief ins Bewußtsein der Völker eingegraben haben. Sie erstrecken sich auf die gesamte Skala vom politischen zum geistigen Bereich. Sie sind lebenswichtig für beide Seiten gewesen. Der abendländische Geist bedurfte der östlichen Ausläufer seines Kontinents mit ihrer Maß- und Formlosigkeit, um sich stets aufs neue zu erproben; zur klaren Oberfläche rationaler Sphären drängten hier aus den Tiefen des menschlichen Wesens Kräfte empor, die die Rolle von Wirkstoffen übernehmen konnten, um ein Gegengewicht gegen Erstarrung oder sublime Verfeinerung zu liefern. Der russische Geist wiederum bedurfte des Kontakts mit dem Westen, um in immer neuer Aufnahme westlicher Elemente den fließenden autochthonen Kräften Form und Gestalt zu geben und damit ein Gegengewicht gegen barbarisch-dämonische Gewalten zu finden.

Es wird von Bedeutung sein, diese fruchtbare Spannung zwischen West und Ost nicht als ein schematisch-starres Gegenüber, sondern gestaffelt zu sehen, wie es etwa *Salvador de Madariaga* tut[6]. Er vergleicht die psychologische Stellung des Russen zum Deutschen mit der des Deutschen zum Franzosen und weist Deutschland somit eine Zwischenstellung

[6] Porträt Europas, Stuttgart 1952.

zu, die die Mitte hält in einem Strom von „Anziehung, Ehrerbietung und Nachahmung", der von Ost nach West, und in einem zweiten, aus „Überlegenheitsgefühlen, Interessen, Respekt und Furcht" bestehend, der von West nach Ost fließt. Daß die aus dieser Stellung resultierende Mittlerrolle nicht auf nationaler, sondern allgemeinmenschlicher Verantwortung ruht, darf dabei nicht übersehen werden.

2.

Wirklich greifbare und fruchtbare Erkenntnisse werden für das so umrissene Gesamtproblem vorerst weniger aus allgemeinen Betrachtungen, als aus wissenschaftlichen Spezialforschungen zu entnehmen sein. Stand bei dem Versuch, die russische Welt in ihrer Auseinandersetzung mit dem Westen zu begreifen, zunächst die Gedankenwelt der großen Dichter und Denker des 19. Jahrh., Dostojewskij, Tolstoj und Solowjew im Vordergrunde, so wird durch eine Reihe neuerer Forschungen die Aufmerksamkeit auf die kirchliche Begegnung zwischen Protestantismus und Ostkirche, zwischen Katholizismus und Ostkirche, gelenkt.

Hierbei war es zunächst nötig, sich über die Ostkirche als solche, frei von der noch bis 1914 üblichen kritisch-abwertenden oder polemischen Einstellung, zu orientieren. „Die innere Bereitschaft — schreibt Ludolf *Müller* im Sammelband „Die Ostkirche und die russische Christenheit",[7] mit der Auseinandersetzung mit fremden geistigen Gebilden die Schranken meines bisherigen Selbst- und Weltverständnisses zu zerbrechen, ist in der Auseinandersetzung der christlichen Konfessionen das, was man ökumenische Gesinnung nennt." Ob nun die Voraussetzung zu dieser Bereitschaft tatsächlich in einer dialektischen Auffassung des Wahrheitsbegriffes liegt, wie hier angenommen wird, bleibe dahingestellt. Es könnte sein, daß in einer derartigen Relativierung Gefahren beschlossen liegen; sie brauchen nicht aufzutauchen, wenn erkenntnistheoretisch zwischen absoluter Idee und subjektiver Erkenntnismöglichkeit unterschieden wird. Es wird vielleicht nötig sein, zu der Auffassung des Pietismus zurückzukehren, dem die christlichen Konfessionen verschiedene Wege der Erziehung zum ewigen Heil bedeuteten, die man voller Duldsamkeit anerkennen konnte, ohne die eigene konfessionelle Substanz zu gefährden.

Die obenerwähnte Sammlung wird durch einen Überblick von *Hildegard Schaeder* über Kirche und Staat in Rußland eröffnet, der das Wesen der Ostkirche an dem für diese so charakteristischen Zentralbegriff der *Sobornostj* — der Konziliarität oder Gemeinschaftsbezogenheit — erläutert und hierbei aufschlußreiche kunstgeschichtliche Erkenntnisse heranzieht. Bei dem Bilde des Epheserbriefes vom Tempel Gottes ist Christus nicht der „Eckstein", wie Luther übersetzt, sondern der „Schlußstein", der das Gewölbe abschließend trägt. Der ältere östliche Kirchenbau mit seinem kreuzförmigen Grundriß und der darüberschwebenden Kuppel

[7] Furche-Verlag, Tübingen 1949, 175 S.

stellt im Zusammenhang mit diesem Bilde ein Symbol des Herabneigens des Himmels zur Erde dar. Das Verhältnis von Staat und Kirche wird am byzantinischen Begriff der „Symphonie", des harmonischen Zusammenwirkens von Staat und Kirche als zwei Instrumenten der Theokratie, verdeutlicht, die schematische Kennzeichnung als „Cäsaropapismus" auf die Zeit nach Peter d. Gr. eingeschränkt.

Ernst Benz legt anschließend die verschiedenen Wege des östlichen und abendländischen Christentums in der Auslegung der Menschenwürde und des Menschenrechts dar. Von besonderem Wert ist, daß die Aufmerksamkeit des Westens auch auf die Missionstätigkeit der griechisch-orthodoxen Kirche gelenkt wird, sowohl der „spontanen" vor dem 16. Jahrh. als auch der gelenkten in neuerer Zeit. Sowohl in der kirchlichen Liturgie als auch in der russischen Literatur und Philosophie, besonders bei Dostojewskij und Solowjew, wird im Gegensatz zum westlichen individualisierten Christentum der Nachdruck auf den zweiten Teil von Luthers Doppelformel von der christlichen Freiheit gelegt: „Der Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan, und: Der Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan." Keineswegs ist aber das Bewußtsein der Menschenwürde in der Ostkirche durch den Despotismus abgestumpft worden; es wurde im Gegenteil im Kampf dagegen aufs höchste angespannt und entwickelt. Es stellt somit eine wichtige Korrektur zu der westlichen Überbetonung des Individualismus dar.

In einem zweiten Beitrag gibt *Ernst Benz* einen weitgespannten Aufriß der Beziehungen der russischen Kirche zum abendländischen Christentum (Neubearbeitung eines Aufsatzes in der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 1948, Heft 1). Von den Anfängen der kirchlichen Entwicklung im Kiewer Reich führt er über die Tatarenzeit zur Auseinandersetzung mit der Reformation unter Iwan d. Schreckl., wobei interessante Aufschlüsse über Luthers Stellung zur Ostkirche und persönliche Verbindungen der Reformatoren mit dem Osten gegeben werden. Von besonderem Interesse sind die starken Wirkungen, die der Pietismus und die Erweckungsbewegung auf das russische Geistesleben ausgeübt haben. In erster Linie wird hierbei Jung-Stillings gedacht, dessen eschatologische Erwartungen sich an Rußland knüpfen[8]. Abschließend wird die Frage nach der inneren Affinität des östlichen und westlichen Nihilismus aufgeworfen[9].

Die Sammlung klingt aus in einem Überblick über das Wesen der orthodoxen Eucharistie von *Rudolf Schneider*, der dem westlichen Menschen wesentliche Einblicke in den eigentlichen Mittelpunkt der ostkirchlichen Liturgie vermittelt.

Will man die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit selbst über ihre eigene

[8] Es wäre zu fragen, warum für Jung-Stilling der Engel aus Offenbarung Johannis 8, 13 zum Adler wird? (S. 131).

[9] Hierzu neuerdings *Ernst Benz*, Westlicher und östlicher Nihilismus in christlicher Sicht. Ev. Verlagswerk, Stuttgart o. J.

Auffassung vom Wesen der Ostkirche aussagen lassen, so muß man auf das grundlegende Werk von *G. Florowskij*, „Wege russischer Theologie"[10], zurückgreifen. Sehr verdienstvoll ist die deutsche Veröffentlichung des Büchleins von *Wassilij Zenkowskij*, Professor am russisch-orthodoxen Theologischen Institut in Paris, über „das Bild des Menschen in der Ostkirche".[11] Hier werden für den, der tiefer in die orthodoxe Theologie eindringen möchte, die Grundlagen der kirchlichen Anthropologie, des Gottesbildes im Menschen, der Wirkung des Bösen im Menschen und der Bedeutung des Kreuzes aufgezeigt. Insbesondere erfährt vom Begriff der orthodoxen Katholizität das Verhältnis von Individuum und Kirche, von Persönlichkeit und Natur eine Deutung, die weit in sozialphilosophische Bereiche hinein zu wirken vermag. Die Persönlichkeit ist nicht ein Teil, sondern eine vom Ganzen, nämlich von der Kirche, untrennbare Lebensform; individuelle Freiheit wird durch die Gabe der Freiheit, die von der Kirche lebt, geheiligt.

3.

Der bislang meist im Vordergrund stehenden Frage: welchen westlichen Einwirkungen war die Ostkirche unterworfen, setzt *Ludolf Müller* in seiner tiefschürfenden Abhandlung über „die Kritik des Protestantismus in der russischen Theologie vom 16. bis 18. Jahrh." einen anderen Gesichtspunkt entgegen[12]. Er erhofft von einer eingehenden Analyse der konfessionellen Polemik jener Zeit ein tieferes Verständnis der russischen Geistesgeschichte und der Auseinandersetzung zwischen Rußland und Europa sowie eine Förderung des gegenseitigen Verstehens zwischen Orthodoxie und Protestantismus. Da das staatliche und nationale Selbstbewußtsein Rußlands damals fast ausschließlich religiös bestimmt war, war die Kritik des allmählich nach Rußland vordringenden Protestantismus eine Sache der nationalen und staatlichen Selbstverteidigung. Die Unterbindung dieser Kritik durch Peter d. Gr. leitet über zu der von Florowskij sog. „protestantischen Pseudomorphose" der russischen Kirchlichkeit, die im 19. Jahrh. die Neubesinnung auf der Grundlage der ostkirchlichen Frömmigkeit bei den Slawophilen auslöst.

Schon in der merkwürdigen Sekte der Judaisierenden im 15. Jahrh.[13] sieht der Verfasser die ersten Regungen eines gewissen Freidenkertums, das von nun ab als eine Unterströmung durch die russische Geistesgeschichte hindurchgeht. Seit der ersten Berührung mit der Reformation

[10] Wege russischer Theologie (russ.), Paris 1937. F. ist auch der Verf. einer Geschichte der russischen Philosophie.

[11] Stuttgart, Ev. Verlagswerk 1951, 68 S.

[12] Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz, Jhg. 1951, Heft 1, Wiesbaden 1951, S. 93.

[13] Vgl. *G. Stökl*, Die politische Religiosität des Mittelalters und die Entstehung des Moskauer Staates, Saeculum Bd. II, Heft 3, wo auch weitere Literatur genannt ist.

assoziiert sich westeuropäischer Protestantismus dann immer wieder mit innerorthodoxem russischen Freidenkertum, so daß bis zu Dostojewskij diese beiden Größen oft gleichgesetzt werden. Besonders aufschlußreich ist der erste Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Protestantismus zur Zeit Iwans d. Schreckl. Hier stehen die Schriften des emigrierten Fürsten Kurbskij, das Religionsgespräch mit dem schwedischen Erzbischof[14] und die Polemik des Zaren mit Johann Rokyta im Mittelpunkt. Nicht der Zar selbst hat die dem mährischen Bruder überreichte Schrift verfaßt, wie meist angenommen wird, sondern einer der russischen Freidenkermönche jener Tage[15].

Für die Zeit der ersten Romanows im 17. Jahrh. ist die Frage der Xenophobie und Intoleranz gegenüber dem Westen von Bedeutung[16]. 1620 verlangte die Moskauer Synode beim Übertritt zur Ostkirche die erneute Taufe. Die Heiratsverhandlungen zwischen der Zarentochter Irina und einem protestantischen Prinzen lösen in diesem Zusammenhang scharfe Formulierungen des russischen Geistlichen Iwan Nasedka aus. Der Inhalt seiner polemischen Schriften wird von L. Müller dem deutschen Leser erstmalig in aller Ausführlichkeit dargelegt. Petrus Mohila, Metropolit von Kiew, verfaßt aus dieser Kampfsituation heraus, angeregt durch die Hinneigung des Konstantinopeler Patriarchen Kyrillos Lukaris[17] zum Calvinismus, seine „Orthodoxa Confessio"; Simeon Polocki führt die Linie weiter bis an die Schwelle des petrinischen Zeitalters.

Unter dem großen Zaren wird diese Polemik angesichts stark vordrängender reformationsfreundlicher Tendenzen in die Defensive getrieben. Dem Patriarchatsverweser Stefan Jaworskij, dem Verfasser des berühmten „Steins des Glaubens", steht Peters Vertrauter, Erzbischof Feofan Prokopowitsch gegenüber. Er ist für die neue Kirchenordnung verantwortlich, die sich an protestantische Vorbilder anlehnt. Als letzter Repräsentant der antiprotestantischen Polemik endet Iwan Possoschkow, der bäuerliche Autodidakt und Verfasser eines interessanten Reformprojekts zur Frage der inneren Zustände Rußlands, im Kerker. Sein „Klarer Spiegel" stellt den bislang schärfsten Angriff gegen die „Häretiker" Luther und Calvin dar. Er rügt die Ablehnung der Bilderverehrung, der Fasten, der Askese; er vermißt im protestantischen Gottesdienst die äußeren Demutsbezeugungen; er tadelt den Hochmut der

---

[14] Nicht der Erzbischof von Upsala weilte 1557 in Moskau, wie nach dem veralteten Werk von O. v. Dallin (1763) angenommen wird, sondern der Bischof von Åbo Agricola, der Reformator Finnlands.

[15] Vgl. hierzu neues Material aus englischen Quellen bei *K. H. Ruffmann*, Das Rußlandbild im England Shakespeares, Göttingen 1952.

[16] Vgl. hierzu meinen Aufsatz im Archiv f. Kulturgesch. 1951/1.

[17] Hierbei sei auf die sehr interessante Anknüpfung Gustav Adolfs an den Patriarchen, gleichsam im Hintergrunde des 30jähr. Krieges, erinnert, über die *N. Ahnlund* in: Ekumeniska hägringar. Kring Gustav Adolf, Stockholm 1930, S. 77 ff. berichtet.

Lutheraner gegenüber der Ostkirche und sagt ihnen den unvermeidlichen Übergang zum Atheismus voraus.

Mag das Bild, das Possoschkows „Spiegel" von der protestantischen Welt reflektiert, auch verzerrt sein: die Möglichkeit, aus einem derartigen Spiegel Aufschluß über sich selbst zu erhalten, ist ohne Zweifel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie schließt sowohl Hypokrisie als auch eifernde Intoleranz aus; hierin liegt der allgemeine Wert eines derartigen wechselnden Blickpunkts, sowohl erkenntnismäßig für die Konfessionskunde als auch theologisch-kirchlich für das eigene religiöse Gewissen.

Dieselben Elemente finden sich vertieft im „Stein des Glaubens" von Jaworskij wieder, um den ein langer Kampf entbrennt, in den u. a. der bekannte Jenenser Theologe Franz Buddeus eingreift. Das scharf antiprotestantische Buch wurde 1732 von der Zarin Anna unter dem Einfluß ihrer deutschen Ratgeber verboten. Die Thronbesteigung Elisabeths verhalf der orthodoxen Kirche für eine Zeitlang wieder zu ihrer unumstrittenen Herrschaft über die Geister.

Das große Thema der abendländischen Sendung der Ostkirche packt *Ernst Benz* in seinem umfangreichen Werk über Franz von Baader und die Einflüsse der deutschen Erweckungsbewegung auf die russische Frömmigkeit in fesselnder Weise an[18]. Grundlage hierfür sind die von dem französischen Forscher E. Susini neugefundenen und 1942 edierten Briefe Baaders, etwa 225 an der Zahl. Sie geben die Möglichkeit, weit über den bisherigen Stand der Forschung hinaus die geistigen Wirkungen und Gegenwirkungen der deutschen idealistischen Philosophie und Romantik Schellingscher Prägung sowie der Erweckungsbewegung auf Rußland kennenzulernen. Vollkommen neu sind die Mitteilungen über Baaders ökumenische Pläne nach dem Regierungswechsel von 1825 und seine Berührung mit Würdenträgern der Nikolaitischen Ära: Fürst Meschtscherskij, Graf Uwarow u. a. Wichtig ist, daß Baader als Angelpunkt einer ökumenischen Wiederannäherung der drei getrennten Kirchen nicht nur die Forderung *audiatur et altera pars* erhebt, sondern daß er der Ostkirche eine geschichtliche Sendung gegenüber dem Abendlande zuspricht und damit den kommenden Slawophilen gleichsam das Stichwort für ihren Messianismus in den Mund legt. Sein Bemühen galt einer neuen geistigen Einheit Europas, die Rußland mitumfassen sollte. Die religiösen und geistigen Kräfte des russischen Menschen wurden von ihm als notwendige und förderliche Bestandteile dieses neuen Europa erkannt.

Er mußte damit nach dem Wiener Kongreß und nach der großen Wende im Leben Alexanders I. seit 1821 in Gegensatz zu den liberalen Kräften des Westens geraten, denen Rußland zum Inbegriff einer Un-

[18] Die abendländische Sendung der östlich-orthodoxen Kirche. Die russische Kirche und das abendländische Christentum im Zeitalter der Heiligen Allianz. Abhandlungen der Akademie zu Mainz, Jhg. 1950, Heft 8, Wiesbaden 1950, 852 S.

terdrückung alles freien geistigen und politischen Lebens wurde. Hier steht einer Sicht, wie sie in den 30er und 40er Jahren von Seiten französischer und deutscher Demokraten, von einem Tocqueville, Marquis de Custine, E. M. Arndt, J. Ph. Fallmerayer u. a. vertreten wurde[19], eine andere Konzeption gegenüber, die nicht übersehen werden darf, wenn man die ganze Fülle russischer Wirkungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. kennenlernen will.

Da Benz die z. T. im Westen gänzlich unbekannten oder bisher unbeachteten Quellen ausführlich zu Wort kommen läßt (neben Baaders Schriften auch die des rumänischen Diplomaten in russischen Diensten Alexander Stourdza und des Moskauer Geschichtsprofessors Schewyrew), hat der Leser die Möglichkeit, das Buch auch als Materialsammlung für weitere Forschungen zu benutzen. Damit wird zugleich die Fruchtbarkeit dieser anregenden Publikation aufgezeigt.

Bei der Darlegung der polemischen Angriffe gegen Baader in der Presse, besonders der Augsburger Allgemeinen Zeitung[20], könnte man eine Aufschlüsselung der von Baader gemeinten Publizisten vermissen. Unter dem „Pentarchisten" ist der Verfasser einer anonymen deutschen Schrift v. J. 1839, die eine Entgegnung an die Adresse des englischen Orientfachmannes D. Urquhart darstellt, gemeint; es handelte sich um einen Publizisten, der in offiziellem russischen Auftrage schrieb, vielleicht um den in Petersburg wohlbekannten Staatsrat N. Gretsch. Unter „dieser neue Politicus und Kannegiesser" ist der Münchener Orientalist J. Ph. Fallmerayer gemeint, der mit der Zeit aus einem Bewunderer des byzantinischen Erbes in der russischen Geschichte und Tradition zu einem der lautesten Rufer gegen den russischen Druck, der sich über Europa legte, wurde und am 3. Juni 1840 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegen den „Pentarchisten" als einen im russischen Solde stehenden Skribenten zu Felde zog[21]. Hier erhebt sich zugleich die Frage, ob diese Warnrufe deutscher und französischer Demokraten wirklich ausschließlich einer „aus Angst und Überheblichkeit gemischten dumpfen Abwehrstellung und Interesselosigkeit des Westens" und „aus untermenschlichen Quellen gespeisten Strömungen des Hasses und der Selbstsucht" entspringen, wie der Verfasser annimmt.

Hervorzuheben ist das erstklassige Bildermaterial nach z. T. wenig bekannten Originalen; leider fehlen nähere Hinweise auf die Herkunft der (von Foto Marburg hergestellten) vorzüglichen Reproduktionen.

---

[19] Custine wurde erst durch seinen Besuch in Rußland i. J. 1839 aus einem Anhänger der absoluten Monarchie zum überzeugten demokratischen Konstitutionalisten. Vgl. meine Zuschrift an den „Monat", Berlin 1950/20, S. 221.

[20] Denn diese ist wohl mit der Bezeichnung „Allgemeine Zeitung" gemeint.

[21] Vgl. meine Aufsätze „Einheit und Grenzen Europas" bei H. Martin und C. Frantz, Europa-Archiv, Dez. 1949, Heft 23/24, und J. Ph. Fallmerayer und der russische Reichsgedanke bei F. J. Tjutschew, Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, München 1953, I.

4.

Auch von katholischer Seite ist das steigende Interesse für ostkirchliche Fragen in den letzten Jahren unverkennbar. Zeugnis hiervon geben die großangelegten Werke: Ostslawische Kirchengeschichte von *A. M. Ammann*[22] und die Darstellungen des dialektischen Materialismus in der Sowjetunion von *G. A. Wetter* und *J. M. Bochenski*[23].

In dem hier zu behandelnden Zusammenhang ist das Werk von *Bernhard Schultze S. J.*, „Russische Denker. Ihre Stellung zu Christus, Kirche und Papsttum" hervorzuheben[24]. Eine lange Reihe von russischen Philosophen, Dichtern und Theologen vom Ukrainer Skoworoda (1722—1794) bis zu dem kürzlich verstorbenen Wjatscheslaw Iwanow (1866—1949) defiliert am Leser vorbei. Neben den bekannten Westlern und Slawophilen, Panslawisten und Mystikern, neben den klassischen Dichtern des 19. und Theologen des 20. Jahrh. finden sich auch bislang im Westen weniger beachtete Gestalten wie Bucharew, Rosanow, Ern (Oern), Schestow und Karsawin. Der Untertitel bringt die Einschränkung zum Ausdruck, die bei der Auswahl aus dem Schaffen der Behandelten maßgebend war. Es ist nur ein Teilgebiet ihres religiösen Weltbildes, das hier herausgeschält wurde und sowohl in der Auswahl des Gedankengutes als auch ihrer Träger stand die Bezugnahme auf den Katholizismus im Vordergrunde. So entsteht eine Verschiebung der wirklichen Schwerpunkte, die den Eindruck erweckt, als tendiere die ostkirchliche Geistigkeit gewissermaßen naturaliter nach Rom, als finde der Messianismus der Slawophilen nur im Anschluß an Rom seine Erfüllung und als seien die hierfür als Kronzeugen angeführten Tschaadajew, Gogol, Solowjew und Iwanow Schrittmacher auch für ihre übrigen Zeitgenossen.

Der spezifischen Substanz der griechisch-orthodoxen Kirchlichkeit wird dadurch genau so Gewalt angetan, wie in der Kirchengeschichte von Ammann, die über Gebühr die Bedeutung katholischer Einflüsse und Verbindungen in Rußland betont. Trotzdem wird jeder Freund der russischen Geistesgeschichte großen Gewinn aus dem Buch von Schultze schöpfen können. Hervorzuheben ist die sorgfältige Ausstattung und der reiche bibliographische Apparat[25]. Auf vorgefaßte Urteile wird manch neues Licht geworfen, so etwa bei Belinskij. Bei N. Danilewskij jedoch, dem Verfasser der bekannten „Bibel des Panslawismus" (Rußland und Europa, 1869), scheint uns der Abstand dieses säkularisierten und politisierten Nationalismus zu den echten frühen Slawophilen auf der einen

[22] Wien 1950. Vgl. die Besprechungen von *E. Benz* in den Frankfurter Heften Oktober 1951 und von *A. Rammelmeyer* in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 1953/1.

[23] Freiburg 1952 und Bern 1951. Vgl. die Besprechung von *M. Bense* in der Frankf. Allg. Zeitung, 11. 10. 1952.

[24] Th. Moruspresse i. Verlag Herder, Wien 1950, 456 S.

[25] Zu der Aussprache russischer Eigennamen (S. 9) sei bemerkt, daß Lew (Leo) stets nur Ljef, niemals aber Ljof ausgesprochen wird!

und zu dem spirituellen Messianismus Dostojewskijs auf der anderen Seite verwischt.

Über diese Sonderstellung Danilewskijs in der behandelten Reihe, die ihn eher mit Konstantin Leontjew verbindet und darüber hinaus mit Pobjedonoszew und den politischen Vertretern des reaktionären Nationalismus der 80er Jahre, sowie über die Spezialfrage, wieweit Solowjews Vorwurf zu Recht besteht, Danilewskij habe seine Theorie der Kulturtypen der Weltgeschichte Heinrich Rückerts (Leipzig 1857) entnommen, orientiert die noch ungedruckte Dissertation von *K. Pfalzgraf*[26]. Hier erhält das Werk von Danilewskij erstmalig seinen Standort in der Geschichte der russischen politischen Ideen. Zu Solowjew sei auf die inzwischen erschienene Arbeit von *Ludolf Müller*[27] hingewiesen, die neben den Forschungen von L. Kobilinski-Ellis und W. Szylkarski nicht übersehen werden sollte, da hier besonders die Stellung des russischen Philosophen zum Protestantismus untersucht wird.

Eine Monographie über K. Leontjew, den ‚russischen Nietzsche', aus der Feder des zum Katholizismus konvertierten ehemaligen russischen Offiziers *Iwan Kologriwoff*[28] bietet ein fesselndes Bild dieses eigenartigen Bewunderers der byzantinischen Grundlagen und asiatischen Zusammenhänge Rußlands. Viele der im Buch von Schultze behandelten Persönlichkeiten werden auch in dem von gänzlich anderer Sicht ausgehenden Werk von *Richard Hare, Pioneers of Russian social thought*[29], dargestellt. Als Überblick über die sozialen Reformideen von Tschaadajew bis Leontjew stellt es eine nicht unwillkommene Ergänzung dar, die besonders wegen des Kapitels über Alexander Herzen wertvoll ist. Fügt man *A. v. Scheltings* „Rußland und Europa im russischen Geschichtsdenken" hinzu[30], so hat man damit einen dreifachen Zugang zur russischen Ideengeschichte des 19. Jahrh. gefunden.

Daß das Interesse für römisch-russische Beziehungen sich auch auf den diplomatisch-politischen Sektor erstreckt, beweist das Buch von *Eduard Winter*, „Rußland und die slawischen Völker in der Diplomatie des Vatikans 1878—1903".[31] Nach den schon sehr weit zurückliegenden Arbeiten von P. Pierling[32] griff der russische Historiker E. Schmurlo in neuerer Zeit das Thema der italienisch-russischen Wechselbeziehungen auf[33];

[26] Die Politisierung und Radikalisierung des Problems Rußland und Europa bei N. Danilewskij. Marburg 1952.
[27] Solowjew und der Protestantismus. Freiburg 1951.
[28] Von Hellas zum Mönchtum. Leben und Denken K. Leontjews 1831—91, Gregorovius-Verlag, Regensburg 1948, 299 S.
[29] Oxford University Press 1951, 307 S. Vgl. meine Besprechung im Europa-Archiv 1952/23.
[30] Bern 1948, 404 S. Vgl. meine Besprechung in der Hist. Ztschr. 171, 1951, S. 170 ff.
[31] Berlin, Akademie-Verlag, 1950, 186 S.
[32] La Russie et le Saint-Siège, Paris 1896; Papes et Tsars, Paris 1890 u. a.
[33] Denkwürdigkeiten kultureller und diplomatischer Beziehungen zwischen Rußland und Italien (russ.), Leningrad 1925; Rußland und Italien (russ.), 1—4, Leningrad 1907—1927 u. a.

beide beschränkten sich hauptsächlich auf das 16. und 17. Jahrh. Winter macht die Diplomatie Papst Leos XIII. (1878—1903) Rußland und den Donauslawen gegenüber zum Gegenstand einer Untersuchung, die einen Abschnitt aus einem größeren Werk über das Verhältnis zwischen Rußland und der Kurie im Laufe der Jahrhunderte darstellt, das sich noch in Vorbereitung befindet. Die Arbeit beruht in erster Linie auf österreichischen Quellen aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die in interessanter Weise ergänzt werden durch russische Unterlagen: vor allem die sowjetischen Veröffentlichungen des Briefwechsels von K. P. Pobjedonoszew (Moskau 1923 und 1925/26) und das Werk von E. Adamow über die Diplomatie des Vatikans im Zeitalter des Imperialismus (1923, deutsch 1932). Die ausführliche Zeittafel und die abgedruckten Quellenbeilagen erhöhen den wissenschaftlichen Wert der Publikation.

Von Bedeutung für die große Politik der Mächte ist die Rolle, die die Kurie im Hintergrunde der französisch-russischen Annäherung in den 80er Jahren und bei den Bemühungen, Österreich-Ungarn an dieses Bündnis heranzuziehen, gespielt hat. Es sind dies Dinge, die z. T. hinter den Kulissen des deutsch-österreichischen Vertrages und des Dreikaiserverhältnisses laufen. Daß katholische Kreise auch zu den panslawistischen Strömungen[34] Stellung nehmen mußten, liegt auf der Hand; hier ist die Beleuchtung, die W. Solowjew erfährt, nicht unanfechtbar.

Das Schlußkapitel über die kuriale Rußlandpolitik nach 1903 deckt am deutlichsten die politische Tendenz des Verfassers auf. Sie ist befangen in einer tiefen Verständnislosigkeit gegenüber den irenischen und sozialen Bestrebungen der Kurie. Im Urteil über Papst Pius XII. tritt sie unverhüllt hervor, wenn es heißt: „Die katholische Kirche wird heute unter ihm eines der wichtigsten Vorwerke des Angriffes auf die Sowjetunion und die mit ihr verbündeten Volksdemokratien."

Hier klafft der Riß zwischen West und Ost tief auf. Welches werden die Kräfte sein, denen es gelingt, ihn zu überwinden? Ein Brückenschlag zur Ostkirche im Sinne echt ökumenischer Verantwortung dürfte zu den verheißungsvollsten Ansätzen hierzu gehören.

[34] Vgl. zu diesem Thema auch den Aufsatz von *R. Wittram*, Die russisch-nationalen Tendenzen der 80er Jahre im Spiegel der österreich-ungarischen diplomatischen Berichte aus St. Petersburg. In: Schicksalswege deutscher Vergangenheit (Festschrift S. Kaehler) Düsseldorf 1950.

Eingesandte Bücher

Besprechung in Forschungsberichten vorgesehen. Da Berichte über Kulturgeschichte der Antike, des Absolutismus, der neueren Revolutionen, der deutschen Territorien in den nächsten Heften erscheinen werden, sind die einschlägigen Bücher hier nicht angeführt.

Allgemeines

Helmuth von Glasenapp, Die fünf großen Religionen, (Diederichs) Düsseldorf-Köln 1951, XIV+228 S.

Festschrift für Gerhard Ritter zu seinem 60. Geburtstag, (Mohr) Tübingen 1950, 450 S.

Walter Schönfeld, Grundlegung der Rechtswissenschaft, (Kohlhammer) Stuttgart-Köln 1951, 552 S.

R. H. Tenbrock, Geschichte in Zahlen, 5. Aufl., (Schöningh) Paderborn 1950, XII+424 S.

Arnold J. Toynbee, Krieg und Kultur. Der Militarismus im Leben der Völker, (Kohlhammer) Stuttgart 1950, XI+170 S.

Hugo Hassinger, Geographische Grundlagen der Geschichte, 2. verb. Aufl., (Herder) Freiburg 1953, XI+391 S. (Geschichte führender Völker, begründet von H. Finke, H. Junker, G. Schnürer).

Frühgeschichte

Rudolf Grahmann, Urgeschichte der Menschheit. Einführung in die Abstammungs- und Kulturgeschichte des Menschen, (Kohlhammer) Stuttgart 1952, 311 S.

Frederik Adama van Scheltema, Die Kunst der Vorzeit, (Kohlhammer) Stuttgart 1950, 207 S.

Anton Moortgat, Tammuz. Der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst, (de Gruyter) Berlin 1949, 155 S. und 62 Taf.

Robert Knorr, Terra-sigillata-Gefäße des ersten Jahrhunderts mit Töpfernamen, (Kohlhammer) Stuttgart 1952, 16 S. und 83 Taf.

Mittelalter

Hermann Aubin, Vom Altertum zum Mittelalter; Absterben, Fortleben und Erneuerung, (F. Bruckmann) München 1949, 176 S.

H. Homeyer, Attila. Der Hunnenkönig von seinen Zeitgenossen dargestellt. Ein Beitrag zur Wertung geschichtlicher Größe, (de Gruyter) Berlin 1951, IX+238 S.

Robert Folz, Le Souvenir et la Légende de Charlemagne dans l'Empire germanique médiéval (Publications de l'Université de Dijon VII), (Les Belles Lettres) Paris 1950, XXIV+624 S.

John Allyne Gade, Luxemburg in the Middle Ages, (Brill) Leiden 1951, XII+238 S.

K. Jahn, Histoire universelle de Rašīd al-Dīn Fadl Allāh Abul-Khair, I. Histoire des Francs. Texte persan avec traduction et annotations, (Brill) Leiden 1951, 77 S.

E. Lévi-Provencal, Histoire de l'Espagne musulmane, Band I: La conquête et l'émirat hispano-umaiyade (710—912), Band II: Le califat umaiyade de Cordoue (912—1031), (Maisonneuve—Brill) Paris—Leiden 1950, XIX+403 S. bzw. 435 S.

Ernst Bloch, Avicenna und die Aristotelische Linke, (Progress-Verlag Joh. Fladung) Düsseldorf-München, 47 S.

Hans Liebeschütz, Mediaeval Humanism in the life and writings

of John of Salisbury; Studies of the Warburg Institute ed. by F. Saxl 17, (University of London) 1950, 126 S.

August Vezin, Dante; seine Welt und Zeit, sein Leben und sein Werk, (A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung) Dülmen i. Westf., 1949, 479 S.

Maria Alberta Lücker, Meister Eckhart und die Devotio moderna. Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters, hg. von J. Koch 1, (E. J. Brill) Leiden 1950, VIII+175 S.

The Tree of Battles of Honoré Bonet. An English Version with Introduction by G. W. Coopland, with a hitherto unpublished historical interpolation, (University Press) Liverpool 1949, 316 S.

Walter F. Schirmer, John Lydgate. Ein Kulturbild aus dem 15. Jahrhundert, (Niemeyer) Tübingen 1952, XI+255 S.

Neuere Geschichte

Herman Baeyens, Begrip en Probleem van de Renaissance. Bijdrage tot de Geschiedenis van hun Ontatssan en tot hun kunsthistorische Omschrijving. Universiteit te Leuven, Publicaties op het Gebied der Geschiedenis en der Philologie 3. Reeks, 48. Deel. (Universiteitsbibliotheek) Leuven 1952, 489 S.

Leonhard von Muralt, Machiavellis Staatsgedanke, (Schwabe) Basel 1945, 228 S.

Lauri Huovinen, Das Bild vom Menschen im politischen Denken Niccolò Machiavellis (Suomalaisen tiedeakatemian toimituksia Serie B, Bd. 74, 2), Helsinki 1951, 169 S.

Paul Joachimsen, Die Reformation als Epoche der deutschen Geschichte. In vollständiger Fassung erstmals aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Schottenloher, (Kaiser und Oldenbourg) München 1951, XXIV+312 S.

Ernst Walter Zeeden, Martin Luther und die Reformation im Urteil des deutschen Luthertums. Studien zum Selbstverständnis des lutherischen Protestantismus von Luthers Tode bis zum Beginn der Goethezeit. 1. Band: Darstellung, (Herder) Freiburg i. Br. 1950, XI+389 S.

Hermann Barge, Luther und der Frühkapitalismus (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 168, Jahrgang 58, Heft 1), (Bertelsmann) Gütersloh 1951, 64 S.

Karl Ecke, Kaspar Schwenckfeld. Ungelöste Geistesfragen der Reformationszeit (Alte und neue Wege zur lebendigen Gemeinde, Heft 1), (Bertelsmann) Gütersloh 1952, 120 S.

Andreas Flitner, Erasmus im Urteil seiner Nachwelt. Das literarische Erasmus-Bild von Beatus Rhenanus bis zu Jean Le Clercq, (Niemeyer) Tübingen 1952, 179 S.

Carl Hinrichs, Luther und Müntzer. Ihre Auseinandersetzung über Obrigkeit und Widerstandsrecht; Arbeiten zur Kirchengeschichte, Band 29, (De Gruyter) Berlin 1952, VIII+187 S.

Walter Lipgens, Kardinal Johannes Gropper, 1503—1559, und die Anfänge der katholischen Reform in Deutschland (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 75), (Aschendorff) Münster 1951, X+259 S.

Werner Näf, Vadian und seine Stadt St. Gallen, Erster Band: Bis 1518. Humanist in Wien, (Fehr) St. Gallen 1944, 382 S.

Karl Schottenloher, Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Heft 76/77), (Aschendorff) Münster 1953, 274 S.

Paul Ottenwälder, Zur Naturrechtslehre des Hugo Grotius, (Mohr-Siebeck) Tübingen 1950, V+133 S.

W. J. M. van Eysinga, Hugo Grotius. Eine biographische Skizze, Schwabe) Basel 1952, 140 S.

Werner Krauss, Molière und das Problem des Verstehens in der Welt des 17. Jahrhunderts, (Progress-

Verlag Joh. Fladung) Düsseldorf-München-Hamburg 1953, 30 S.

Herbert Hassinger, Johann Joachim Becher, 1635—1682. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 38), (Holzhausen) Wien 1951, VIII+272 S.

R. F. Merkel, Leibniz und China (Leibniz zu seinem 300. Geburtstag, hrsg. E. Hochstetter, Lieferung 8), (de Gruyter) Berlin 1952, 38 S.

Adam Bernhard Gottron, Mozart und Mainz, (Kunst u. Wissenschaft) Mainz 1951, 78 S.

Willy Flach, Goetheforschung und Verwaltungsgeschichte. Goethe im Geheimen Consilium 1776—1786 (Thüringische Archivstudien Band 3), (Böhlau) Weimar 1952, 165 S.

Goethes amtliche Schriften. 1. Band: Goethes Tätigkeit im Geheimen Consilium 1776—1786, bearb. von Willy Flach, (Böhlau) Weimar 1950. CVI u. 462 S.

Heinz Gollwitzer, Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, (Beck) München 1951, 464 S.

Comte de Saint-Aulaire, Franz Joseph, (Amandus) Wien 1949, 392 S.

Johannes Zinkl, Magnus Jocham. Johannes Clericus 1808—1893. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Theologie und Frömmigkeit im 19. Jahrhundert, (Herder) Freiburg i. B., IX+268 S.

Adolf Schlatters Rückblick auf seine Lebensarbeit. Zu seinem 100. Geburtstag hrsg. Theodor Schlatter, (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, Sonderheft), (Bertelsmann) Gütersloh 1952, 263 S.

George W. F. Hallgarten, Imperialismus vor 1914. Theoretisches. Soziologische Skizzen der außenpolitischen Entwicklung in England und Frankreich. Soziologische Darstellung der deutschen Außenpolitik bis zum ersten Weltkrieg, 2 Bände, (Beck) München 1951, XX+561 S. bzw. VII+505 S.

Walter A. Kaufmann, Nietzsche, Philosopher, Psychologist, Antichrist (Princeton University Press), Princeton, New Jersey, 1950, XI+409 S.

Carlo Antoni, Vom Historismus zur Soziologie, (Koehler) Stuttgart o. J., 307 S.

Hermann Foertsch, Schuld und Verhängnis. Die Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt in der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit (Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit Nr. 1), (Deutsche Verlags-Anstalt) Stuttgart 1951, 239 S.

J. Deutscher, Stalin. Die Geschichte des modernen Rußland, (Kohlhammer) Stuttgart 1951, 606 S.

Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, hrsg. Hans Rothfels u. Theodor Eschenburg, 1. Jahrg. 1953, 1. Heft, (Deutsche Verlags-Anstalt) Stuttgart 1953, 96 S.+24 S. Bibliographie.

Das zwölfte Jahrhundert und die Antike

Von Hans Liebeschütz

Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat die Bedeutung des 12. Jahrhunderts für die Kulturentwicklung in mannigfacher Weise herausgearbeitet und dabei den Einfluß antiker Ideen und Kunstformen mit besonderem Interesse verfolgt. Wichtige Monographien und Handbücher gaben solchen Begriffen wie Protorenaissance und Renaissance als Charakteristik der Epoche eine weite Verbreitung.[1] Eine derartige Bezeichnung ist nirgendwo das Ergebnis einer Neueinteilung der Weltgeschichte; niemand würde ernstlich versuchen, das Mittelalter vor Thomas von Aquino und der europäischen Entfaltung der Hochgotik endigen zu lassen. Wir haben es vielmehr mit einer Verallgemeinerung zu tun, die durch bestimmte eindrucksvolle Einzelleistungen der Epoche hervorgerufen ist. Der methodische Neubeginn in frühscholastischer Theologie und Rechtswissenschaft, die Erweiterung von Ausdrucksfähigkeit und Stoffbereich in lateinischer und volkssprachlicher Literatur, die Wiedergeburt der Großplastik und der Einfluß römischer Triumphalarchitektur auf die Westfassaden provenzalischer Kathedralen, alle diese unter sich sehr verschiedenartigen Phänomene haben die Idee der Neugeburt als das besondere Kennzeichen des Jahrhunderts erscheinen lassen. Auf der anderen Seite hat man versucht, diese Erneuerung antiker Werte als eine rein literarische Entwicklung abzugrenzen, die keinen Einfluß auf die Ereignisse, welche die Wirklichkeit des Jahrhunderts formten, gehabt habe.[2] Eine solche Behauptung hat jedenfalls das Verdienst, daß sie das geschichtliche Problem umfassend formuliert. Unsere Aufgabe ist zu erkennen, welcher Zusammenhang besteht zwischen den Erfahrungen der Menschheit jener Zeit und der Wiederkehr antiker Gedanken und Formen. In welcher Weise kamen das Studium des Altertums und die Bestrebungen der Menschen in einer tief mittelalterlichen Zeit zusammen? Wir wollen hier den Versuch machen, an einigen wenigen

---

[1] Die neueste Erörterung von Problem und Literatur im Speculum Bd. 26 (1951): *Eva Sanford*, The Twelfth Century Renaissance or Protorenaissance, S. 635—42; *U. T. Holmes*, The Idea of a Twelfth Century Renaissance, ebenda S. 643—57.

[2] *A. Brackmann*, Der „Römische Erneuerungsgedanke" und seine Bedeutung für die Reichspolitik der deutschen Kaiserzeit. SB. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-Hist. Kl. 1932, XVII; auch in: Gesammelte Aufsätze, 1941 S. 108 ff.

Beispielen in dieser Frage etwas weiter zu kommen. Dabei ist es unvermeidlich, daß die Auswahl subjektiv ist und sehr wesentliche und unserer Erörterung naheliegende Gebiete nicht besprochen werden, wie z. B. die Entwicklung der dialektischen Theologie aus dem Bibelstudium; aber wir hoffen, daß wir einiges über Art und Wirksamkeit des antiken Einflusses in bestimmten Problemkreisen lernen können und so schließlich im Stande sein werden, diese oder jene Beobachtung über die geistige Eigenart der Kultur des Jahrhunderts aus unseren Ergebnissen zu gewinnen.

I

Unsere einleitende Überlegung soll der Tatsache gelten, daß Ausbildung und Lebensarbeit der Männer, deren Lektüre antiker Schriftsteller das Denken der Zeit beeinflußte, sehr wesentlich durch die Aufgabe bestimmt war, die Geschäfte von Fürst, Bischof und Kapitel in Urkundenentwürfen und lateinischer Korrespondenz zu erledigen. Auf diese Weise wird die literarische Gattung des Briefes, wie sie sich in der antiken Spätzeit ausgebildet hatte, zu einem wichtigen Verbindungsstück zwischen Altertum und Mittelalter. Seit Plinius dem Jüngeren finden wir den nach Kunstregeln gestalteten und für spätere Veröffentlichung gedachten Brief als Träger eines Freundschaftskultes innerhalb einer Menschengruppe, die durch gleiche geistige, d. h. literarische Interessen zusammengehalten ist. Rhetorische Bildung, ein Element antiker Kultur seit dem fünften vorchristlichen Jahrhundert, war nun Selbstzweck geworden, seitdem die Politik, die noch Ciceros Briefe erfüllt hatte, nicht länger mehr die Lebensaufgabe der römischen Aristokratie bildete. Die so in der Antoninenzeit geschaffene Tradition dauerte im lateinischen Sprachbereich bis zum Ende des Westreiches. Noch im 5. Jahrhundert zeigen die Briefe des Apollinaris Sidonius, wie die gallische Aristokratie das Bewußtsein ihrer eigenen Zusammengehörigkeit und sozialen Überlegenheit in der Pflege lateinischer Sprache und Literatur fand.[3] Damals war der Brief schon lange ein wichtiges Instrument kirchlicher Verwaltung und patristischer Literatur geworden, wie ja auch Apollinaris selbst als Bischof endete. Darum war es natürlich, daß die Bildung der Karolingerzeit die Kunst des Briefschreibens sowohl von ihren angelsächsischen und irischen Lehrmeistern als aus der südgallischen Tradition übernehmen konnte. Wichtiger war die Tatsache, daß die gesellschaft-

[3] *A. M. Guillemin,* Pline et la vie litteraire de son temps (1929), 3—12; 22; 33; 156 f.; *S. Dill,* Society in the Last Century of the West. Empire (1905) 143—166; 187—223; *K. F. Stroheker,* Der senatorische Adel im spätantiken Gallien (1948), 64—67.

lichen Bedingungen des 8. und 9. Jahrhunderts diese Rezeption begünstigten und der literarischen Form neuen Gehalt gaben. Für das Königtum der Karolinger war die Zweiteilung der herrschenden Aristokratie ein Arcanum Imperii, und Brauchbarkeit und letztlich Existenz der geistlichen Herrenschicht als ein gesonderter Stand hing an dem Besitz lateinischer Bildung. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß diese Gruppe gelehrter Kirchenmänner eine kleine Minderheit bildeten, die über die ländliche Welt der Gutsherren und Bauern zerstreut wohnten und doch mehr oder weniger durch die Gemeinsamkeit geistiger und gesellschaftlicher Interessen zusammengehalten wurden. Die neuen kirchlichen und weltlichen Aufgaben brachten in die Korrespondenz dieser Schicht einen neuen Gehalt, wie es schon in der Patristik geschehen war. Aber die literarischen Formelemente der rhetorischen Bildung behalten dabei ihre Bedeutung: so entsteht der Grund, wo sich mittelalterliche Geschichte und antike Bildung treffen. Gleich am Anfang der Epoche finden wir in der Briefsammlung des Bonifatius ein schönes Beispiel dieser Kontinuität: für den benediktinischen Kreis des großen Missionars, dessen Mitarbeiter durch weite Entfernungen getrennt der Sache der lateinischen Bibel in illiterater Umwelt dienen, ist Freundschaftskult ein wichtiges Element des Lebens.

Diese allgemeinen gesellschaftlichen Voraussetzungen literarischen Lebens, wie sie die Karolingerzeit geschaffen hat, wurden durch die Auflösung des Reiches und die großen Zerstörungen seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts nicht dauernd getroffen. Der langsame Wiederaufbau öffentlicher Ordnung vollzieht sich auf den gleichen Grundlagen, mit Einrichtungen, die sich allmählich den Bedürfnissen anpassen. Das bringt uns in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts und damit in die Zeit, in welcher Domkapitel und Domschule ihre Bedeutung als Mittelpunkte von Verwaltungsarbeit und Bildung erlangten, und damit zu der unmittelbaren Vorstufe des Zeitalters von Chartres. Neue Studien auf dem Gebiete der Briefforschung, von denen besonders Carl Erdmanns Arbeiten in diesem Zusammenhang wichtig sind, haben uns in diese Welt mit ihren weitgespannten Beziehungen eingeführt, in der Menschen und literarische Arbeiten zwischen Hildesheim, Worms, Regensburg und Bamberg ausgetauscht werden und mit Tours und Reims auch der außerhalb der Reichsgrenzen liegende Westen zur Geltung kommt.[4] Es

[4] *C. Erdmann*, Studien zur Briefliteratur Deutschlands im elften Jahrh. (Schriften der M. G. H. B. 1, 1938) 1—15; 101—116; *C. Erdmann* und *N. Fickermann*, Briefsammlungen in der Zeit Heinrichs IV. (M. G., Die Briefe d. Deutschen Kaiserzeit V, 1950); *M. Seidlmayer*, Deutscher Nord und Süd im Hochmittelalter (1932).

lag im Interesse der königlichen Herrschaft, daß die Reichskirchen von einer Schicht kontrolliert wurden, die möglichst unabhängig war von lokalen Bindungen und damit das größtmögliche Mass von Selbständigkeit gegenüber der weltlichen Aristokratie der Umwelt besaß. Die so begründete Beweglichkeit wurde ein Kennzeichen der aus allen deutschen Stämmen gemischten Gesellschaft der Scholaren, Magister und Prälaten. Dieser Umstand gab der Briefkunst, die als Voraussetzung der Kanzlei- und Verwaltungsarbeit einen Hauptlehrgegenstand der Domschulen bildete, eine zweite, sozusagen private Bedeutsamkeit, wie es schon bei Bonifatius und Alkuin der Fall gewesen war. Freundschaft, welche die räumliche Entfernung und die Veränderung der menschlichen Umstände überwinden sollte, wurde wiederum ein beliebtes Motiv in echten Briefen und in fiktiver Lehrkorrespondenz. Es ist deutlich, wie damit der Weg gebahnt ist, auf dem wichtige Motive der antiken Briefliteratur und Popularphilosophie für das Mittelalter lebendig werden konnten. Der frühere Gefährte, der in der Ferne die alte Freundschaft vergessen zu haben scheint, bekommt einen Lehrvortrag zu lesen, in dem er für die Erkenntnis der wahren Gemeinschaft des Wollens, die auf Tugend gegründet sein muß, auf Ciceros *Laelius* verwiesen wird. Derselbe römische Dialog erscheint neben dem ersten Johannes-Brief als Autorität für den Satz, daß Beziehungen zwischen Menschen nicht auf Furcht, sondern auf Liebe aufgebaut sein sollen.[5] Aber die deutschen Briefschreiber des 11. Jahrhunderts beschränken ihr Interesse an Ciceros philosophischer Schriftstellerei nicht auf den *Laelius*. König oder Bischof erwartete von seinem Kleriker, daß er im Stande war, seines Herren Vorschläge oder politische Entscheidung im Licht ethischer Begründung erscheinen zu lassen. Ciceros undogmatische Erörterungen philosophischer Meinungen boten den Begriffsschatz für solche Reflektionen ohne wirkliche Festlegung auf ein kirchenfremdes System.[6] Etwas darüber hinaus geht das Interesse des Bamberger Magisters Meinhard, wenn er das Studium der lateinischen Philosophie in Ciceros Schriften als eine Sicherung gegen die Gefahren der Welt und als Einführung in die Werke Augustins empfiehlt. Solche Gesinnungen eröffneten die patristische Streitfrage über Wert und Unwert der antiken Philosophie für den christlichen Scholaren aufs neue, wie uns das ausgearbeitete Schulbeispiel der Regensburger Briefsammlung zeigt.[7]

[5] Hildesheimer Brief Nr. 37, Briefsammlungen S. 79 f.; dazu *C. Erdmann*, Studien 178 f.; *W. Bulst*, Wormser Briefsammlung (M. G. Briefe d. Kaiserz. III) Nr. 61 S. 103 ff.; Nr. 51 S. 88.

[6] Wormser Briefsammlung Nr. 21 S. 41.

[7] Briefsammlungen, 193; Regensburger Rhetorische Briefe Nr. 1—7 ebenda S. 274—300.

II

Die Kirchenreform, die mit den von ihr hervorgerufenen Kämpfen der Geschichte in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Richtung gibt, mußte die Bedeutung der Kathedralen, ihrer Lehrarbeit und ihrer Literatur noch steigern. Der Aufstieg des Papsttums zu wirksamer Kirchenregierung in West- und Mitteleuropa vervielfältigte die Notwendigkeiten brieflichen Verkehrs, während gleichzeitig Konflikt und Ausgleich der Ideen neue Gehalte geschaffen hatte. Das Recht, das mit der päpstlichen Monarchie in der Kirche erwuchs, machte Analyse und Definition für ausgedehnte Gebiete des Daseins notwendig. Das öffentliche Leben war gleichzeitig weiter und tiefer geworden. Es ist wohl bekannt, wie im Zuge dieser Bewegung die geistige Führung auf Frankreich überging.[8] Wenn wir nun die Frage stellen, inwieweit eine neue Bereitschaft zur Aufnahme und Verarbeitung antiker Inhalte für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts kennzeichnend gewesen ist, sehen wir uns zunächst auf einen Weg geführt, der von der Kathedralschule wegzuleiten scheint. Die zweite große Welle der Kirchenreform, der Aufstieg des Zisterzienserordens, hat eine wesentliche Rolle in dieser Bewegung der Geister gespielt.[9]

Niemand kann zweifeln, daß dabei die Persönlichkeit Bernhards von Clairvaux im Mittelpunkt gestanden hat. Sein Eintritt mit 30 Gefährten in das noch unbedeutende Reformkloster von Citeaux hatte seit 1112 den inneren Widerstand des burgundischen Adels gegen den extremen Asketismus des „neuen Klosters" gebrochen. Nach der Gründung von Clairvaux im Jahre 1115 drang Bernhards Einfluß verhältnismäßig schnell über die Grenzen des Heimatlandes, so daß im Jahre 1153, am Ende seiner Tage, der Abt von Clairvaux auf 160 unmittelbare und mittelbare Tochterklöster in vielen Ländern Europas blicken konnte. Bei dieser Ausdehnung waren sicherlich die eigenartigen neuen Verfassungsideen, die eine regelmäßige und dauernde Verwaltung und Überwachung weit zerstreuter Klostergemeinschaften möglich machten, wie sie unter Leitung Stephan Hardings in Bernhards Frühzeit entwickelt waren, wichtig gewesen;[10] aber die entscheidende Kraft lag in Bernhards Person. Es war der Einfluß von Mensch zu Mensch, den er übte,

[8] Es war, wie *E. R. Curtius* mitteilt, C. Erdmanns Absicht, dieses Stück europäischer Geistesgeschichte zu schreiben, s. Europäische Literatur u. Lateinisches Mittelalter (1948) S. 391, Anm. 5.

[9] *M. D. Knowles,* The Monastic Orders in England (1941) 192 ff. gibt eine allgemeine Charakteristik der zu Grunde liegenden asketischen Bewegung.

[10] *J.-B. Mahn,* L'ordre cistercien et son gouvernement (Bibl. des écoles franc. d'Athènes et de Rome fasc. 161, 1945); *J. Turk,* Charta Charitatis Prior, in: Analecta Sacri Ordinis Cisterc. I (1945) 11—61.

die erziehende Menschenliebe, von deren Natur und Wirkungsweise Bernhard ein tiefes und klares Wissen besaß. Hier liegt ein wesentlicher Teil seines Beitrags zur geistigen Entwicklung seines Jahrhunderts. Es war durch die Natur der Verhältnisse gegeben, daß der unmittelbare Kontakt von Mensch zu Mensch ergänzt werden mußte durch eine umfangreiche Korrespondenz; die Macht des Wortes mußte eintreten, wo persönliche Begegnung nicht möglich war. Der zisterziensische Asketismus verzichtete, um mit Gilsons Worten zu sprechen, auf alles, nur nicht auf die Kunst, gut zu schreiben. Auch als Heiliger blieb Bernhard ein Mann der Literatur, der die Kunst, die er in der kleinen Schule von St. Vorles von Cicero und Augustin für die Abfassung guter lateinischer Briefe gelernt hatte, für seine große Lebensaufgabe verwertete.[11] Die paradoxe Nachbarschaft zum Wiederaufleben der Antike, in der wir den puritanisch strengen Mystiker, den Feind Abälards und der alten Philosophen finden, wird vielleicht am ehesten verständlich, wenn wir seine Auswirkung in einem der Dialoge des zwanzig Jahre jüngeren englischen Zisterzienser-Abtes Ailred von Rievaulx (Yorkshire) betrachten, der seine Schriftstellerei um 1147 auf Bernhards Verlangen begonnen hatte.[12]

Ailred schrieb ziemlich spät in seiner Laufbahn um 1160 einen Dialog, in dem er Ciceros Definitionen im *Laelius* weitgehend benutzte. Einleitend gibt er eine entschuldigende Bemerkung über die Bedeutung des antiken Buches in seiner eigenen Jugendzeit, als er noch seinen Studien lebte und froh war, in dem formschönen und durch seine Ideen gewichtigen Buche einen hohen Begriff der Freundschaft als Norm für das eigene Leben zu finden. Der Eintritt in das Kloster schien zuerst alle Werte der Welt ungültig zu machen, bis ihn die Erfahrung belehrte, daß auch in dieser Welt Ciceros Ideen ihre Bedeutung für die Beziehungen zwischen Menschen bewahrt hatten.[13] In Ciceros Dialog formt die Freundschaft des eben verstorbenen jüngeren Scipio mit Laelius den Hintergrund, gegen den die Theorie sich abzeichnet. Ailred ersetzt die

[11] *E. Gilson*, La théologie mystique de St. Bernhard (1934) S. 19 in einer Erörterung über den Einfluß Ciceros auf Bernhards Mystik; vgl. auch *C. H. Talbot* in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Ailred of Rievaulx De Anima (Mediaeval and Renaissance Studies, Supplement, Bd.1. 1952) 16 f. Es folgt aus *P. Rassows* Untersuchung über Bernhards Scriptorium (Stud. u. Mitt. d. Benedikt. Ordens N. F. 3, 1913), daß seine Notare geschult waren, in seinem Stil zu schreiben (was wahrscheinlich über seine Lebzeiten hinaus von Bedeutung war). Brief 89 (Migne P. L. 182, 220 B) gibt einen kurzen, aber eindrucksvollen Einblick in die Art von Bernhards literarischem Schaffen.

[12] *F. M. Powicke* in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Walter Daniels Life of Ailred (lat. u. engl. 1950) S. LVII beschreibt, wie Bernhards Verfasserschaft an dem Ailred zur Abfassung des Speculum Charitatis auffordernden Briefe (Migne 195, 501 f.) entdeckt wurde.

[13] De Spirituali Amicitia, Prologus P. L. 195 col. 659 f., 692 C; 693 C; 697 B-D.

Figuren der römischen Aristokratie als Träger von Weisheit und Erfahrung durch Gestalten aus der Zisterzienserwelt, ohne an Fragestellung und Definitionen Ciceros wesentliches zu ändern: Freundschaft darf nicht gegründet werden auf Erwägungen von Nutzen und Schaden; ihre Dauer beruht auf gegenseitiger Ehrlichkeit. Sie verlangt einen Charakter, der geänderten Zeitumständen und den Forderungen des Ehrgeizes nicht nachgibt. — Auch im Kloster und im Orden gibt es Beförderung und Vertrauensaufgaben.[14] — Wir versuchen über solch allgemeine Feststellung hinaus weiter zu kommen, indem wir unsere Aufmerksamkeit den die eigentliche Doktrin einrahmenden Gesprächselementen zuwenden, durch die das ganze als ein Dialog gestaltet ist.

Das 1. Buch will eine Unterhaltung wiedergeben, die in Wardon, einem Tochterkloster von Rievaulx, mit einem Mönch Ivo geführt worden ist, als Ailred zur Inspektion dorthin kam. Das 2. und 3. Buch setzen die Erörterung in Rievaulx erst nach Jahren fort; Ivo ist in der Zwischenzeit gestorben, und die Gesprächspartner sind nun Walter, den wir als späteren Biographen Ailreds ganz gut kennen, und der jüngere Gratian. Die Dialogteilnehmer sind viel mehr als nur Namen, auf die Lehrvorträge verteilt werden. Die Charakterzeichnung, wie sie sich in dem Streitgespräch über Voraussetzungen, Sinn und Dauer der Freundschaft aufbaut, dient deutlich dem Zweck, die Definitionen Ciceros mit Lebenserfahrung zu füllen. Wir sehen, wie das intensive Zusammenleben im Zisterzienserkloster das Interesse und Verständnis für die psychologischen Probleme menschlichen Beisammenseins erweckt hat. Die Spannungen, die sich in solcher Gemeinschaft aus der Verschiedenheit der Charaktere ergeben, die sich im Wettbewerb um die Erfüllung des einen Ideals in größerer oder geringerer Nähe zu dem Abt und Meister befinden, sind ein wichtiges Element der Dialoggestaltung. Das 1. Buch beginnt mit Ailreds Beobachtung, daß Ivo den ganzen Tag wieder und wieder zum Sprechen ansetzte, ohne etwas zu sagen, während der visitierende Abt von einem Schwarm von Leuten umgeben war, die die Geschäfte von Wardon vor ihn brachten. Erst als sie allein sind, folgt Ivo Ailreds Aufforderung, in Gemeinschaft mit ihm zu lernen und zu lehren, indem er seine Frage nach dem Wesen der Freundschaft stellt.[15] Dasselbe Motiv wird im Beginn des 2. Buches aufgenommen, wo Walter, der neue Gesprächspartner, durch Gesten aller Art seine Ungeduld zeigt, weil er, abseits stehend, zusehen muß, wie der Abt mit einer Fülle von Menschen die laufenden Angelegenheiten des Klosters behandelt. Ailred fühlt die Notwendigkeit, zu seiner Verteidigung darauf hinzuweisen, daß es

[14] Laelius §§ 63, 64. De Spirituali Amicitia III col. 692 C; 693 C; 697 B-D.
[15] col. 661 A.

seine Pflicht sei, auf die Wünsche von Leuten einzugehen, in deren Macht es steht, das Kloster zu schädigen.[16]

Die Gesprächsführung im 2. und 3. Buch ist wesentlich durch den Gegensatz zwischen Walter und den dazukommenden Gratian beherrscht. Walter begrüßt den Genossen als den Studenten der Freundschaft, der sein ganzes Streben darauf richtet, zu lieben und geliebt zu werden, und gerade darum der Gefahr erliegt, den Schein für die Wirklichkeit zu nehmen. Gratian macht keinen Hehl daraus, daß er diese Charakteristik als Ausdruck der Überheblichkeit empfindet, und zeigt deutlich seine Eifersucht gegen Walter, der ihn nicht rechtzeitig zu der Besprechung seines Lieblingsthemas gerufen hat.[17] — Bei Beginn des 3. Buches lobt Gratian die geistigen Fähigkeiten des noch abwesenden Walter. Als dieser erscheint, nimmt Ailred sofort die Gelegenheit wahr, um Gratians Worte als Mittel zur Friedensstiftung zu benutzen: „Er ist mehr dein Freund als du meinst". Walters Gegenbemerkung „er ist jedes Menschen Freund" klingt nicht ermutigend.[18] Die Erörterung führt zu der Frage, welches Temperament wahre Freundschaft ausschließt. Ailred behauptet, daß ein Mann, der seine Leidenschaften nicht kontrollieren kann, einer solchen Gemeinschaft unfähig ist. Dagegen erwähnt Gratian den Fall eines Mönches, den der Abt als seinen Freund betrachtet und der doch kürzlich weder Worte noch Handlungen vermieden hat, von denen er wußte, daß sie Ailred mißfallen mußten. Walter rügt die Indiskretion, die sich in der Erwähnung dieses delikaten Falles zeigt, den er selbst auch gekannt, aber zu erwähnen sorgfältig vermieden hat.[19]

Alle diese Züge zeigen, wie Ailred die Umwelt des Ciceronischen Dialogs durch seine eigenen Erfahrungen aus dem Leben des Zisterzienser-Klosters ersetzt hat, in demselben Sinne wie die Idee uneigennütziger Freundschaft, die ihm die Popularphilosophie des Römers bot, für ihn eine Stufe in seiner mystischen Theologie aus Bernhards Schule bedeutet.[20] Dabei ist für die Dialoggestaltung Augustin mit seinen Frühwerken als Mittler zwischen Cicero und dem Zisterzienserabt des 12. Jahrhunderts wirksam gewesen. *Contra Academicos, De vita beata* und *De ordine* zeigen Augustin im Augenblick seiner Bekehrung, wie er in der ländlichen Einsamkeit von Cassiciacum dem Kreis jüngerer Freunde als Führer zu literarischen Studien und als Wegweiser zur

[16] col. 669 B.
[17] col. 672 A.
[18] col. 679 B.
[19] col. 681 C-D.
[20] col. 691C-692 f.

Wahrheit dient und so seine pädagogische Kunst zeigt.[21] Dort finden wir, um mit den Äußerlichkeiten zu beginnen, die Verteilung des Stoffes auf drei Zusammenkünfte der Dialogpartner, welche auch der Bucheinteilung von Ailreds Werk zu Grunde liegt. Augustin ist in Cassiciacum viel daran gelegen, daß die Erörterungen stenographisch aufgezeichnet werden; auf diese Weise kann Alypius, der den ersten Teil der Diskussion über die Weltordnung versäumt hat, sich durch Lektüre für die Teilnahme an den späteren Unterhaltungen vorbereiten. In derselben Weise wird in Ailreds Schrift der Neubeginn im zweiten Buch dadurch möglich gemacht, daß Walter die eben wiederaufgefundenen Aufzeichnungen über die Gespräche mit dem verstorbenen Ivo liest.[22] Powicke hat darauf hingewiesen, daß Walters Charakter im Dialog ganz dem Stil seiner eigenen Schriftstellerei entspricht und somit von Ailred der Erfahrung nachgeschrieben sei. Die Einführung des Gegensatzes der Charaktere in den Dialog geht aber wieder auf Augustins Vorbild zurück. Wir sehen in *De ordine* den Trygetius, der seine jugendlichen Studien seit seiner Dienstzeit in der Armee abgeschlossen hat und Neigungen zu kritischer Nüchternheit zeigt, dem unberührten Enthusiasmus des Licentius gegenübertreten, der bei seiner ersten Berührung mit der Philosophie die Wahrheit intuitiv zu erfassen glaubt.[23]

Über all solche Einzelheiten hinaus geht die Tatsache, daß alle Frühschriften Augustins, gerade wie Ailreds Dialog, in einer Auseinandersetzung mit bestimmten Werken Ciceros ihre eigentliche Aufgabe haben. Ailred hat indessen sein Vorbild mit großer Freiheit gebraucht. Ciceros Laelius spielt nur eine unbedeutende Nebenrolle in Augustins Frühschriften; wenn Ailred diesen Dialog als Ausgangspunkt gewählt hat, so waren dafür seine eigenen Erfahrungen als Erzieher und gewisse Gesichtspunkte seiner Theologie maßgebend. Das Interesse der mittelalterlichen Schule an Gegenstand und Behandlungsweise des Laelius, von dem wir einleitend sprachen, bot den ersten Anlaß gerade diese Schrift in seinen Gesichtskreis zu bringen.[24] Die Freiheit, mit der Ail-

[21] *R. Reitzenstein,* Augustin als antiker und mittelalterlicher Mensch, in: Vorträge d. Bibl. Warb. 1922/23 I, 42 ff.: *W. Thimme,* Literar-aesthitesche Bemerkungen zu den Dialogen Augustins, Zeitschr. f. Kirchengesch. 29 (1908) 1—21.

[22] Augustinus, Contra Academicos II § 10 C. S. E. L. LXIII 30, 5; De ordine II § 1, 2 ebenda 145. Ailred, De Spirituali Amicitia II, P. L. 195 col. 670 B.

[23] *Powicke,* Life of Ailred, XV f. — Augustin, De ordine I §§ 16, 5, S. 132, 20; 124, 2; Für Ailreds gründliche Augustinkenntnis siehe *Talbots* Quellennachweise in seiner Ausgabe von De Anima und seine Einleitung S. 53.

[24] Ailreds Erwähnung der Entstehungsweise seines ersten Buches Speculum Charitatis, von dem er Entwürfe in Briefform an seinen abwesenden Freund, den Prior Hugh, geschickt hatte, zeigt die Verbindung seiner Schriftstellerei mit der Schultradition der literarischen Freundschaftsbriefe; P. L. 195 col. 503/504.

red Ciceros Definitionen von einer zisterziensischen Umwelt abhandeln läßt, hat ein genaues Gegenstück in Augustins Umformung Ciceros, der seinen eigenen Freundeskreis und sein Wahrheitsuchen an Stelle der Scipionengesellschaft setzt, die in Ciceros Dialogen mit Begriffen griechischer Philosophie römische Probleme des Staates und der Gesellschaft erörtert. Wir lernten aus Meinhards von Bamberg Briefen, wie das 11. Jahrhundert Augustin als Vermittler zur Antike benutzte, indem es seine Cicerostudien mit ihrer Nützlichkeit für das Verständnis des Kirchenvaters verteidigte. Das gilt natürlich auch noch für den Zisterzienser des 12. Jahrhunderts. Aber die menschlichen Grundlagen des literarischen Interesses sind andere und tiefere geworden. In der Welt Bernhards von Clairveaux haben die seelischen Beziehungen zwischen Menschen einen höheren Grad der Bewußtheit erreicht[25] und die dadurch herbeigeführte geistige Wandlung hatte sehr gegen die Absicht des großen Abtes und gegen den Geist der Satzung seines Ordens gewissen Fragen der antiken Philosophie einen neuen Lebenssinn gegeben. Die philosophische Diskussion über das Wesen der Seele und über menschliche Haltung hatte wieder eine unmittelbare Bedeutung bekommen. Es war nicht ganz eine Wiederherstellung der geistigen Lage in Augustins Umwelt, wo in Nachbarschaft zur Antike der Geist freier Wahrheitssuche noch eine mögliche Erfahrung gewesen war; aber die Entdeckung, daß philosophische Seelenerforschung gepaart mit mönchischer Demut helfen könnte, das zisterziensische Ideal zu verwirklichen, stellte eine intimere Verbindung sowohl zu Augustin wie zu Cicero her als das in der Form wurzelnde Interesse der älteren Schultradition.

III

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Beitrages, den die Kathedralschule des 12. Jahrhunderts zur Ideengeschichte der Zeit beigesteuert hat. Es ist zumal aus dem klassischen Bericht des Johannes von Salisbury

[25] Das nicht-dialogische Speculum Charitatis zeigt, wie die Neigung, seine persönlichen Erfahrungen als religiöser Erzieher als solche zur Darstellung zu bringen, ihn zur Verwendung der Gesprächsform und in die Nähe des jungen Augustin bringt. Dort wird die Frage behandelt, warum in dem triebhaften Leben der Welt der religiöse Enthusiasmus sich leichter einstellt als in der disziplinierten und harmonischen Gemeinschaft des Klosters. Ailred gibt Problem und Lösung in der Form eines eingeschalteten Dialogs, in dem er selbst mit reifer Kritik die Überschätzung solch gefühlsgefüllter Augenblicke durch den Novizen zu beseitigen sucht; Spec. Charit. II cap. 17/20 col. 562A—570A. Es scheint, daß ein verwandtes Interesse an menschlichen Beziehungen bei andersgearteten Zeitgenossen wie Abaelard und Guibert von Nogent und in anderer Umgebung zur Autobiographie führt, für die wiederum Augustin, diesmal mit seinen Confessiones ein wichtiger Anreger war. Vgl. auch *E. Panofsky*, Gothic Architecture and Scholasticism (1948) 6. Zum Problem der Dialogform bei Ailred siehe auch *Talbot* S. 54.

in dem autobiographischen Kapitel des Metalogicon wohlbekannt, wie damals in Chartres die Lektüre klassischer Autoren zur Ausbildung guter lateinischer Stilisten für geistliche und weltliche Kanzleien ihre größte im Mittelalter mögliche Intensität erreicht hat.[26] Das eigentlich Neue aber liegt in der Tatsache, daß hier in der ersten Jahrhunderthälfte die Erkenntnis der Welt als ein zweiter gleichberechtigter Bildungsinhalt neben die formalen Disziplinen gesetzt wird; neben Beredsamkeit tritt Philosophie.[27] Das bedeutet in keiner Weise eine Beschränkung des klassischen Einflusses im Lehrplan von Chartres. Der Lehrer, der die „Philosophie der Welt" entwickelt, Wilhelm von Conches, ist auch der Hauptvertreter des Studiums antiker Autoren in seiner Generation, und seine Kosmologie hat ihren Ursprung wesentlich in der Interpretation des lateinischen Timäus und bleibt in ihren Problemen in der Hauptsache durch dies Alterswerk Platos bestimmt. Wilhelms Gefährte im Lehramt, Thierry, schreibt einen Genesis-Kommentar „in der Methode des Naturwissens" in gleicher Gesinnung. Der Timäus Platos versucht die Natur des Menschen, wie sie durch seine Stellung in der Welt bestimmt ist, zu erforschen, um jene Normen für sein Verhalten zu finden, die diesen natürlichen Zusammenhängen entsprechen. Ordnung im menschlichen Bereich ist zusammengesehen mit den regelmäßigen Bewegungen im Kosmos. Der Konflikt zwischen Ordnung und Unordnung im handelnden Menschen, der dem platonischen Staatsmann seine Aufgabe stellt, muß als eine Abspiegelung eines Gegensatzes in der Struktur des Kosmos verstanden werden. Auf diese Weise beherrscht die Parallele Makrokosmos und Mikrokosmos den Dialog Platos, und sie bleibt entscheidend auch für die Kosmologie von Chartres,[28] obwohl die kommentierte lateinische Übersetzung des Chalkidius, auf die man im 12. Jahrhundert angewiesen war, die eigentlich anthropologischen Teile nicht bot. Der Intellekt ist das positive Prinzip in der Organisation der Welt des Timäus, während die Elemente, die den mechanischen Ursachenbereich repräsentieren, die

[26] Metalogicon I 24, II 10 ed. C. C. J. Webb (1920) S. 53, 19 ff; 77, 24 ff. Urteil über den Wert literarischer Bildung: Policraticus VII 9 ed. C. C. J. Webb (1909) II 125, 7 f.

[27] Wilhelm von Conches, De Philosophia Mundi I, P. L. 172 (unter den Werken des Honorius) col. 43; Glossen zu Boethius, De Consolatione abgedruckt bei *J. M. Parent*, La doctrine de la création dans l'école de Chartres (Ottawa Publications Nr. 8, 1938) S. 21, Anm. 2: est sapientia vera cognitio rerum, eloquentia est scientia proferendi cognita cum ornatu verborum et sententiarum . . . in istis duobis est omnis scientia.

[28] Zum kosmologischen Charakter der Philosophie von Chartres und zur Bedeutung des Timaeus: *H. Liebeschütz*, Kosmologische Motive in der Bildungswelt der Frühscholastik, in: Vortr. d. Bibl. Warburg 1923/24 (1926) 110/133; *R. Klibansky*, The Continuity of Platonic Tradition during the Middle Ages (1939) und das Anm. 27 erwähnte Buch von *Parent*.

Grenze der Verständlichkeit erklärlich machen, weil sie das Mannigfaltige und Veränderliche in eine Welt bringen, die aus dem Einen und Unwandelbaren herkommt. Platon hat diesen Vorgang, in dem Sein und Werden, Geist und Körper zusammenkommen, in der Person des Demiurgen personifiziert, der die Welt in einem Schöpfungsakt gestaltet.[29] Auf diese Weise konnte das Buch mannigfachen Interressen des Hellenistischen Zeitalters und einem weiten Leserkreis dienen, besonders als die stoische Schule in einer popularphilosophischen Kommentarliteratur eine einfache und einleuchtende Mechanik der vier Elemente dazu entwickelt hatte. Durch seine Anthropologie beeinflußte es die theoretischen Grundlagen der spätantiken Medizin und bestimmte das Weltbild, aus dem Macrobius in der letzten Zeit des Westreiches Ciceros Somnium Scipionis erklärte. Andererseits wurde die Timäusliteratur im alexandrinischen Judentum durch die Schule Philos als natürliche Schöpfungsgeschichte rezipiert, die den nur auf den Willen Gottes gestellten und darum an der Gesetzlichkeit der Natur nicht interessierten Bericht der Genesis zeitgemäß ergänzte. Von hier aus zweigte die umfangreiche Literatur patristischer Bibelkommentare ab, die von Origenes über die Kappadokier zu den lateinischen Vätern reicht.[30] Die Leute von Chartres mußten sich in ihrem Unternehmen ermutigt fühlen, wenn sie bei Augustin lasen, daß der Kern antiken Wissens in der Bibel vorausgesetzt sei, und daß es für den Laien heilsam sei, die natürlichen Ursachen als Erklärung zum heiligen Text vorzufinden, um so bei den Uneingeweihten kein Gefühl der gelehrten Überlegenheit gegenüber der kirchlichen Lehre aufkommen zu lassen.[31] Noch wichtiger für die Entstehung dessen, was wir das Weltbild von Chartres nennen können, war die Tatsache, daß die nach Thema und Behandlungsweise sehr verschiedenartigen Bücher, welche die Kathedralbibliothek für solche Arbeiten zur Verfügung stellte, eine zusammenhängende Doktrin ergaben, ein Problem der Quellenanalyse für den modernen Philologen, ein Wahrheitsbeweis für Leser des 12. Jahrhunderts. Wilhelm von Conches nahm die Einzelheiten seiner Anthropologie hauptsächlich aus Galen, dessen Doktrin über die Araber und die Übersetzungsschule von Salerno nach Chartres gekommen war, und es ergab sich, daß diese Lehre über die Mechanik

[29] Die neuere Analyse der Spätwerke Platos bei *A.-J. Festugière*, La révelation d'Hermes Trismegiste (1949) II, 92—152' ist für die Geschichte Platos im M. A. anregend.

[30] *H. Wolfson*, Philo I (1949) 300—324; *W. Bousset*, Jüd.-Christl. Schulbetrieb (Göttingen 1915); *W. Jaeger*, Nemesius von Emesa (1914) S. 70 u. 78 (über Galen); *W. Switalski*, Des Chalcidius Kommentar zu Platos Timaeus (1902).

[31] De Genesi ad lit. I § 39; II § 4, P. L. 34 col. 261 f.; 264.

der inneren Vorgänge im Körper vollkommen mit der Theorie von den Qualitäten der vier Elemente zusammenpaßte, die ihm Chalkidius und Macrobius boten. Daraus erwuchs ein starkes Vertrauen in die Kraft der vernünftigen Welterkenntnis. Wenn Beda die Existenz von gefrorenem Wasser über dem Himmel als Ergebnis des zweiten Schöpfungstages angenommen hatte, so lehnt Wilhelm das entschieden ab, weil für gewichtige Körper die Erde der natürliche Platz ist; den Einwand, der sich auf Gottes Allmacht beruft, ohne Ursache oder Sinn angeben zu können, schiebt er als elendes Argument beiseite.[32]

Eine solche rationale Konstruktion, die den Zusammenhang zwischen Mensch und Kosmos durchsichtig macht, ist keine alleinstehende Erscheinung in der Geschichte des 12. Jahrhunderts. Während man in Chartres die lateinische Überlieferung mit Theorien kombinierte, die ihren Weg über die medizinischen Übersetzer im Salerno des 11. Jahrhunderts genommen hatten, begann seit 1126 unter Bischof Raimund die umfassende Arbeit der Schule von Toledo an der Übertragung wissenschaftlicher und philosophischer Literatur aus dem Arabischen, und etwa eine Generation später folgte in Palermo die Übersetzung verwandten Schrifttums zur Mathematik, Astronomie, Optik und Meteorologie unmittelbar aus dem Griechischen.[33] Auf den ersten Blick konnte der Eindruck entstehen, als ob diese große Bereicherung an Wissensstoff, die für die Entwicklung des mittelalterlichen Denkens zur Reife der Hochscholastik von wesentlicher Bedeutung war, ein Nebenergebnis der politischen Geschichte und so vom Standpunkt der Geistesgeschichte aus Zufall gewesen wäre. Die Wiedereroberung Toledos durch den König von Kastilien im Jahre 1085 und die Verhandlungen zwischen den Höfen Kaiser Manuels und des normannischen Königs Wilhelm I. von Sizilien um 1158, die den Weg für Manuskriptsendungen von Konstantinopel nach Palermo eröffneten, erscheinen als die eigentlich entscheidende Wendung. Wenn man, um die Bedeutung einzelner Ereignisse in Krieg und Diplomatie nicht überzubetonen, statt dessen von dem fortschreitenden Eindringen des lateini-

---

[32] P. L. 172 col. 57 ff. gegen Beda, De Natura Rerum, P. L. 90 col. 200 bis 202. Der literarische Nachlaß des Wilhelm von Conches ist diskutiert bei *M. Grabmann*, Mitteilungen zu Schriften des Wilhelm von Conches. S. B. München. Phil.-Hist. Kl. 1935, Heft 10. Zusammenstellung der Lehren bei *H. Flatten*, Die Philosophie des Wilhelm v. Conches, Diss. Bonn 1929; Art der Quellenbenutzung u. Beziehung zur Timaeusliteratur: *H. Liebeschütz*, Vortr. d. Bibl. Warb. 1923/24 S. 119—129. Konflikt mit dem Kreise Bernhards ebenda S. 129—133.

[33] *Ch. H. Haskins*, Studies in the History of Mediaeval Science (1924) S. 141—194. Kurze Beschreibung von Palermo als Platz für Studien in Griech. Philosophie und Wissenschaft im Widmungsbrief der Phaedo-Übersetzung des Henricus Aristippus in: Plato Latinus II (1950) 89.

schen Abendlandes in die islamische und byzantinische Welt sprechen würde, die zu einer breiteren Aufnahme des in beiden Sphären bewahrten hellenistischen Erbes geführt hat, würde damit das Urteil über die Verursachung einer wichtigen kulturellen Tendenz des Jahrhunderts nicht wesentlich verändert sein. Der Zweifel gegen solche Formulierungen betrifft nicht ihre Richtigkeit, sondern die Möglichkeit, damit den Tatbestand vollständig zu erfassen: In Konstantinopel besaß und las man nicht nur die Astronomie des Ptolemäus oder die Methaphysik und Naturwissenschaft des Aristoteles, sondern auch Homer und die Tragiker. Es bestand bei den Lateinern kein Mangel an Interesse für novellistischen Unterhaltungsstoff aus dem Osten. Warum hat das 12. Jahrhundert die Wanderung geformter geistiger Schöpfungen der Antike von Konstantinopel in den Westen auf Philosophie und Naturwissenschaften beschränkt? Darauf gibt es, wie es mir scheint, nur die Antwort, daß die innere Entwicklung des Westens diese Auswahl verursacht hat. Der starke Gegensatz zu dem, was auf dem gleichen Feld kultureller Beeinflussung etwa zweihundert Jahre später sich entwickelte, macht die Lösung in dieser Richtung noch überzeugender. Man kann das Interesse des frühen Mittelalters an Astronomie von dem praktischen Bedürfnis nach einer technisch zuverlässigen Vorausberechnung der beweglichen Feste für das liturgische Leben in Kloster und Kathedrale verstehen, — an sich ein nicht ganz unerheblicher Zug in der Entwicklung der westlichen Welt.[34] — Das 12. Jahrhundert sucht aber ein systematisches Verständnis des Kosmos in seinem Verhältnis zum Menschen — ein Bemühen, das zunächst sehr fern von praktischer Anwendbarkeit bleiben muß. Für die letzten Triebkräfte dieser Entwicklung ist die Tatsache aufschlußreich, daß sehr bald das Interesse von Fürsten und Prälaten an dem astrologischen Weltbild, wie es in der Spätzeit des Altertums aus der Verbindung orientalischer Gestirnmythologie mit der griechischen Mathematik der Himmelsbewegung geworden war, für den weiteren Verlauf der Wissenschaftsgeschichte von wesentlicher Bedeutung wurde. Augustins eindringlich formulierte Kritik an der Astrologie war nicht vergessen, aber das geistige Interesse, das sowohl Astronomie wie Astrologie zu befriedigen schienen, war so stark, daß auch der Theologe die Argumente fand, um sich darüber hinwegzusetzen. Ein neues Gefühl für die Macht der Natur über den Menschen war im Aufwachsen, das nach Wissen über diese Beziehungen verlangte, und die antike Doktrin versprach Befriedigung. Der Platonismus der Schule von Chartres,

[34] Die technische Seite ist stark betont in einem Abschnitt über das Naturwissen des 12. Jahrhunderts bei *A. C. Crombie*, Robert Grosseteste and the Origins of Experimental Science, (1953) 16—24.

der ein frühes Ergebnis dieser Bewegung ist, bekommt seinen Charakter von dem Grundproblem des Timäus, der die ewige Unveränderlichkeit des Geistes und die Macht der ihrer Natur nach unbeständigen Materie nebeneinander bestehen läßt und verständlich zu machen sucht. Das aus der Timäus-Erklärung entwickelte Weltbild scheint beiden zu genügen, dem neuen Sinn für die Realität der Natur und der ebenso frischen Erfahrung der Selbsterkenntnis der menschlichen Seele, durch die Augustin eine neue Bedeutung für die Zeit gewonnen hatte. Eine solche Feststellung scheint gefährlich nahe an die Formel von der „Entdeckung der Welt und des Menschen" zu kommen, die das Wesen der italienischen Renaissance im Augenblick der Ablösung vom Mittelalter ausdrücken will. Aber wahrscheinlich beruht diese Zuordnung der beiden großen Gebiete menschlicher Erkenntnis auf zu allgemeinen Voraussetzungen unserer Natur, als daß wir die berühmte Formel ohne Rücksicht auf die einzelnen Inhalte, die diese Begriffe jeweils umfassen, zur Chartakterisierung einer bestimmten Epoche verwenden könnten. Es ist klar, daß dieses neue Wissen um die menschliche Seele durch die ganze Breite der Kultur in einem durchaus mittelalterlichen Zusammenhang bleibt. Aber auch die Verbindung von Chartres mit der Geschichte der abendländischen Wissenschaft bedeutet keine Vorwegnahme der Renaissance. Es ist der Beginn eines langen Weges, der weniger durch die gerade Linie als durch die Spirale symbolisiert wird. Die wachsende Erkenntnis, daß Wissen von Sinneserfahrung ausgehen muß, führte im 13. Jahrhundert zur Aufnahme des vollständigen Systems des Aristoteles als Grundlage einer umfassenden Synthese. Was in diesem Rahmen für die Entwicklung der Naturwissenschaft möglich war, ist bis zum Ende des 14. Jahrhunderts in Köln, Paris und Oxford ausgeschöpft worden.[35] Der Durchbruch, der zur Überwindung des Stillstandes notwendig war, erfolgte unter den geistigen und gesellschaftlichen Bedingungen der Renaissance.

IV

Die Bedeutung Platos für Chartres legt die Frage nahe, inwieweit die klassischen Studien der Schule dem politischen Denken der Zeit neue Anregungen gegeben haben. Obwohl die Schriften Platos über Staat und Gesellschaft nicht erreichbar waren, hat Wilhelm von Conches nicht übersehen, daß die Kosmologie und Anthropologie des Timäus aus der Frage nach der natürlichen Gerechtigkeit erwuchs. Darüber hinaus hätten sich bei Cicero, Augustin und Apuleius genug Andeutungen über

[35] *A. Maier*, An den Grenzen von Scholastik und Naturwissenschaft (1943) 6; *A. C. Crombie*, Robert Grosseteste 296.

die Fragestellung der *Politeia* gefunden, um dem Platonismus des 12. Jahrhunderts auch einen politischen Gehalt zu geben, wenn damals schon eine innere Bereitwilligkeit bestanden hätte, diese Seite des attischen Denkens aufzunehmen und neu zu gestalten.[36] Das große Werk des Johannes von Salisbury über die Regierung, der *Policraticus*, der als der erste mittelalterliche Staatstraktat gilt, wird uns zeigen, warum diese Linie damals nicht verfolgt worden ist.

Versuchen wir zunächst zusammenzufassen, was Johannes über Plato an Wissen und Urteilen vor seinen Lesern ausbreitet. Die Namensverzeichnisse in Webbs Ausgabe weisen aus, daß Plato auf 42 Seiten des *Policraticus* mehr oder weniger ausführlich erwähnt ist; im *Metalogicon*, in dem sich Johannes mit dem zeitgenössischen Betrieb des Studiums lateinischer Literatur und Logik beschäftigt — beide Bücher wurden 1159 dem Thomas Becket, damals Kanzler Heinrichs II., gewidmet — sind es 23 Seiten. Die Mehrheit dieser Stellen im *Policraticus* hat anekdotischen Charakter; sie dienen dazu, bestimmte menschliche Haltungen an einem berühmten Beispiel zu illustrieren. So wird zum Beispiel erwähnt, daß man Plato wegen seiner übergroßen Weisheit göttliche Herkunft zugeschrieben hat, um zu zeigen, wie menschliche Ruhmsucht zu phantastischen Träumen führt. Ein anderes Mal wird dem hl. Hieronymus eine Geschichte nacherzählt, wie Plato, nach Zeit und Umständen ein reicher Mann, seine Schule weit hinaus auf das Land verlegt, damit seine Studenten in einem öden und ungesunden Platz in der Nähe von Krankheit und Tod kein anderes Vergnügen kennen sollten außer dem Lernen.[37] Dahinter steht überall die durch die Autorität Augustins gesicherte Überzeugung, daß der Philosoph der Ideen Wichtiges mit dem Christentum gemeinsam hat. Johannes sieht wie sein Lehrer Abaelard und die Meister von Chartres diese Übereinstimmung durch die Lektüre des Timäus bestätigt, indem er beim Schöpfungswerk die Gottheit in trinitarischer Gestalt als Macht, Weisheit und Güte wirksam findet. Auch in den Lehren von den Elementen und vom wahren Sein als der eigentlichen Qualität Gottes erkennt er die Parallelität von Moses und Plato.[38] Dabei hält sich der englische Autor des Metalogicon in deutlichem Abstand von der Erneuerung des platonischen Systems, wie sie der „vollendetste Platonist unserer Zeit", der Altmeister Bernhard von Chartres, in seiner Logikvorlesung versucht hatte, indem er den Ideen einen mitt-

[36] Glossen zu Timaeus 27d bei *Parent* S. 142: Est igitur Timaeus de naturali justitia tractaturus. — Apuleius, De Platone et eius dogmate II 24—28 handelt über politische Theorie; ebenso Chalcidius ed. Wrobel 17C—19E.

[37] Joh. von Satisburg, Policraticus VIII 5 ed. Webb II 247,9; VIII 9 Webb II 278, 9.

[38] VII 6 Webb II 110, 8; VII 5 Webb II 108, 16, 109, 12, 20.

leren Platz zwischen Gott und der Materie anwies. Berhard gedachte so, Aristoteles und Plato zusammenzubringen: Johannes weiß, daß diese beiden zu Lebzeiten Gegner gewesen sind und daß Aristoteles' Logik die Wahrheit in Bereichen sucht, die durch Beobachtung nachprüfbar sind und darum durch keinerlei Deutung in ein solches System des Idealismus einbezogen werden kann. Johannes spricht von einem kleinen Abstieg, der von der Höhe Platos zur peripathetischen Schule führt. Aber es kann kein Zweifel darüber bestehen, wo für ihn die gesundere Erkenntnislehre zu finden ist.[39]

Doch wichtiger als dieser innere Vorbehalt gegenüber Plato ist für uns in diesem Zusammenhang die Frage, inwieweit bei Johannes die politische Lehre des attischen Philosophen zur Geltung kommt. Erwähnungen fehlen nicht. Die Frage des richtigen Verhaltens bei Banketten bringt die Absicht des Gesetzgebers in Platos Alterswerk, die jungen Leute durch diszipliniertes Trinken zur Mäßigkeit zu erziehen (vermittelt durch Gellius' Sammelwerk) zur Erörterung. Aus Ciceros *De Officiis* wird das berühmte Gleichnis aus Platos Staat zitiert, das die um die Macht im Staate streitenden Politiker mit der Schiffsbesatzung vergleicht, die sich bei schlechtem Wetter darüber streiten, wer von ihnen das Steuer des Schiffes führen soll.[40] Johannes hat auch von den politischen Reisen des Plato nach Sizilien gelesen, er erwähnt sein Interesse an der Syracusaner Gesetzgebung und sein Bündnis mit Dionys, aber er endet die Episode mit dem für unser Gefühl etwas stumpfen Abschluß, daß alle diese Tätigkeiten den eifrigen Plato nicht vom Studium der Philosophie ablenkten.[41] Eine andere Erwähnung der sizilischen Reise hat eine nähere Beziehung zu dem, was für Johannes das eigentlich politische Thema seines Buches ist. Er erzählt die Geschichte, wie Plato den Dionysos umgeben von einer Schar von Leibwächtern vorgefunden hat und ihn fragte, was er Übles getan habe, um so vieler Wachen zu bedürfen. Der rechte Fürst wird sich die Liebe seiner Untertanen erwerben und braucht keinen weiteren Schutz. Aber gerade an diesem Punkt, wo Platos sizilische Erfahrung mit der Fürstenlehre zusammengebracht wird, zeigt sich, warum für Johannes die Wiederbelebung der politischen Philosophie Athens als Antwort auf Fragen seines Tages nicht möglich war. Sein Problem ist Regierung als Verantwortlichkeit von

[39] Metalogicon IV Webb 205, 2, 207, 7; dazu *E. Gilson*, Le Platonism de Bernhard de Chartres, Revue Neoscol. 25 (1923) S. 5—19.

[40] Policr. VII Webb II 291, 21; VII Webb I 331, 23.

[41] VII 5 Webb II 107, 14. Ein ähnlicher Gedanke in für uns interessanterer Formulierung VII 6 Webb II 110, 26: politici hominis merita contemplatio non repressit et contemplationis acumen actionis necessitas non extinxit. — Ein Vergleich zwischen Plato, der den idealen Staat, und Cicero, der die Einrichtungen der Vorfahren beschrieben hat, steht VI 2 Webb II 59, 30.

Individuen, die des Fürsten im allgemeinen und seiner Beauftragten im besonderen. Der Philosoph kann die Machthaber beraten, weil er im Naturrecht das umfassendste Gesetzbuch kennt, mit dem das römische und das kanonische Recht in allgemeinen Prinzipien übereinstimmen. Die so gewonnenen Normen, welche die Partikulargewalt des Fürsten mit der Autorität universeller Geltung einschränken, können aus dem Beispielschatz der weltlichen und geistlichen Literatur und vielleicht auch aus der Erfahrung des philosophischen Kopfes erläutert werden.[42] So weit fühlt sich der Engländer dem platonischen Begriff von der herrschenden Philosophie wenigstens nahe. Aber das Wort Res Publica, das er gebraucht, hat für ihn keinen Sinn jenseits des Verhältnisses von Befehl und Gehorsam auf der Grundlage des Gesetzes. In der politischen Sphäre kennt er keinen Körperschaftsbegriff, sehr im Gegensatz zu der politischen Philosophie der Hochscholastik nach der vollen Aristotelesrezeption. Darum bleibt der Stadtstaat der Antike, der auf dem politischen Willen seiner Bürger beruht, ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Nicht Plato mit seiner Staatsgründung war formgebend für den idealen Hintergrund des Policraticus, sondern Boethius mit seiner *De Consolatione,* wo die Philosophie den Menschen aus den Verwirrungen der Politik und der Welt zum inneren Frieden führt.[43]

An dieser Stelle wird jeder Leser des *Policraticus* solcher Interpretation gegenüber an den Vergleich zwischen Körper und Regierung denken, den Johannes in den zentralen Büchern seines Werkes als leitendes Schema benutzt. Die Tatsache, daß er dafür die Autorität des Philosophen Plutarch als Ratgeber des großen und weisen Kaisers Trajan anruft, mußte den Eindruck abrunden, daß Johannes hier eine organologische Auffassung aus einer letztlich antiken Quelle in das mittelalterliche Denken eingeführt hat. Aber solche Charakteristik hält der Prüfung im einzelnen nicht stand. Es hat sich gezeigt, daß Plutarch in diesem Zusammenhang eine fiktive Autorität ist, hinter der der bescheidene Sekretär des Erzbischofs Theobald, wie er im ersten Prolog des Werkes andeutet, sich gegen die Angriffe der kritisierten Hofleute decken will, wobei mit großer Feinheit eine solche gemeinnützige Erdichtung mit dem Beispiel des platonisierenden Scipio in Ciceros *Somnium* im Voraus verteidigt wird.[44] Und man kann schwerlich die Meinung festhalten, daß

[42] IV 4 Webb I 246, 6; IV 6 Webb I 255, 15.

[43] *H. Liebeschütz,* Mediaeval Humanism in Life and Writings of John of Salisbury (1950) 28 ff. Ders.,Englische und europäische Elemente in der Erfahrungswelt des Johann von S., Welt als Gesch. 11, (1951).

[44] Webb I 16, 29; 17, 30 f. Die Frage der Institutio Trajani erörtere ich in einem Artikel: J. of S. and Plutarch, Journal of the Warburg and Courtauld Institutes VI (1943) 33—39.

Johannes mit seiner großen Metapher den Staat als ein naturbedingtes, selbständiges Gebilde habe charakterisieren wollen, wenn man in Betracht zieht, daß die Gleichsetzung von Seele und Priestertum Johannes mit dem Schrifttum der Kirchenreform verbindet, in welchem Selbständigkeit und Rang des Priesterstandes verteidigt wird. Die Reihe: Fürst, Richter, Ritter und Erwerbsstände, die Johannes parallel zu Körperorganen einführt, stammt aus einem frühscholastischen Vorlesungsschema und ist im Policraticus entsprechend benutzt.

W. Berges hat in seinem sorgsamen und gelehrten Buch über die mittelalterlichen Fürstenspiegel mit Recht die Meinung vertreten, daß das durchaus nicht nur negative Interesse an der Astrologie und an natürlichen Zeichen kommender Dinge, das sich im *Policraticus* zeigt, aus der nahen Beziehung des Autors zu der Kosmologie der Schule von Chartres zu erklären ist.[45] Weniger überzeugend erscheint uns die weitere Folgerung, daß Johannes auch den Staat aus dieser Naturanschauung heraus begriffen hätte und so dem Naturrecht seiner politischen Ethik eine kosmologische Begründung gegeben hätte. Die Kapitelfolge, in der Johannes sein starkes Interesse an den Fragen der natürlichen Kausalität zeigt, gehört zu seiner Kritik der Hofgesellschaft in den ersten drei Büchern; das Bemühen um die Ergründung und Beeinflussung der Zukunft fordert seine Kritik in derselben Weise heraus wie die Vergnügungen der Hofleute. Es gibt keinerlei systematischen Zusammenhang zwischen solchen Reflexionen über Kosmologie und der Fürsten- und Ämterlehre der Bücher 4—6. Und das ist kein Zufall; es würde vielmehr wesentlich gegen all das verstoßen, was Johannes selbst uns über den Charakter seines Denkens sagt, wenn er die systematische Verbindung, in der bei Plato die Weltschöpfung mit dem politischen Problem steht, erfaßt und wiederhergestellt hätte. Er hat es immer mit unmißverständlichen Worten abgelehnt, in der Erörterung auftauchende Probleme durch das Bekenntnis zu einer bestimmten metaphysischen Lösung zu entscheiden. Wir sehen diese Zurückhaltung, wenn er über die Kausalität im Makrokosmos und Mikrokosmos auf der einen Seite und die moralische Notwendigkeit des freien Willens auf der anderen Seite spricht. Auch die Unmöglichkeit, eine Entscheidung über bestrittene Tatsachenfragen wie den Ort der Nilquellen zu treffen, wird von Johannes in der gleichen Weise als eine Mahnung zu vernünftiger Selbstbeschränkung angesehen. Er beruft sich für diese Haltung immer wieder auf den gesunden Zweifel der jüngeren Akademie, zu dem sich der Meister der

[45] *W. Berges*, Die Fürstenspiegel des hohen und späten Mittelalters (1938) 31 ff.; 40—47.

Lateiner, Cicero, bekannt hat.[46] Johannes sieht sehr wohl die große geistige Kraft hinter dem, wie er denkt, unbeschränkten Erkenntniswillen der großen antiken Systeme, aber er empfindet hier, wie bei den Welteroberern Alexander und Caesar, eine Überschreitung der dem Menschen gesetzten Grenzen. Mit diesem Urteil fühlte er sich der Antike durchaus nahe; war es doch vor allem die Betonung der Selbstbeschränkung in den zahllosen Beispielgeschichten, die für ihn das Altertum zum Begleiter des Alltagslebens machte. Die praktische Aufgabe des *Policraticus* war die moralische Belehrung des Fürsten und seines Hofes. Die zwei letzten Bücher sollen die Erörterung auf eine philosophische Ebene bringen, indem das Versagen der Hofleute auf die im Menschen angelegte Möglichkeit, seine wahre Aufgabe in der Welt zu verfehlen, zurückgeführt wurden. Darüber geht Johannes nirgends hinaus.

Wir möchten in diesem Zusammenhang noch einmal daran erinnern, daß der Policraticus in der Tradition der Briefliteratur steht, die wohl mit Philosophenmeinungen arbeitet, aber in ihnen nicht die theoretische Wahrheit, sondern als rhetorische Kunst das treffende Wort und das passende Beispiel sucht; will sie doch die Gefühle und damit die Entscheidung des Lesers beeinflussen. In diesem Sinne ist zwischen dem Bamberger Domschulmeister des 11. Jahrhunderts und dem besten Latinisten des 12. kein grundsätzlicher Unterschied in dem Verständnis und der Benutzung der Klassiker.[47] Die Patristik hatte die literarische Kunst der Antike übernehmen können, weil der rhetorische Formalismus die Inhalte ins Abstrakte und allgemein Menschliche verflüchtigt hatte. Politik und Geschichte waren moralische Beispiele geworden. Der größere Umfang klassischer Studien, der für die Schule von Chartres charakteristisch ist, und das steigende Interesse an dem Verständnis menschlicher Handlungen und Charaktere, das damit zusammengeht, hat Johannes, dessen schriftstellerische Kunst in Persönlichkeitsschilderungen der *Historia Pontificalis* und seiner Briefe ihre Reife zeigt, reichere Gehalte und einen weiteren Rahmen für seine Schriftstellerei gegeben. Aber seine römischen Erfahrungen und sein Standort in Canterbury,

[46] II 26 Webb I 141, 18 f.; VII 2 Webb II 99, 1. Bekenntnis zur Ciceronischen Skepsis: I Prolog; II 22, Webb I 17, 9; 122, 6; VII 1—2; VII 13, Webb II 95, 12; 98, 4; Metalogicon II 20; IV 8. Webb 106, 6; 172, 2.

[47] Der Domschulmeister Meinhard als Kritiker des bischöflichen Hofes: Briefsammlungen S. 109, 29; 121, 3; 128, 3; 224, 15; 229, 28 f. Wenn man die anregende Erörterung von Johannes' literarischen Urteilen bei *J. W. Atkins*, Engl. Literary Criticism, Mediaeval Phase (1943) im Zusammenhang mit der Bildungsgeschichte der kontinentalen Kathedralschulen sieht, was dort nicht zum Thema gehört, zeigt sich die ungebrochene Kontinuität der geistigen Haltung auch auf dieser Seite; siehe besonders S. 89 über das Zurücktreten der aesthetischen Bewertung.

wo er wohl viel von der großen Politik seiner Tage sah, aber doch immer wesentlich von dem Fragenkreis Staat und Kirche beeinflußt blieb, hat dem Autor des *Policraticus* keinen Anstoß gegeben, ein neues Verständnis der antiken Geschichte und politischen Theorie in seinen Autoren zu finden. In dieser Richtung ist er über die rhetorischen Interessen der älteren Kathedralschule nicht hinausgegangen. Ailred, dessen Kenntnis der lateinischen Klassiker unendlich beschränkter war, hat offensichtlich intimere Beziehungen zwischen seinen Lesefrüchten und seinen alltäglichen Erfahrungen herstellen können. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß der Weg von der traditionellen Benutzung des Laelius in der Kathedralschule zu Ailreds Interpretation des Zisterzienserlebens sehr viel kürzer gewesen ist als der Schritt von einer durch die Regula Pastoralis bestimmten literarischen Tradition zur Wiederauffindung des politischen Gehalts in Ciceros *De Republica* und *De Officis* auf Grund von Beobachtungen an päpstlichen Legaten und königlichen Richtern.

In diesem Zusammenhang mag es nützlich sein, noch ein Wort zu sagen über den gesellschaftlichen Hintergrund, gegen den Johannes' persönliche Leistung gesehen und beurteilt werden muß. Man hat in der Nachkriegszeit ihn als den bürgerlichen Engländer charakterisiert, der in dieser Eigenschaft gegen die Feudalgewalten im England Heinrichs II. und gegen das „archaische Herrentum" der staufischen Reichspolitik steht.[48] Dabei entsteht die Frage, was kann „bürgerlich" als Charakteristik eines mittelalterlichen Denkers bedeuten? Wir können erstens den Begriff verstehen von jener damals neu entstehenden Haltung rationalen, d. h. rechnerischen Gewinnstrebens. Aber Johannes ist ganz offensichtlich ohne jedes Interesse an der neuen Wirtschaft, die er in dem kurzen Abschnitt, in dem er dem übernommenen Schema folgend die Erwerbsstände behandelt, garnicht charakterisiert hat.[49] Die sich entwickelnde Geldwirtschaft ist nur insofern ein wichtiges Thema des Policraticus, als sie neue Versuchungen für die Regierenden schafft. Es bleibt die zweite Möglichkeit, daß die politische Seite jener gesellschaftlichen Umgestaltung, die Bewegung, durch welche die neuen Schichten mit größerem oder geringerem Erfolg nach kommunaler Selbständigkeit strebten, dem Wort „bürgerlich" einen Sinn für die Interpretation des Policraticus zu geben vermag. Aber Johann zeigt nirgends Sympathie oder Interesse für städtische Selbstverwaltung in seiner Umwelt,

---

[48] *Fr. Heer*, Aufgang Europas (1949) 292 f; 296 f; 305 f; 317; 321; 327; 336; 346; 358. Ders., Die Tragödie des Heiligen Reiches (1952) 91; 121; 141.

[49] VI 20 Webb II 58, 25—59, 1 zählt nach den Landwirten Woll-, Holz- und Metallarbeitern auf, Leute, die niedere Dienste tun, und die vielfachen Weisen, das Leben zu erhalten und das Vermögen zu vergrößern.

und die Institution des Stadtstaats bleibt außerhalb dessen, was er von der Antike sieht. Und das ist kein Zufall. Die Kathedrale hat ihn gebildet und die Kathedrale ist der Standort, von dem aus er in die Welt blickt. Das bedeutet räumliche Nähe zu städtischem Leben, darüber hinaus auch Ausnutzung der größeren Beweglichkeit im gesellschaftlichen Leben und der besseren Verkehrsmöglichkeiten, die mit dem Emporwachsen der okzidentalen Stadt verbunden waren. Aber das geistige Leben der Kathedralschule war in keiner Weise der Ausdruck des neuen Bürgertums. Seine europäischen Wurzeln waren älter, und die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Grundlagen und die Gegensätzlichkeit politischer Ansprüche im gleichen Raum waren nicht geeignet, den Abstand der Bildungswelten zu überbrücken. Die Kirchenreform hatte dem Kathedralklerus besonders in Westeuropa einen engeren Zusammenhang und mit der Entwicklung des neuen Kirchenrechts ein stärkeres Gefühl gesetzmäßig begründeter Rechte gegenüber der weltlichen Gewalt gegeben. Hier liegt ganz offensichtlich die wahre gesellschaftliche Voraussetzung des *Policraticus*, dessen Autor in den Formulierungen römischer Moralphilosophie die allgemein menschlichen Voraussetzungen solchen Einsatzes für eine vernünftige Unabhängigkeit wiedererkennt.[50] Das Buch kann darum als Ganzes auch nicht als Ausdruck der normannischen Monarchie bewertet werden, obwohl im einzelnen sein Verfasser wichtige Probleme, wie z. B. die Frage der Fortbildung des Rechts, von den ihm gegenüberstehenden Gewalten übernimmt.[51] Solche Scheidung von Bürgerwelt und Kathedrale gewinnt Bedeutung, wenn wir versuchen, den mittelalterlichen Humanismus des Johannes mit der Haltung zu vergleichen, die seit Petrarca möglich wurde. In Italien mit seinen Kommunen und Rechtsschulen hatte sich in der Zwischenzeit die Verbindung von klassischen Studien und Bürgertum vollzogen. Die Idee, in den Römern die Ahnen und die Urheber der Freiheit und politischen Geltung zu sehen, auf die man selbst Anspruch machte, war bekanntlich schon in dem Rom des 12. Jahrhunderts formuliert worden.[52] Die geistige Umformung begann,

[50] Indem so die antike Moralphilosophie mit dem Begriff der Libertas als Ausdruck menschlicher Würde ihm die eigene Haltung in dem großen Konflikt seiner eigenen Tage klarmachte, wie besonders Briefe der Verbannungszeit zeigen, wird die Antike eine formende Kraft seines Lebens, ganz ebenso, wie in seinem Bekenntnis zur Sophrosyne, das ihn in Leben und Schriften kennzeichnet. Diese Zwischenschaltung der Antike gibt ihm den Abstand, der für seine Rolle als Beobachter und Ratgeber so wesentlich ist, und bildet den Wesenskern seines Humanismus.

[51] Es ist die besondere Stellung von Canterbury in der Normannenmonarchie, die den Schüler von Chartres auf das politische Feld führt; schon darum ist die Verbindung zwischen Policraticus und Königtum nur mittelbar. Eine andere Akzentsetzung in dem Salisbury-Kapitel von *J. Spoerl*, Grundformen hochmittelalterlicher Geschichtsauffassung (1935) 25 f.; 98.

als das Studium der Antike wirklich in die Hand bürgerlich empfindender Magister, Stadtschreiber und Chronisten gekommen war.

V

Man kann gegen unsere Gruppe von Beispielen den Einwand erheben, daß sie die der Welt zugewandten Tendenzen nicht genügend repräsentieren, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auftreten. Versuchten wir doch zu zeigen, daß der *Policraticus* von 1159 nach seiner inneren Form an das Ende des Zeitalters der Kirchenreform gehört und nicht eigentlich die Epoche Barbarossas und Heinrichs II. ausdrückt, mit deren Taten und Maßnahmen sein Verfasser so ernstlich befaßt ist; bei der Spätschrift des Bernhardschülers Ailred ist diese Zuordnung offensichtlich. Das bringt uns zu der Frage des Kulturwandels in der Mitte des 12. Jahrhunderts, die einst Karl Hampe in seiner vorsichtigen Weise erörtert hat[53] und die wir nun zum Schluß mit wenigen Worten berühren möchten. Man kann sicherlich nicht das Jahr 1150 ohne Vorbehalte als eine Wasserscheide zwischen einer vorwiegend geistlich-asketischen und einer weltzugewandten Phase der hochmittelalterlichen Kulturentwicklung bezeichnen, einfach aus dem Grunde, weil schon das Nebeneinander von Clairveaux und Chartres als geistige Mittelpunkte in der früheren Hälfte sehr deutlich zeigt, daß die Eigenart der Periode niemals durch einseitige Entscheidung in dieser oder jener Richtung bestimmt war. Aber der Wandel der Stimmung in Europa, der zu einer Zeit auftrat, die durch die Erschöpfung der weltbewegenden Kraft der Zisterzienserbewegung, den Tod Bernhards und den Regierungsantritt zweier tatkräftiger und in ihrem Recht unbestrittener Regenten in Deutschland und England bedingt war, bedeutete, daß wenigstens für einige Jahrzehnte Fragen der weltlichen Politik in den Vordergrund des zeitgenössischen Interesses traten. Für unseren Fragenkreis ist besonders die Tatsache wichtig, daß sich im Mittelmeergebiet durch eine gründliche Verschiebung des Gleichgewichts zwischen Ost und West eine neuartige Lage entwickelt hatte. Der wirtschaftliche und politische Aufstieg der Kommunen im Norden, die Gründung des sizilischen Normannenstaates, die veränderte Politik des byzantinischen Reiches, das nach dem inneren und äußeren Zusammenbruch seiner fast autarken Macht während des 11. Jahrhunderts nun unter den Komnenen seine Wiederherstellung mit einer wesentlich verstärkten Tätigkeit in Mitteleuropa zu erreichen

[52] *P. E. Schramm*, Kaiser, Rom und Renovatio I (1929) 252, 290 f.; *J. Haller*, Das Papsttum III (1952) 62—68.
[53] *K. Hampe*, Das Hochmittelalter (1932) 169—183.

suchte, hatte Italien als Gegenstand europäischer Politik eine neue Bedeutung gegeben.[54] Diese Situation hatte eine lange Zeit der Vorbereitung gebraucht, besonders weil die Entwicklung der Dinge durch die dynastischen Schwierigkeiten in Deutschland unter Konrad III. gehemmt war. Aber es zeigte sich schon sehr früh, daß die Reichsidee karolingischer oder ottonischer Prägung, die Johannes als westeuropäischer Erbe gregorianischer Kritik ignoriert hatte, im Zusammenhang und Wettbewerb mit Byzanz eine Rolle als ideelle Grundlage für Machtansprüche im Mittelmeer spielen würde. Dabei war es wesentlich, daß die Neubelebung der Rechtsstudien auf italienischem Boden die politische Begriffswelt Justinians zugänglich gemacht hatte, welche die Autorität der Monarchie von der nicht mehr zeitgemäßen Rex-Sacerdos-Gleichung der Karolinger loslöste und deren Übernahme gleichzeitig für die Vertretung des Gleichberechtigungsanspruches mit Byzanz von einleuchtender Bedeutung war. Außerdem bot der Titel Justinians als Rechtsschöpfer eine eindrucksvolle Interpretation der neuen Aufgabe der Gesetzgebung, mit welcher die Monarchie die durch die sozialen Wandlungen gegebenen politischen Möglichkeiten und die seit der Kirchenreform gesteigerte Fähigkeit des Zeitalters für juristische Definition ausnutzte. Auf diese Weise diente römisches Staatsgefühl in seiner Spätform, den politischen Ehrgeiz einer unter tatkräftiger Führung zusammengefaßten ritterlichen Gesellschaft auszudrücken. Ein charakteristisches Ergebnis dieser Verbindung sehen wir in Otto von Freisings Erkenntnis, daß die italienischen Stadtstaaten mit ihrer ausgewogenen Verfassung und ihrer Kontrolle über den Adel im Landbezirk aus der naturgegebenen Verwandtschaft zur Antike verstanden werden können. Wenn er gleichzeitig den Widerstand der lombardischen Bürger gegen das monarchische Regiment als ein Stück ihnen noch anhaftender Barbarei ansieht, zeigt er uns damit die Grenzen, durch die seine Sicht des Römertums aus der Kombination von zeitgenössischer Bildung mit den Erfahrungen im Dienste der Politik Barbarossas beschränkt bleibt.[55]

Doch bei aller Verschiebung der Betrachtungsweise, wie sie uns ein Blick auf die staufische Welt im Vergleich mit dem Humanisten von

---

[54] Diese Voraussetzungen der staufischen Reichsidee in den Veränderungen der Mittelmeerpolitik vor 1152 sind durch neuere Forschungen sehr geklärt worden. Ich nenne nur *W. Ohnsorge*, Das Zweikaiserproblem im früheren Mittelalter (1947), die Einleitung von *P. Rassow*, Honor Imperii (1940), *K. J. Heilig*, Ostrom und das Deutsche Reich, in: Kaisertum und Herzogsgewalt im Zeitalter Friedrichs I. (1944). — *C. Neumann*, Weltstellung des Byzantinischen Reiches (1894) ist immer noch sehr nützlich zum Verständnis der radikalen Wandlungen im Osten und ist erst durch *Ostrogorskys* Arbeiten überholt.

[55] Gesta Friderici II, 13.

Canterbury zeigt, bleibt doch die Art, in der antike Gehalte in die zeitgenössische Geschichte einbezogen werden, während des 12. Jahrhunderts die gleiche. Es sind immer einzelne Elemente, die ergriffen werden, um neu auftauchende Erfahrungen zu verstehen oder um die eigene Haltung und Handlungsweise zu eindrucksvoller Darstellung zu bringen. Es ist niemals das Ganze der Antike, um das es dabei geht, weil es sich wohl um Reform oder Fortschritt im einzelnen, doch nie um den Willen zur Ablösung von der als leer und drückend empfundenen Gegenwart mit Hilfe einer in idealer Kraft und Reinheit gesehenen Epoche der fernen Vergangenheit handelt. Das 12. Jahrhundert behandelt die Antike wie ein Schatzhaus von Gedanken und Formen, aus dem es die Stücke entnimmt, die unmittelbar in das Denken oder Handeln seiner Gegenwart zu passen scheinen.

Der deutsche Anteil an der Vorbereitung des Risorgimento

Von Ferdinand Siebert

1. Das Risorgimento, die Einigungsbewegung Italiens im 19. Jahrhundert, ist bis vor einigen Jahrzehnten in der Hauptsache nur in engstem ursächlichem Zusammenhang mit den geistigen und politischen Kräften gesehen worden, die von Frankreich ausgegangen sind. In der Tat erhielt die nationale Bewegung der Italiener durch die Revolution von 1789 ihren ersten großen Auftrieb. Durch Napoleon I., den man südlich der Alpen auch als Italiener empfand, wurde die Halbinsel, die seit dem Einfall der Langobarden nie wieder staatlich geeint gewesen war, zum ersten Male wieder unter einem Willen zusammengeschlossen. Auch nach dem Zusammenbruch der französischen Herrschaft ließen sich die durch sie geweckten sittlichen und politischen Kräfte nicht mehr unterdrücken. Man könnte eine Geschichte der auf den Wiener Kongreß folgenden Jahrzehnte mit ihren revolutionären Bewegungen geradezu auf Grund der äußeren Anstöße schreiben, die vom Westen herkamen. Mazzini, der „Prophet des neuen Italien", verbrachte den größten Teil seines Lebens in Westeuropa in der Verbannung, und ohne Zweifel steckt in ihm noch sehr viel vom Geiste Voltaires; auch Cavour, der die italienische Frage schließlich mit den Mitteln des Staates löste, erhielt seine entscheidende geistige Formung durch westeuropäisches Denken; und die letzte äußere Entscheidung, die zur Gründung des neuen Italien führte, erfolgte durch das Bündnis des Hauses Savoyen mit Napoleon III. und den Sieg der französisch-piemontesischen Waffen auf dem Schlachtfelde von Solferino im Jahre 1859.

Gegenüber einer solchen Betrachtungsweise, die nur eine Seite des Risorgimento beachtet, ist die italienische Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte, zum Teil unter der Einwirkung politischer Impulse, mehr den eigenständigen und in der Tradition liegenden geschichtlichen Kräften der italienischen Nation nachgegangen, wobei vor allem die italienische Politik des Hauses Savoyen und die Reformen, die der aufgeklärte Absolutismus des 18. Jahrhunderts in einigen italienischen Staaten durchführte, herausgearbeitet worden sind. Dementsprechend wurden die Anfänge des Risorgimento bis in die Mitte, ja bis an den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückverfolgt. Die neue Ausrichtung der Forschung

gipfelte in der These, daß der italienische Geist schon vor der Französischen Revolution aus sich selber erwacht sei.[1]

Wenn es schon richtig ist, daß das Risorgimento einen Vorgang darstellt, der nur durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte erklärt werden kann, so dürfte es interessant sein, unter diesem Gesichtspunkt auch einmal dem fruchtbaren geistigen und wissenschaftlichen Kontakt nachzugehen, der gerade in den Jahrzehnten, in denen sich das neue Italien vorbereitete, zwischen diesem und Deutschland bestanden hat. Es ist bekannt, welchen Anteil der deutsche Geist am Erwachen der kleineren osteuropäischen Völker gehabt hat,[2] doch ist der deutsche Beitrag zu den geistigen Impulsen der italienischen Einheits- und Freiheitsbewegung von der Forschung bisher kaum beachtet worden.[3] Die geistige Einheit des Abendlandes offenbarte sich ja immer wieder gerade darin, daß ein Volk dem anderen in entscheidenden Phasen seines Werdegangs als Anreger und Lehrer zur Seite stand, und besonders zwischen dem deutschen und italienischen hat seit dem Mittelalter im wechselnden Rhythmus der Anziehung und Abstoßung ein so fruchtbarer Austausch stattgefunden, daß man versucht ist, geradezu von einer besonderen Ergänzungsfähigkeit beider Völker zu sprechen. Aber während seit jenen Jahrhunderten, in denen deutsche Scholaren zu den italienischen Universitäten als den Quellen des Wissens wallten, bis tief in das Zeitalter des Humanismus und des Barock hinein die Deutschen in erster Linie die Jünger und die Italiener die Meister gewesen waren, sollte sich das Verhältnis im Zeitalter der Romantik, des Historismus und des Idealismus geradezu umkehren, wie die vorliegende Studie — ohne Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Themas — dartun will.

2. Als Reaktion gegenüber den Ideen der Aufklärung und der Französischen Revolution hatten sich seit der napoleonischen Ära, im Anschluß an Gedanken Vicos, Mösers und Herders, die Geister nördlich wie südlich der Alpen einer mehr organischen Weltauffassung zugewandt. Während im Mittelpunkt des Denkens der Aufklärung das Individuum innerhalb der Gesellschaft steht, geht das neue Denken vom Volke mit seinen

[1] Vgl. den Forschungsüberblick von *C. Morandi*, Das 18. Jh. in Italien u. das Problem der Reformen in den Ergebnissen der neueren Historiographie (Ital. Kulturberichte I, 1934). *G. Volpe*, Principî di Risorgimento nel Settecento italiano (Riv. Stor. Ital. 1936 S. 36).

[2] Vgl. *H. Oncken*, Deutsche geistige Einflüsse in der europäischen Nationalitätenbewegung des 19. Jh., in: Nation und Geschichte (Berlin 1935) S. 300. Auch *H. v. Srbik*, Geist und Geschichte I (1950) S. 203 ff., beschränkt sich auf die Beziehungen zur slawischen Welt.

[3] Einige wertvolle Hinweise zu dem Thema finden sich in dem Kapitel „Risorgimento" bei *A. Buck*, Grundzüge der italienischen Geistesgeschichte (Urach 1947) sowie in dem kurzen Aufsatz von *B. Croce*, Cultura germanica in Italia nel Risorgimento (Scritti XXI, 253 ff).

ursprünglichen und irrationalen Äußerungen in Sprache, Dichtung und Religion aus. Anstelle der Traditionsfeindlichkeit der Aufklärer steht die Vertiefung der Romantiker in die Vergangenheit und das Bewußtsein der Kontinuität im Leben der Nationen, die als lebendige, individuelle Organismen begriffen werden. Hier sollten Kräfte zutage treten, die neben denjenigen der Aufklärung und der Französischen Revolution an der Wiege des neu erwachenden Nationalgedankens stehen.

Bald gewinnt Deutschland den Primat in der Überwindung des Rationalismus und Dogmatismus im Denken. Man hat geradezu von einer „deutschen Revolution" gesprochen und sie als geistigen Vorgang dem politischen der „französischen Revolution" gegenübergestellt. Hippolyte Taine hat das große Wort ausgesprochen, daß damals in Deutschland alles Wesentliche gedacht worden sei, das für das 19. Jahrhundert entscheidend wurde. Die Deutschen entwickelten die historisch-genetische Betrachtungsweise, sie sind es, die seit Fr. A. Wolf, Niebuhr, Pertz die moderne philologisch-kritische Methode ausbilden. Dies sicherte der deutschen Wissenschaft, besonders der Geschichtswissenschaft und der Philologie bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gewisse führende Rolle gegenüber anderen Völkern. Indem Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte" zum ersten Male die kritische Methode mit dem Entwicklungs- und Individualitätsgedanken verband, wurde er „der große Wegbereiter der Höhezeit deutscher Geschichtswissenschaft" (Srbik). In Humboldts denkwürdiger Abhandlung über die „Aufgaben des Geschichtschreibers" finden wir bereits die historische Ideenlehre, die dann Ranke in seinem Werke in klassischer Weise zur Anwendung brachte. Gleichzeitig begründete Savigny mit seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" die historische Rechtsschule, welche an die Stelle des atomistisch-rationalistischen Naturrechts den Gedanken der organischen Entwicklung aus dem individuellen Volksgeist verkündet. Die neue Sicht befruchtete dann auch die Geschichte des germanischen Rechts, die Kunstgeschichte und die von den Gebrüdern Grimm begründete moderne Philologie.[4]

Die neue deutsche Bewegung konnte zur Führerin auf dem Wege zur Nation- und Staatswerdung jener beiden Völker werden, denen ein ähnliches Geschick bisher die nationale Einheit und die feste Lebensform eines nationalen Staates versagt hatte, wie sie die westlichen Völker schon seit Jahrhunderten als sicheren Besitz aufwiesen. Schon 1809 ermahnte Ugo Foscolo, der führende Geist der nationalen politischen Romantik, seine Landsleute, sich ganz der Geschichte hinzugeben: *O Italiani, io vi esorto alle istorie!* Zehn Jahre später öffnete der Freiherr

[4] Für die neueste Darstellung der Zusammenhänge sei auf *Srbik*, a. a. O., Kap. V u. VI verwiesen.

vom Stein durch die Gründung der Monumenta Germaniae Historica den Zugang zu den Quellen der deutschen Vergangenheit, um dadurch die nationale Einigung geistig vorzubereiten. Während in Frankreich der Staat als Wirklichkeit bestand, mußte man in Italien wie in Deutschland, wo er noch fehlte, von der Geschichte, vom Volke, von der Idee ausgehen. So war der Irrationalismus, Historismus und Idealismus der Deutschen gegenüber den rationalen und abstrakten Ideen des 18. Jahrhunderts auch für die nationale Bewegung südlich der Alpen von ungeheuerer Gegenwartsbezogenheit.

Doch während im Norden die Geschichtschreibung schon neue Wege beschritt, lebten die Italiener, die gerade auf diesem Gebiet auf eine große Vergangenheit zurückblicken konnten, einstweilen noch passiv in alten Formen dahin. Man ruhte immer noch auf den Lorbeeren Muratoris und des 18. Jahrhunderts aus, blieb noch weitgehend dem Stile der Aufklärungszeit verhaftet. So mußte der große Vico, ein bodenständiger italienischer Vorläufer des Historismus, im 19. Jahrhundert sozusagen erst neu entdeckt werden. Der französische Einfluß machte sich auch noch nach der napoleonischen Epoche auf allen Gebieten des Geistes bis in die Sprache geltend. Werke wie z. B. die *Storia d'Italia occidentale* (Turin 1809) von C. Denina oder die *Histoire des Républiques italiennes au moyen-âge* (1807—18) von Sismondi waren lange weit verbreitet und geschätzt. Im übrigen war man allerdings sehr fleißig: es wurde gesammelt und ediert, man verfaßte Annalen, Chroniken, Genealogien usw., aber es fehlte das Bedürfnis und die Fähigkeit, den Stoff nach kritischen Gesichtspunkten zu verarbeiten. So waren auch die neuen deutschen Gedanken und wissenschaftlichen Wege weiteren Kreisen zunächst noch unbekannt geblieben, und die Kenntnis Deutschlands fußte lediglich auf den ziemlich oberflächlichen Ausführungen der Madame de Staël in ihrem berühmten Buche *De l'Allemagne* (1813, ital. Übersetzung 1814).

3. Einzelne führende Geister Italiens jedoch suchten schon seit den zwanziger Jahren aus dem Gefühl der eigenen Stagnation in unmittelbare und engere Verbindung mit dem Norden zu gelangen, wo man eine neue Sprache redete, die den Bedürfnissen nach einer Weltansicht entgegenkam, welche das italienische Volk im Bewußtsein seiner eigenen Persönlichkeit bestärken konnte.. Gerade in diesen Jahren der politischen Reaktion wurden sich die geistig aufgeschlossenen Kreise in beiden Ländern immer mehr dessen bewußt, daß auch das Denken und die Wissenschaft nützliche Mittel seien, um aus der Kulturnation eine Staatsnation zu machen. Bezeichnend für diese Einsicht sind z. B. die in der nachnapoleonischen Epoche entstandenen Zeitschriften wie z. B. der Mailänder *Conciliatore*, der ganz dem Gedanken einer nationalitalienischen Literatur dienen

wollte, auch mit der deutschen Romantik Fühlung nahm, aber bald der österreichischen Zensur zum Opfer fiel; in Rom erschien der *Giornale Arcadico*, in Florenz die berühmte *Antologia*, die unter der Leitung Vieusseuxs, eines geistig aufgeschlossenen Genfer Buchhändlers, dem die Toskana zur Wahlheimat geworden war, und des Marchese Gino Capponi immer mehr zu einem bewußt nationalitalienischen Sprachrohr wurde, in dem die Elite des Landes zu Wort kam. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben sollte jedoch auch die Vermittlung der geistigen Erzeugnisse des Auslandes sein. Denn man hatte deutlich erkannt, daß im Augenblick vor allem die Schule anderer Völker den Impuls zur Weckung eigener geistiger Kräfte geben konnte. Gino Capponi[5], das Haupt der Neoguelfischen Bewegung der Toskana, die Florenz zu einem neuen Mittelpunkt Italiens machen sollte, sprach dies in einem unter dem Einfluß Foscolos im Jahre 1819 in London niedergeschriebenen Entwurf für eine neue Zeitschrift (die erwähnte *Antologia)* deutlich aus. Hierin verlangte er u. a., daß die Italiener für die Geschichtsschreibung bei den Deutschen und den Engländern lernten. Aber während er für die Herstellung persönlicher Beziehungen zu französischen und englischen Persönlichkeiten schon mehrere Namen nannte, wußte er, was für den damals noch geringen persönlichen Kontakt mit Deutschland bezeichnend ist, in diesem Lande noch keine geeigneten Vermittler anzugeben. Kurz darauf aber suchte Capponi durch eine Reise nach Deutschland diesen Kontakt selber herzustellen. Die Frucht solcher Bemühungen zeigte sich schon im folgenden Jahre, da die *Antologia* ihre Leser sofort mit deutscher Dichtung, Philosophie und Geschichte vertraut machte. Während Enrico Mayer[6] hier eine enge Verbindung zur deutschen Literatur herzustellen suchte, betonte Vieusseux ganz im Sinne Capponis die Notwendigkeit, auch mit der neuen deutschen Geschichtschreibung bekannt zu machen. Im Jahre 1825/26 unternahm *Alessandro Poerio*[7], ein romantisch schwärmerischer Neapolitaner, der im Geiste deutscher Dichtung aufgewachsen war, zur Vertiefung seiner philosophisch-literarischen Bildung eine Reise nach Deutschland; er studierte an den Universitäten Göttingen und Berlin und wallfahrte auch zu Goethe. Reich mit deutschen Büchern beladen in die Heimat zurückgekehrt, wurde er Mitarbeiter der *Antologia* und einer der eifrigsten

[5] Für Capponis Persönlichkeit und Wirken vgl. *A. v. Reumont*, G. Capponi (1880) und *G. Gentile*, G. Capponi e la coltura toscana del sec. XIX (Florenz 1922), ein für die ital. Geistesgeschichte des 19. Jh. grundlegendes Werk. Der sehr umfangreiche Briefwechsel Capponis (Lettere) hgg. von *G. Carraresi*, (6 Bde. Florenz 1892—90).

[6] Vgl. *Arturo Linacher*, La vita e i tempi di Enrico Mayer, con documenti inediti (2 Bde. Florenz 1898).

[7] *A. Poerio*, Il viaggio in Germania, il carteggio letterario e altre prose a cura di *B. Croce* (Florenz 1917).

Vorkämpfer der nationalitalienischen Sache, für die er 1848 starb. Die großen deutschen Werke über römisches Recht und römische Geschichte wurden von dem Pisaner Rechtshistoriker Pietro Capei, einem überzeugten Anhänger Savignys, hauptsächlich in der Zeitschrift Vieusseuxs besprochen[8] und auch tatsächlich von der geistigen Elite des Landes gelesen, die von ihnen sehr beeindruckt war.[9]

Es ist interessant festzustellen, wie sich in jenen Jahrzehnten überhaupt auf allen Gebieten des Geistes eine starke Aufnahmebereitschaft geistig interessierter Italiener gegenüber Deutschland zeigte. Von Foscolo bis Mazzini hat die deutsche Dichtung auf die italienische Romantik gewirkt[10], sie war seit „Werther" das Vorbild echter Dichtung schlechthin. Die Werke Goethes und Schillers wurden eifrig übersetzt, und vor allem fand Goethes Gedanke von der Weltliteratur starken Widerhall. Die Bekanntschaft mit der Ästhetik der deutschen Romantik vermittelte zunächst die 1817 besorgte Übersetzung von W. A. Schlegels „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur". Der als Kunstkritiker bekannte Giovanni Lorenzo Morelli aus Verona, der längere Zeit an deutschen Universitäten studiert hatte, befaßte sich auf Veranlassung Capponis ganz besonders mit Schelling. Zu Morellis Übersetzung von dessen Schrift über die Beziehungen zwischen Kunst und Natur bemerkte einmal Niccolini, darin befänden sich Ideen, die genügten, um vielen wertlosen Disputationen in Italien ein Ende zu bereiten.[11] Capponi selber sah in Schelling „eine große Offenbarung des deutschen Denkens", einen Höhepunkt gleich dem von Goethe erreichten; beide müsse man in Italien bekannt machen, denn der eine sei überhaupt fast unbekannt, der andere mehr berühmt

---

[8] Capei gab dann später seine Besprechungen über Savignys Geschichte des römischen Rechts heraus unter dem Titel „Istoria del diritto romano nel medioevo del signor F. C. de Savigny ridotta in compendio" (Siena 1849). Eine italienische Übersetzung des Werkes von Savigny war schon 1844 ff. in Florenz erschienen.

[9] Nach der Lektüre von Niebuhrs „Römischer Geschichte" schrieb Leopardi am 5. 9. 1829 an Karl Bunsen, den preußischen Gesandten in Rom: Pochi altri libri ho mai letti in mia vita con tanto e sì continuo piacere, e forse nessun libro moderno mi ha ispirato tanta ammirazione . . . io conto fra le pochissime felicità di mia vita . . . l'aver conosciuto personalmente l'autore di questa storia (Epistolario hgg. v. *Prospero Viani* II 1849, S. 377).

[10] Vgl. *H. Lohner*, Deutschlands Anteil an der italienischen Romantik (Sprache u. Geist, Heft 62, Bern-Leipzig, 1936).

[11] Doch erklärte Niccolini hinsichtlich einer Veröffentlichung dieser Übersetzung in Italien: Qui non abbiamo giornali che meritino che vi s'inserisca queste gemme; sono fogliacci da cafè; coloro che scrivono sono vi goffi, miserabili, ignoranti . . ., che non hanno alcun lume di critica, nè hanno fatto quei solidi o profondi studi che la gioventù fa nella Germania (Niccolini an Morelli am 7. 3. 1841, 25. 3. 46, in: Storia della Casa di Svevia, hgg. v. *Corrado Gargiolli*, Milano 1873—80, S. CLXI).

als bekannt. Auch in der Folge suchte Capponi durch Reisen nach Deutschland in unmittelbare Fühlung zu dem deutschen Geistesleben zu treten. So war sein Reiseplan von 1837 schon ein geistiges Programm, das dem ausgesprochenen Zweck dienen sollte, *d'établir entre l'Allemagne et l'Italie un commerce d'histoire écrite avec profit aux deux nations, un peu plus que ne l'a fait le commerce d'histoire en action.*[12] Er wollte Tieck, die Rechtshistoriker Gans und Savigny, die Historiker Leo, Raumer, Duncker und Ranke, dann den Danteforscher Karl Witte und schließlich Brockhaus aufsuchen. Anregenden Gedankenaustausch pflegte er auf seiner Münchner Reise von 1841 mit Schelling, Görres und Döllinger, und nach seiner Rückkehr in die Heimat sehen wir ihn in lebhaften Diskussionen mit seinen Florentiner Freunden über die im Norden gewonnenen Eindrücke.[13]

Was diese Italiener bei dem neuen deutschen Denken besonders anzog, könnte man in drei Punkten zusammenfassen: Es war der metaphysische Ernst, mit dem man an die letzten Probleme heranging[14], ferner der kühne und revolutionäre Geist, der Neuland erschloß[15], und schließlich die wissenschaftlich-kritische Methode[16]. Während Deutschland noch vor einigen Jahrzehnten als barbarisches Land gegolten hatte, werden nun die Gedanken von jenseits der Alpen mit Begeisterung aufgenommen, denn sie enthüllten eine neue Welt, welche hier im Süden die Geister in Schwingung brachte, lösend, anregend und befruchtend wirkte. Wer die italienischen Zeitschriften und die Briefwechsel seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in die Hand nimmt, muß immer wieder feststellen, daß die geistig aufgeschlossenen Kreise die deutschen Werke diskutierten und übersetzten, um, wie Capponi sich ausdrückte, „mit dem deutschen Denken dem unsrigen größere Weite zu geben".

---

[12] Capponi an Reumont am 2. 6. 1837 (Lettere I nr. 188).

[13] Capponi, Lettere VI, 135; vgl. *A. Frènes.* J. P. Vieusseux d'après sa correspondance avec Sismondi (Rome 1888), S. 149.

[14] So schreibt Capponi an Morelli im Oktober 1844: E bello il vedere come i tedeschi si riscaldino per la filosofia e vadano in collera per una definizione dell'Ente, come qui per una stuonatura della primadonna (Lettere II, 143).

[15] Guglielmo Libri an Capponi, Paris, 13. 7. 1850: Er will nicht nach England, sondern nach Deutschland gehen. L'intelletto colà si spinge per tutte le vie intentate e spesso s'abbandona ai sogni; ma colà lavorano, come diceva il Leibniz, per la gloria dell'ingenio umano, senza mai domandare à quoi bon ? come si fa qui ogni momento, imitando gli inglesi (ebd. I, 308).

[16] Niccolini an Morelli im Jahre 1841: Penso che si faccia cosa utile all'Italia mostrandole in che modo si debbano studiare i nostri classici, e perciò sarebbe un peccato non stampare quello squarcio dello Schelling (über Dante); in: Storia Casa Svevia, hgg. v. *Gargiolli*, S. CLX. — Gioberti bewunderte an Niebuhrs Werk die „squisitezza dell'erudizione e la sagacità della critica" (Epistolario, hgg. v. *G. Gentile e G. B. Crivelli* I, Florenz 1927, S. 48).

Gewiß, auf der Suche nach einem neuen Geschichtsbild konnten die Italiener auch an Vico und Vincenzo Cuoco anknüpfen, aber die Erneuerung des spekulativen Geistes in Italien vollzog sich im wesentlichen doch aus deutschem geschichtsphilosophischem Denken, was sich gerade bei führenden Gestalten der italienischen Bewegung nachweisen läßt. Ohne Herders Ideen ist z. B. auch Mazzinis romantischer Nationalismus nicht verständlich, auch wenn man ihn in anderer Hinsicht einen „Jakobiner und Saint-Simonisten" nennen mag.[17] Auch in Cesare Balbos Fragment über die Vaterlandsliebe haben Herdersche Gedanken einen deutlichen Niederschlag gefunden. Vor allem lehrte Hegel die um ihre Nationwerdung ringenden Italiener den Staat als sittlichen Organismus begreifen, und im Lichte Hegels erschien ihnen die Geschichte als das Gewissen der Menschheit und damit auch eines Volkes, das durch sie sein Schicksal meistern und auf dem Wege des menschlichen Fortschritts voranschreiten könne. So verstehen wir auch die gläubigen Worte, die der Florentiner Historiker Pasquale Villari an den in Turin in Verbannung lebenden Francesco De Sanctis schrieb: „Den Italienern Hegel nahebringen, bedeutet die Wiedergeburt Italiens . . . , ohne Philosophie können wir keine Nation werden, und eine italienische Philosophie haben wir heute nicht".[18] Selbst Gioberti, einer der bedeutendsten katholischen Denker jener Jahrzehnte, steht trotz aller weltanschaulichen Vorbehalte weitgehend unter hegelschem Einfluß. Vor allem hat der Neapolitaner Silvio Spaventa die Tradition der italienischen Philosophie mit dem neuen deutschen Gedankensystem verbunden, wie auch De Sanctis, der unübertroffene Deuter der Meisterwerke der italienischen Literatur als Selbstentfaltung des italienischen Geistes, in seiner Weltauffassung von Hegel bestimmt wird. Die hegelsche Schule von Neapel hat später auch dem westeuropäischen Positivismus am längsten Widerstand geleistet.[19]

Natürlich fehlte es auch nicht an kritischen Stimmen, die sich darüber beklagten, daß die Italiener, die ehedem *infrancesati* gewesen, jetzt *intedescati* seien. Mancher Gelehrte, an ihrer Spitze der bedeutendste neapolitanische Historiker Carlo Troya, rühmte sich, dem deutschen Einfluß nicht erlegen zu sein und die neue deutsche wissenschaftliche Methode abzulehnen, wovon seine Polemik gegen Niebuhr und Karl Witte Zeug-

[17] *O. Voßler*, Mazzinis politisches Denken und Wollen (Münchner Diss. 1927); *ders.*, Der Nationalgedanke von Rousseau bis Ranke (München-Berlin 1932) S. 132.

[18] Villari an Spaventa im Oktober 1850 (*B. Croce*, S. Spaventa dal 1848 al 1861, Bari 1923).

[19] *G. Gentile*, Hegel und das italienische Denken (Vortrag zusgef. in Forsch. u. Fortschr. 1933 Nr. 22); vgl. *L. Russo*, Fr. De Sanctis e la cultura napoletana 1860—85 (Venedig 1929).

nis ablegt. Man folgte in solchen Kreisen der eigenen alten Arbeitsweise, die darin bestand, die Quellen so zu nehmen, wie man sie vorfand, und schlecht und recht zu verarbeiten. Den Deutschen warfen diese Kritiker bezeichnenderweise eitle Neuerungssucht, Neigung zu hypothetischen Abstraktionen, Irrationalismus, philologische Pedanterie und Mangel an Intuition vor. Benedetto Croce deutet diese Ablehnung in der Hauptsache als eine Reaktion jener, die auf ihren alten Bahnen gestört wurden und darüber verstimmt waren, von einer Nation Lehren zu empfangen, der man Jahrhunderte hindurch solche erteilt habe.[20] Aber im Grunde spricht aus diesen Vorwürfen das Unverständnis für das von den Deutschen erschlossene Neuland, und es spiegelt sich darin der im Völkischen begründete Unterschied in der geistigen Orientierung nördlich und südlich der Alpen.[21]

Die Berührung mit dem deutschen Geiste war von umso größerer Tragweite, als sie gerade in eine Zeit fiel, da die italienische Nationalbewegung in ihr entscheidendes Stadium trat. Zwischen 1830 und 1850 sprachen Gioberti, Balbo, D'Azeglio zu den Herzen der Italiener, begann Mazzini sein Apostolat, bewegten philosophische, historische und auch wirtschaftliche Probleme (Zollunion, Industrialisierung, Eisenbahnbau) die gebildeten Kreise mit geradezu nationaler Leidenschaft, und es bedurfte nur noch der Wahl Pius' IX. und des von Frankreich überspringenden revolutionären Funkens, um auch in Italien die große Bewegung des Jahres 1848 auszulösen.

Doch darf man dabei eine Tatsache nicht übersehen: Bei dieser Hinwendung zum deutschen Denken und Schaffen, das man möglichst unmittelbar und nicht erst über Frankreich kennen lernen wollte, handelte es sich nicht um eine in die Breite gehende Bewegung — schon die weitgehende Unkenntnis der deutschen Sprache stand dem hindernd im Wege —, sondern um die Bemühungen einer schmalen geistigen Oberschicht innerhalb der Bewegung des Risorgimento, die ja selber wieder keine Angelegenheit der breiten Massen war; denn diese standen in ihren Alltagssorgen aufgehend passiv beiseite — und begrüßten mit Jubel Kaiser Franz, wenn er in Mailand erschien. Es ist in diesem Zusammenhang sehr bezeichnend, daß eine führende gesamtitalienische Zeitschrift

[20] *B. Croce*, Storia della storiografia italiana nel sec. XIX, Bd. I (Bari, [2] 1930), S. 50 f.

[21] So sind gelegentliche Ausfälle eines Mannes wie Niccolini, der doch andererseits die neuen deutschen Leistungen rühmte und anerkannte, gegen die „nebbie germaniche" und „deliri dei settentrionali" mehr als Reaktionen des Lateiners mit dem ausgesprochenen Sinn für „misura e chiarezza" zu werten. Sachlich begründeter dagegen waren die Bedenken der streng katholischen Kreise gegenüber den weltanschaulichen Folgerungen, zu denen das schlegelsche und hegelsche Denken führte.

wie die *Antologia* während der ganzen Zeit ihres Bestehens nie mehr als 530 Abonnenten hatte, wobei man allerdings wohl eine mindestens zehnfache Zahl von Lesern annehmen darf.

4. Handelte es sich bei der fruchtbaren deutsch-italienischen Begegnung um einen Gesamtvorgang, der nicht künstlich in philosophische, ästhetische und historische Bestandteile geschieden werden darf, so ist doch die Hinwendung zur Historie die wesentliche Komponente, welche die Grundhaltung bestimmt. Auf diesem besonderen Gebiet der Geschichte war auch der Kontakt besonders lebhaft und fruchtbringend. Mit Recht konnte Marco Tabarrini, der Florentiner Historiker und Herausgeber des *Archivio storico italiano*, später in einer Rede auf Alfred von Reumont erklären, daß die Italiener der deutschen Geschichtsforschung den Ansporn zu neuem eigenem Schaffen verdankten, wobei sie allerdings die Deutschen nicht sklavisch nachahmten, sondern die empfangenen Lehren mit der eigenen großen Vergangenheit verbanden.[22]

Dafür bietet uns gerade Capponi und sein Florentiner Kreis[23] ein besonders anschauliches Beispiel. Eifrig nahm man hier jede Gelegenheit wahr, um mit den zur Arnostadt kommenden Deutschen in Verbindung zu treten, so z. B. mit Karl Witte, Hans Gaye, mit Platen, Savigny, Rauner, Gervinus und Ranke. Bei Ranke bewunderte Capponi vor allem, daß er sich damit begnüge, „die Geschichte zu erklären, ohne sie zurechtzumachen". Mit keinem aber schloß der Florentiner Marchese eine so dauernde und fruchtbare Freundschaft wie mit dem gelehrten Rheinländer und Diplomaten Alfred von Reumont.[24] Dieser sollte für die ganze italienische Geschichtschreibung jener Zeit zum eigentlichen Vermittler zwischen beiden Ländern werden, wie ihn sich Capponi schon in seinem Londoner Entwurf von 1819 gewünscht hatte. Er trägt dem jungen Deutschen diese Rolle geradezu an: „Sie könnten uns helfen und für uns das Bindeglied zu Deutschland sein, wo so vieles und so Gutes geleistet wird; die deutschen Arbeiten, die ich gesehen habe, scheinen mir alles zu übertreffen, was man im übrigen Europa hervorbringt. Auch unserer Geschichte, die wir vernachlässigt haben . . . , hat Ihre Nation sehr große Dienste geleistet, und sie tut es noch heute. Denken Sie also daran, daß ich immer sehr gerne erfahren möchte, was man in Deutschland arbeitet, um das wenige, das wir hier leisten, zu fördern".[25] Wirklich versorgte Reumont seit einem

[22] *M. Tabarrini*, A. di Reumont. Discorso letto alla Società Colombaria . . . (Florenz 1883).

[23] Für den Florentiner Kreis vgl. vor allem *G. Gentile*, Capponi (s. o. Anm. 5).

[24] Vgl. *F. Siebert*, A. v. Reumont und Italien. Ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland u. Italien (Leipz. 1937); vgl. auch *Leo Just*, Alfred von Reumont, Eine Gedenkrede (1937).

[25] Capponi an Reumont 3. 12. 1835 (Lettere I nr. 173).

Aufenthalt in Berlin (1835—38) die Florentiner mit wichtigen deutschen Werken, auf die sich diese geradezu mit Heißhunger stürzten.[26] Aus den begeisterten Zuschriften wissen wir, wie sehr derartige Vermittlungen von Büchern angesichts der politischen Hemmnisse, die einem freien Buchaustausch zwischen den einzelnen Ländern entgegenstanden, einem in gelehrten Kreisen stark empfundenen Bedürfnis entgegenkamen.[27] Aber Reumont tat noch mehr, um die deutsche Geschichtsforschung in Italien bekannt zu machen: In dem von ihm — als einzigem Deutschen und Ausländer überhaupt — in gewissem Sinne mitbegründeten *Archivio storico italiano*, dessen ständiger Mitarbeiter und Berater er für mehr als vier Jahrzehnte gewesen ist, hat er regelmäßige Literaturberichte über die deutschen Arbeiten zur italienischen Geschichte und Kunstgeschichte gegeben. Hierin spiegelte sich, wie der erwähnte Tabarrini sagte, die Armut der kritischen Forschung in Italien, welche die Stärke der Deutschen sei, wider. Bald druckte das *Archivio Veneto* diese *Notizie bibliografiche* Reumonts ab, und Cesare Balbo wies in seiner Turiner *Anatologia* mit warmen Worten auf sie hin. Indem Reumont dann im Jahre 1863

[26] Es ist interessant, einmal zu sehen, um was für Werke es sich hierbei handelte: Die „Geschichte der italienischen Staaten" (5 Bde., 1829—32) von Heinrich Leo, die erste quellenmäßig erarbeitete Gesamtdarstellung, die dann 1842/43 auch in einer von E. Albèri besorgten italienischen Übersetzung erschien und trotz mancher Mängel für mehr als ein halbes Jahrhundert unübertroffen blieb; außerdem von demselben Verfasser die „Verfassung der lombardischen Städte" (1824), worin er sich unter dem Einfluß Hegels und Niebuhrs stehend zeigt. Von J. C. L. Gieseler schickte Reumont das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (6 Bde., 1824 ff.), damals wohl das bedeutendste protestantische Werk auf diesem Gebiet; von K. F. Eichhorn, dem Haupte der historischen Schule der deutschen Rechtsgeschichte, das grundlegende Werk über „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (1808 ff.); ferner von Ranke die Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (1824), welche wegen der in ihr zum Durchbruch kommenden Grundsätze der Quellenkritik die italienische Forschung ungemein befruchtete; außerdem von G. G. Gervinus die „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jh." (1833) und schließlich Fr. v. Raumers berühmte „Geschichte der Hohenstaufen" (1823—25), welche keinen geringen Anteil daran hatte, daß das Grundproblem der italienischen Geschichte des Mittelalters (Papst und Kaiser, Guelfen und Ghibellinen) damals solche Aktualität gewann.

[27] Bücher galten in der Reaktionszeit als verdächtige Konterbande. Reumont ließ daher seine Sendungen durch den diplomatischen Kurier gehen. — Savigny an den preußischen Gesandten in Rom, Karl v. Bunsen, am 31. 5. 1829: „Wäre es nur möglich, den Transport literarischer Sachen zwischen Deutschland und Italien leichter, schneller und wohlfeiler zu machen! Wissen Sie, erfindsamer und einflußreicher Mann, dazu nicht Mittel zu schaffen?" (*A. Stoll*, Fr. K. v. Savigny II, 409). — Am 14. 12. 1829 schrieb Ranke aus Rom an den Verleger Perthes, der italienische Buchhandel liege sehr im argen, ein deutscher Buchhändler könnte mit Hilfe eines Vermittlers eine für beide Länder gleich ersprießliche Verbindung anknüpfen. „Ich halte übrigens den deutschen Buchhandel für eines der Hauptinstitute von Deutschland, der bei allen seinen Mängeln doch der Träger universeller Kultur unter uns ist." (L. v. Ranke, Neue Briefe, hgg. v. *H. Herzfeld*, Hamburg 1949, S. 131).

diese seine seit 20 Jahren im *Archivio storico italiano* erschienenen Besprechungen in Buchform[28] gesammelt veröffentlichte, gab er den italienischen Historikern ein wertvolles Arbeitsbuch in die Hand, das annähernd tausend Werke deutscher Gelehrter anführte und neben kurzen Inhaltsangaben Hinweise auf die jeweiligen Übersetzungen, auf Kontroversen und weitere Literatur brachte. Wie zahlreiche Briefe verraten, wurden viele italienische Gelehrte erst durch diese Sammlung Reumonts mit den bedeutendsten deutschen Historikern der Zeit bekannt gemacht. Er galt in Italien für eine ganze Generation als „ein Gesandter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft".

5. Seit den dreißiger und vierziger Jahren kann man dann auch tatsächlich in Italien einen Aufschwung in der Beschäftigung mit der Geschichte feststellen. Zunächst überwiegt jedoch noch der gelehrte Dilettantismus, dessen typischer und wertvollster Vertreter eben Capponi ist, — aber dieser Dilettantismus hat an der Neuorientierung vielleicht entscheidender mitgewirkt als die zünftige Wissenschaft. Dieser Aufschwung wird schon durch einige äußere Daten sichtbar: Im Jahre 1833 entstand in Turin nach dem Vorbild der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" die *Deputazione di storia patria*, deren erster Präsident Cesare Balbo wurde.[29] Einige Jahre später verlangte der Mailänder Historiker Cesare Cantù für die Zeitschrift *Ricoglitore* eine ähnliche Beschäftigung mit der Geschichte, wie er sie bei den „Bayrischen Annalen" und bei Savigny gefunden hatte. Die Arbeiten Rankes, durch welche die venezianischen Gesandtschaftsberichte als Quellen ersten Ranges in das Blickfeld der Historiker gerückt worden waren, gaben im Jahre 1838 den Florentinern, denen Reumont auch hierbei beratend zur Seite stand, die Anregung zur Gründung einer Gesellschaft zur Edition dieser Akten, von denen Ranke zum Leidwesen der Italiener nur Auszüge gegeben hatte. Die von 1839 bis 1863 unter der Leitung von Eugenio Albèri veröffentlichten Bände dieser *Relazioni* sollten der Beschäftigung mit dem 16. und 17. Jahrhundert besonderen Auftrieb geben. Im Jahre 1841 wurde dann in Florenz das bereits erwähnte *Archivio storico italiano* gegründet, das ausdrücklich als gesamtitalienische Zeitschrift, als eine *impresa eminentemente nazionale* gedacht war.

Aus der nationalen Mobilisierung der Geschichtschreibung, wie sie den Gründern des *Archivio* vorschwebte, wird ersichtlich, daß die in jenen

[28] Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia (Berlin 1863).

[29] Über die Geschichte der „Deputazione" vgl. *A. Manno*, L'opera cinquantenaria della R. Dep. di storia patria di Torino (Turin 1884). Einige Jahre später versuchte die „Deputazione" eine enge Zusammenarbeit mit der deutschen Schwesterorganisation anzubahnen, doch scheint der Versuch keine praktischen Ergebnisse gezeitigt zu haben.

Jahren zu verzeichnende stärkere Hinwendung zur Geschichte auch einen politischen Hintergrund hatte. Während die Wissenschaftler der vergangenen Jahrhunderte in zünftiger Abgeschlossenheit oder klösterlicher Sammlung ihr eigenes Gelehrtendasein führten oder sich höchstens in Akademien und geistvollen Salons bewegten, ist das Schaffen der italienischen Denker und Gelehrten in den Jahrzehnten des Risorgimento zugleich Spiegel und Mittel ihres praktischen politischen Wollens — sicher eine folgenreiche Nachwirkung der napoleonischen Ära, welche die Geister allenthalben aufgewühlt hatte. Schon die italienische Romantik hatte seit Alfieri und Foscolo, im Unterschied zu der romantischen Bewegung in Deutschland, von vornherein eine national-pädagogische, politische Tendenz. Bei den Italienern setzten sich, was wohl mit ihrer realistischen Lebenseinstellung zusammenhängt, geistige Vorgänge auch gleich in politische Energien um, wie z. B. auch beim *Conciliatore*, bei der Mailänder *Rivista Europea* und der Florentiner *Antologia* nur solche Beiträge aufgenommen wurden, die irgendwie der Meinungs- und Willensbildung der Italiener dienen konnten. Die Deutschen dagegen sind nur mühsam aus dem Gedanklichen und Metaphysischen in das Praktisch-Politische vorgedrungen. So sehen wir, wie bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gerade die bedeutendsten Denker und Gelehrten in Italien zugleich aktive politische Streiter für Einheit und Freiheit sind und das Postulat Mazzinis *pensiero e azione* verwirklichen, das dieser als ein neuer geistiger Typus des politischen Kämpfers vorgelebt hat.[30] Ein sprechendes Beispiel für diese Verbindung von Denken, Wissenschaft und Politik sind auch die italienischen Gelehrtenkongresse, die zwischen 1839 und 1847 stattgefunden haben. Man könnte sie geradezu als eine Art getarnter nationaler Versammlungen ansprechen, wie ja

[30] Es beeindruckt uns noch heute, wenn wir sehen, wie sich mancher von ihnen trotz Kerker und Verbannung die Sympathie für den deutschen Geist bewahrte: Spaventa und De Sanctis z. B. beschäftigten sich im Gefängnis mit der Übersetzung Kants und Hegels; Centofanti, der in Pisa über deutsche Philosophie las, und der Historiker Cantù befanden sich wiederholt in österreichischer Haft; G. B. Passerini, Übersetzer und Kommentator Hegels, beteiligte sich 1822 an den Aufständen der Carbonari, mußte dann in die Schweiz flüchten, wo er eine Menge deutscher Werke übersetzte; Morelli kämpfte 1848 in der Freiwilligenlegion und wirkte 1859 bei der Vorbereitung des Aufstandes in der Lombardei mit. Andere wieder waren als Mitglieder oder Beauftragte provisorischer Regierungen unmittelbar an dem Zeitgeschehen beteiligt. — Über den Anteil seiner Schule an der nationalen Bewegung sagte De Sanctis: „Quando venne il giorno della prova e la patria ci chiamò . . ., maestro e discepoli entrammo nella vita politica, che conduceva all'esilio, alla prigione, al patibolo, e i miei discepoli affermarono questa grande verità che la scuola è vita . . ." — Deutsches Geistesgut wirkte sich also hier ebenso wie bei den Slawen gegen die deutsche Führung Mitteleuropas aus, ähnlich wie in der napoleonischen Zeit die italienischen Patrioten gerade mit französischen Theorien gegenüber dem Eroberer die Forderung eines einigen und freien Italien erhoben.

auch schon im Jahre 1822, also in der schlimmsten Reaktionszeit, die *Antologia* solche Versammlungen als wahrhaft nationale Areopage gefordert hatte. Wir haben hier ein gewisses Gegenstück, aber mit viel bewußterer praktisch-politischer Ausrichtung, zu den beiden Germanistentagen von Frankfurt und Lübeck, die am Vorabend der Revolution von 1848 die Einheit von Wissenschaft und Nation verkörperten. Bei dieser italienischen Elite bildete sich schon lange vor der staatlichen Einigung, aber diese vorbereitend, und lange bevor ein gesamtitalienisches Nationalgefühl in den breiten Massen von den Alpen bis nach Sizilien Eingang gefunden hatte, ein inneres, geistiges Italien.[31] Es ist zum großen Teil auf die geistige Vorarbeit dieser Männer zurückzuführen, daß die Revolution von 1848 ganz Italien erfaßte und nicht wie die von 1820 nur auf Süditalien, die von 1821 auf den Norden und die von 1831 auf Mittelitalien beschränkt blieb.

Das historische Interesse war also durch einen politischen Willen bestimmt. Cesare Balbo, der Führer der neoguelfischen historischen Schule, der mit seinen Büchern *Speranze d'Italia* (1844) und *Sommario della storia d'Italia* (1846) nachhaltenden Einfluß auf die Generation unmittelbar vor 1848 ausübte, hat einmal den programmatischen Satz geprägt, daß dort, wo die Praxis fehle, die Geschichte die Grundlage für eine nationale Politik bieten könne. Was sagt das anderes, als daß auch die Beschäftigung mit der Historie dazu beitragen müsse, jenes Ziel zu erreichen, das andere Völker schon lange verwirklicht hatten. Die Bewußtmachung der großen nationalen Tradition sollte Kräfte entbinden, mit denen man die Gegenwart zu meistern hoffte. Mit dieser Absicht hat auch Gioberti sein Aufsehen erregendes Buch *Del Primato morale e civile degli Italiani* (1846) geschrieben, das gleichsam ein Gegenstück zu Fichtes Reden an die deutsche Nation darstellt. In der Vergangenheit holte man sich die geistigen Kräfte zum politischen Tageskampf, was z. B. A. von Reumont veranlaßte, von seinem konservativ-legitimistischen Standpunkt aus an der „demagogisch-politischen Entweihung" der italienischen Geschichte herbe Kritik zu üben. Die politische Gegenwarts-

[31] Von dem 1. Kongreß zu Pisa im Jahre 1839, dessen Tagung der tolerante Großherzog Leopold II. von Toskana erlaubt hatte, sagte der reaktionärkonservative piemontesische Außenminister Solaro della Margherita: „Ich warnte vor diesen Versammlungen, weil ich über ihre Ziele durchaus nicht im Unklaren war. Von den Wissenschaften sprach man wohl vor der Öffentlichkeit, aber im Verborgenen traten dann die Häupter der verschiedenen liberalen Gruppen der Halbinsel zusammen, um sich über Dinge von viel größerer Tragweite zu verständigen. Dabei lernten sie sich persönlich kennen, knüpften briefliche Verbindungen an, bestärkten sich in ihren Hoffnungen und schlossen einen großen Bund, der sich von den Alpen bis zur Meerenge von Messina erstreckte und für den großen Tag der ersehnten Wiedererstehung bereit hielt." (*W. Friedensburg*, Cavour, Gotha 1911, S. 187).

bezogenheit spricht auch schon aus den Themen, denen man sich in der Hauptsache zuwandte: Langobardenherrschaft, mittelalterliche Kommune, lombardischer Städtebund, Papsttum und Kaisertum, Arnold von Brescia, Dante. Im Blickfeld der historischen Interessen stand demnach das Mittelalter, die Zeit der Nationwerdung. Demgegenüber war die römische Antike für einen Mann wie De Sanctis etwas Totes, und Gioberti mußte schon aus weltanschaulichen Voraussetzungen eine Anknüpfung an das alte Rom ablehnen. Auch die Renaissance bot den Geistern um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch keine Anhaltspunkte für die nationale und christliche Gegenwart; galt doch die mit dem Ende des 15. Jahrhunderts einsetzende Entwicklung als eine Zeit nationaler Dekadenz, endgültiger Fremdherrschaft, unschöpferischer Nachahmung, lebensfremden Gelehrtentums und unsittlichen Paganismus. Hier, und nicht so sehr in der Renaissancefeindlichkeit der Romantik, liegt der tiefere Grund für die geringe Beschäftigung der Geister des Risorgimento mit der Renaissance.[32]

Die italienische Geschichtschreibung vor der nationalen Einigung weist zwei Hauptrichtungen auf: die „neoghibellinische" und die „neoguelfische".[33] In ihnen lebt, wie schon die Namen andeuten, gewissermaßen die alte Antinomie zwischen Ghibellinen und Guelfen, welche die ganze italienische Geschichte durchzieht, weiter; sie erinnert an analoge geistige Auseinandersetzungen in Deutschland, die seit 1858 in der berühmten Kontroverse zwischen Ficker und Sybel über das Problem „Nationalstaat oder Universalmonarchie" zum Ausdruck kamen. Wie stellten sich beide Richtungen zu den angedeuteten Hauptproblemen der damaligen Geschichtschreibung? Die laizistisch-antikuriale Schule der Neoghibellinen, an ihrer Spitze Niccolini, Ranieri, Vanucci, wertete die Zeit der Langobarden und der Staufer durchaus positiv und sah im Sinne Machiavells in der

[32] Eine bezeichnende Ausnahme bildet die um die Mitte des 19. Jhs. in Florenz auflebende Savonarola-Forschung. Ihr Träger ist der spiritualistische Kreis um Capponi, der für eine Reform der Kirche ohne Häresie und Schisma und für eine Beschneidung des politischen Einflusses des Papsttums eintritt. Diese Ziele erklären auch das Interesse für Savonarola, dessen Orthodoxie verteidigt wird. Später, im Augenblick der italienischen Staatsgründung, durch welche auch das Problem des Kirchenstaates akut wird, erscheint dann die „Storia di Savonarola e di suoi tempi" von Villari (1859—61), die schon eine stark antiklerikale Note hat, und 1877 veröffentlicht derselbe den 1. Band seines „Machiavelli", der ganz mit Savonarolas Augen gesehen ist. In beiden verkörpert sich für ihn die italienische Renaissance. Indem sie zugleich als Propheten eines neuerstandenen Italien aufgefaßt werden, wird die neoguelfisch-klerikale Sympathie für das Mittelalter verdrängt. Die seit den 60er Jahren immer stärker werdende liberal-antiklerikale Richtung bringt dann Renaissance und Risorgimento in enge Verbindung. In diesem Zusammenhang ist es bezeichnend, daß Burckhardts „Kultur der Renaissance" (1860) erst fünf Jahre nach ihrem Erscheinen im *Archivo storico italiano* besprochen wird und erst 1876 eine italienische Übersetzung dieses Werkes erscheint.

[33] Vgl. *B. Croce*, Storiografia I, Kap. 6 u. 7.

weltlichen Politik des Papsttums die Ursache für den Verlust der Einheit und die Quelle allen Unglücks für Italien. Für die Neoguelfen hingegen (Capponi, Gioberti, Balbo, Troya, Tosti u. a. m.) waren die Langobarden die „Barbaren" und ein großes Unglück für die *‚latinità'* und die Kirche; sie lehnten einen wirklich schöpferischen Einfluß des Germanentums auf die werdende italienische Nation ab und idealisierten die Stadtkommune als die ersten glanzvollen Äußerungen des italienischen Geistes und die auf Gregor VII. folgende Epoche der Papstgeschichte als Höhepunkt des nationalen und christlichen Gedankens. Villari sah in der Auseinandersetzung zwischen dem germanischen und dem lateinischen Element das Grundproblem, auf welchem die Einheit der Geschichte Italiens beruhte. Während Balbo Karl dem Großen den Vorwurf machte, die Bildung der italienischen Nation für lange Zeit verhindert zu haben, war für Troya der Pakt zwischen Leo III. und Karl das Symbol und Vorbild eines „heiligen Krieges" des unter der Tiara geeinten Italien gegen die Österreicher, die Langobarden des 19. Jahrhunderts. Aus solchen Gedankengängen heraus widmete schließlich Luigi Tosti, der Benediktinermönch von Montecassino, seine *Storia della Lega Lombarda*, die er unmittelbar vor dem Sturm des Jahres 1848 veröffentlichte, keinem anderen als Papst Pius IX., in welchem die Neoguelfen das künftige Oberhaupt eines föderativ unter der Tiara geeinten Italien sahen. Tosti appelliert an Pius, aus der Geschichte die Folgerungen für die Gegenwart zu ziehen: die Geschichte Italiens sei ein Evangelium, der Heilige Vater möge sie befragen, das Banner Alexanders III. ergreifen und den Enkeln das Erbe der Väter wiedergeben.

Von den beiden Richtungen ist ohne Zweifel die des gemäßigten katholischen Liberalismus die bedeutendere gewesen. Ihr gehörten hochgebildete Persönlichkeiten an, die in geistige Aufgeschlossenheit Vergangenheit und Zukunft, katholischen Traditionalismus und Reformen, Christentum und modernen Idealismus und Liberalismus, Papsttum und nationale Einheit zu verbinden trachteten. In ihrem Eklektizismus waren sie eben auch dem deutschen, weitgehend doch nichtkatholischen Denken zugänglich; denn der Historismus kam ihren Bedürfnissen, die ebenso traditionsgebunden wie fortschrittlich waren, eher entgegen als die mehr abstrakten Ideen von 1789. Allerdings bedeutete dann der Zusammenbruch ihrer auf Pius IX. gesetzten Hoffnungen einen schweren Schlag für die neoguelfische Bewegung, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte; aber sie hatte doch einen ganz bedeutenden Anteil an der geistigen Vorbereitung der nationalen Einigung, auch wenn diese dann schließlich nicht auf föderalistisch-katholischer, sondern auf unitarisch-laizistischer Grundlage

erfolgte, wozu neben Cavour besonders Mazzini wesentlich beigetragen hatte.

6. War der deutsche Historismus in Italien allgemein auf fruchtbaren Boden gefallen, so hat insbesondere die wissenschaftliche Forschung der Monumentisten, Rankes und Savignys den italienischen Historikern die Wege zu einer neuen soliden Kenntnis der Vergangenheit vermittelt und damit die begreiflichen Gefahren eines Pragmatismus überwinden helfen. Gioberti versicherte in seinem *Primato*, daß Italien gerade den deutschen Gelehrten, die in den Archiven von Palermo und Neapel, von Mailand und Turin über die Urkunden gebeugt säßen, die Kenntnis der Quellen der nationalen Vergangenheit im modernen kritischen Sinne verdanke. Was in der Tat allein schon das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" seit Pertz und Waitz durch die Erschließung der italienischen Archive und Bibliotheken für die neue quellenkritische Forschung und damit für die mittelalterliche Geschichte Italiens geleistet hat, bleibt ein Ruhmestitel der deutschen Wissenschaftler, deren innere Forscherleidenschaft mit derjenigen vergleichbar ist, mit der drei Jahrhunderte zuvor die Humanisten von Bibliothek zu Bibliothek gereist waren. Die Fahrt, die z. B. Pertz vom Herbst 1821 bis zum Sommer 1823 kreuz und quer durch Italien machte, war eine wirkliche Entdeckerfahrt, ein wissenschaftliches Ereignis.[34] Durch die dann unter der Leitung von Pertz seit 1826/29 erscheinenden Bände der Monumenta Germaniae Historica, in denen die neue Editionstechnik ihre Anwendung fand, wurde nicht nur die deutsche, sondern auch die italienische Forschung befruchtet. Ihnen zur Seite traten dann die Kaiserregesten von J. Fr. Böhmer (seit 1831) und nach deren Vorbild später die Papstregesten von Ph. Jaffé (seit 1851). Hier waren nicht Dilettanten mit romantischen Geschichtsinteressen am Werk, sondern methodisch geschulte, zünftige Historiker. Ihr Schaffen mußte auch den eigenen Bedürfnissen der Italiener entgegenkommen, deren besonderes Interesse sich damals, wie gesagt, aus weltanschaulich-politischen Motiven dem Mittelalter zugewandt hatte.

So wurde die deutsche Wissenschaft südlich der Alpen das nachahmenswerte Vorbild, und das Studium des Deutschen, das nun in wissenschaftlichen Kreisen Fortschritte machte, war geradezu gleichbedeutend mit einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung geworden. Die Forschungen von Pertz und Koepke z. B. veranlaßten den Neapolitaner Archivar und Diplomatiker Bartolomeo Capasso, die überlieferte Ge-

[34] Siehe den Reisebericht von Pertz in Bd. 5 des Archivs f. ältere deutsche Geschichtskunde (1824).

schichte seiner Vaterstadt vom Wuste der Fälschungen zu befreien.[35] Besonders fruchtbar war die enge persönliche Verbindung Böhmers mit italienischen Historikern wie Tommaseo Gar in Padua,[36] Lanfranchi in Pavia, Bertani in Parma, Cibrario in Turin, Troya in Neapel und Francesco Bonaini in Pisa (später Direktor der toskanischen Archive in Florenz), die alle immer wieder mit warmen Worten der vielfachen Belehrungen und Anregungen gedachten, die sie den gelehrten Gesprächen und dem Briefwechsel mit dem deutschen Forscher verdankten. Und zwar war es die *preparazione storica*, die methodische Schulung, die sie bewunderten und in Regestenwerken für die italienische Geschichte nachzuahmen suchten[37]. Als Bonaini im Jahre 1852 die toskanischen Archive reorganisierte, richtete er sich ganz nach den Ratschlägen, die sein Freund Böhmer auf seinen Wunsch in einem Gutachten niedergelegt hatte.[38] Im Jahre 1867 bemühte sich dann Bonaini, Jaffé nach Florenz zu ziehen, wo er Paläographie lehren und bei den Veröffentlichungen des Archivs mitarbeiten sollte.[39]

Ganz besonders deutlich spiegelt sich für uns der enge Kontakt zwischen deutschen und italienischen Gelehrten in dem regen Briefwechsel Reumonts wider. Capponi versicherte, er hätte ohne dessen Anregungen die Geschichte der Republik Florenz nicht geschrieben, und auch Villari verdankte Reumont vieles für den 2. Band seines „Machiavelli". Cantù, mehr geschickter Kompilator als ein eigenständiger kritischer Forscher und Denker, erweist sich in seiner *Storia universale* (seit 1835) als ein

[35] Vgl. *Croce*, Storiografia I, 62; *G. Del Giudice*, Comm. Bartolomeo Capasso (Neapel 1900).

[36] Gar stammte aus Trient, wo er 1808 geboren wurde. 1841 übersetzte er das Werk über Cola di Rienzo von Felix Papencordt ins Italienische; er war ein reger Mitarbeiter des *Archivio storico italiano* und ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Geschichtswissenschaft. Im Jahre 1845 sehen wir ihn in Deutschland, 1847 ging er als Bibliothekar an die Universität in Padua. Im folgenden Jahre nahm er aktiv an der revolutionären Bewegung teil, ging im Auftrag der provisorischen Regierung von Venedig nach Paris; später war er Leiter der Bibliothek in Trient, dann in Neapel und Venedig. Zu erwähnen ist noch sein „Quadro storico-critico della letteratura germanica nel secolo nostro" (Venedig 1868). Die Rolle Gars als eines der bedeutendsten Verbindungsleute zwischen Deutschland und Italien verdiente noch besondere Herausstellung.

[37] Rückhaltlose Anerkennung spricht aus den Worten, die der Neapolitaner Gelehrte Nicola Buccino im Jahre 1850 an Böhmer schrieb: „Wir diesseits der Alpen schulden an Führung und Methode Ihren Werken mehr als Sie nur glauben können" (*Janssen*, Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften I, 1868, S. 336).

[38] Dieses Gutachten hat Bonaini nach dem Tode Böhmers in der Broschüre „Opuscoli di J. F. Böhmer circa all'ordinare gli Archivi e specialmente gli archivi di Firenze" (Florenz 1865) herausgegeben; abgedruckt auch bei *Janssen* a. a. O. I., 427—38.

[39] Bonaino an Reumont am 8. 9. 1867 (Bonner Nachlaß des Briefwechsels Reumonts); vgl. *H. Bresslau*, Geschichte der MGH (1921) S. 381 f., 467.

besonders guter Kenner der deutschen historischen und sprachgeschichtlichen Forschung. In der Einleitung zu seinem Werke stellt er folgendes Ideal der Geschichtschreibung auf: Die Majestät des Livius, die Schlichtheit Villanis, den kritischen Sinn Niebuhrs, die Geistesschärfe Machiavellis, die rasche Auffassungsgabe des Tacitus, die Leidenschaft Schillers ohne sein Deklamieren, die Gelehrsamkeit Muratoris ohne seine Gemeinplätze, die bunte Fülle Müllers ohne seine Weitschweifigkeiten. Schon seit den dreißiger Jahren hatte Cesare Balbo die bedeutendsten Werke im Original gelesen und war von der Richtigkeit und Notwendigkeit der neuen Methode überzeugt. Er kannte selbstverständlich Savignys bahnbrechende Werke und besorgte von Eichhorns Staats- und Rechtsgeschichte eine italienische Übersetzung (Turin 1838). Die „Osnabrückische Geschichte" von Möser feierte er als erstes Beispiel einer kritischen Stadtgeschichte. Die italienische Geschichte von Heinrich Leo, von der 1842—43 in Florenz ebenfalls eine italienische Übersetzung erschien, galt ihm als die erste, bisher unübertroffene allgemeine Geschichte Italiens, ja die „Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte" des gleichen Verfassers hat er selber ins Italienische übersetzt und mit Anmerkungen versehen. An dem Werke des Protestanten J. Voigt über Gregor VII. (1815, ital. Übersetzung 1840) rühmte er die wissenschaftliche Objektivität, die allerdings für den Neoghibellinen Niccolini schon zu weit ging. Auch die „Geschichte der Staufer" von Raumer fand seine Anerkennung, und er versicherte schließlich, daß er bei den Deutschen trotz des Unterschiedes der Rasse, Sprache und Religion meistens seine eigenen Auffassungen bestätigt finde.[40] Wie Balbo selber durch die Kenntnis solcher Werke gereift war, zeigt deutlich ein Vergleich zwischen seiner *Storia d'Italia (1830)* und seinem *Sommario della storia d'Italia (1846)*, wo sich schon Ansätze zu einer gesamtitalienischen Geschichtsbetrachtung finden. Den unmittelbaren Einfluß von Raumers Staufergeschichte können wir bei Niccolini feststellen, der sich für seine *Storia della Casa di Svevia* und seinen *Arnaldo di Brescia* eng an die deutsche Vorlage anschließt. Michele Amari, Historiker und Orientalist aus Palermo, verbindet in seinem Werk über *La guerra del Vespro siciliano* (3 Bde. 1849) die völlige Beherrschung der deutschen Methode mit der Liebe zur sizilianischen Heimat. Hier erkennen wir deutlich den Übergang von der Geschichtschreibung im Dienste einer Tendenz zur wissenschaftlichen Objektivität. Schließlich ist seine *Storia dei Musulmani in Sicilia* (3 Bde. 1854 ff) ein Standardwerk der europäischen Geschichtschreibung

[40] *Balbo*, Pensieri sulla storia d'Italia S. 40 ff., 478.

des 19. Jahrhunderts geworden. Über seine Beziehungen zu deutschen Gelehrten orientiert uns sein Briefwechsel,[41] besonders mit Otto Hartwig.

Wer sich schließlich in jener Zeit in Italien mit dem 16. und 17. Jahrhundert beschäftigte, griff zu Rankes „Fürsten und Völkern von Südeuropa" und zu dessen „Römischen Päpsten"; jenen Werken, welche schon seinen kritischen Sinn und seine universale Weite verraten und die, wie Capponi erklärte, damals in Italien durch keine anderen hätten ersetzt werden können. Allgemein kann man sagen, daß sich sehr viele italienische Historiker durch die Geschichtswerke von jenseits der Alpen anregen ließen und sich mit ihnen, oft in fruchtbaren Kontroversen, auseinandersetzten, wie dies z. B. für das Mittelalter und besonders die Frage der Langobarden und der Stadtkommunen nachweislich der Fall war: Fragen, welche jahrzehntelang die Geister bewegten und immer wieder an das deutsch-italienische Problem und damit an die Grundlagen der abendländischen Geschichte rührten. Und auch jene italienischen Historiker, welche die neuen Wege der Deutschen ablehnten, wurden durch die deutschen Werke auf die „leitenden Ideen", die entscheidenden Tatsachen und das eigentliche Wesen der Geschichte hingelenkt.

Es kann im Rahmen dieser Studie nur noch kurz an den großen Beitrag erinnert werden, den seit Karl Witte auch die deutsche Dante-Forschung, schon lange bevor im Jahre 1865 anläßlich des Dante-Jubiläums die Deutsche Dante-Gesellschaft gegründet wurde[42], zur Weckung der geistigen Kräfte des Risorgimento geleistet hat. Die Dante-Forschung ist ja eines der stolzesten Kapitel der Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen den beiden Völkern. Dabei ist es gerade unter dem Gesichtspunkt unseres Themas von besonderem Interesse, daß sich so viele führende Geister des Risorgimento — wiederum aus politischen Motiven — mit der Idealfigur dieses Italieners beschäftigt haben. Einer der ersten italienischen Dantisten war Carlo Troya, der ganz aus der Leidenschaft seiner Zeit schrieb und auch nicht mit seiner Kritik an dem Ghibellinen zurückhielt. Mazzini schrieb schon 1827 für die Florentiner *Antologia* über *L'Amor patrio di Dante*, und er feierte ihn dabei unter ständiger Beziehung auf die Gegenwart nicht so sehr als Dichter denn als „Künder der italienischen Nation".[43] Cesare Balbo erklärte in der Vorrede zu seinem „Leben Dantes" (Turin 1839) mit aller Deutlichkeit: „Wäre Dante nur Dichter und Literat gewesen, so würde ich mich dieser Aufgabe nicht unterzogen haben. Aber Dante stellt ein großes Stück

[41] Carteggio di M. Amari hgg. v. *Aless. D'Ancona* (3 Bde., Turin 1896).

[42] Vgl. *W. Goetz*, Geschichte der deutschen Dante-Gesellschaft (Schriften d. dt. Dante-Ges. Heft 5, 1940).

[43] Über Mazzini und Dante vgl. *R. Wichterich* im Deutschen Dante-Jb. N. F. XI (1930) S. 191.

italienischer Geschichte dar . . . Was nicht zuletzt Grund für die nationalen Hoffnungen gibt, ist die Tatsache, daß sein Kult und die Beschäftigung mit ihm wieder lebendig geworden sind."[44] Schließlich sei noch der Anteil erwähnt, den Rumohr und Gaye an der Entwicklung der italienischen Kunstgeschichte hatten, indem sie die kritisch-historische Kunstbetrachtung zur Disziplin erhoben, wodurch die bisherige unfruchtbare ästhetische Betrachtungsweise überwunden wurde. Von dem Einfluß deutschen Denkens auf den bedeutendsten italienischen Literarhistoriker De Sanctis ist bereits die Rede gewesen. Es ist auch auffallend, wie wenig die Italiener damals — um das Bild nach den Nachbardisziplinen hin abzurunden — in der klassischen Philologie geleistet haben. Leopardi wies dieser Tatsache gegenüber auf Deutschland als „einziges gelehrtes Land" hin. Das Werk von Domencio Comparetti über *Virgilio nel Medioevo* (wohl 1867 abgeschlossen, 1. Aufl. 1872) war das erste, an das die Maßstäbe einer zünftigen Philologie gelegt werden konnten. Aber auch dieser Gelehrte war ein Schüler deutscher Wissenschaft.[45] In der Archäologie war schon im vergangenen Jahrhundert Winckelmann der große Pionier gewesen, und vor allem seit der Gründung des Archäologischen Instituts in Rom im Jahre 1829 haben die deutschen Archäologen mit den deutschen Historikern gewetteifert, den Italienern die große Vergangenheit ihres Landes vor Augen zu führen.

Die geschichtliche Bedeutung des deutschen geistigen Einflusses jener Jahrzehnte könnte man wohl dahin zusammenfassen: Die italienische Tradition, die seit dem 17. Jahrhundert stagnierend geblieben war und im 18. Jahrhundert gegenüber dem französischen und englischen Denken vollends an europäischer Wirksamkeit eingebüßt hatte — wenn wir von Vico, der erst im 19. Jahrhundert zu wirken begann, absehen —, sollte in der Hauptsache durch die vom Norden ausgehenden Antriebe den Anschluß finden an die moderne Welt mit ihren neuen Problemen und Ideen, welche über den Humanismus und die Renaissance, aber auch über den Rationalismus des 18. Jahrhunderts hinausführten, — ähnlich wie die italienische Wirtschaft durch den Einfluß Englands Anschluß an den wirtschaftlichen Fortschritt der Neuzeit fand. So konnte der italienische Geist das Bleigewicht eines Primats abstreifen, das nach einem Worte von G. De Ruggiero zu einem selbstgenügsamen *Primato di ricordi*

[44] *Karl Witte* setzte sich in seiner Schrift über „Dante und die italienischen Fragen" (Halle 1861) mit der Frage auseinander, mit welchem Recht sich die italienische Einheitsbewegung auf Dante bezog.

[45] Vgl. H. Brunn an Reumont 18. 9. 1859: Er empfiehlt ihm den Comparetti, der seine Professur für griechische Sprache und Literatur in Pisa antritt; dieser habe seine Studien in engem Anschluß an die deutsche Wissenschaft betrieben. Da die Philologie in Italien darniederliege, müsse man einen so hoffnungsvollen jungen Gelehrten unterstützen (Bonner Nachlaß Reumonts).

geworden war. Durch diese Befreiung war die Voraussetzung geschaffen worden, um auf dem Wege der Verarbeitung des Fremden und dessen Verknüpfung mit den unvergänglichen Elementen der eigenen Tradition wieder mit großen Leistungen innerhalb der gesamteuropäischen Kultur hervorzutreten.

7. Natürlich gehören die geschilderten deutsch-italienischen Geistesbeziehungen zwischen 1820 und 1860 in den Rahmen eines gemeineuropäischen Vorgangs, bei dem aber die Deutschen die Schöpferischsten sind und das Geistesleben anderer Völker, der Slawen, der Italiener und in gewissem Umfang auch der Franzosen bereichern. Es ginge zu weit, wollte man für jene Zeit von einer deutschen Monopolstellung auf den erwähnten Gebieten sprechen, denn auch die französische und die englische Romantik und Geschichtschreibung hatten als Konkurrenten den Weg nach Italien gefunden. Die Mailänder Zeitschrift *Saggi e Riviste* stellt z. B. im Jahre 1862 neben Schlosser, Dahlmann und Mommsen auch die Engländer Hallam und Macaulay, den Amerikaner Prescott sowie den Italiener Carlo Troya als die bedeutendsten zeitgenössischen Historiker. Daneben waren selbstverständlich auch die Werke der Franzosen Mignet, Guizot, Thiers und Thierry in Italien bekannt, und aus ihnen bezog das gebildete liberale Bürgertum seine Geschichtskenntnisse. Gerade bei der breiteren intellektuellen Schicht der Advokaten Journalisten und Lehrer muß man, was die Berührung mit Deutschland anbetrifft, sehr starke Einschränkungen machen. Seit den Revolutionskriegen war eine Welle französischen Einflusses über die Halbinsel gegangen, und dieser wirkte als Gewöhnung und Tradition noch stark weiter, besonders in der Lombardei und Piemont, was schon allein durch die leichtere sprachliche Verständigung erklärlich ist.[46]

Außerdem sahen diese Kreise in Frankreich und England die großen Vorbilder für ihre politischen Ideale, in Österreich und Preußen dagegen die Verkörperung der Reaktion. Vollends blickte das liberale Unternehmertum — auch Cavour gehörte dazu — fast ausschließlich nach dem Westen, denn von dort kam ja das Evangelium des gesellschaftlichen Fortschritts durch Industrialisierung und Freihandel, und nur die Gründung des deutschen Zollvereins weckte auch größeres Interesse an Deutschland, dessen zollpolitische Einigung vielfach auch als eine für Italien nachahmenswerte Vorstufe der politischen Einigung angesehen wurde.

[46] Es seien hierfür einige bezeichnende Zahlen angegeben: In dem Florentiner Lesekabinett Vieusseuxs waren von 140 aufgelegten Zeitungen nur 7 deutsche, aber 18 englische und 47 französische; in Mailand stand die Einfuhr französischer Bücher an erster Stelle, s. *K. R. Greenfield* Economia e liberalismo nel Risorgimento, Bari 1940, S. 427 Anm. 29, S. 429 Anm. 35.

Schon hieraus wird verständlich, daß die hier kurz skizzierte Begegnung zwischen Deutschland und Italien keine unmittelbaren praktischen Ergebnisse auf politischer Ebene haben konnte. Sie fand in der Hauptsache auf geistigem, wissenschaftlichem Boden und nicht auf dem eines gemeinsamen politischen Willens statt und zeitigte daher keine Annäherungsversuche, wie sie z. B. zwischen 1830 und 1840 von Seiten der deutschen und französischen Liberalen unternommen wurden. Auch während der Revolution von 1848 kam es trotz weitgehender Analogie der Probleme und einer gewissen natürlichen Interessengemeinschaft zu keinem aktiven Zusammenwirken zwischen der deutschen und italienischen Nationalbewegung. Giovanni L. Morellis „Worte eines Lombarden an die Deutschen" (Frankfurt 1848) und seine im Auftrag der provisorischen Mailänder Regierung bei der Deutschen Nationalversammlung unternommene Mission blieben ohne greifbare Erfolge.[47] Über die theoretische Erkenntnis und Zukunftshoffnung, daß Deutschland und Italien nach Bereinigung der italienisch-österreichischen Frage natürliche Bundesgenossen seien, kam man nicht hinaus. Erst seit dem Vorfrieden von Villafranca (Sommer 1859) bildete sich aus der gemeinsamen anti-habsburgischen Front und angesichts der unsicheren Haltung Frankreichs eine gewisse Solidarität der kleindeutschen Liberalen mit der italienischen Einheitsbewegung heraus, wofür Treitschkes berühmter Essay über Cavour ein klassisches Dokument ist. Wenn aber in jenen Jahren Cavour und sein Nachfolger Ricasoli auf der einen, Bismarck auf der anderen Seite für eine Politik natürlicher Interessengemeinschaft zwischen beiden Ländern eintraten, so war dies durch realpolitische Erwägungen bedingt. So ist dann auch das spätere Bündnis Preußens und Italiens in der Endphase des nationalstaatlichen Werdens trotz der Sympathien, mit denen das liberale Preußen nach Italien blickte, nicht das Ergebnis gemeinsamer Ideologien, sondern des Kräftespiels der europäischen Machtpolitik gewesen.

Immerhin hätte sowohl der deutsche wie der italienische Nationalstaat, die beide in der äußeren Verwirklichung das Werk der Diplomatie und des Schwertes waren, ohne die geistige Vorbereitung und Erziehung der Generationen zwischen 1830—48—60 des tragenden Untergrundes ent-

[47] Vgl. Bericht Morellis über seine Mission in einem Schreiben an Capponi vom 5. 12. 48 bei *Carraresi*, Lettere II, 420. Hier seien noch die warmen Worte angeführt, die Capponi für das künftige deutsch-italienische Verhältnis fand: „Ich liebe die Deutschen und habe Vertrauen in sie . . . Ich würde mich über die deutsche Einigung freuen, da ich wie Sie glaube, daß Frankreich und England unsere wahren Feinde sind; dagegen glaube ich, daß Deutschland, wenn der Krieg beendet, Österreich zu einem ganz slawischen Staate geworden und alle historischen Pedanterien über Bord geworfen sind, unser wahrer Freund sein wird."

behrt, und zwar trifft dies für Italien in noch viel höherem Maße zu als für Deutschland.

Die italienischen Historiker sind sich heute darin einig, daß das Risorgimento hinsichtlich seiner geistigen Kräfte ein komplexes Phänomen ist: Neben den unbestreitbaren, in erster Linie politischen Wirkungen der westlichen Aufklärung und der Französischen Revolution sind vornehmlich die Kräfte der eigenen nationalen Tradition festzustellen, die seit den Tagen Alexanders III., Petrarcas, Cola di Rienzos, Machiavellis nie ganz untergegangen waren und den Gedanken der *unità della storia d'Italia* bestätigen. Doch sind als drittes Element auch die neuen Kräfte zu beachten, welche der Historismus und der Idealismus vornehmlich unter deutschen Impulsen der italienischen Einheitsbewegung zugeführt haben. Gerade das Freisein von nationalistisch-imperialistischen Tendenzen, wie sie z. B. die Französische Revolution zeigte und wie sie seit 1830 wieder lebendig wurden, dieses Absehen von politischen Nutzanwendungen machte den deutschen Geist jener Jahrzehnte besonders europafähig. Die nationalen politischen Konsequenzen wurden rascher außerhalb Deutschlands gezogen, wo deutsche Konzeptionen und geistige Schöpfungen die Kräfte aktivierten. In seinen schöpferischen Höhepunkten war der deutsche Geist frei von nationalistischer Enge. Erst mit der nationalstaatlichen Politisierung fielen das europäisch-kosmopolitische und das nationale Element, die seit Herder und der Romantik verbunden gewesen waren, auseinander.

Der fruchtbare Kontakt zwischen beiden Ländern ist dann im Laufe der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts durch den westeuropäischen Positivismus abgeschwächt worden. Im Besitze des Nationalstaates und angesichts der aus der neuen Wirklichkeit sich ergebenden Aufgaben waren ja auch die Probleme andere geworden. Der Höhenflug des spekulativen Idealismus erlahmte sowohl in Deutschland wie in Italien. Der Spiritualismus eines Capponi war zum Untergang verurteilt. Selbst Männer wie Villari, die vom Idealismus herkamen, wenden sich nun dem Positivismus zu. Wirklich große italienische Geschichtswerke fehlen[48]. Capponis Tod im Jahre 1876 markiert nach außen das Ende des geistigen

[18] Am 30. 12. 1881 schreibt Gregorovius an Reumont, um ihm für die Zusendung der „Vittoria Colonna" zu danken, und fährt fort: „Wie stumpfsinnig sind doch die Italiener, daß sie sich fortdauernd die dankbarsten Stoffe ihrer vaterländischen Geschichte entgehen lassen; so war es mit der Lucrezia Borgia, so ist es wieder mit der Vittoria Colonna. Sie fahren zwar fort, historische Dokumente zu veröffentlichen, was ich mit nicht geringem Anteil auch in Rom verfolge, aber es scheint, daß sie in der höheren Tätigkeit der künstlerischen Phantasie und Gestaltungskraft ganz erlahmt sind (Bonner Nachlaß Reumonts).

Risorgimento, vier Jahre zuvor war bereits Mazzini gestorben[49]. In ihrer Mehrzahl blickt die in den siebziger und achtziger Jahren emporsteigende neue Generation nach Frankreich, mit dem sie der liberale westeuropäische Staatsbegriff, der Gedanke der *Civilisation* und der *Latinità* verbindet, während nun das Risorgimento unter dem Einfluß der Irredenta sehr einseitig nicht nur in antihabsburgischer, sondern durch gedankenlose Gleichsetzung rückblickend auch in antideutscher Funktion gesehen wird. Im Lichte französischer Auffassungen erscheint Bismarck nach 1870 als der Gewaltpolitiker schlechthin und wird in allzu vereinfachender Schwarz-Weißzeichnung zur Verkörperung deutschen Wesens.[50] Von deutscher Seite vorgebrachte Theorien wie die der „schöpferischen jungen" germanischen und der „dekadenten alten" romanischen Völker haben dann noch dazu beigetragen, die frühere Aufnahmebereitschaft gegenüber dem deutschen Geiste in eine Ablehnung zu verwandeln, die sich auf den lateinischen Zivilisationsgedanken versteifte. Bei einer gesamteuropäischen Geschichtsbetrachtung wird man jedoch erneut und noch entschiedener als bisher der tiefen Wahrheit Rankescher Geschichtserkenntnis nachzugehen haben, daß die Einheit des Abendlandes im Laufe der Jahrhunderte gerade in dem gegenseitigen Geben und Nehmen der führenden romanischen und germanischen Völker begründet liegt.

[49] Die faschistische Geschichtschreibung hat dann allerdings das Ende des Risorgimento mehr hinaufgerückt und auch die Intervention von 1915 und den Marsch der Schwarzhemden auf Rom vom Jahre 1922 in das Risorgimento einbezogen.

[50] Vor allem ist es *Adolfo Omodeo* gewesen, der in seinem Buche *L'opera politica del Conte di Cavour* I. Teil 1848—57 (2 Bde., Florenz 1940, 1945), Cavourismus und Bismarckismus als gegensätzliche staatsmännische Typen einander gegenüberstellt.

Zum Problem der klassenlosen Gesellschaft in USA

Von Fritz Wagner

I.

Wir sprechen, wenn wir die Vereinigten Staaten meinen, von Amerika und bezeichnen damit, oft ohne daran zu denken, eine gewisse uns geläufig gewordene Rangordnung. Denn es ist nicht so, daß wir eine bequeme Abkürzungsformel gebrauchen und in das Wort „Amerika" tatsächlich doch den gesamten nordamerikanischen Erdteil einbeziehen; es ist auch nicht so, als ob dieses Amerika beispielhaft für die anderen Staatsbildungen des gemeinsamen Erdteils stünde und sie aus diesem Grunde mit in unser Bewußtsein höbe. Vielmehr muß geographisches Wissen herhalten, um Mexiko und Canada als die südlich und nördlich angrenzenden recht stattlichen Nachbarn auf derselben großen Erdscholle vorzuführen. „Amerika" nimmt für sich allein den Rang eines Kontinents ein, und es wäre reizvoll, diese psychologische Tatsache als einen sich allmählich herausgestaltenden Vorgang im historischen Bewußtsein der Europäer und etwa auch der Amerikaner selbst faßbar zu machen.

Daher zögert man auch, dieses dermaßen eingeschätzte und wirklich über die Vielseitigkeit eines Kontinents verfügende Gebilde im Stil europäischer Geschichtsvorstellungen als Nation zu begreifen. Freilich gibt es eine nationale Geschichte der Amerikaner, unter deren ältere Erscheinungsformen der Unabhängigkeitskrieg gleichsam sein bestätigendes Siegel drückt, um dann den Weg zu völlig selbständiger Gestaltung freizugeben. Sobald man sich aber die Frage vorlegt, woran sich der lebhaft gepflegte Nationalstolz der Amerikaner orientiert, der bis zur täglichen Flaggenhissung auf dem Schulhof führen kann, stößt man nur zum Teil auf ähnliche Motive wie in den europäischen Nationalgeschichten. Das Einzigartige, alles andere in den Schatten stellend und im heutigen Erziehungssystem ganz bewußt gepflegt, ist die Einschmelzung der vielen Völker- und Sprachen- und Glaubenspartikel in eine bestimmte, als national empfundene Lebensform. Dies geht weit über die Einschmelzung der Dialekte oder der Stammeseigentümlichkeiten hinaus, auf die jede europäische Nation zurückblicken kann. Stärker wirkte auf europäischem Boden doch die Absonderung, kraft deren nationale Bildungen erwuchsen und sich auch gegen die noch ge-

meinsam festgehaltenen Glaubens-, Gesellschafts- und Wirtschaftsformen durchsetzten. In Amerika dagegen schöpft die Nation aus dem unerschöpflichen Zustrom an Internationalität.

Die Engländer der Mitte des 18. Jahrhunderts, die vom „Mutterland" aus auf ihre Kolonien an der nordamerikanischen Küste blickten, dachten nach europäischen geschichtlichen Erfahrungen durchaus folgerichtig, wenn sie einen nationalen Verband dieser Siedler für unmöglich oder bestenfalls für einen vorübergehenden Fiebertraum revolutionärer Hitzköpfe hielten, die sich an schlecht verstandenen Aufklärungsideen entzündet hatten. Zählte doch die Stadt New York schon im Jahr ihres Überganges von holländischer zu englischer Herrschaft (1664) 18 verschiedene Nationalitäten! Die politische Organisation eines solchen Verbandes mußte damaligen Beobachtern nicht minder schwierig, ja aussichtslos, erscheinen als heutigen die eines „Vereinten Europa". Bereits hatten sich auch unter den Kolonien des Nordens, der Mitte und des Südens tiefgreifende Unterschiede in Kirchenverfassung, Wirtschaftsstruktur, Lebensauffassung, teilweise auch in Rassenpolitik herausgebildet. Wenn sich ein Plantagenbesitzer aus Virginia auch mit einem Kirchenältesten von Boston in derselben Sprache verständigen konnte, so gelangten sie doch schwerlich zu eigentlichem Einvernehmen.

Dem Rätsel der nationalen Geburt aus immer stärker anwachsender Internationalität hat man in Amerika von dem Augenblick an geradezu leidenschaftlich nachgespürt, als man sich Rechenschaft über die Andersartigkeit, ja Einzigartigkeit gegenüber Europa abzulegen suchte. Die letzten 25 Jahre gaben diesem Streben nach Selbstverdeutlichung, das mit der zunehmenden Weltverantwortung Schritt halten wollte, weit über die Bereiche wissenschaftlicher Forschung hinaus Auftrieb. Geschichtliche Zeugnisse wie die Präambel der Unabhängigkeitserklärung oder die gegen europäische Ansteckung gerichteten Sätze aus Washingtons Abschiedsbotschaft oder die Gettysburger Adresse Lincolns wurden zu Inbegriffen des eigenen Wesens und zieren als Mahnsprüche die nationalen Wallfahrtsstätten. Wahlreden wurden im Zeichen der Besinnung auf die alles überwindende Kraft der nationalen Vereinheitlichung zu Programmen des Amerikanertums; die Literatur stellte sich auf eine solche die Öffentlichkeit in den Bann ziehende Thematik ein; die Herzensergießungen der Lyriker konnten den Klang nationaler Fanfaren im Stil Walt Whitmans pflegen. Zwischen den beiden Weltkriegen wechselten die Selbstverherrlichungen und die Selbstzweifel in bunter Folge; umsomehr erhielten die politischen Ideale, in denen man die vollendete Ausprägung des Eigenen zu erkennen glaubte, eine geradezu religiöse Färbung. Und gelang es der Wissenschaft, ein

Schlüsselwort beizusteuern, wie es Frederik Turner mit seiner These von der menschenformenden Kraft der immer weiter nach Westen rückenden „Grenze“[1] tat, so stürzte sich die Öffentlichkeit darauf als auf eine die eigene Herkunft enträtselnde Zauberformel und riß wiederum die Wissenschaft in ihren Bann.

Die wirklichen Aufschlüsse, die solche Anstrengungen einbrachten, vermehrten sich rasch und wurden um Brennpunkte wie die Frage nach den Gründen, die zum Abfall von England führten, oder die Interpretation der Jeffersonschen Unabhängigkeitserklärung gruppiert. Je kritischer man sich nun selbst unter die Lupe nahm, desto mehr vertiefte man sich in den gesamten Zusammenhang der kolonialen und nationalen Geschichte, und die amerikanische Forschung ist darauf bedacht, auch die kolonialen Zeiten, die im Vorfeld der nationalen Idee liegen, dieser einzuordnen. Sprach man beispielsweise früher von der Übernahme des Geistesgutes der europäischen Aufklärung, so macht man sich heute ans Werk, die Verwandlung dieses Geistesgutes auf amerikanischem Boden aufzuspüren und in der Art und Weise, wie es angeeignet wurde, eine der neuen Welt allein zukommende Eigentümlichkeit festzustellen. Zu einer solchen verfeinerten wissenschaftlichen Betrachtungsweise scheinen mir zwei Umstände beizutragen. Einmal die in Europa viel zu wenig beachtete schwere Erschütterung, die Amerika durch die große Wirtschaftskrise 1929/30 nicht nur in seinen materiellen Kräften, sondern auch in seiner Seelenverfassung erlitt. Stärkere Narben als die Teilnahme an zwei Weltkriegen hat dieser finanzielle Zusammenbruch an den älteren Generationen hinterlassen: sie sind, wie man von ihnen selbst hören kann, andre Menschen dadurch geworden, skeptischer und besinnlicher, verantwortungsvoller und kritischer; und die jüngeren Generationen datieren gerne von diesem, wie sie meinen, tiefsten Einschnitt der amerikanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts ihr eigenes geistiges Schicksal. Der zweite Umstand ist die Ausbildung einer soziologischen Methode in einer bei uns unbekannten Intensität und Detailfreude. Sie ist bei der Betrachtung des nationalen Wesens mit der historischen Methode, wie man sie besonders bereitwillig der Rankeschen Schule entnahm, eine Ehe eingegangen, in der sie sich bald als der bei weitem stärkere Partner erwies. Entsprach sie doch einem nur in Amerika derart machtvollen Vorwalten eines bestimmten Gesellschaftsgefüges, das man als Konstante die gesamte amerikanische Geschichte, auch die koloniale, durchziehen sah und das in den bekannten

[1] *F. J. Turner*, The Frontier in American History, 1893, in letzter Fassung 1921.

individualistischen Idealen der amerikanischen Demokratie verpflichtende Glaubenssätze aufgestellt hatte.

Zur Verdeutlichung seien aus dem neuesten historischen und soziologischen Schrifttum einige Veröffentlichungen ausgewählt, die mir für den derzeitigen Stand der amerikanischen Selbstprüfung charakteristisch scheinen. Damit wird zugleich versucht, Einblicke in das packende Schauspiel einer Auseinandersetzung mit sich selbst zu geben, in der dieses lebensvolle Volk begriffen ist. Selbst vordergründigen politischen Ereignissen wie den letzten Präsidentschaftswahlen wird man auf solche Weise näher kommen.

Immer wieder verweilt die historische Forschung bei einem Thema von solcher Gegenwartsnähe, wie sie der Abfall von England, die „Amerikanische Revolution" des 18. Jahrhunderts, besitzt. So hat der in Harvard lehrende Historiker Louis Hartz neuerdings in einer Abhandlung *American Political Thought and the American Revolution*[2] versucht, die genuinen Wurzeln des Geschehens bloßzulegen. Er hebt die Abwehrstellung gegen die europäische Ansteckung hervor, die sich bei führenden Männern wie John Adams, Washington, Gouverneur Morris, teilweise auch Jefferson nachweisen läßt. Und er stellt diesem frühen Isolationismus, der sich zum Mythos von der unbefleckten Ursprünglichkeit Amerikas verdichtet, den welterlösenden Anspruch zur Seite, den die ersten Schüsse des Unabhängigkeitskrieges weckten: ein Luxus scheinbar sich widersprechender Ansichten also, den erst das 20. Jahrhundert zerstört habe. Abkehr von Europa — sie bedeutete keineswegs Weltabkehr; in der Weltverantwortung des heutigen Amerika wird das Paradox aufgelöst.

In unserm Zusammenhang interessiert nicht die Nachprüfung dieser Thesen, die vom Blick auf den nachrevolutionären Ablauf der amerikanischen Geschichte gefärbt erscheinen können. Zwei historische Kraftlinien werden als spezifisch und mit einer derartigen Aktualität geladen empfunden, daß die Spannung, in der sie über lange geschichtliche Wegstrecken hin zueinander standen, bis zu einer Situation von tragischer Ironie hochgesteigert wird. Reinhold Niebuhr hat in seinem letzten Buch, das den bezeichnenden Titel *The Irony of American History*[3] trägt, dieselbe Gegenüberstellung soweit getrieben, daß sie in ein bitteres Gelächter ausklingen kann. Ein Zeichen für die Leidenschaftlichkeit, mit der Amerika heute um sich selbst und um die Erkenntnis des Ortes, an dem es sich gerade befindet, bemüht ist.

---

[2] *L. Hartz*, American Political Thought and the American Revolution, American Pol. Science Rev., Juni 1952.

[3] *R. Niebuhr*, The Irony of American History, 1952.

Doch kehren wir zu der Abhandlung von Hartz zurück. Hatte die bisherige Forschung längst auf die besondere, des Feudalismus und der Ständegliederung Europas entbehrende Gesellschaftsstruktur Amerikas hingewiesen, so behauptet nun Hartz, auch die Verschiedenheit des kulturellen Verhaltens der alten und der neuen Welt dem gemeinsamen Stoff, dem Geistesgut der Aufklärung, gegenüber. Wieder ist für unsern Zusammenhang nicht die Stichhaltigkeit seiner Ausführungen maßgeblich[4], sondern die Entschlossenheit, mit der die Existenz einer nationalamerikanischen Kulturauffassung an vielerlei Zügen verdeutlicht wird — etwa am Festhalten des christlichen Sündenbegriffes, der gegen Rousseaus rosenfarbenes Menschenbild unempfindlich machte, oder am nüchternen, der theoretischen Schwärmerei abholden Pragmatismus, der den jakobinischen Messianismus ablehnte. So trug die amerikanische Revolution einen Charakter, wie ihn keine europäische besaß, nämlich einen traditionalistischen, und ihre innere Stärke lag für amerikanische Anschauung in dem ausgesprochen konservativen, antirevolutionären Zug des politischen Denkens dieser längst schon zur „freiesten Gesellschaft der Welt" gewordenen Siedlerbevölkerung. Wiederum drängt sich das Paradoxe auf, da Begriffspaare miteinander verbunden werden, die in der europäischen Geistesgeschichte ein streng getrenntes Dasein führen, aber in dieser paradoxen Begegnung spricht sich eben die der europäischen Denkweise ungewohnte Auffassung von einer bodenständigen Andersartigkeit des amerikanischen Geistes aus, die man schon für das 18. Jahrhundert aufdeckt. Der bekannte skandinavische Anthropologe Gunnar Myrdal, der zur Erkenntnis der amerikanischen Rassenprobleme so viel beigesteuert hat, formuliert in seinem 1944 erschienenen Werk *An American Dilemma* folgendermaßen: *America is conservative. But the principles conserved are liberal and some, indeed, are radical*[5].

Mit wissenschaftlich unterbautem Nationalstolz ausgerüstet kommt Hartz schließlich auf die ja längst beobachtete Gleichförmigkeit der bürgerlichen Gesellschaft Amerikas zu sprechen, und er kann ihre innere Einheitlichkeit wiederum nur in für europäischen Denkgebrauch paradox klingenden Formulierungen umschreiben. Unbeschwerten Gewissens widme sich die allumfassende Mittelklasse der materiellen Ausbeutung in rücksichtslosesten Formen, sie halte in der Welt des heutigen Industrialismus noch völlig naiv an einem politischen Sittenkodex fest, wie

[4] Zur Kritik vgl. das ältere Werk von *M. Kraus*, International Aspects of American Culture on the Eve of the Revolution, with special reference to the nothern towns, 1928.

[5] *G. Myrdal*, An American Dilemma, 1944, S. 7.

ihn der Individualismus des 18. Jahrhunderts, gestützt auf die einheimische Tradition des Selfmademan, aufstellte. Derselbe Gemeinschaftsbegriff, der die freie Selbstentfaltung des Einzelnen als Glaubenssatz festhält, dient einer zunehmenden Standardisierung. Der Amerikaner, der sich in seinem weithin noch im Naturzustand liegenden Land ganz anders als ein Europäer freigeboren fühlen kann, der Amerikaner, der europäischen Absolutismus und Despotismus nur vom Hörensagen kennt, sieht sich einem nicht minder schroffen Absolutismus unterworfen, nämlich den gesellschaftlichen Normen, die sich sogar in den genormten Erscheinungsformen des Alltagslebens niederschlagen. Und es handelt sich für ihn um Normen im vollen Sinne des Wortes, um der geschichtlichen Vergänglichkeit, deren sich der Europäer so oft bewußt ist, enthobene Bestandteile unmittelbar einleuchtenden Naturrechts.

Wir sind damit bei dem propagandistisch so gerne verwendeten Schlagwort von der „klassenlosen Gesellschaft" angelangt, einem der wichtigsten Bestandteile des *American Dream*, der amerikanischen Verheißung, des *Manifest Destiny*. Wir haben jedoch dieses Schlagwort nicht in den Niederungen des täglichen politischen Jargons, sondern auf den freieren Höhen wissenschaftlicher Selbstanalyse aufgesucht. Das bedeutet, daß es von der heutigen amerikanischen Forschung einer immer eingehenderen Kritik unterzogen wird. Kann man sich noch mit dem einfachen Vergleich zwischen europäischer und amerikanischer Sozialstruktur begnügen und durch die Unterschiede, die leicht festzustellen sind, eine vielleicht zur Fiktion gewordene Lieblingsvorstellung aufrecht erhalten? Muß man nicht genauer zusehen und sich die Frage vorlegen, ob eine moderne Industriegesellschaft wie die amerikanische noch länger auf eine so einfache Formel gebracht werden kann? Die soziologischen und psychologischen Verfahrensweisen, in denen die heutige amerikanische Wissenschaft geradezu schwelgt, sind aufgerufen, einen Gegenstand, der als vordringlich national aufgefaßt wird, zu bearbeiten.

Aus der fast unübersehbaren Fülle der seit Kriegsende veröffentlichten Arbeiten seien einige wenige herausgegriffen, an denen man sich ein wahrhaft dramatisches Ringen um Selbstverdeutlichung klar machen kann. Es sind Neuerscheinungen, die nach meinen Beobachtungen an führenden amerikanischen Universitäten viel diskutiert werden und während des Wahlkampfes, der zum Sieg Eisenhowers führte, als besonders aktuell empfunden wurden.

Der Boden, den sie mit wissenschaftlicher Sorgfalt bearbeiten, ist ihnen freilich längst bereitet worden. Die amerikanische Romanliteratur dürfte wohl als der beste Seismograph des gesellschaftlichen Lebens bezeichnet werden, und die inneren Erschütterungen, die sich ankündig-

ten, wurden von ihr zuerst aufgegriffen. Die letzten zwanzig Jahre sind voll von einer Problematik, die man im vorausgehenden Zeitalter der *Prosperity* nicht für möglich gehalten hätte. Selbst für den Alltagsbedarf bleiben Themen zugkräftig, wie sie der augenblicklich vielgelesene Autor John P. Marquand behandelt. Sein *Point of no Return*[6] beispielsweise führt in die gesellschaftliche Hierarchie einer New Yorker Bank mit ihren auch im äußeren Aufwand streng eingehaltenen Kastenvorstellungen ein und schildert die nicht minder strenge Ranggliederung der Geburt, Herkunft und Wohnlage in einer neuenglischen Kleinstadt.

Einer der führenden jüngeren Sozialwissenschaftler der University of Chicago, der früher als Rechtsanwalt tätige David Riesman, stürzt sich mit zwei umfangreichen Bänden in eine wahre Flut ungelöster Rätsel, wenn er das Gesamtphänomen der amerikanischen Gesellschaft untersucht. An den anderthalbtausend Seiten, auf denen er sich ergeht[7], kann dem europäischen Leser die Reichhaltigkeit der amerikanischen Sozialstruktur und das manchmal atemraubende Tempo ihrer Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert klar werden. Um der verwirrenden Fülle von Einzelerscheinungen Herr zu werden, die sich ihm auch durch seine praktische Berufserfahrung boten, greift der Verfasser zu der Max Weberschen Methode der Idealtypen, der aus dem Mosaik zahlreicher Einzelzüge gewonnenen Modellkonstruktionen. Es sei nebenbei bemerkt, daß er damit zugleich der seit kurzem an den amerikanischen Universitäten ausgebrochenen und bis in die Einführungskurse der *General Education* vordringenden Max Weber-Mode huldigt. Er erweitert das Webersche Verfahren durch biologische und psychologische Methoden und fühlt sich insbesondere der Bevölkerungstypologie Frank W. Notesteins verpflichtet. So wagt er es, drei Typen aufzustellen, wobei er seiner eigenen Neigung zu Verallgemeinerungen immer wieder Halt zuruft, nämlich die der Traditionsgebundenen, der nach innen Bezogenen und der nach außen Gewandten. Diese drei Ordnungen, in welche die — an europäischen Maßstäben gemessen — verhältnismäßig gleichförmige amerikanische Gesellschaft aufgeteilt wird, ja zu zerfallen droht, stehen in einer gewissen zeitlichen Abfolge, da sie biologischen und wirtschaftlichen Verschiebungen von einer durch hohe Geburts- und Todeszahlen gekennzeichneten überwiegend agrarischen Bevölkerung zu einer städtischen und industrialisierten Einwohnerschaft von niederer Geburts- und Todesziffer entsprechen. Je nach dem Charakter des Landschafts-

[6] *P. Marquand*, Point of no Return, zuletzt 1952 (Cheap Edition).

[7] Der grundlegende Band „The Lonely Crowd", erschien 1950; auf ihn folgte eine Sammlung durch Fragebogen und Interviews gewonnener Ergebnisse, „Faces in the Crowd, Individual Studies in Character and Politics", 1952.

pus gegenstandslos werden. Die Politik als Ausgleich, die Arbeit als unverbindlicher technischer Vorgang, die Freizeitgestaltung als Gruppenleistung — so heißen die gewohnten Erleichterungen. Und in der gegenseitigen Achtung der untereinander sich Gleichfühlenden, vor der die marxistische Scheidung von Ausbeutern und Ausgebeuteten dahinfällt, kann eine die nationale Gemeinschaft durchwaltende Kraft liegen. Da so vieles, was ehedem Verpflichtung, Bindung, Dogma, Versklavung war, zum Spiel werden kann, so sieht Riesman auch Möglichkeiten zu neuer Handlungsfreiheit und schöpferischen Entscheidungen sich abzeichnen. Und doch blickt er sich in der herandrängenden Masse schließlich verzweifelt um und entdeckt als Endergebnis, seine typologischen Untersuchungen mit einer Vision krönend, Nietzsches „Letzten Menschen".

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die klassenlose amerikanische Gesellschaft, wie Riesman sie sieht, mit Explosivstoffen geladen ist. Auch in seinem zweiten Buch, in welchem er den drei Typen des ersten noch vier Untertypen beigibt, kommt dies zur Geltung. Aus 180 Befragungen schriftlicher und mündlicher Art gestaltet er 21 Porträts: eine in zusammengefaßte Form gebrachte Materialsammlung für künftige Forschung. Riesman selbst legt in seinen Büchern und im persönlichen Gespräch Wert darauf, seine Arbeiten als Versuche zu kennzeichnen, in denen viel Unausgereiftes und mancher Irrtum stecke. Bezeichnend ist, daß er die religiöse Komponente aus seinen Beobachtungen sorgfältig ausgeschieden hat, weil er sich, wie er mir sagte, für dieses zweifellos in Amerika besonders wesentliche Gebiet unzuständig fühle; und doch könnte diese Komponente in vielen Fällen eine, vielleicht die einzige Brücke zwischen seinen Typen bilden. Auch seine geschichtsphilosophische Position ist unsicher, wie vor allem das letzte Kapitel seines Buches zeigt, in welchem er sich in nahezu marxistischen Tönen gegen jegliche geistesgeschichtliche Interpretation wendet. Die trotz aller Vorsicht hemmungslose Verwendung seiner Typologie wird noch viele Einzelkorrekturen benötigen.

Der große Wurf des Riesmanschen Werkes könnte mit einem europäischen Buchtitel als „Verlust der Mitte" überschrieben werden. Wobei unter Mitte die einst so starke gemeinschaftsbildende Kraft der amerikanischen Nationalgeschichte zu verstehen wäre, die sich in den vielerlei Aspekten des *American Dream* entfaltet hat und in der Ideologie der Menschenrechte gipfelt. Auch wenn man die Methode Riesmans als zu vereinfachend und seine Schlußfolgerungen als überspitzt empfinden mag, ist seine Aussage doch als ein Symptom dafür zu werten, bis zu welchem Grade die selbstquälerischen Zweifel in gewissen amerikanischen Kreisen angestiegen sind — aufgrund der Tatsache, daß

sich die dortige bürgerliche Welt mit ihrer alles beherrschenden „Mittelklasse" nicht nur in einem Zustand der Gärung, sondern tiefgreifender, ja bedrohlicher Verlagerungen befindet. Erregender als anderswo ist in dieser Gesellschaft, die sich auf ihre Ausübung von individueller Freiheit so viel zugute tut, der Einbruch „technologischen" Verhaltens, und es mag nachdenklich stimmen, daß auch ein so tiefschürfender und philosophisch weit besser geschulter Beobachter wie Arnold Bergsträsser nicht nur den zwangsläufigen Verlust an eigener Lebensgestaltung in den totalitären Regimen beklagt, sondern ebenso die freiwillige Preisgabe der Selbständigkeit durch Staatsbürger der westlichen Welt, die sich auch in ihren Mußestunden gerne dem sozialen Zwang zur Anpassung unterwerfen. Leidenschaftlicher beschwörend, als dies Riesman vermag, warnt er vor einem sich selbst zum bloßen Funktionär entwürdigenden Menschentum; ganz ähnlich wie dieser knüpft er Hoffnungen an den bescheidenen Tatbestand, „daß niemand gerne ohne Protest zugibt, zur Masse zu gehören; der sogenannte Massenmensch von heute empfindet sich als eine Abart des Menschen, die nicht sein sollte, als einen Menschen also, der eines Vorrechtes sich begeben hat oder beraubt worden ist[8]".

Wir sind an einem Kernproblem der amerikanischen Existenz angelangt, von dem aus sich Blicke in verschiedene Richtungen auftun. Um bei der Fragestellung zu bleiben, inwiefern man in Amerika heute noch von einer klassenlosen Gesellschaft sprechen kann, durcheilen wir das dort so wohl bestellte Feld der statistisch arbeitenden Soziologie und erinnern nur kurz daran, daß die minutiösen Analysen, durch die Robert und Helen Lynd berühmt geworden sind[9], eine bienenfleißige Nachfolgerschaft gefunden haben, zu der man in gewissem Grade ja auch Riesman rechnen kann. So gibt beispielsweise der sich hinter dem Pseudonym James West verbergende Verfasser von *Plainville, USA*[10] einen Querschnitt durch die ausgeprägten Klassenunterschiede einer ländlichen Kleinstadt des südlichen Mittelwestens, wo die im reichen Prärieland Aufgewachsenen andere eingewurzelte Traditionen von Lebensführung und Moral mitbringen als die dem armen Hügelland Entstammenden, alle aber in den dreißiger Jahren durch den Siegeszug des Autos und Radios und die Angleichung an städtische Bedingungen in einen das

[8] *A. Bergsträsser*, Die Dichtung und der Mensch des technologischen Zeitalters, Merkur VII, Heft 1, Januar 1953.

[9] *R.* und *H. Lynd*, Middletown. A Study in Contemporary American Culture. 1929, dann Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts. 1937, worin das Verfasserpaar einige zu radikale Schlußfolgerungen wieder einschränkt. Zur grundsätzlichen Bedeutung dieser Forschungen s. a. *Dietrich Gerhard* in Hist. Zeitschr. 174 (1952), S. 326, Anm. 1.

[10] *J. West*, Plainville, USA, 1945, 6. A. 1950.

Bisherige zersetzenden Umwandlungsprozeß gerissen werden. Wohin der neue Weg führt, darüber schweigt sich der Verfasser wie soviele andere dieser Soziographen in bewußter Bescheidung aus. Auch auf dem Nachbargebiet der Anthropologen, einem der zukunftsreichsten der amerikanischen Forschung, wollen wir nicht verweilen, sondern nur daran erinnern, daß hier — wie dies einer ihrer bekanntesten Wortführer, der Harvarder Professor Clyde Kluckhohn, grundsätzlich dargetan hat[11] — die Untersuchungen in die biologischen Gegebenheiten von Alters- und Berufsgruppen, in Erziehungs- und Umweltseinflüsse vorangetrieben werden. Wir wenden unsre Aufmerksamkeit vielmehr einer zu Beginn des Wahlkampfes erschienenen Gesamtprognose der amerikanischen Gesellschaft aus der Feder Samuel Lubells zu. Es wird jedoch gut sein, wenn wir uns zuvor durch einen mit dem Gegenstand altvertrauten Europäer, durch André Siegfried mahnen lassen, diese in ihre einzelnen Bestandteile zerlegte amerikanische Sozialstruktur vergleichsweise vom europäischen Standpunkt aus doch als eine relativ einheitliche zu empfinden, als ein „homogenes Gesellschaftsgefüge", da es dank der besonderen wirtschaftlichen Bedingungen dort kein Proletariat im europäischen Sinne gebe[12].

Samuel Lubell ist Spezialist in der Analyse von Präsidentschaftswahlen, wobei er bis 1892 zurückgreift, und sucht sie als Ergebnis bevölkerungsmäßiger, wirtschaftlicher, psychologischer Konstellationen zu fassen. Er erlaubt sich auf Grund seiner statistischen Methode, die eine Anzahl von Kausalzusammenhängen sichtbar macht, Vorhersagen einer geradezu zwangsläufigen Fortentwicklung des nationalen Lebens und betitelt sein Buch *The Future of American Politics*[13]. Man wird sich hüten müssen, es als eine wissenschaftlich unterbaute Parteischrift des demokratischen Lagers anzusehen, auch wenn man der Zuversicht begegnet, daß trotz eines republikanischen Präsidentschaftssieges die Zukunft der demokratischen Anschauungen unabwendbar sei. Der Verfasser bleibt nicht in Parteiideologien hängen, die in der Geschichte der amerikanischen Wahlen ja zum taktischen Spiel verwendet und gelegentlich ausgetauscht werden, sondern bohrt sich in die Strukturverschiebungen der amerikanischen Gesellschaft ein, von denen auch das jeweils funktionierende Zweiparteiensystem getragen ist. Wir können daher absehen von einzelnen subjektiven Werturteilen wie z. B. der Bewunderung des New Deal und unsre Aufmerksamkeit weniger den politischen

[11] *C. Kluckhohn*, Mirror for the Man. The Relation of Anthropology to Modern Life. 1949.

[12] *A. Siegfried*, Macht sich der Fortschritt bezahlt? Der Monat V, Heft 50, November 1952.

[13] *S. Lubell*, The Future of American Politics, 1952.

Vorgängen, von denen er spricht, als den sozialen Faktoren, die er erschließt, zuwenden. Im Mittelpunkt steht sein Nachweis, daß sich eine neue städtische Mittelklasse in die bisherige hineinschiebt. Es ist eine Aufwärtsbewegung der nationalen Minderheiten und der sozial Benachteiligten, die vor allem in der Einwanderergeneration noch nicht als Vollbürger angesehen worden waren, das Vorschieben einer inneren „Grenze" durch das *social climbing* dieser Pioniere der Moderne, die in zäher Arbeit von Vätern zu Söhnen und Enkeln den Kampf um den Dollar und um die angesehenere gesellschaftliche Stellung gewinnen. Man kann es überall beobachten, von den „Trecks" der Neger, der Iren, der Italiener, der Polen in die besseren Wohnviertel und in das höhere Schulwesen bis zur Eroberung der städtischen Verwaltungsposten und Richterstellen. War der Landhunger das bestimmende Motiv im Erobern der Weiten des Kontinents, so ist es hier der soziale Hunger, der spezifische Widerstände mit der zähen Ausdauer zu überwinden hat, die einst die Pioniere des Westens auszeichnete. So fühlt die politische Maschinerie des Boßwesens, die auf der herrschenden Mittelklasse aufgebaut ist, ihr Monopol wanken, so braucht sich der Farmer nicht länger als rückständig gegenüber der Stadt zu betrachten, so trägt die schwarze Bevölkerung, von der ein Drittel sich auf ständiger Wanderschaft befindet, das Problem der Toleranz überall hin, so verschwindet die agrarisch bedingte Sonderstellung des weißen Südens und wird daher auch der dort bis zur Wahl von 1952 triumphierende politische Sektionalismus unterhöhlt. Der Verfasser hütet sich, angesichts der vor allem an der Schulfrage immer wieder aufbrechenden konfessionellen Spannungen sich zu tief in die Erörterungen der religiösen Faktoren einzulassen. Er hätte von der Rolle berichten können, die im Leben der sich entrechtet und unterdrückt Fühlenden jeglicher religiöse Glaube spielt, von den vielen bescheidenen Kapellen der Negerviertel, in denen mit größerer Inbrunst Trost gesucht werden mag als jenseits der sozialen Scheidelinie. Er hätte bei der historischen Tatsache verweilen können, daß ehrwürdige Zentren des Puritanismus wie Boston dank der Unterwanderung heute eine überwiegend katholische Bevölkerung mit entsprechender Stadtverwaltung besitzen[14]. In seinem Element befindet er sich, wenn er den auf den ersten Blick erstaunlichen Aufstieg der Gewerkschaften, die freilich an politischer Tatkraft den europäischen noch nicht vergleichbar sind, jener Millionen erfassenden sozialen Umschichtung zuordnet.

[14] In diesem Zusammenhang sei auf einen soeben auch ins Deutsche übersetzten Bestseller verwiesen, den Roman des Aufstiegs eines in Boston geborenen Iren: *H. M. Robinson*, The Cardinal, 1950, Pocket Books Edition 1952. Deutsch unter dem Titel „Der Kardinal", 2 Bde. 1953.

Die überall zu beobachtende Dynamik des amerikanischen Lebens wird dem europäischen Reisenden verständlicher, wenn er an die unzähligen Einzelschicksale denkt, durch welche sich unaufhörlich neue soziale Abgrenzungen unter der Oberfläche vollziehen. Habe ich oben von den Schlachtfeldern der Selbstkritik gesprochen, die sich in einer manchmal dünnen geistigen Höhenluft abspielen, so blicken wir nun auf eine permanente Revolution im Bann des *ceaseless conflict between man and dollar*, um einen Ausdruck des Altmeisters der amerikanischen Kulturgeschichte V. L. Parrington zu gebrauchen. Wir befinden uns in den Bereichen des nackten, in Amerika außerordentlich harten Existenzkampfes, und wir ahnen die große Zahl der davon Erfaßten, wenn wir bedenken, daß 1910 zwei Drittel der amerikanischen Schulkinder ein im Ausland geborenes Elternteil besaßen, heute immerhin noch ein volles Drittel. So kann es zu eruptiven Erscheinungen wie der verblüffenden Wiederwahl Trumans 1948 kommen, und der Verfasser verweilt denn auch ausführlicher bei diesem seine These stützenden Vorgang; es war der Sieg der vom demokratischen Sozialprogramm Unterstützten. Wenn man jede der beiden Parteien als eine vielseitige Koalition ansprechen muß, deren Leiter und insbesondere der jeweilige Präsident eine Akrobatik des Kompromisses entfalten, so stehen dahinter die wechselnden Phänomene der sozialen Konstellation.

Welch eine abwegige, in Europa verbreitete Vorstellung, man habe es jenseits des großen Wassers nur mit standardisierter Gleichförmigkeit zu tun! Viel eher kann man von fortlaufenden, in raschem Tempo auftretenden Zerreißproben sprechen, wovon die letzte Präsidentschaftswahl ein beredtes Zeugnis ist: solche Gelegenheiten dienen der allgemeinen Rechenschaft, die man sich in der Hitze des Kampfes in oft abstoßenden Formen ablegt. Ein Ruhepunkt wird aber nicht gefunden, vielmehr können die übereinander herfallenden Gegensätzlichkeiten jederzeit die politische Entschlußkraft lahmzulegen drohen, wie sich dies beispielsweise in den Auseinandersetzungen zwischen Präsident und Kongreß zur Zeit Trumans mehr als einmal zeigte und auch unter der neuen Regierung möglich bleibt. Immerhin sieht Lubell in dem ungeheuren Schauspiel eine mitreißende Strömung sich abzeichnen und die Richtung zum starken nationalen Wohlfahrtsstaat einschlagen.

Interessanterweise setzt Lubell mit einem schon oben von mir herangezogenen Datum ein, mit der Wirtschaftskrise von 1929. Hier kam es zuerst zur Revolte der städtischen *poor and unpriviledged*, jener Schichten von großer Geburtenfreudigkeit und Arbeitsbesessenheit, die den Ruf nach Regierungshilfe anstimmten und zu Wählern Roosevelts wur-

den. Die Sozialgesetzgebung des New Deal, die eigentliche Geburt des modernen amerikanischen Wohlfahrtsstaates, war die Antwort auf die hörbar gewordene Kraft aus der Tiefe. Lubell geht so weit zu sagen, daß hier ein bis dahin in Amerika unbekanntes Klassenbewußtsein, freilich nicht marxistischer Art, laut geworden sei, aber stellt zugleich fest, daß es sich mehr und mehr auf einen großen Teil der arbeitenden Nation überhaupt ausgedehnt und ältere Privilegien und Vorurteile zu Fall gebracht habe. Auch mancher Partikularismus der Einzelstaaten, schließlich manche Formen des Isolationismus seien von ihm durchbrochen worden. Die Vollbeschäftigung seit 1939, Feldzüge, Rüstungsanspannung, Inflationsgefahr, Kalter Krieg hätten die nunmehr eingeschlagene Richtung zur nationalen Einheit und dem sie schützenden kraftvollen Bundesstaat, wie ihn die demokratische Partei aufbaut, unaufhaltsam gemacht. Wie lange wird sich daher noch angelsächsischer Herrenstolz in den Südstaaten am Ruder halten? Wie lange die Selbstsucht der Wallstreet, die schon manche soziale Rücksichten gelernt hat? Wie lange die Abwehr gewisser Vereinigungen der Schwerindustrie gegen die Gewerkschaften, denen die Gerichtshöfe mehr und mehr Recht geben? Wie lange rassische Diskriminierung im Arbeitsprozeß, die 1945 von New York als erstem Staat ausdrücklich verboten wurde, und im Erziehungswesen? Die neu aufstrebende Schicht, aus vielerlei Rassen und Bevölkerungsteilen zusammengesetzt, erfordert Formen der Toleranz, um die jetzt auch die republikanische Partei, die einst den Sieg im Bürgerkrieg zu unverantwortlicher Ausbeutung benutzt hatte, sich bemüht. Je mehr den schwächeren und aufstrebenden Schichten Gerechtigkeit widerfährt, desto rascher werden auch die der ethnischen und gefühlsmäßigen Absonderung entspringenden isolationistischen Tendenzen absterben und einer Politik der nationalen Verantwortung vor der Welt Platz machen.

Ein unaufhaltsamer, aber ein höchst schwieriger Prozeß! Schon stellt Lubell da und dort in der neuen zur Macht drängenden Mittelklasse rückläufige Tendenzen fest: Absplitterung derer, die ausreichende wirtschaftliche Befriedigung gefunden haben, mangelnde Anpassung von Zugewanderten, starres Traditionsbewußtsein von Alteingesessenen, vor allem die gegensätzlichen wirtschaftlichen Ansprüche von Farmern und Geschäftsleuten. Die Gewerkschaften, vor einem Jahrzehnt noch eine revolutionäre Kraft, geraten in bürokratisches Wohlleben und müssen erleben, daß sich ihre Gefolgschaften von den ausgegebenen Parolen abwenden, — was sich ja auch bei dem Wahlsieg Eisenhowers bewahrheitete. Die neue Bewegung entpuppt sich selbst als eine Koalition und wird nicht ohne weiteres der demokratischen Partei verbleiben, die ihr Em-

porkommen unterstützte. Für eine volle Regenerierung des politischen Lebens, die sich in einer Umbildung beider Parteien äußern würde, hält Lubell die Zeit noch nicht gekommen. So werde sich, bevor sich die inneren Fronten zu entwirren vermögen, die nationale Einheit wohl in der Wahl des von seinen Triumphen heimgekehrten populären Generals verkörpern, die aber eben nicht als ein republikanischer Parteisieg alten Stils angesehen werden dürfe. Denn was werde man von den einem Großstaat angepaßten Verwaltungseinrichtungen und Wirtschaftsformen der letzten zwanzig Jahre rückgängig machen können?

Wir halten inne, um der so anregenden Darstellung Lubells noch einen letzten Gedankengang zu entnehmen. Der aufmerksame europäische Beobachter wird sich kaum dem Eindruck der manchmal überschäumenden Beweglichkeit dieser „offenen Gesellschaft" entziehen können, die keinen eigentlichen Klassenhaß kennt. Auch wenn man die Sorgen Riesmans teilt, kann man doch innerhalb der industrialisierten Massenbevölkerung neuer, unvorhergesehener Wendungen gewärtig bleiben. Werden sie schöpferische Kräfte, auf die ja auch Riesman hofft, zutage bringen? Ist der unverhohlene Optimismus berechtigt, den Lubell in die fortschreitende Nationalisierung setzt? Er kann sich natürlich darauf berufen, daß sie von vielen bewußt angestrebt und in segensreichen Einzelakten der öffentlichen Verwaltung verwirklicht werde. Und er vermag das Aufstreben jener Masse, die er in zehnjähriger Arbeit untersucht hat, mit Stolz als Erfüllung des amerikanischen Traumes aufzufassen, daß der Tüchtige im gelobten Land sich seinen Weg bahne, allerdings nunmehr unter Aufsicht einer sozial verantwortlichen Bürokratie. Aber auch bei ihm, der an die wohltätige Einwirkung einer starken Staatsmacht denkt, steigen doch Sorgen angesichts der ungemeinen Anforderungen auf, die der Aufbau einer nationalen Union mit gerechter sozialer Lastenverteilung an Erfindungskraft und Hingabe Einzelner und an die Einsicht der Mehrheit der Bevölkerung stellt. Wo treffen sich Selbsthilfe und Fürsorge, wo Privatinitiative und Protektion, wo Verantwortung und Herdentrieb, wo Humanität und Rationalisierung? Es gibt nicht Begriffe genug, um die Vielfalt dieser Spannungsverhältnisse zu bezeichnen, und ich meine, Lubell macht es sich zu leicht, wenn er die vorteilhaften Wirkungen des von ihm beobachteten Sozialprozesses hervorhebt. Schon einem Tocqueville graute vor dem Einklang zwischen Machtstaat und Demokratie der Gleichgeschalteten. Wie, wenn die Bevölkerungskreise, bei deren hart errungenem Aufstieg man sich an die Tatkraft der alten Baumeister Amerikas erinnert fühlt, auf der Höhe angelangt als Funktionäre der von Riesman beschriebenen Anpassung verfallen? Sie könnten dann dem vor den

Toren stehenden, mit ständig verfeinerten technischen Mitteln ausgerüsteten Leviathan die Bahn bereiten[15].

Den Belastungsproben, denen Amerika durch seine führende Rolle in der Weltpolitik ausgesetzt ist, gesellen sich die schweren inneren Auseinandersetzungen zu, in denen es sich befindet. Kein Wunder, daß die europäischen Urteile über die amerikanische Gegenwart sich in stürmischem Pendelschlag bewegen! Noch verfügen wir nicht einmal über eine angemessene Terminologie, um einem so vielschichtigen und andersartigen Komplex wie der dortigen Gesellschaft gerecht zu werden, und die Soziologen selbst sind bezeichnender Weise auf dem besten Wege, eine Geheimsprache zu entwickeln. Handelt es sich doch bei den Diagnosen, um die es hier geht, immer zugleich um tastende Versuche einer Vorausbestimmung unbekannter Zukunft! Und daher darf wohl auch gesagt werden, daß es in der Praxis weder mit romantischer Rückbesinnung auf altamerikanische politische Ideale noch mit im letzten Wahlkampf so beliebten Protesten gegen Planwirtschaft und Sozialisierung getan ist, wenn man den Apparat einer Weltmacht auf sich lasten fühlt. Die Sphäre der persönlichen Selbständigkeit muß immer neu abgesteckt und ausgehandelt werden, will man sie nicht in schön klingenden Illusionen begraben oder gleichgültig auf sie verzichten, und nur der im Innersten von der Qual der Entscheidungen Umgetriebene kann hoffen, sie mit einem angemessenen Inhalt versehen[16].

II.

Vielleicht kann das oben Gesagte noch durch einige Beobachtungen verdeutlicht werden, die während des letzten Wahlkampfs im Herbst 1952 gemacht wurden. Sie seien mit einer in diesem Fall besonders gebotenen Vorsicht vorgetragen, denn mit Recht sind heutzutage Äuße-

[15] *R. Jungk*, Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht. 1952.

[16] Fruchtbare Ansätze stecken in der einzigartigen freiwilligen und ehrenamtlichen Hilfstätigkeit unzähliger privater Organisationen, in denen vor allem die amerikanische Frau tätig ist. Stolz verkünden die Herausgeber der Zeitschrift „Fortune", die 1951 einen Sammelband u. d. T. „USA A Permanent Revolution" herausbrachten, jetzt auch in deutscher Übersetzung „USA. Die permanente Revolution", 1952, S. 142: „Praktisch gehören alle Erwachsenen in Amerika irgendeinem Club an, und die meisten beteiligen sich an irgendeiner Wohltätigkeitsorganisation. Diese Riesenarmee von Freiwilligen, die sich die Zeit dafür von Beruf oder Freizeit abziehen, um selbst an einer Verbesserung der Verhältnisse innerhalb der Gemeinschaft in ihrer Gemeinde mitzuwirken, steht in der Welt einzig da. In gewisser Weise ist sie zugleich die Haupttriebfeder und der Schutz der Demokratie". Andererseits ist Vereinsmeierei natürlich auch ein Mittel, die private Selbstbestimmung in Gruppenvorstellungen einzuschmelzen.

rungen über Vorgänge, die mit dem zu einem Höchstmaß an Routine gelangten amerikanischen Parteienleben zu tun haben, im allgemeinen dem Spezialisten vorbehalten. Auch dieser aber hat Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, denn er sieht sich trotz alles Anhäufens von Wissensgut einer Lage gegenüber, die zunächst kurz gekennzeichnet sei.

Eine Schar von Experten auf dem weiten Felde der Social Sciences ist drüben mit Spezialanalysen befaßt, denen man eine viel genauere Kenntnis verdankt, als dies im Gebiete der europäischen Parteiengeschichte der Fall ist, wo Historiker, Soziologen und Psychologen sich noch zu keiner dauerhaften Arbeitsgemeinschaft zusammengefunden haben. Die amerikanische Forschung sieht in dem sonst nirgendwo wiederkehrenden Zweiparteiensystem ihres Landes eine nationale Ausdrucksform und hat sich im letzten Vierteljahrhundert einer gesteigerten Besinnung auf die eigene Wesensart daher in hervorragender Weise um seine Erschließung bemüht. Es mangelt nicht an Darstellungen der bis zu George Washingtons erster Präsidentschaft zurückreichenden Geschichte der Parteien; wir werden über konstante und veränderliche Züge in ihrer sozialen Zusammensetzung, über ihre lokale, einzelstaatliche und bundesstaatliche Organisation genauestens unterrichtet; wir erhaltenen Einblick in regionale und berufliche Interessen sowie in innere Machtverschiebungen. Die Maschinerie des Boßwesens, das Wahlverfahren, die Einwirkung außenstehender *pressure-groups* werden eingehenden Untersuchungen unterworfen. Und da es sich bei einer amerikanischen Partei wie gesagt um ein Koalitionsunternehmen handelt, in dessen Rahmen sich recht verschiedenartige Richtungen zu wechselnden Kompromissen zusammenfinden, so ist es verlockend, hinter den jeweiligen Formeln der Parteiprogramme psychologische Komponenten aufzuspüren und eine Skala von hemmungsloser Korruption und unverhüllter Machtgier bis zu echten Ideologien zu beleuchten. Dies geschieht mit schonungsloser Offenheit, derart, daß die amerikanische Öffentlichkeit auch durch die wissenschaftliche Erörterung von Reformmöglichkeiten beständig in Atem gehalten wird.

Längst ist auch ein Wesensunterschied zu kontinental-europäischen Parteien, selbst zum englischen Zweiparteiensystem aufgewiesen. In Amerika denkt man so wenig an Prinzipientreue, daß man Programmpunkte im Laufe der Zeiten geradezu austauscht. Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben, einem Europäer, der von dem weltanschaulichen Schlachtfeld seiner Parteien herkommt, die grundsatzlose Unterschiedlichkeit der beiden sich über Tagesfragen streitenden amerikanischen Parteien klarzumachen. Die amerikanische Forschung selbst war durch die europäische Schulung, die sie im 19. Jahrhundert durchlief, auf die

Suche nach grundlegenden Überzeugungen, denen das politische Handeln entspringen müsse, eingeübt, und sie machte es sich nicht leicht, Antworten zu finden. Am ehesten vermochte sie noch eine Art Konstante in der Stellung zum Besitz zu erkennen, insofern als die republikanische Partei ein unbeeinträchtigtes wirtschaftliches Gewinnstreben des einzelnen bevorzugt, während die demokratische in Rücksicht auf die Habenichtse für eine soziale Gewinn- und Lastenverteilung eintritt. Und doch hat sie sich selbst immer wieder berichtigen müssen, wenn sie die soziale Verantwortung führender Republikaner und die private Bereicherung leitender Demokraten in Vergangenheit und Gegenwart berücksichtigte. Eine deutliche Sprache redete überdies das Schicksal der Splitterparteien, die sich gelegentlich am Rande der beiden Großen bildeten und wieder verschwanden; sie konnten sich, gerade weil sie bestimmte Anschauungen zur Voraussetzung erhoben, nicht halten. In dem freien Spiel um Macht, Einfluß, wirtschaftlichen Nutzen, im geschickten, oft propagandistischen Ausnutzen sich bietender politischer Gelegenheiten, im Lauern auf Blößen der gegnerischen Phalanx lief man sich den Rang ab; die verschiedenen Parolen entstanden aus taktischen Erwägungen. Und gewiß, derselbe nicht weiter zu diskutierende Boden der geschaffenen und funktionierenden demokratischen Einrichtungen war nun einmal gegeben. So konnte sich jede Partei als die Hüterin der altehrwürdigen Ideale, wie sie etwa in der Präambel der Unabhängigkeitserklärung zum Gemeinbesitz geworden waren, ausgeben, und jedermann wußte, daß es nicht weiter ernst zu nehmen war, wenn sie diese Eigenschaft ihrer Gegnerin absprach.

Trotzdem konnte man bei aller Intensität der wissenschaftlichen Bemühungen zu keiner vollen Übereinstimmung im Urteil gelangen. Lag dies nur an dem unvermeidlichen subjektiven Rest, der aller Wahrheitserschließung anhaftet? Ich habe in den Ausführungen des ersten Teils eine Vorstellung davon zu vermitteln gesucht, daß das Verständnis der geistigen Fundamente der Nation selbst, das zu einer unbezweifelten Glaubenstatsache geworden war und der ganzen Welt gepredigt wurde, zwiespältig zu werden beginnt. Auch in die Auseinandersetzungen der beiden Parteien schleichen sich, von vielen noch unbemerkt, mehr und mehr trennende Gewalten ein, wie sie in den Tiefen der menschlichen Existenz wohnen und oft erst dann zur Oberfläche dringen, wenn ein geschichtliches Schicksal sie heraufbeschwört. Ungewohnte Entscheidungen werden verlangt. Die Bahn des Fortschritts, auf der sich nach dem ersten Weltkrieg nicht nur die amerikanische Wirtschaft, sondern die amerikanische Zuversicht in den Sinn des Lebens und der nationalen Sendung bewegt hatte, scheint gestört. Landauf, landab konnte man

drüben während des letzten Wahlkampfes die erstaunte Feststellung hören, wie anders er sich anlasse als die früheren, nämlich grundsätzlicher, auch von ungewöhnlichem geistigen Niveau. Sollte man dies nur der Tatsache zuschreiben, daß ausnahmsweise beide Kanditaten *homines novi* waren, nicht der Parteigarde entnommen, nicht auf deren Sprache und Kampfmittel eingedrillt? Waren die beschwörenden Mahnungen, die diese Männer an ihre Hörerschaft richteten, in Augenblicken, wo sie persönlich Rede und Antwort standen und nicht wie üblich für sie angefertigte Manuskripte verwendeten, von echterem Klang, weil sie die hergebrachte moralische Verbrämung politischer Zwecke nicht voll beherrschten? Stießen sie unter ihren Zuhörern etwa auf ein geschärftes Krisenbewußtsein?

Es gibt unter den ausländischen Beurteilern der USA eine Rangordnung, die nicht nur von der Treffsicherheit der Beobachtungen und der Kraft zusammenfassender Schau abhängt, sondern auch von dem ahnenden Spürsinn für kommende Dinge. So konnten Tocqueville und Bryce nach Jahrzehnten, in völlig veränderten Umständen, eine erstaunliche Aktualität bewahren. Einer der führenden heutigen amerikanischen Kulturhistoriker, Henry Steele Commager, rechnet sie in einer 1947 von ihm herausgegebenen Dokumentensammlung der Berichte großer Reisender über USA zu den wenigen wirklichen Klassikern, denen er auch den Deutschen Hugo Münsterberg zuordnet[17]. In seinem 1904 erschienenen Standardwerk „Die Amerikaner" vertritt Hugo Münsterberg, der langjährige Gastprofessor in Harvard, die Meinung, man dürfe prinzipielle Unterschiede im dortigen Zweiparteiensystem nicht überhaupt abstreiten, sondern könne sie an dem Spannungsverhältnis zwischen Einzelbürger und Bundesstaat deutlich machen. Er verweist damit auf den historischen Gegensatz, der am Anfang der Doppelpoligkeit des von George Washington so beklagten amerikanischen Parteienlebens steht, auf die grundsätzliche Verschiedenheit der Staats- und Wirtschaftsauffassung eines Jefferson und Hamilton. Letzten Endes ist sie auf ein politisches Urproblem zurückzuführen, auf die Stellung des als freies Geschöpf begriffenen Menschen in der Menschengemeinschaft, der er zugehört. Einzelpersönlichkeit und Staatsgewalt stehen in unaufhörlichen Auseinandersetzungen um die von ihnen beanspruchte Verantwortung. Forscher von dem Spürsinn eines Münsterberg haben hinter den Parteikonstellationen, die oft gänzlich anderen Eindruck erwecken, diese ursprüngliche Fragestellung nicht aus dem Auge verloren und

[17] *H. St. Commager*, America in Perspective. The USA through foreign Eyes. N. Y. 1947. Für Münsterberg siehe die biographische Skizze im Dictionary of American Biography 13, 1934, S. 337 f.

damit auf Möglichkeiten vorbereitet, wie sie heute greifbar zu werden scheinen.

Als zu vordergründig mag man demgegenüber die Dutzendware wissenschaftlicher Urteile empfinden, wie sie etwa die Herausgeber der bekannten Monatszeitschrift *Fortune* in einem Sammelband von 1951 traditionsgemäß vortragen: „In Wirklichkeit jedoch bleibt das amerikanische politische System nach wie vor zweigleisig, gerade weil es nicht auf einer ideologischen Spaltung beruht. Wären die Parteien vordringlich doktrinär, so würde die Komplexität der modernen Gesellschaft unweigerlich ein Vielparteiensystem hervorgebracht haben, wie es in Europa besteht. Der besondere Charakter des amerikanischen politischen Lebens liegt jedoch darin, daß es in Parteiauseinandersetzungen nicht um grundlegende Prinzipien geht, sondern darum, wie diese Prinzipien am besten in der Lenkung der Staatsangelegenheiten verwirklicht werden können. Es herrscht daher die Tendenz vor, die Debatten auf pragmatischem Niveau zu halten — mit einem leichten Zusatz von Rhetorik, der sie in etwas anderem Licht erscheinen lassen soll. Im Gegensatz zu den politischen Parteien anderer Länder, die im allgemeinen auf doktrinären Unterschieden beruhen und damit einen Konflikt als berechtigt erscheinen lassen, sind die amerikanischen Parteien wie zwei große Clubs, genauer noch wie zwei Sport-Clubs, deren Ziele sowohl wettkämpferischer als auch sozialer Natur sind. Das Ziel dieser Clubs ist es, politische Macht zu gewinnen und politische Protektionen auszuüben. Zu diesem Zweck formulieren sie Programme und Richtlinien und legen diese ihren Wählern vor. Man muß sich also darüber klar sein, daß erst die Partei war und dann das Programm“[18]. Und nicht ganz zulänglich erscheint zunächst auch die Bemerkung eines so ausgezeichneten Experten der Präsidentschaftswahlen wie des oben genannten Samuel Lubell: *The fact is that at various times quite different groups find it convenient to invoke the same ideological concepts. Important as the ideas themselves are, what often happens is a revolt of certain voting elements, which grab whatever slogans happen to be available*[19]. Lubell erklärt die Ähnlichkeit der beiden Parteiprogramme durch die Notwendigkeit der ihnen auferlegten Kompromisse, um die verschiedenen Gruppen ihrer Gefolgschaft bei der Stange zu halten, und er schreibt einen Regierungswechsel vor allem der veränderten Zeitsituation zu, der die herrschende Partei in ihrer vielfältigen Zusammensetzung sich nicht mehr gewachsen zeigt. In der Kunst zeitgerechter Umgruppierung wurzle die

[18] Die Permanente Revolution. Eine Gemeinschaftsarbeit der Redakteure der amerikanischen Monatszeitschrift „Fortune“, deutsche Übersetzung, Frankfurt 1952, S. 126 f.

[19] S. Lubell, The future of American politics, S. 199.

Dauer der Herrschaft, so lautet seine soziologische Erkenntnis. Nähert er sich jedoch dem Gipfel des Parteienkampfes, der Präsidentschaftswahl, so kommt er mit seinen Methoden nicht mehr aus, sondern muß historisch-psychologische Interpretationen zu Hilfe nehmen: *Every Presidential election really is a self-portrait of America, a self-portrait with each ballot serving as another brush stroke and through which all the emotions of the American people find expression. Into that portrait go all their inherited traditions; the slashings of different economic, social and sectional interests; the tensions of race, religion and color, as well as the strivings toward toleration and Americanization; the transitions of aging and rising generations, the tenacious grip of memories of the past; the ferments of hopes of the future*[20]. Gibt er damit nicht zu, daß die Parteien, diese Klärbecken der Volksmeinung, in denen die Präsidentschaftswahl vorbehandelt wird, als Filter für einströmende Überzeugung dienen können? Sie gewinnen möglicherweise heute mehr als jemals in früherer Zeit ein geistiges Profil, so sehr man sich auch von einem Kenner wie Max Silberschmidt wird daran erinnern lassen müssen, daß es um die bekannten „realen Dinge", um Interessen und Einfluß, gehe[21].

Sollte es gelingen, die Präsidentenwahl von 1952 nicht nur traditionsgemäß als Spiel politischer, wirtschaftlicher und sozialer Konstellationen zu sehen und zu deuten, wie dies während des Feldzuges von vielen Federn versucht wurde, sondern auf ein Gebiet ungewöhnlicher Reaktionen der öffentlichen Meinung vorzustoßen, so kann spätere Forschung daraus vielleicht Rückschlüsse auf einen sich anbahnenden Wandel im amerikanischen Zweiparteiensystem ziehen. Und hier erscheint mir die Rolle bezeichnend, die ein so beliebtes Schlagwort des amerikanischen Sittenkodex wie *sincerity* zu spielen vermochte.

Wieviele ausländische Kritiker haben sich von jeher über die groben Reizmittel amerikanischer Wahlfeldzüge aufgehalten, nämlich die Skandale und Korruptionsaffären, die ans Tageslicht gezerrt werden! Diesmal führte es bis zum Zwang, die Privateinkommen der Kandidaten bloßzulegen, wobei deren Höhe keine Rolle spielte, wohl aber die Steuerehrlichkeit und die persönlichen Umstände bei ihrem Erwerb. Die Erkorenen der Nation mußten jener Leitvorstellung entsprechen, die im öffentlichen Leben unter dem Schlagwort *sincerity* geradezu ehrfürchtig gehandhabt wird. Der Mann mit sauberem Ehrenschild durfte nicht im Sold irgendwelcher anonymer wirtschaftlicher oder finanzieller

[20] ebenda, S. 6.

[21] *Max Silberschmidt*, Soziale und wirtschaftliche Strukturwandlungen in den Vereinigten Staaten. Eine Bilanz nach 20 Jahren „New Deal" und „Fair Deal". Schweizer. Zeitschrift für Volkswirtschaft u. Statistik 89, Heft 2 1953.

Interessen erscheinen. Untadelig in seinem Familienleben, ein von den vielerlei Geldmächten des modernen Lebens unabhängiger Haushalter, ein freier Biedermann: so hatte man auch früher schon den Vater des Volkes gerne gesehen, doch diesmal wurde die Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters und seines Tuns bis in das früher unantastbare Gebiet des Privateigentums hinein unter die Lupe genommen. Eingewurzeltes Mißtrauen, wie man es von jeher gegen Regierungspersonen hatte, Kampflust gegen jegliche Form von Macht, Abneigung gegen offizielle Deklamationen wirkten zusammen, und die Skandalaffäre, die die eine Partei ursprünglich ihrer Gegnerin anhängen wollte, schlug um in eine öffentliche Probe auf Stichhaltigkeit: der zuerst angegriffene Kandidat für die Vizepräsidentschaft wußte, warum er sich in Fernsehaufnahme bei seinem Rechenschaftsbericht den prüfenden Augen der Nation stellte. Der Massenerfolg, den er erzielte, war keine bloße Entlastung, sondern konnte sich, eben weil die Erwartungen viel tiefer gingen, zu einer Art Glaubensakt verdichten. Man hörte nicht nur, man sah auch und ließ sich in spontaner Erwiderung eines wohlberechneten Appells an das Vertrauen überzeugen.

Nicht geringer die Rolle, die ein anderes standardisiertes Modewort, *humility*, übernahm! Da ist die Erbitterung über die Stehkragenleute, die von ihrem Amtsschemel aus die Weisungen von oben durchführen und deren Zahl beängstigend anschwillt. Neben der Bürokratie der *white-collars* jene Intellektuellen, die in exklusiven Internaten aufgewachsen sind und auf einer Spitzenuniversität vollends die Fühlung mit dem Volk verloren haben, teilweise als Linksliberale auch mit dem Kommunismus liebäugeln.Da ist das Mißtrauen gegenüber den Spezialisten, die sich viel auf ihr überlegenes Wissen zugute tun, den humorlosen Fachmenschen, die von der breitspurigen Lebensklugheit des Farmers und Arbeiters und Geschäftsmanns keine Ahnung haben. Ihnen allen fehlt jene *humility* der inneren Angleichung an ihresgleichen, der Hilfsbereitschaft und des tätigen Zupackens, der Bescheidenheit und der Konvention. Von einem populären General durfte man annehmen, daß er sich als Selfmademan und nicht als Spezialist, als erster unter Millionen seinesgleichen und nicht als genialer Einzelgänger, als Weiser und nicht als Intellektueller, als Meister eines warmherzigen Plaudertons und nicht einer hinterhältigen Ironie, als Mann des Anstandes und der Rücksichtnahme bewährte. *Humility*, das bedeutet Nähe zu den einfachen Dingen, die dem schlichten Verständnis zugänglich sind, gesunden Menschenverstand des *Common man*, der sich an Tatsachen orientiert und nicht in Spekulationen verliert. „Jedermann" mit seinen besten Eigenschaften fühlt sich angesprochen, Jedermann, den man versteht

und lieben kann, dem man ungemessenes Vertrauen schenkt, der es anders und besser machen wird, aber nicht anders und besser ist als man selbst. Je komplizierter und damit unbegreiflicher die öffentliche Verwaltung geworden ist, desto schärfer prägt sich nun eine Abwehrhaltung aus, die über das hergebrachte Mißtrauen gegen Autorität weit hinausgeht. Es mag damit zusammenhängen, daß gerade die Intelligenz und die hohe Bürokratie besonders leicht in die Gefahr kommunistischer Verdächtigungen geraten. So sehr auch *humility* zu den Requisiten des amerikanischen Sozialverständnisses gehört, so darf man doch die ungeschminkten Wunschvorstellungen nicht übersehen, die sich damit verbinden.

Der dritte Faktor, *responsibility*, steht hierzu in einem gewissen Gegensatz. Denn wer kann allein noch der so undurchsichtigen Schwierigkeiten des öffentlichen Lebens Herr werden als die überragende Führerpersönlichkeit? Die höchste im Lande zu vergebende Verantwortung erfordert ein geradezu übermenschliches Maß von Einsicht, Kenntnissen und Tatkraft. Plötzlich zeigt sich, wieviel von der Bundesregierung erwartet wird. Schutz vor Inflation, nationale Wirtschaftslenkung, Bekämpfung sozialer Notstände, fortschrittliche Rassenpolitik, Steuersenkung — so bunt sieht die Wunschliste der Innenpolitik aus. Nicht minder die Reihe der außenpolitischen Forderungen an die Zentrale in Washington, die eine Weltmacht zu vertreten hat! Das Rüstungsfieber, die Ungeduld gegenüber Europa, die zum Teil schneidende Kritik an den Rückschlägen in Asien sind Gradmesser für die Auffassung, die man in der Öffentlichkeit mehr und mehr von den Fernwirkungen der führenden Macht der Erde hat, nicht zu vergessen die missionierende Aufgabe, die von altersher eine Triebfeder der amerikanischen Expansion bildete. So ist der Isolationismus, dem vor einem Menschenalter das Fernbleiben vom Völkerbund entsprach, heute im Aussterben begriffen und verlagert, was ihm an echten Gefühlsreaktionen bleibt, in andere Zusammenhänge, die ich nachher noch streifen werde. Tatsächlich hat sich zur *responsibility* der leitenden Persönlichkeiten, ohne die auch das Wirtschaftsleben nicht auszukommen glaubt, schon eine *responsibility* des Staates selbst gesellt, der sein Heer von Fachleuten vergrößert. Der Beamtenapparat, der früher je nach dem Wechsel der Wahlsiege ausgetauscht wurde, ist heute so sehr verselbständigt, daß nur einige Spitzenfunktionäre einen Umzug im Weißen Haus mitmachen müssen, besteht er doch aus unentbehrlichen Spezialkräften, die nach europäischem Muster Fachprüfungen durchlaufen haben. Eine unausweichliche, ja unbarmherzige technische Situation, wie sie einem modernen Großstaat nicht erspart bleibt, hat sich mit der plötzlichen Übernahme von Welt-

verantwortung höchsten Ausmaßes ergeben, und sie erfordert den Meister, der auf der diesem Volk noch ungewohnten Klaviatur spielt. Daher die ungewöhnliche Sorgfalt, ja Sorge um die Qualität der Wahlreden, die dem demokratischen Parteikandidaten viele Stimmen eintrug; daher im Verlauf des Wahlkampfes das überraschend aufbrechende historische Interesse einer Bevölkerung, die sich sonst um die Vergangenheit nicht viel zu scheren pflegt. Es zeigte sich nicht nur in der Presse, sondern hielt in den Herbstmonaten in die Wahlreden selbst Einzug, und es bestand nicht nur darin, daß die Parteien sich gegenseitig in Rückblicken auf ihre Leistungen am Zeug zu flicken suchten, sondern an der unter republikanischem Regiment ausgebrochenen Wirtschaftskrise von 1929 und den nachfolgenden Beschäftigungkurven, am Amtsantritt Roosevelts, am New Deal, an Pearl Harbour, an Yalta und Korea wurde über bloße Kritik hinaus die Schuldfrage aufgerollt. So bedrängend erwies sich die Gegenwart, daß man sich nicht mehr mit Schlag und Gegenschlag im politischen Kampfspiel begnügte, sondern die ernste Muse beschwor und alte nationale Bilanzen überprüfte. Das Publikum ereiferte sich darüber mehr, als dies bei einem Aufgebot von historischen Ladenhütern der Fall gewesen wäre, wie ja auch die leidenschaftliche Tonart der zahlreichen Roosevelt-Monographien neuesten Datums kein Zufall ist. Schließlich bleibt es in diesem Zusammenhang auch der Erwähnung wert, daß man bei beiden Lagern eine Aufsplitterung der Führung befürchtete, sei es im Hinblick auf die „alte Garde" der Republikaner, sei es im Hinblick auf den Feldzug des scheidenden Präsidenten zugunsten seines Kandidaten. *Responsibility* wurde als unteilbarer Vorrang eines einzelnen, der allem die Stirn zu bieten hatte, gewünscht.

Welche Früchte werden solche Ansätze zu tieferer Besinnung mitten im gelenkten Interessenkampf noch tragen? Wie wird sich die spannungsgeladene Struktur der heutigen und der künftigen amerikanischen Gesellschaft dazu verhalten? Nur den Spielcharakter der Präsidentenwahl von 1952 und die Austauschmöglichkeiten in den beiden Parteiprogrammen zu beachten, erscheint unzulänglich angesichts aufbrechender Meinungsäußerungen, die in den Bereich echter ethischer Entscheidungen führten. Und diese traten in jeder der beiden Parteien zutage, ja sie überspielten gelegentlich die demokratisch-republikanischen Scheidelinien. Das oben angeschnittene politische Urproblem des Verhältnisses des einzelnen zu der ihm zugehörigen Menschengemeinschaft, das sich einst in den Parteigründern Jefferson und Hamilton auseinandergliederte, drängt in der krisenhaften Gegenwart alles überwältigend empor und läßt sich in die politischen Organisationen offensichtlich nicht mehr völlig einbegreifen. Wohnen doch in derselben Brust noch unaus-

gegorene Gegensätze, ereignet sich doch heute ein inneres Drama in manchem nachdenklichen amerikanischen Zeitgenossen! Eine unterirdische Landschaft scheint sich da und dort zu entschleiern, in die wir zum Schluß an Hand amerikanischer Kronzeugen noch einige Lotversuche unternehmen wollen.

Schneidend tönt der Vorwurf des schon oben kurz erwähnten amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr vom Pharisäertum seiner Landsleute[22]. Er scheut sich nicht, ihre noch fortlebende Neigung zum Isolationismus als falsche Unschuld gegenüber sogenannter europäischer Verderbtheit zu brandmarken, als verkrampftes Sicherheitsstreben, als Flucht vor Verantwortung. Isolationismus erscheint ihm als moderne Form der Absonderung des auserwählten Volkes: *We were God's American Israel.* Vom heroischen Individualismus Calvins, der zu den Wurzeln der amerikanischen Gesellschaftsordnung gehört, sei der geschichtliche Schritt zum optimistischen Individualismus des Aufklärers Jefferson, des Verfassers der Unabhängigkeitserklärung, vollzogen worden; so vermählten sich, durch die puritanische Ethik vorbereitet, *virtue* und *prosperity*. Die Selbstbestimmung, in der Religion der Pilgerväter noch als von Gott verordnete Probe auf moralische Tauglichkeit angesehen, verweltlichte sich durch den Kult der Persönlichkeit zur vermeintlichen Herrschaft über das Schicksal und zum Rechtsanspruch auf vollen Lebensgenuß in einem jungfräulichen Kontinent, der jedem Ankömmling dieselben Chancen bot. Die bange Ungewißheit der Auserkorenen vor dem göttlichen Richter verwandelte sich in die Gewißheit der Berufung durch das höchste Prinzip der Vernunft. Die Amerikaner, die sich nach richtigen Grundsätzen, kraft Erkenntnis des rationalen Naturrechts, selbst regieren wollen, hätten nach ihrer Auffassung eine einzigartige, geschichtlich unvergleichliche Leistung vollbracht, den Einklang von Glauben und Macht, die Harmonie von Ethik und Politik. So könne dieses Volk einer wahrhaften *splendid isolation* sich als das neue Israel zum Volk der Verantwortung für eine bessere, eine zu erlösende Welt berufen sehen. Niebuhr bezieht in das Pharisäertum auch die moralische Machtentfaltung ein, deren die isolationistische Gesinnung fähig ist, den geistigen Imperialismus der Menschenrechte. So tief verpflichtend das Gesellschaftsideal ist, das von den Verkündern menschlicher Freiheit und Bruderliebe aufgestellt worden war, so entdeckt sein theologischer Scharfblick doch den Wurm im Holz, die Selbstvergottung als äußerste Möglichkeit der Selbstbestimmung. Dies bildet für ihn eine spezifisch amerikanische Gefahr.

Er bedient sich der nationalen Geschichte, um ihre ironisch anmutende

[22] *R. Niebuhr,* The Irony of American History, 1952.

Unerfüllbarkeit aufzuzeigen. Das „freieste und unschuldigste" Volk der Welt sei zugleich das am meisten kapitalistische; zur Erhaltung seiner liberalbürgerlichen Kultur der schöpferischen Selbstentfaltung müsse es zu brutaler Macht greifen, ja den Weltfrieden könne es nur durch Atombomben sichern. Auf dem Höhepunkt der Stärke seien die USA machtloser als jemals in ihrer früheren Geschichte, hineingebannt in die Technokratie des Zeitalters der Massen. Triumphe über Naturkräfte vermehrten die seelische Versklavung. Niebuhr versenkt sich in das Kapitel der tödlichen Bedrohung der modernen Industriegesellschaft durch Geister, die sie selbst gerufen hat, und legt seinen Landsleuten die Frage vor, wie lange man sich die Romantik von Illusionen leisten könne, wie sie die derzeitige politische Philosophie Amerikas immer noch nähre. Als ob bürgerliche Gesellschaft in sozial zufriedenstellender Weise von selbst funktioniere, ja die Pflege des Privatinteresses gesellschaftsfördernd sei und in der Gesellschaft der Freien ein weitgehender Verzicht auf Macht durchgeführt werden könne! Solchen Schlagworten gegenüber, so spottet der Verfasser, rette sich der kleine Mann in kollektive Bildungen und in staatlichen Schutz, und schließlich trage er seine Haut auf ausländischen Schlachtfeldern zu Markt. Der hohe Lebensstandard sei kein Allerweltsheilmittel[23]. Mehr als je träume man von Weltvollendung und sei weiter als je davon entfernt. In voller Naivität jedoch arbeite nicht nur die politische Philosophie, sondern die gesamte Sozialwissenschaft Amerikas daran, die Weltgeschichte in geradezu naturwissenschaftliche Prozesse einzufangen und etwa *group-behaviour* im nationalen und internationalen Feld zu lehren.

Der Kritiker, dem wir in seine einzelnen theologischen Erörterungen nicht folgen wollen, müßte nicht Amerikaner sein, wenn er nicht seine Keulenschläge gegen den politischen Glauben durch anerkennende Worte über die praktische soziale Leistungsfähigkeit der beweglichen und von Ressentiments weitgehend unbeschwerten Gesellschaft seines Landes ab-

[23] Um europäischer Überheblichkeit gegenüber den „bloß zivilisatorischen" Leistungen Amerikas vorzubeugen, sollte man der spezifischen und echten Kulturschöpfung eingedenk bleiben, die in der Bezwingung einer grandiosen Natur durch den menschlichen Geist liegt. *Hugo Münsterberg* schreibt in seinem oben genannten Werk: „Den Reichtum der Nation zu heben und schließlich wirtschaftlich die Welt zu beherrschen und in der eigenen Nation die wirtschaftliche Kraft des Individuums zu ungeahnter Potenz zu erheben, das hat die Amerikaner fasziniert, und durch den idealistischen Glauben an den Kulturwert solchen Zieles ist die Mitarbeit jedes einzelnen geadelt worden. Männer, die so empfanden, haben die Nation groß gemacht, und kein Amerikaner wird zugeben, daß ein Mann, der sein Leben der Verwaltung oder der Rechtssprechung, der Kunst oder der Wissenschaft widmet, einen kulturell höheren oder an sich wertvolleren Lebensinhalt schaffen könnte."

milderte. Dem Common Sense gelinge weithin ein echter Ausgleich, während die fadenscheinige Theorie sich nicht länger mit der Ausflucht begnügen sollte, daß der schöne Zweck die Mittel heilige. Man müsse sich der grotesken Paarung von Idealismus und Materialismus, von Freiheit und Sklaverei, von Hingabe und Ausbeutung klar werden, auf die der Bolschewismus mit Recht hinweise. Und so ruft Niebuhr zur Revision des typisch amerikanischen rationalistischen Menschenbildes auf, an das heute von vielen nicht mehr geglaubt werden kann, weil es zu selbstsicher, zu überheblich, zu sündenfrei ist. Die letzten Weltkatastrophen haben die Lehre der amerikanischen Krise von 1929 unterstrichen und die Bedingtheit, Unsicherheit, Abhängigkeit alles menschlichen Lebens und Denkens aufgezeigt.

So möchte ich dieses locker geschriebene, aber den Ernst der Überzeugung atmende Buch als wichtigen Beitrag zur Wahl von 1952 ansprechen. Seine Tiefenlotungen stellen fest, daß der Grund des amerikanischen Daseins, das ehedem so eindeutige Selbstverständnis, ins Wanken geraten ist. Andere amerikanische Beobachter wie etwa Thornton Wilder bewegen sich auf ähnlichen Spuren. Er beschwört in Vorträgen, die er in Harvard hielt, *The American Loneliness,* eine Form des amerikanischen Isolationismus sozusagen, die bis in die Einsamkeit der Seele als Gefühl der Vereinsamung eingedrungen ist. Sie stellt weit mehr dar als einen snobistischen Modebegriff, sie ist Ausdruck einer fast ausweglosen inneren Unsicherheit. Die einsame und starke Kraft des amerikanischen Selbstbewußtseins schlägt in Ratlosigkeit um, was in einer Zeit, die nach Taten dürstet, zum Heil der Gesamtheit wohl getan werden könne. Das gesunde Mißtrauen gegenüber Autoritäten wird zu hilflosem Protest, das Freiheitsgefühl zu ängstlicher Anpassung, die Abneigung gegen systematische Reflexion zu Richtungslosigkeit, die nomadenhafte Beweglichkeit zu seelischer Heimatlosigkeit, der Fortschrittsglaube zu Gleichgültigkeit. Ein goldener Mittelweg ist längst nicht mehr möglich und entspricht an sich dem zum Unbedingten neigenden, mit der Zukunft beschäftigten amerikanischen Wesen nicht[24]. Abgründe haben sich aufgetan, wie sie auch der Soziologe Riesman als Verwerfungsspalten der sozialen Struktur erkannte. Solchen, die ihre geistige Selbständigkeit festzuhalten suchen, stehen jene von ihm beobachteten Landsleute gegenüber, die sie freiwilliger Anpassung opfern. Der amerikanische Staatsbürger kann nicht mehr einheitlich definiert werden als ein Mensch, der seine besonderen Wünsche kennt und seine

[24] *Thornton Wilder* veröffentlichte seine Vorträge in Atlantic Monthly, Juli und August 1952. Man wird sie nicht nur als snobistische Selbstkritik abtun dürfen, wie manche amerikanischen Proteste bezwecken.

politischen Rechte verwirklicht. Damit ist alles, worauf er seine geschichtliche Leistung aufbaute, ins Wanken geraten.

In solcher Lage könnte ein bloßes Verharren im politischen Spiel, wie es bei vielen Wahlen der Vergangenheit der Fall war, frivol werden. Beide Parteien haben sich im Wahlkampf von 1952 nicht ganz dieser Einsicht verschlossen und fanden im Publikum Aufmerksamkeit dafür. Denn in beiden kreuzten sich Routine und Ansätze zu bisher ungewohnter Besinnung. Es war nicht bloß Phrase, wenn man aufrief, die Werte der Persönlichkeit vor dem Leviathan Staat zu retten oder die Sicherung der Union im Aufbau eines starken Sozialstaates zu suchen. Wohl waren die einen für Kompromißlösungen mit einem geschickten Spieler an der Spitze, andere jedoch für einen Ekkehart der altamerikanischen Ideale, für einen Kreuzfahrer gegen das neue Heidentum. Viele glaubten, sich den Bedürfnissen einer Staatsgewalt, die eine Weltmacht zur Funktion zu bringen hat, einfach beugen zu müssen, andere aber setzten ihre Ehre in ein Zurückdrehen des furchtbaren Rades. Schutzbedürftige und Führernaturen, Fatalisten und Tatenfreudige begegneten sich in derselben Gruppe. Wer die Bürokratie bejahte, brauchte nicht bloß Opportunist zu sein, sondern konnte sich zum Verständnis ihrer Unentbehrlichkeit durchgerungen haben. Wer die Sozial- und Wirtschaftsplanung bekämpfte, brauchte keineswegs nur älteren kapitalistischen Vorstellungen zu huldigen, sondern konnte von der gesunden Wirkung des Wettkampfes in einem immer noch dünn bevölkerten Land überzeugt sein. Der Freund der Toleranz konnte der Meinung sein, die Republikaner trieben Reaktion und ließen sich von Finanzbaronen leiten, oder auch befürchten, daß die Demokraten eine sozialistische Zwangsideologie vorbereiteten. Das Wahlgeschäft war nicht mehr bloß eine Großaktion auf dem Verschiebebahnhof der innerpolitischen Machtgruppen, seit die menschliche Fracht selbst sich mit unvorhergesehener Schnelligkeit verändert und der Staat, dem sie zugeführt werden sollte, ganz ungeahntes Aussehen angenommen hatte[25].

---

[25] Vgl. dazu *Reinhold Niebuhr*, Die Kinder des Lichts und die Kinder der Finsternis. Eine Rechtfertigung der Demokratie und eine Kritik ihrer herkömmlichen Verteidigung, 1945, deutsche Ausgabe 1947, S. 72: „Amerika ist wahrscheinlich die einzige Nation, in der ernstlich versucht werden wird, den reinen Individualismus der Vergangenheit wiederherzustellen . . . Was Amerika durch das Fehlen eines ausgesprochenen dogmatischen Marxismus gewinnt, verliert es durch den Anachronismus eines ausgesprochen dogmatischen, konsequenten Liberalismus und Individualismus. Dies kommt daher, daß der Reichtum, die Sicherheit und die ungeheure Ausdehnung Amerikas den bürgerlichen Illusionen in den Vereinigten Staaten eine größere Macht verleihen als in irgendeinem anderen Lande. Wir müssen daher erwarten, daß die Lösung dieses Problems uns mehr soziale Reibungen und politische Erschütterungen bereiten wird als in England."

Der Kandidat der demokratischen Partei, zunächst nur im Staat Illinois, dem er als erfolgreicher Gouverneur vorstand, bekannt, gewann durch die Ehrlichkeit, mit der er Illusionen zerstörte, großen Widerhall. Er versuchte die notwendig gewordene Angleichung der individualistischen Ideale an kollektive nationale und internationale Verantwortungen zu umreißen. In seinen besten Reden forderte er zur Entscheidung für den amerikanischen Persönlichkeitsbegriff auf, den man einer Welt der Mechanisierung gegenüber entschlossen festhalten, dessen asozial gewordene Konsequenzen man aber beseitigen müsse. In der heutigen komplizierten Gesellschaft mit ihren Tausenden von Funktionären könne man, wenn man überhaupt noch mündig bleiben wolle, die Freiheit nur in neuartigen Formen der Selbstdisziplin retten und so das „Experiment der amerikanischen Geschichte" fortsetzen. Damit skizzierte er für diejenigen, die in beiden Lagern zur Mühe eigenen Nachdenkens bereit sind, ein Arbeitsprogramm der Zukunft, das mit parteipolitischen Formulierungen kaum mehr etwas zu tun hat.

III

Mit einer kurzen Bemerkung mögen diese Ausführungen geschlossen werden. Geht man von der zum Gemeinplatz gewordenen These von der Bedeutung der *frontier* für die amerikanische Geschichte aus, so darf man wohl behaupten, daß nach Verschwinden der bodengebundenen Grenzverhältnisse die inneren Grenzsituationen der amerikanischen Gesellschaft, die sich nun als ein geschlossenes Ganzes versteht, immer stärker ins Bewußtsein treten. Auch hier scheint es auf Pionierleistungen anzukommen. Es gehört kein geringer Wagemut dazu, den unaufhaltsamen Angleichungsprozeß, dem sich große Bevölkerungsschichten teils zwangsläufig, teils freiwillig unterwerfen, zu durchbrechen und das nationale Erbgut der demokratischen Lebensformen durch ein vielfach gegliedertes Gefüge von verantwortlichen Teilgruppen auch für die amerikanische Weltmacht zu bewahren. „Das der Demokratie immanente Gesetz der kleinen Zahl"[26], das einst dem Nachbarschaftsverband der in Neuland vorstoßenden Siedler zugrundelag, muß auf der Ebene der industrialisierten Großraumgesellschaft festgehalten und in angemessene Formen gebracht werden: hier haben bundesstaatliche Maßnahmen, wie sie in den gigantischen Bewässerungssystemen am deutlichsten sichtbar geworden sind, und sozialethische Leistungen des

[26] *Max Graf Solms*, Echte Demokratie und Elitegedanke. Aus der Werkstatt des Sozialforschers, Sammlung Civitas gentium, 1948, Bd. III, S. 53.

privaten Unternehmertums schon Wege vorgezeichnet[27]. Die außerordentliche Vielseitigkeit der Bestandteile des amerikanischen Sozialkörpers bietet vielleicht besonders günstige Voraussetzungen dafür, daß sich schöpferische Begegnungen an der Frontlinie, wo manche der hier beobachteten Naht- und Bruchstellen der „klassenlosen Gesellschaft" der USA verlaufen, zum Heil des Ganzen vollziehen.

27 Vgl. *Arnold Bergsträsser*, Deutsche und amerikanische Soziologie. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte I, Juli 1953: eine Abhandlung, die sich unter einem anderen Gesichtspunkt mit vielen hier angeschnittenen Problemen berührt. Er spricht von „jener Kunst des sozialen Handelns, durch die sich die amerikanische Gesellschaft auszeichnet".

Zum Thema der Auslandsreisen im 18. und 19. Jahrhundert

Von Wilhelm Treue

In den Jahren 1675 bis 1679 ist John Locke in Frankreich gewesen — gewiß kein durschnittlicher Reisender. Sein Tagebuch[1], das oft mit Arthur Youngs Reisen durch Frankreich verglichen worden ist, zeigt, daß dieser Mann, dessen Interesse hauptsächlich der Naturwissenschaft galt, auch als Reisender weit über dem Durchschnitt stand. Er bietet uns reichlich Material zur Ergänzung der kurzen Bemerkungen, die hier[2] zum „Thema der Auslandsreisen im 16. und 17. Jahrhundert" gemacht worden sind. Zwischen ihm und Young lag das Jahrhundert, in dessen zweiter Hälfte nicht allein die Entwicklung der englischen Industrie, sondern früher noch und zunächst auffälliger die der britischen Landwirtschaft weithin Aufsehen erregte und die internationalen Beziehungen verdichtete, die Frequenz der Reisen zwischen Frankreich und England deutlich nachweisbar verstärkte.[3] Um 1750 lernten die Franzosen innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit plötzlich den Zustand des Ackerbaues und der Viehzucht in England kennen; in Frankreich begann besonders unter den adeligen Großgrundbesitzern eine Zeit der nahezu schrankenlosen Bewunderung für England und die Engländer von der Art Jethro Tulls, dessen berühmtes Buch vom Herzog von Orleans und vom Marschall de Noailles in Frankreich bekannt gemacht wurde. Wichtig für uns ist daran nicht, was die französischen Agronomen von England lernten, sondern wie sie ihre Kenntnis von dorther erlangten. Und da zeigt sich, daß „gegen Ende des *ancien régime* Englandreisen zu einer der Gewohnheiten innerhalb der gebildeten Gesellschaft wurden"[4]: Nicht allein also ‚Tour de France' und Kontinentreisen der Engländer, sondern von Frankreich aus auch eine Gegenbewegung von beachtlicher Stärke, die zwar einen sehr stark landwirtschaftlichen Hintergrund hatte, ihren Niederschlag jedoch ebenso sehr in der Literatur, in der Politik und im gesellschaftlichen Leben fand — weniger in England, als vielmehr fast ausschließlich in Frankreich, indem die Franzosen sich auch das holten, was reisende Engländer ihnen zutrugen. Damals entdeckten die Franzosen für sich England in vieler Hinsicht — seine Literatur, seine Regierungsweise, seine Landwirtschaft. Die im engeren Sinne landwirtschaftliche Seite bildete also nur einen

[1] *John Lough*, Locke's Travels in France 1625—1679. Cambridge University Press 1953.

[2] Archiv für Kulturgeschichte 1953, Heft 2.

[3] *André J. Bourde*, The Influence of England on the French agronomes 1750—1789. Cambridge University Press 1953.

[4] *Bourde*, S. 179.

Teil des gesamten Gewinnes, den die Franzosen von ihren Reisen mitbrachten. In der Heimat trafen sie dann Männer wie Adam Smith, um die Mitte des Jahrhunderts und wenige Jahrzehnte später Arthur Young, von J. Tull ganz abgesehen, der andererseits aus der Languedoc manche Bestätigung für seine Theorie mit heimnehmen konnte. Und daß Buffons wissenschaftliche Entwicklung durch den ‚Tour de France' der Engländer angeregt und beeinflußt worden ist, weiß man seit einem Jahrhundert.[5] In Calais und Bologne gab es kleine englische Kolonien, nicht anders als in Oporto und Amsterdam; sie übten einen beachtlichen Einfluß auf Wirtschaft und Gesellschaft aus. Den Höhepunkt dieses wechselnden Verhältnisses bildete der starke britische Einfluß auf die französischen Reform-Minister zwischen 1750 und 1789, auf Maurepas, auf Trudaine, auf Turgot, auf die energischen Bemühungen der französischen Regierung, unmittelbar und offiziell Informationen über den Stand der englischen Landwirtschaft zu erhalten, um die französische zu verbessern.

Daß dies alles nicht ein ausschließlich landwirtschaftliches Problem war, daß es nicht die Landwirtschaft um ihrer selbst willen betraf — das liegt auf der Hand, verdient jedoch in unserem Zusammenhang kurz hervorgehoben zu werden. Denn das Ergebnis der Reisen sollte die gesellschaftliche und politische Reform Frankreichs sein. Aus der individuellen Reise des 16. und 17. Jahrhunderts wurde hier auf dem labilen Höhepunkt des Ancien Régime und angesichts von dessen offenbaren Schwächen das Bestreben entwickelte, die Bildungsreise zur Informationsreise und ihr Ergebnis zum wirtschaftlich-politischen Element, zum sozialen Faktor in der Krisis einer Großmacht werden zu lassen.

Ja, man wird noch einen Schritt weitergehen und einen Teil der Tätigkeit und der Erfolge der zahlreichen Akademien und wissenschaftlichen Sozietäten mit ihrem bekannten starken Gehalt an Reformeifer in jener Zeit auf dem Gebiete der politisch-wirtschaftlichen Reformbewegung sehen dürfen. Wie weit die Ziele, wenigstens bei naturwissenschaftlichen Idealisten, gesteckt sein konnten, zeigt ein Satz Réaumurs in einem Brief vom Jahre 1745: *I heartily wish there was in the world as strong a moral attractive power as there is a natural one that might dispose our two nations particularly to seek to unite by mutual acts of friendship and good will* — ein Ausruf, dessen Wiederholung sich nicht nur in der Geschichte der Naturwissenschaft über Liebig und Berzelius bis auf den heutigen Tag verfolgen ließe, sondern bezeichnenderweise ein Jahrhundert nach Réaumur auch aus den ganz anderen Motiven des Reiseorganisators für das europäische Bürgertum, bei Thomas Cook hervorklingen sollte.

Wieder denke man nicht allein an die oberste Schicht der großen Akademien, — so wenig, wie man bei den Reisenden ausschließlich an den Hochadel denken darf, — sondern an die zahlreichen kleineren, die in Frankreich zwischen 1757 und 1789 allüberall in der Provinz gegründet wurden und nicht zuletzt von den Anregungen aus England lebten. Auch durch sie wurde der französische Adel, auch der in der Provinz weit von Hof und Regierung entfernte, mit englischen Ideen,

[5] *Condorcet*, Eloge de Buffon. Paris 1847, Band III, S. 327, 329.

mit den Berichten von Reisenden beider Länder bekannt gemacht, zum politisch-sozialen Nachdenken angeregt — am stärksten naturgemäß in Nordfrankreich, wo der englische Einfluß am häufigsten zu beobachten war, am auffälligsten jedoch ohne Zweifel im Zentrum, nämlich in Versailles, wo Marie Antoinette ein Mustergut nach englischem Vorbild unterhielt, das wie eine landwirtschaftliche Ausstellung für Hofadel und Besucher wirkte.[6] Und dann kam Arthur Young selbst, dessen Bedeutung gerade als Reisender und Berichterstatter für Europa — in Deutschland über Thaer bis tief in das 19. Jahrhundert — nicht ausdrücklich dargestellt zu werden braucht. Immerhin tut man gut daran, sich des allerersten Satzes in seinem Tagebuch unter dem 15. V. 1787 zu erinnern: „Ein Reisender muß schon öfters über den Kanal, welcher England zu seinem Glück von der ganzen übrigen Welt trennt, gegangen sein, wenn er nicht über die plötzliche und allgemeine Veränderung, wovon er bei seiner Landung zu Calais überrascht wird, in Erstaunen geraten soll."

Das ist die eine Seite der Reisen, die es in dem Maße vor der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht gegeben hatte: die beruflich-wissenschaftliche Reise mit gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Auswirkungen. Neben ihr gab es nach wie vor die Bildungsreise der alten Zeit: Ackerbau und Viehzucht, später Industrie und Bergbau — man denke an den Freiherrn vom Stein, Beuth und Schinkel als Vertreter dieser Gruppe beim Eintritt ins 19. Jahrhundert — oder Kunst- und Bildungsreise. Der als Maler nicht eben sehr bekannte, aber durch seine Herkunft aus Deutschland und seinen Wohnsitz in London hier interessante Rudolf Lehmann hat uns beschrieben,[7] wie um 1840 gewissermaßen der Höhepunkt der Romreise jener Art erreicht war. Noch war die Riviera nicht „entdeckt", die Eisenbahn nicht gebaut, der Aufenthalt in Rom nicht von Monaten auf Tage reduziert; noch lebte der englische Hochadel und mancher russische Großfürst ganze Winter hindurch mit großer Clientêle und reichlicher Dienerschaft, mit Wagen und Pferden aus der Heimat in Rom. Aber schon sickerten in diese Gesellschaft, die einst bei aller Fluktuation ein festgeschlossener Sozialkörper von europäischer Bedeutung gewesen war und wesentliches zum Kosmopolitismus des europäischen Adels mit spürbaren politischen Folgen beigetragen hatte, die ersten liberalen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller mit ganz anderem Hintergrund und sehr verschiedener Auffassung von Gegenwart und Zukunft ein. Schon traten darüberhinaus die ersten amerikanischen Millionäre auf, die nicht die Jahrhunderte alte Tradition des europäischen Adels in sich trugen, sondern den Widerschein und das Handgreifliche davon gerade in Rom suchten und es von dort mit sich nehmen wollten, um es als Fundament für eine neue Aristokratie zu verwerten.

Adolf Friedrich Graf von Schack hat in jenen Jahren seine zahlreichen Reisen durch Europa und an den Rändern von Afrika und Asien begonnen: noch einmal, nach des Fürsten von Pücklers Sonderform, fast zum letzten Male einer der großen Reisenden, der wirtschaftlich unabhängig und auch menschlich ganz auf sich allein gestellt, um der Be-

[6] *Bourde*, a. a. O. S. 213.
[7] *Rudolf Lehmann*, Erinnerungen eines Künstlers. Berlin 1896, S. 38, 58.

reicherung und Formung der Persönlichkeit willen reiste. Es wäre reizvoll genug, mit Hilfe der Erinnerungen und Aufzeichnungen[8] die Reisen dieses Mannes der zu Beginn des 19. Jahrhunderts geboren war, zu verfolgen und mit dem Ertrag etwa englischer Reisender zu vergleichen.

Inzwischen hatten sich im Bereich des Reisens ähnliche Entwicklungen abgespielt wie in der Politik — beide hingen, da es sich um soziale Entwicklungen handelte, eng miteinander zusammen.

Mit dem 18. Jahrhundert, grob gesagt mit den Revolutionen, d. h. mit der agrarisch- und industriell-sozialen Revolution in England, mit der politisch-sozialen in Frankreich, auch mit der agrarisch- und industriell-sozialen Revolution in Preußen und Deutschland, die um 1750, 1789 und 1806 einsetzten, fand die alte Art aristokratischen Reisens ihr Ende. Die russischen Großfürsten, die noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts Baden-Baden, Paris und Rom besuchten, waren Nachkömmlinge westeuropäischer Entwicklungen, wie so viel in der russischen Geschichte mit einem ganz bestimmten, durch die Jahrhunderte fast gleichbleibenden Wanderungsverzug dem Westeuropäischen folgte.

In Westeuropa trat mit dem dritten Stande auch dessen Art zu Reisen in den Vordergrund. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte der Italiener Galignani in Paris ein Reisebüro gegründet, von dessen Geschichte noch nicht viel, aber doch genug bekannt ist, um erkennen zu lassen, daß es sich in der neuen Zeit an die neue Gesellschaft wandte. Erst einige Jahrzehnte später trat Thomas Cook in Erscheinung, der Mann, dessen Name zu einem Symbol für das Reisen des Dritten Standes, zunächst des gehobenen und später immer mehr des mittleren Bürgertums geworden ist. *The Thomas Cook Story* ist kürzlich von einem englischen Dichter-Historiker in einem gesellschaftsgeschichtlich ungemein inhaltsreichen und wertvollen Werk erzählt worden.[9] Sie bildet das Gegenstück des 19. Jahrhunderts zu dem Thema Stoyes, dem im vorigen Heft dieser Zeitschrift eine Miscelle gewidmet war. Es soll hier weder auf die Biographie des Abstinenzlers Cook noch auf die einzelnen Stadien seiner geschäftlichen Entwicklung von seinem ersten Temperenzlerausflug über die Weltausstellungen von 1851 und 1855 zur europäischen Kontinent-, zur Ägypten- und Amerikareise eingegangen werden. Das alles lag gewissermaßen in der natürlichen Entwicklung, sobald einmal der rechte Mann zur rechten Zeit die Sache anpackte.

Daß es die rechte Zeit war, ist das Entscheidende. Cook hatte eine sehr lebhafte Vorstellung von der Zusammengehörigkeit von Dampfkraft, Eisenbahn und Bürgertum. *We must have railways for the millions*, war eines seiner Lieblingsworte[10], wie andererseits seine Pläne und Hoffnungen auf der allgemein wachsenden Prosperität beruhten. Nicht mehr nur die Reichsten, sondern alle, mit Ausnahme der Ärmsten, waren imstande zu reisen und bedurften dazu nur der Hilfestellung, die Cook ihnen zu bieten bereit war. Er erkannte die Eisenbahn in ihrer sozialen Bedeutung, wie wenige andere. Seine Ausflugsfahrten basierten von An-

[8] *Adolf Friedrich Graf von Schack*, Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 3 Bände, Stuttgart und Leipzig 1888.

[9] *John Pudney*, The Thomas Cook Story. London 1953.

[10] *Pudney*, S. 72.

fang an auf einer Auffassung, die der Benthams entsprach: der größte Vorteil für die größte Menge zu dem niedrigsten Preis. Fleiß, Sorgfalt, Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Unermüdlichkeit gehörten zu Cooks Geschäft, wenn es wachsen sollte, wie zu jedem anderen Unternehmen. Daß er seine Zeit, sein Volk und seine „Klasse" so deutlich erkannte, hob ihn aus der Menge der Unternehmer und über zahllose Politiker, Philosophen und Soziologen hinaus, wobei er das Streben nach geschäftlichem Erfolg innig mit politischer Überzeugung verband.

Im Jahre 1864 fragte er: *Why should the English go to Paris?* und antwortete: *There are not only general, but special reasons for such visits. England and France are very powerful neighbours, who should always live on terms of friendship. It is their mutual interest to be amicable to each other; and by peaceful and friendly union they may exert powerful influence on the destinies of Europe and the world. The strongest bond of peace and friendship is that of the real and hearty union of the people of the two nations . . .*

An die Stelle des Reisemarschalls und *tutors* des 17. Jahrhunderts traten Thomas Cook selbst und später seine Vertreter, die den reisenden Mittelstand durch das Ausland führten und dafür Sorge trugen, daß er für sein Geld so viel wie möglich sehen konnte — so viel wie möglich auch im Sinne einer internationalen Verständigung und Bildung. Die Tage des »Grand Tour« waren vorbei — und mit ihnen ihre Bildungs- und Gesellschaftsformen und -ziele. Man wird die zugrundeliegenden Zusammenhänge kaum übertreiben, wenn man bedenkt, daß ja auch das Schul- und Hochschulwesen in jener Zeit tiefgreifende Wandlungen erlebte. Sehen wir ab von der Entwicklung in Berlin — es bleiben gerade in Cooks Heimatland die bezeichnende Gründung der ersten Red-Brick-University in London und die Anfänge der Universität Manchester mit Bildungs- und Ausbildungszielen, die aufs Haar den Zielen der Mittelstandsreisen entsprachen, wie Cook sie plante und leitete — in Jahrzehnten, die nicht nur den Aufstieg des reichen Unternehmer-Bürgertums über den Großadel, sondern auch den der städtischen Bevölkerung zur Majorität über die Landbevölkerung erlebten. Man wird sagen dürfen, daß Cook zur Emanzipation dieser Städte von der Lebensphilosophie des Bauern erheblich beigetragen, daß er den Gesichts- und Erfahrungskreis jener Menschen erweitert und damit die „politische Bildung" einer Schicht vertieft hat, die seit 1832 Schritt für Schritt in den Bereich der politischen Entscheidung eintrat. Hinter solcher Bedeutung tritt für den Historiker bis ins Curiosum zurück, daß Cook es war, der 1882 für den Prinzen von Wales und 1898 für Kaiser Wilhelm II. die Palästina-Reisen organisierte, daß es seit Jahrzehnten in Cooks Büro eine Sonderabteilung für orientalische Fürsten gibt, die den Rekord an Extrawünschen und Überraschungen hält, daß Kitcheners Erfolg in Ägypten ohne Cook kaum denkbar war, daß Cook später Ägypten für die reiche Schicht der Vergnügungsreisenden erschlossen und den Reiseverkehr nach und von Indien organisiert hat, um — mit entschiedener Zustimmung der britischen Behörden — menschliche und politische Beziehungen zwischen Mutterinsel und Kolonie zu verdichten, daß er die Wallfahrt der islamischen Pilger in sein Geschäft einbezog und damit Tausenden das Leben rettete.

Schließen wir diese knappen Hinweise mit einem Blick auf Deutschland. Hier haben erst Louis und Carl Stangen im Jahre 1868 ein Reisebüro gegründet, über das es im „Brockhaus" von 1903 hieß, daß es „sich zur Aufgabe macht, Schwierigkeiten, die sich den Reisenden namentlich im internationalen Verkehr entgegenstellen, zu beseitigen und dadurch das Reisen in fernen Ländern zu erleichtern." Sie griffen auf Galignani zurück und organisierten seit 1863 Vergnügungsfahrten — zunächst in die sächsische Schweiz, später nach dem Orient. Bis zum Jahre 1902 hatten sie bereits 880 Reisen mit 18 600 Personen nach außerdeutschen Ländern durchgeführt: deutlich zeichnete sich das Quantitative der neuen Art zu reisen ab. In der Massengesellschaft reiste um 1900 bereits der Massenmensch. So sehr, daß die Hamburg-Amerika-Paketfahrt AG. im Frühjahr 1891 begann, mit einem ihrer Schnelldampfer 6-wöchige Orientfahrten, seit 1894 auch 3-wöchige Nordkap- und Spitzbergen-Fahrten durchzuführen. Anfang 1901 wurde ein Schiff ausschließlich für „Vergnügungsfahrten nach allen Weltteilen", 1904 ein anderes für „billige Vergnügungsfahrten" in Dienst gestellt. Anton von Werner erzählt in seinen gesellschaftsgeschichtlich ungemein interessanten Erinnerungen[11], wie C. W. Allers, ein bekannter Hamburger Künstler, durch seine Serienzeichnungen „Auf einer Vergnügungsfahrt nach dem Orient mit einem Hapag-Dampfer", „Der Bismarcksche Familienkreis in Friedrichsruh" und „Sänger- und Familienfeste" sich „eine wohlverdiente Popularität" errang.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war der Weg im ganzen vorgezeichnet: der größeren Gesellschaft folgte die immer größere Reisegesellschaft. Und schließlich erkannten nicht nur Cook und andere Reisebüro-Besitzer die Möglichkeit zur politischen Bildung auf solchen Reisen, sondern auch Politiker und Staatsmänner. Konsequent zog schließlich der Staat seine eigene Art von Gesellschaftsreisen auf, er „erfaßte" und „organisierte" die Erholungs- und Vergnügungsreise schlechthin: der Schritt vom sowjetischen zum nationalsozialistischen Reisewesen war nur ein gradueller, kein prinzipieller. Von Cook freilich trennte beide Grundsätzliches. Denn Cook, in altliberaler und christlicher Lebens- und Weltanschauung aufgewachsen, glaubte auch in der Massengesellschaft an den Wert und das Recht des Individuums, er glaubte an die Macht der freien Bildung, er glaubte, daß die Technik dem Menschen die Welt geöffnet und daß der Mensch das Recht habe, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen — alles Annahmen, die sehr bald in dem gleichen Tempo Angriffen ausgesetzt wurden, wie der Glaube an die Menschenrechte und an die Perfektion der bürgerlichen Gesellschaft. Die Reisen blieben eben wie im 17. Jahrhundert so noch bis heute eine der vielen Ausdrucksformen der Gesellschaft. Darin liegt ihr Wert für den Kulturhistoriker.

[11] *Anton von Werner*, Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890, Berlin 1913, S. 312.

Die Studenten aus dem Schleswiger Herzogtum von 1814 bis 1864

Vom gesamtstaatlichen zum nationalen Denken

Von Thomas Otto Achelis

Nie hat es in dem Lande zwischen Königsau und Eider eine Universität gegeben; die Pläne, dort eine solche zu gründen, sind nie verwirklicht worden. So geht durch die Jahrhunderte der Zug der schleswigschen Studenten nach dem Norden und dem Süden, von den nordischen Hochschulen in Kopenhagen und Upsala und im Süden bis Bologna, wo 1289 und 1294 die ersten Schleswiger immatrikuliert wurden[1].

Reichlich 10 000 Schleswiger sind in den 3½ Jahrhunderten vom Thesenanschlag an die Tür der Wittenberger Schloßkirche bis zum Kanonendonner auf den Düppeler Schanzen (1517—1864) Studenten geworden, und von diesen verdienen die aus den Jahren 1814 bis 1864, vom Kieler Frieden bis zum Friedensschluß in Wien, eine besondere Behandlung[2]. Es ist die Zeit, in der sich die Wandlung vom gesamtstaatlichen zum nationalen Denken vollzog.

In diesem halben Jahrhundert haben 1772 Schleswiger studiert, also durchschnittlich fast 35 im Jahr, überwiegend Theologen (37,1 %), und Juristen (31,8 %), dann Mediziner (17,2 %) und endlich Philosophen (15,6 %); bei 1 % läßt sich die gewählte Fakultät nicht feststellen. Die meisten Theologen, Juristen und Mediziner studierten 1824/33, nur die Angehörigen der vierten Fakutät nahmen ständig zu. Eine Übersicht gibt folgende Tabelle:

		Gewählte Fakultät				
Jahrzehnt	Summe	theol.	jur.	med.	phil.	Ungewiss
1814—1823	401	165	159	48	27	—
1824—1833	480	222	122	84	50	3
1834—1843	335	111	112	54	56	2
1844—1853	256	58	83	52	59	4
1854—1864	300	92	79	59	60	9

Im ganzen ist die Zahl der Studierenden in den ersten 25 Jahren (1814—1838 = 1026) größer gewesen als in dem zweiten Vierteljahrhundert (1839—1864 = 696). Schon vor dem Erhebungskampf 1848

[1] *Th. O. Achelis,* Schleswigsche Studenten auf italienischen Universitäten: Genealogie und Heraldik, 3, 1951, S. 43—46.

[2] Über die seit 1916 ausgearbeitete Matrikel der schleswigschen Studenten s. Archiv für Sippenforschung, 21, 1944, S. 35—36; Rundschreiben der Zentralstelle für Niedersächsische Familienkunde, 1948, Februarheft; Mitteilungen der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Familienforschung, 1, 1951, S. 13—16.

bewirkte die Unsicherheit der Verhältnisse ein Sinken der Zahl der neuen Studierenden (1846 und 1847 je 26), dann sank sie in den Kampfesjahren immer mehr, so daß 1850 nur noch 15 Schleswiger immatrikuliert wurden; aber dann ist überhaupt trotz der wirtschaftlich guten letzten Jahre unter dem Dannebrog der Zuzug gering geblieben, nicht ganz 28 im Jahre (27,8 %).

Wer studierte? Etwa ein Drittel waren Söhne von Akademikern, halb so viele Bauernsöhne, weniger als je ein Zehntel Söhne von Kaufleuten, Handwerkern und Lehrern.

Väter der Studenten

Jahrzehnt	Akademiker	Kaufleute	Handwerker	Lehrer	Bauern
1814—1823	132	32	32	18	74
1824—1833	173	45	54	20	78
1834—1843	129	32	25	28	54
1844—1853	110	15	12	17	44
1854—1864	124	19	27	27	43

Wo studierten diese jungen Schleswiger? An fast 30 europäischen Universitäten, von denen Kiel und Kopenhagen die wichtigsten sind. Seit 1768 bestand die Verordnung, daß „alle Unsere Untertanen in Unserm Herzogtum Schleswig, im Herzogtum Holstein Unseres Anteils" usw., „welche sich den Studiis widmen und zu solchem Ende auf Academien begeben wollen, zwei volle Jahre auf der Christian-Albrecht-Academie zu Kiel zu studieren schuldig und gehalten sein sollen"; anderenfalls sollten sie „zu keiner Beförderung in Unsern Herzogstümern weder in *civilibus* und *ecclesiasticis* Hoffnung haben". Dem Wortlaut nach galt das Biennium für alle Schleswiger, in Praxis nur für die aus dem Bistum Schleswig, nicht für die Untertanen in den Gebieten im Westen und Osten des nördlichen Schleswig, die zu den königreichischen Stiftern Ripen und Odense gehörten. Diese pflegten die alten Domschulen in Ripen und Odense zu besuchen und von da die Kopenhagener Universität zu beziehen. Da aber nur 18 % der Einwohner des Herzogtums kirchlich zu den beiden eben erwähnten königreichischen Sprengeln gehörten, war natürlich die Zahl der Schleswiger in Kopenhagen erheblich geringer als in Kiel.

Dann wurde 1850 das Biennium für die Schleswiger aufgehoben, bestehen blieb es für die Holsteiner. Außerdem wurde das Schuljahr dem Brauch der Kopenhagener Universität angepaßt, wo, dem ‚*magnum ordinarium*' der mittelalterlichen Universitäten entsprechend, im Herbst das akademische Jahr begann. Wie die Dinge lagen, nachdem die Erhebung 1848/50 niedergeschlagen war, mußte es sich für die Eltern, die wünschten, daß ihre Söhne in der Heimat einen Wirkungskreis fänden, empfehlen, sie nach der nordischen Hochschule zu senden. Sie mochten auch zu vermeiden wünschen, daß ihre Söhne im Gegensatz zu der bestehenden Regierung kamen. Nachdem 1850 die Gelehrtenschule in Hadersleben dänische Unterrichtssprache erhalten hatte[3] und die

[3] Archiv für Kulturgeschichte 16, 1925, S. 73—74.

Flensburger utraquistisch geworden war — nur die Schleswiger Domschule behielt uneingeschränkt deutsche Unterrichtssprache —, sah es 1856 tatsächlich so aus, als ob eine Stromkentrung eingetreten sei: Von den Abiturienten dieses Jahrganges fuhren 13 nach Kopenhagen, während 12 deutsche Universitäten bezogen. Aber es schien nur so: Überblickt man die Jahre 1851—1864, die „Zeit zwischen den Kriegen", wie die Dänen sagen, so hat der Besuch Kopenhagens zwar stark zugenommen. Während nämlich in den 14 Jahren 1837/50 nur 26 Schleswiger dort studierten, waren es in den 14 Jahren 1851/64 100. Aber diesen 100 stehen 266 gegenüber, die auf deutsche Universitäten gingen; 44 haben im Norden u n d im Süden studiert. Das sind nüchterne Zahlen, aber hinter ihnen stehen Erwägungen und Entscheidungen, Sorgen und Hoffnungen. Am Ende jeden Schuljahres war man gespannt, wie viele Abiturienten nach dem Norden, wie viele nach dem Süden reisen würden. Es wollte damals etwas besagen, wenn schleswigsche Eltern ihre Söhne auf holsteinische Anstalten sandten. Weitgehend ist das geschehen. Von den 315 Abiturienten der Jahrgänge 1851—1864 hat nur gut die Hälfte schleswigsche Schulen besucht (52,4 %). Von den übrigen gingen 133 (42,2 %) auf deutsche, 28 auf dänische Schulen. Diese Zahlen sind lehrreich. Als im Sommer 1850 die Gelehrtenschule in Hadersleben dänische Unterrichtssprache erhalten sollte, gingen mit einer Ausnahme alle Schüler auf holsteinische Schulen, soweit sie nicht überhaupt auf weiteren Schulbesuch verzichteten.

Während die schleswigschen Studenten, die zu der nordischen Hauptstadt gezogen waren, dort in der Regel während ihres ganzen Studiums blieben, besuchten ihre Landsleute, die nach dem Süden gingen, außer Kiel, wo sie ja vier Semester sein mußten, gerne noch eine oder auch mehrere andere deutschen Universitäten. Fast ein Viertel zog nach der jungen Berliner Universität, aber es ist lehrreich, daß bis zu den Tagen von Olmütz jährlich im Durchschnitt mehr als 5, darnach nicht ganz 3 kamen. Ähnlich nahm in Göttingen die Zahl der Schleswiger nach der Vertreibung der Göttinger Sieben ab; bis dahin waren auch dort jährlich über 5, nachher nur einer im Jahr. Während nach Berlin und Göttingen Hörer aller Fakultäten zogen, kamen nach Heidelberg fast nur Juristen, nach Bonn überwiegend Theologen und Juristen, ebenso nach Jena, nach Erlangen fast nur Theologen, dagegen nach Tübingen Studenten aller Fakultäten, nach Halle meist Theologen oder Mediziner, nach Leipzig vorwiegend Juristen. Auch hier kann eine Tabelle die bisherigen Ausführungen erläutern. (S. S. 337).

Die jungen Leute aus dem Schleswiger Herzogtum, die 1814 zur Universität kamen — 29 reisten nach Kiel, 2 zogen nach Göttingen und 5 segelten nach Kopenhagen — waren Untertanen des dänischen Königs. Dieser stand auf Seiten Napoleons, und es ist lehrreich, daß nur ein Schleswiger, durch Steffens veranlaßt, an den Freiheitskriegen teilgenommen hat. Als im Dezember 1813 die dänische Armee, zu der die schleswig-holsteinischen Truppen gehörten, bei Sehestedt (zwischen Kiel und Rendsburg) über ein buntes Gemisch von allerlei Nationen gesiegt hatte, forderten die Kieler Studenten, den Jahrestag dieser Schlacht zu feiern, sehr zum Erstaunen des Professors Karl Theodor Welcker, der ihnen vielmehr vorschlug, ihren Kommilitonen an den

Besuchte Universitäten
(außer Kiel und Kopenhagen)

Universität	Summe	1814/23	1824/33	1834/43	1844/53	1854/64
1. Basel	3	—	—	2	—	1
2. Berlin	233	37	84	50	27	35
3. Bonn	73	7	5	19	35	7
4. Breslau	3	—	—	—	1	2
5. Christiania	2	—	2	—	—	—
6. Dorpat	2	—	2	—	—	—
7. Erlangen	42	—	1	11	6	24
8. Genf	1	1	—	—	—	—
9. Gießen	5	—	1	2	2	—
10. Göttingen	158	83	32	17	15	11
11. Greifswald	1	—	—	1	—	—
12. Halle	38	8	19	7	3	1
13. Hannover	4	—	—	—	3	1
14. Heidelberg	150	50	18	26	27	29
15. Jena	72	21	19	21	9	2
16. Königsberg	2	—	1	1	—	—
17. Leipzig	38	6	1	9	4	18
18. Marburg	3	2	—	—	—	1
19. München	32	—	12	5	6	9
20. Paris	2	1	1	—	—	—
21. Prag	1	—	—	—	—	1
22. Rostock	2	—	—	1	—	1
23. Tübingen	39	—	1	9	11	18
24. Utrecht	1	—	—	—	—	1
25. Wien	2	1	—	—	—	1
26. Würzburg	35	1	4	—	19	11
27. Zürich	3	—	—	—	—	3

anderen deutschen Universitäten gleich, den Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht feierlich zu begehen. Aber die „Chorageten der hiesigen Musenstiefsöhne", wie Welcker sich ausdrückt[4], zogen eine Erinnerungsfeier bei Sehestedt vor. Kein Wunder, da ja ihnen das Fronterlebnis im Kampf gegen den Korsen fehlte; von „Danismus" reden, wie es Welcker tut, kann man nur dann, wenn man damit das Fehlen deutschen Empfindens bezeichnen und rügen will. Daß die Substanz nicht dänisch war, das lehrt die begeisterte Aufnahme der Einladung zum Wartburgfest im Sommer 1817. „Lebt wohl, bis wir uns selber als Freunde begrüßen und als Deutsche das Andenken unseres großen Landmannes feiern, der uns immer das reinste Vorbild deutscher Nationaltugend sein wird".

[4] J. S. M. *Ostenfeld*, Studier over Stemninger og Tilstande i Holsten, 1909, S. 239; das Wort „Musenstiefsöhne" ist dabei gründlich mißverstanden.

das sind die Schlußworte ihrer Antwort an die Jenenser[5]. Luther „unseren großen Landsmann" nennen konnte kein dänischer Student. Etwa 30 Kieler Studenten haben dann die 500 km nach der Weise der Apostel zurückgelegt, während die bequemen Mecklenburger in Wagen kamen. Fast 16 % der Studenten der Christian-Albertina nahmen teil, während von Heidelberg nicht ganz 8 %, aus dem nahen Leipzig weniger als 5 % und aus Berlin nur gut 3 % kamen. Dies Bekenntnis zum deutschen Protestantismus geschah innerhalb des Gesamtstaates; sie wollten Deutsche sein, aber an eine Trennung von Dänemark dachte im Zeitalter König Friedrichs VI. niemand. Die Wendung zu Deutschland ist teils auf das Wirken junger Kieler Professoren, teils auf den Besuch anderer deutscher Universitäten zurückzuführen. Über die Hälfte der Studenten aus den Jahrgängen 1813—1818 hat im „Reich" studiert, ist dort mit deutschem Bewußtsein erfüllt worden und hat dann ihre Kommilitonen in diesem Sinne beeinflußt. In dem Kieler Entwurf eines Grundgesetzes der Allgemeinen Deutschen Burschenschaft, der im August 1818 verfaßt ist, stehen folgende Sätze: „Keiner der deutschen Stämme soll abgerissen für sich bestehen und, unbekümmert um andere, nur seinem eigenen Wohle nachjagen. In einem deutschen Vaterlande sollen alle sich wiederfinden, und das Wohl und Wehe der einzelnen Stämme bestimmen"[6]. Zu diesen deutschen Stämmen gehörten zweifellos die Holsteiner. Aber auch die Studenten aus dem Schleswiger Sprengel — nicht dem Herzogtum —, die deutsche Lateinschulen besucht hatten, konnten nach dem Besuch deutscher Universitäten sich dazu zu rechnen geneigt sein. Ein Beispiel ist der Flensburger Christian August Valentiner, der in Jena studiert hatte. „Nach Kiel zurückgekehrt hatte ich Teil an der Zersprengung und Auflösung der hier im alten Geiste noch fortbestehenden Verbindung, deren Sinn war: durchaus keine politische Begeisterung und Ausbildung oder höchstens für Schleswig-Holstein"[7]. So urteilte und wirkte ein alter Jenenser Burschenschafter aus der schleswigschen Stadt Flensburg. Drei Jahre später saß er im Karzer: „Auch mich brachte man 8 Tage an den Ort der Verdammnis und ließ das *consilium abeundi* mich unterschreiben. Wir saßen hier als Vorsteher einer Verbindung, die sich nannte: Germania. Gesündigt haben wir gegen einen altgewordenen Buchstaben eines altgewordenen Lebens. Mitgekämpft hatten wir in der Zeit des Friedens einen Teil des Kampfes, den du nennen magst: den Krieg nach dem Kriege. Das Vaterland — wir fanden es in unserm Volke — war der Gedanke, an welchen wir nächst dem des Glaubens unser Leben knüpften"[8]. Dieser Flensburger war also schon damals national-deutschgesinnt. Das muß überhaupt von denen gelten, die sich der Burschenschaft anschlossen; bei der Aufnahme wurde ihnen die Frage vorgelegt: „Bekennet Ihr Euch zum Volke der Teutschen, und erkennt Ihr, daß ohne innige Teilnahme an dem Wohl und Wehe unseres Vaterlandes auch unsere Burschenschaft

---

[5] Abt. 65, Nr. 134 L.-A. Schleswig; *W. Donat*, Die Anfänge der burschenschaftlichen Bewegung an der Universität Kiel, 1934, S. 29.

[6] Herausgegeben von *O. Scheel* in: Kieler Studenten im Vormärz, 1940, S. 199.

[7] *C. A. Valentiner*, Erinnerungen an Kriegs- und Friedenszeiten, 1852, S. 68.

[8] *R. Bülck* in: Kieler Studenten im Vormärz, 1940, S. 317.

nach ihrem Zweck nicht bestehen könne?"[9]. Dagegen waren die Corps politisch indifferent. Das ging so weit, daß sie an deutschen Kundgebungen nicht teilnahmen, weder an der Verdun-Feier noch an dem Fackelzug, der Uhland bei seiner Abwesenheit in Kiel 1842 dargebracht wurde. In ihren Reihen fand sich gesamtstaatliche und dänische Gesinnung. Das wurde aber anders, als der Haderslebener Kaufmann P. H. Lorenzen im Schleswiger Ständesaal dänisch gesprochen hatte und es dadurch zu einem offenen Kampf zwischen den beiden Volkstümern kam. Nun haben auch sie sehr deutlich sich zum Deutschtum bekannt. Schon vorher finden sich gelegentlich unscheinbare, aber doch lehrreiche Anzeichen völkischer Besinnung. So erklärt es sich, daß Heinrich Christian Thomsen, ein Bürgermeisterssohn aus der schleswigschen Stadt Tönning, in Würzburg im Sommersemester 1832 „Tönning in Holstein" als Heimat angab, vom Winter an aber „Tönning in Schleswig"; er muß sich also über die Zugehörigkeit seiner Vaterstadt Gedanken gemacht haben, wenn er die alte Bezeichnung Holstein in Schleswig verbesserte. Jene alte Bezeichnung Holstein, die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts von Studenten aus beiden Herzogtümern gebraucht wurde, ist durch Dänemark oder Schleswig ersetzt worden. Noch Johann Casimir Storm, Theodor Storms Vater, hat 1811 in der Heidelberger Matrikel die Herkunftsbezeichnung „aus dem Holsteinischen" verwandt, obwohl er aus dem Schleswigschen stammte[10], aber dann verschwindet sie bald; die alte Hauptstadt des Landes wird in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Heidelberger Matrikel ebenso oft „Schleswig, Dänemark" wie „Schleswig im Herzogtum Schleswig" genannt. Und 1842, als nach dem erwähnten Auftreten von P. H. Lorenzen im Schleswiger Ständesaal die nationale Erregung anschwoll, schrieb Theodor Lehmann, Apothekersohn aus der holsteinischen Stadt Rendsburg, in die Rubrik „Geburtsort" der Heidelberger Matrikel: „Schleswig-Holstein". Diese Zusammenstellung von der Hand eines Jünglings, der als Kieler Advokat 1859 Ausschußmitglied des Deutschen Nationalvereins wurde, ist natürlich kein Zufall, sondern eine nationale Dokumentation.

Fast alle schleswigschen Studenten zwang dann der Frühling des Jahres 1848 zu einer nationalen Stellungnahme. Sie war für die meisten schwer. Am einfachsten hatten es die aus den königreichischen Stiftern. Wer aber im nördlichen Teil des Herzogtums, soweit es zum Schleswiger Sprengel gehörte, gebürtig war, für den stand auf der einen Seite das jetzt geweckte Gefühl für die dänische Muttersprache und alte Anhänglichkeit an das Oldenburger Königshaus, auf der anderen Seite deutsche Lateinschule, deutsche Universität und die alte Verbindung mit dem deutschen Holstein. Was sollte da den Ausschlag geben? Vielfach können wir da ein Schwanken bemerken. Peter Christian Koch, der Redakteur der dänischen Zeitung Dannevirke in Hadersleben, schrieb

[9] *Joachim Haupt*, Landsmannschaft und Burschenschaft, 1820, S. 293; *C. A. Valentiner*, Peter Petersens zufallende Gedanken, 1859, S. 80.

[10] *Th. O. Achelis* in Neue Heidelberger Jahrbücher 1951, S. 110—112.

1838 an Professor Flor in Kiel von einem Haderslebener Primaner, der mit seinem Lehrer Volquardsen aneinander geriet wegen eines Artikels im Kieler Correspondenzblatt, den der Lehrer ganz im schleswig-holsteinischen Geist geschrieben hatte[11]. Aber der Primaner wurde 1839 Student in Kiel, war ein Jahrzehnt später Pastor in Düppel und starb, von dort vertrieben, wenige Jahre später als Hilfsprediger in Ittersbach im Schwarzwald[12]. Lorenz Andreas Andresen wurde vom Maugstruper Pastorat (bei Hadersleben) 1846—1848 auf die dänische Lateinschule in Kolding, 1848—1850 auf die deutsche Gelehrtenschule in Hadersleben geschickt.

Zahlreich sind die Schleswiger, die deutsche Universitäten besucht hatten, aber 1850 nach Kopenhagen fuhren. Entweder folgten sie einem Zwange oder sie waren froh, dorthin zu kommen. Das kann man nicht entscheiden, aber man muß doch sagen: Wenn sie gewollt hätten, so hätten sie doch auch in vormärzlicher Zeit nach dem Norden gehen können. Nur über die Einstellung der Haderslebener Schüler können wir, wie schon erwähnt, urteilen.

Doch nicht alle schleswigschen Studenten sind 1848 zu einer klaren nationalen Entscheidung gekommen. 94 Schleswiger blieben während der Kriegsjahre auf deutschen Universitäten — nicht auf der Christian-Albertina —, und wenn man von den schweren Opfern des Erhebungskampfes spricht, wird man sie absetzen müssen.

Seit 1850 war der Besuch einer deutschen Universität stets eine nationale Entscheidung, die leicht für die Betreffenden böse Folgen haben konnte. Von der Haderslebener Schule sind alle Abiturienten nach Kopenhagen gegangen. Wer nach dem Norden ging, tat das aus nationaler Überzeugung oder aus praktischen Erwägungen. Ein lehrreiches Beispiel für diese beiden Einstellungen sind zwei Lehrersöhne aus der schleswigschen Landschaft Eiderstedt, die am 14. September 1860 Kopenhagener Studenten wurden[13]. Sie studierten Theologie und wurden 1867 Pastoren im nördlichen Teil des Bistums Schleswig. Als Kopenhagener Studenten haben beide die dänische Studentenmütze mit dem Dannebrog getragen, bis 1861 schleswigsche Studenten sich an den Kriegsminister wandten mit den sog. patriotischen Adressen, in denen steht, die Kieler Studenten seien „unterrichtet in Lüge und erzogen zum Meineid". Das konnte der eine nicht unterschreiben. Nun war kein Platz mehr für ihn — und die Kommilitonen, die gleichfalls nicht unterschrieben — in Dänemark; sondern zunächst fand er, aller bisherigen Stipendien verlustig, einen Deckplatz auf dem Dampfer, der ihn, an den

[11] *P. Lauridsen*, Da Sønderjylland vaagnede Bd. 1, 2. Auflage, 1919, S. 123; *P. Volquardsen* im Kieler Correspondenzblatt 1838, Nr. 5, 13—14.

[12] *Th. O. Achelis:* Aus der Geschichte des Haderslebener Johanneums, 1921, S. 67, Nr. 668.

[13] Festschrift für Otto Scheel, Beiträge zur deutschen und nordischen Geschichte, 1952, S. 166—175. — Archiv für Kulturgeschichte 18, 1928, S. 302—306; *Margarethe Wacker*, Pastor Emil Wacker, 1939, S. 6—8.

Schornstein geschmiegt, um nicht allzusehr zu frieren, nach Kiel brachte. An seine Eltern in Eiderstedt schrieb er damals: „Ich habe es stets gesagt: Meine Sprache ist deutsch, meine Dichter schrieben deutsch, mein Wesen ist deutsch und eben dadurch so schroff dem der Studenten hier gegenüberstehend; Mutter, Heimat, Vater sind mir deutsch und vieles mehr — nur das bißchen Bildung, das mein ist, ist zum Teil dänischen Ursprungs".

Seit der nationalen Erweckung geht der Riß durch die Familien. Von den Söhnen des Hardesvogts Christian Ludwig Ernst Stemann starb der ältere Carl Ludwig Friedrich August 1887 als Rechtsanwalt in Husum, sein Bruder Friedrich Julius Georg Wilhelm 1910 als Kontorchef im Kopenhagener Kultusministerium. Von den Söhnen des Apothekers Hans Heinrich Hansen wurde der eine Apotheker in Nästved, der andere übernahm die väterliche Apotheke in Hadersleben. Es ging dabei nicht immer, wie die Eltern gedacht und gehofft hatten. Der Hardesvogt, später Amtsrichter, Sarauw in Wiesby schickte seinen älteren Sohn auf die dänische Domschule in Ripen, den jüngeren auf die deutsche Domschule in Schleswig; der ältere wurde deutsch, der jüngere dänisch.

Unter dem Donner der Geschütze bei Düppel fand die Konkurrenz der Universitäten Kiel und Kopenhagen ein Ende. Vom 20. April bis zum 7. Mai 1864 trugen 5 ehemalige Kopenhagener Studenten sich in das Kieler Album ein, bis zum Jahreswechsel weitere 14. Der Besuch der nordischen Hochschule durch Schleswiger nahm ab, aber aufgehört hat er nicht. Immer wieder haben dänischgesinnte Eltern ihre Söhne auf Schulen im Königreich gesandt und diese sind dann in Kopenhagen Studenten geworden. Namentlich die Ripener Domschule ist von Schleswigern besucht worden[14]. Wie die beiden Lehrersöhne aus Eiderstedt ihr Leben lang ihrer nationalen Einstellung treu blieben, der eine mit allen Fasern seines Herzens ein Däne, der andere ein Deutscher, so gibt es zwischen Königsau und Eider zwei nationale Gesinnungen, seit an die Stelle des gesamtstaatlichen Denkens das nationale getreten ist.

[14] *V. Bloch*, Fortegnelse over Sønderjyder dimitterede fra Ribe Katedralskole, Progr. Ripen 1920; *B. Kornerup*, Ribe Katedralskoles Historie 2, 1952, S. 375.

Das Zeitalter des Absolutismus in heutiger Sicht (1945—1953)

Ein Forschungsbericht

Von Walther Hubatsch

Die Katastrophe des Krieges von 1939 bis 1945 hat überall in Europa die Frage gestellt, inwieweit das überlieferte Geschichtsbild fernerhin eine verpflichtende Geltung beanspruchen könne. Der tiefen Zäsur, die das Jahr 1945 in das historische Bewußtsein der europäischen Nationen eingeschnitten hat, entspricht die Grundsätzlichkeit einer aus vermeintlicher Erfahrung genährten Bereitschaft zu radikaler Lösung. Es hieße die Notwendigkeit einer fortwährenden lebendigen Entsprechung von Zeitgeist und Geschichtsbild leugnen, wenn der Historiker schon darin bedenkliche Zeichen sehen wollte. Fraglos hat die Öffentlichkeit einen Anspruch darauf, von dem Fachkenner Hilfen zu erhalten, um die Ursprünge für die Nöte der Zeit deuten zu können. Fragwürdiger schon ist die utopische Tendenz, nicht nur eine — berechtigte — Revision, sondern eine Revolution oder gar Vernichtung des bisherigen Geschichtsbildes zu verlangen. Wenn nun die Katastrophe des zweiten Weltkrieges ganz allgemein die überlieferten europäischen Geschichtstraditionen zu zersprengen drohte, so hat sie die Epoche vom Westfälischen Frieden bis zur Französischen Revolution in besonderem Maße zum Gegenstand einer scharfen Kritik werden lassen. Für die in Trümmern liegende europäische Staatenwelt bedeutete das Staatensystem des 17. Jahrhunderts kein Vorbild; die unter fortwährendem Druck der Staatsallmacht müde gewordenen Bewohner Europas glaubten in der Fürsten-Allmacht den Anfang des Übels zu sehen. Die neuauflebenden politischen Strömungen in Europa nach 1945 kamen entweder aus einer konservativen Tradition, die ständisch-föderalistisch bestimmt noch aus der vorabsolutistischen Periode stammte, oder aus einer fortschrittlichen Gesellschaftsauffassung, die ihre Wurzeln in der Französischen Revolution hatte. Die erstere Richtung war durch die Französische Revolution überwunden worden, ohne völlig abgestorben zu sein; die letztere hatte den — nicht nur absoluten — Fürstenstaat nach mehreren Anläufen vollständig besiegt. Beide Richtungen waren und sind erklärte Feinde des absolutistischen Staatsgedankens und nicht allein in Bezug auf die Gegenwart. Sie möchten am 17. und 18. Jahrhundert im wesentlichen nur das gelten lassen, was außerhalb der eigentlichen, jenes Zeitalter entscheidend bestimmenden Kräfte liegt. So wird der Absolutismus von zwei Seiten her in die Zange genommen; er erscheint nicht nur in der Gegenwart indiskutabel, sondern wird von

seinen historischen Voraussetzungen her in Frage gestellt. Dieses durchaus erklärbare Verhalten von Öffentlichkeit und Publizistik einem ganzen Zeitalter gegenüber hat sich bis heute noch nicht grundlegend verändert; es ist eine merkwürdige mißverstandene Fortwirkung des Historismus in breiten gebildeten Schichten, wenn die staatspolitischen Elemente der Gegenwart in so hohem Maße durch eine um Jahrhunderte zurückliegende Epoche beeinflußbar erscheinen. Eigentümlich bleibt sowohl bei der Wertung als auch bei der Entwertung geschichtlicher Tatsachen und Persönlichkeiten die Feststellung angeblicher Traditionslinien. So erfuhr die bekannte These von der Kontinuität deutschen Staatsdenkens von Luther über Friedrich den Großen und Bismarck zu Hitler gleichermaßen eine positive wie eine negative ideologische Ausprägung. Was hat nun aber die exakte, verantwortungsbewußte Forschung auf solche Meinungen und im besonderen auf die Probleme, die das Zeitalter des Absolutismus heute unserem für mancherlei historische Erscheinungen neu geschärften Blick stellt, zu antworten? Man wird sich nicht leichthin mit der Feststellung beruhigen dürfen, daß die wissenschaftliche Arbeit auch auf diesem Felde weitergeht. Ein aufmerksamer Vergleich etwa der Zeitschriftenliteratur zeigt, daß nur verhältnismäßig wenige Aufsätze der Erforschung des 17. und 18. Jahrhunderts gewidmet sind. Hinsichtlich der selbständigen größeren Werke soll hier schon vorweg bemerkt werden, daß die entscheidenden historiographischen Leistungen nach dem zweiten Weltkriege weder in Deutschland noch anderswo dem Zeitalter des Absolutismus gelten. *Reinhard Wittram* hat die Aufgabe so gesehen: „Die Geschichte des europäischen Absolutismus birgt so viel von unserem Schicksal, daß wir Grund haben, ihr immer von neuem denkend nachzugehen . . . Alles hängt davon ab, daß wir unterscheiden lernen, was an dieser Wirklichkeit bleibende geschichtliche Gegebenheiten sind, und was der von Epigonen dämonisierte späte Nachlaß ist, mit dem niemand sich abfinden darf.“ [1]

Es wäre zu viel verlangt, schon jetzt, acht Jahre nach dem Ausgang der Katastrophe, gültige Antworten erwarten zu wollen. Noch können die Ansätze nicht ausgereift sein; in der Bestandsaufnahme ist deshalb Altes neben Neuem zu finden. Auch bedeutet das Stichjahr 1945 keinen echten Einschnitt, weil damit nicht die Entstehungszeit einer Arbeit angegeben werden konnte, sondern lediglich das Erscheinungsjahr. Doch ist dieses insofern nicht ohne Bedeutung, als vom geistigen Konsum her und von der Zumutbarkeit bestimmter historischer Themen dem Publikum gegenüber gewisse Voraussetzungen gegeben sind, in denen sich die besondere Zeitsituation spiegelt. Raumgründe und bibliographische Schwierigkeiten schlossen eine vollständige Anführung der Titel von vornherein aus, doch glaube ich das Wesentliche nicht übersehen zu

[1] Formen und Wandlungen des europäischen Absolutismus (Glaube und Geschichte, Festschrift für Friedrich Gogarten). Gießen 1948.

haben.[2] Die modernste, aber knapp gefaßte Bücherkunde zur deutschen Geschichte von *Günther Franz* verzeichnet die wichtigste Literatur bis zum Jahre 1950.[3] Eine Anzahl von Titeln findet sich im 2. Band der Bibliographie über die Jahre 1939 bis 1945 von *Gerhard Ritter*.[4] Ein breiter angelegtes Literaturverzeichnis zur Geschichte des Absolutismus hatte der Verfasser in zwei Teilen mit insgesamt 3262 Titeln bearbeiten lassen, die in Maschinenschrift vervielfältigt vorliegen.[5] Neben den üblichen Bibliothekshilfsmitteln bot die Historische Zeitschrift in den Bänden 169 bis 176 (1949—1953) eine bequeme Einführung, insbesondere durch die Sammelbesprechungen über ausländisches Schrifttum. Einen ersten knappen Literaturbericht über Absolutismus und Aufklärung hat *Willy Andreas* im Jahre 1951 vorgelegt.[6] Um die Besonderheit des Ansatzpunktes des jeweiligen Verfassers besser würdigen zu können, ist eine regionale Betrachtungsweise gewählt worden, zumal die Fortwirkung der

---

[2] Vorliegender Forschungsbericht war schon bei Wiedererscheinen dieser Zeitschrift im Jahre 1950 den Herausgebern zugesagt worden, doch schien es ratsam, zunächst abzuwarten, wohin die historiographische Richtung namentlich in Deutschland sich wenden würde. Vielleicht ist auch der jetzige Zeitpunkt für eine abschließende Wertung der Arbeiten in den Nachkriegsjahren noch verfrüht; andererseits scheint die erste Phase mit der Besinnung auf die Aufgaben gegenüber der hier behandelten Epoche durchlaufen zu sein. Die Berichterstattung fußt auf mehrjähriger Vertrautheit des Verfassers mit den Forschungsproblemen, die er als ständiger Mitarbeiter der „Historischen Zeitschrift" für das Zeitalter des Absolutismus gewinnen konnte. Den Verlagen Aschendorff (Münster), H. C. Beck (München), Böhlau (Münster/Köln), Bruckmann (München), Duncker und Humblot (Berlin), de Gruyter (Berlin), Adolf Holzhausens Nfg. (Wien), Isar (München), I. C. B. Mohr (Tübingen), Ludwig Röhrscheid (Bonn), Benno Schwabe (Basel), Vandenhoeck und Ruprecht (Göttingen) ist für verständnisvolle Mithilfe zu danken. Verlage, die keine Rezensionsstücke zur Verfügung gestellt haben, sind in den Titeln nicht aufgeführt. Nicht erreichbar waren mir: *W. Eckhardt:* Das Zeitalter des Absolutismus (1950). — *K. Heyer:* Friedrich der Große und das Preußentum (Beiträge zur Geschichte des Abendlandes, Bd. 5, Teil 2, 1951). — *Friedrich Walter:* Männer um Maria Theresia. Wien 1951. — Zeitschriftenaufsätze konnten aus Raumgründen nicht berücksichtigt werden. — Einen Bericht über das ausländische wissenschaftliche Schrifttum der Jahre 1945 bis 1953 zum Zeitalter des Absolutismus hoffe ich demnächst folgen lassen zu können.

[3] Bücherkunde zur deutschen Geschichte. München 1951. Nr. 2233—2376 (S. 184—195).

[4] Die Deutsche Geschichtswissenschaft im Zweiten Weltkrieg. Bibliographie des historischen Schrifttums deutscher Autoren 1939 bis 1945. Hrsg. i. Auftr. d. Verbandes der Historiker Deutschlands und der Monumenta Germaniae Historica von *Walter Holtzmann* und *Gerhard Ritter*. Marburg/Lahn 1951. 2. Halbband, 512 S. Nr. 3866—4008 (S. 241—248). — Vgl. auch: Jahresberichte für Deutsche Geschichte, NF. 1, 1949, hrsg. v. *Albert Brackmann* und *Fritz Hartung*. Berlin 1952, 80 S.

[5] Bibliographie zur europäischen Geschichte im Zeitalter des Absolutismus 1648—1789. Hrsg. v. *Walther Hubatsch*. Heft 1: Deutsche Geschichte 1648 bis 1789, bearb. v. *Gerhard Jacob*. Heft 2: Geschichte Westeuropas 1648—1789, bearb. v. *Fritz Terveen*. 4° 71 u. 75 S., Göttingen, Historisches Seminar der Universität, 1950.

[6] Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 2/1951, S. 112—122.

nationalstaatlichen Traditionen in allen europäischen Ländern auch bezüglich der Aufgabenstellung der Geschichtswissenschaft unverkennbar ist.

In Deutschland eröffnete *Gerhard Ritter* im Jahre 1947 wieder die Diskussion um das Problem des Absolutismus mit der 5. umgearbeiteten Ausgabe seines Buches „Machtstaat und Utopie", das nunmehr unter dem bezeichnenden Titel „Die Dämonie der Macht" eine „Besinnung auf den welthistorischen Standort unserer eigenen Zeit" geben wollte.[7] Machiavelli als Wegbahner des modernen kontinentalen Machtstaates wird antithetisch Morus als Ideologen des englisch-insularen Wohlfahrtsstaates gegenübergestellt und die Auswirkungen auf die deutsche Staatsidee untersucht, wobei dem 18. Jahrhundert mit vollem Recht ein gewichtiger Platz eingeräumt wird. Damit war der entscheidende Anstoß für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den bewegenden Kräften des Absolutismus gegeben; Luthertum, Staatsraison, Rechtsstaatsgedanke bleiben bei Ritter — das wurde richtungweisend — nicht geistesgeschichtliche Größen, sondern wurden als politisch wirksame Kräfte bewertet. Der Absolutismus wurde dort angefaßt, wo er allein wirklich bewältigt werden kann, nämlich auf dem sicheren Boden der politischen Geschichte. Ritter konnte mit Fug erwarten, daß sein Werk auf angelsächsischer Seite Verständnis für die geschichtlichen Voraussetzungen des deutschen Staatsdenkens wecken würde; wenn dieses auch nicht in einem aktualisierbarem Maße geschehen sein mag, so war dadurch doch ein Standpunkt bezogen und ein Weg geöffnet, der einer weiteren Erforschung dieser Fragen näher führen konnte.

Mit ähnlich weiter Perspektive, mit der gleichen antithetischen Problemstellung kontinentaler und maritimer Politik, die unsere Gegenwart so schicksalhaft erfährt, enwickelt *Ludwig Dehio* seine Gedanken über Gleichgewicht oder Hegemonie.[8] Zwei von den vier Hauptteilen des Buches befassen sich mit dem Staatensystem von Philipp II. bis zur Französischen Revolution. Auch hier ist die Politik, schärfer noch: die Außenpolitik, Gegenstand der Betrachtung; auch hier ist die Frage aus der Not der Gegenwart erwachsen, aber: „In Enge und Angst unserer heutigen Lage sollten wir nicht freiwillig in einer Art von Panikstimmung mehr von unseren Denkgewohnheiten preisgeben, als gewissenhaftes Wahrheitsstreben erfordert" (S. 11). Ein bitter nötiges Wort der Mahnung in der damaligen Verwirrung! Hier wurde eine Orientierung an der „Kerntradition deutscher Geschichtsbetrachtung" gegeben und an Ranke angeknüpft, aber aus der Fragestellung unserer Zeit der Blick erweitert

[7] Die Dämonie der Macht. Betrachtungen über Geschichte und Wesen des Machtproblems im politischen Denken der Neuzeit. 5. umgearbeitete Auflage des Buches „Machtstaat und Utopie". Stuttgart 1947, 256 S. — Vgl. auch *Leonhard von Muralt:* Machiavellis Staatsgedanke. Basel 1945. 228 S.

[8] Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte. Krefeld 1948. 247 S.

von dem europäischen zu einem Weltstaatensystem, das in seinen Ursprüngen aufgespürt und in dem Spannungsverhältnis der Land- und Meerbezogenheit gesehen wird. Hegemonie als immanentes politisches Ziel von Spanien, Habsburg, Ludwig XIV., mit Einschränkungen auch von Preußen und Rußland; Gleichgewicht als politisches System der Seemächte — nicht nur Englands — mit der unausgesprochenen Tendenz zur Welthegemonie: Das ist ein ebenso kühnes wie klares, ja eiskaltes Gedankengebäude, das im großen überzeugt, das im einzelnen der Nachprüfung bedarf. Ein wie stets von glänzenden Formulierungen randvoller, höchst anregender, aber nicht in gleichem Maße stichhaltiger Vortrag über dasselbe Thema von *Rudolf Stadelmann* ist erst nach seinem Tode gedruckt worden.[9] Gegenüber Dehio's wohlabgewogener Konstruktion wirkt Stadelmanns Begriff eines „gelenkten Gleichgewichts" und seine Paarungen des „dualistischen Gleichgewichts" in der neueren Staatengeschichte wie ein brillantes Feuerwerk, das anstelle handfester Verbindungen nur Schall und Rauch hinterläßt.

Schon sehr früh, im Jahre 1948, hat *Fritz Wagner* die seit dem Kriege bisher immer noch einzige Gesamtdarstellung der europäischen Geschichte im Zeitalter des Absolutismus der Öffentlichkeit übergeben können.[10] Das Werk fand kein aufgeschlossenes Publikum. Aber es war gerade deswegen eine mutige, notwendige Tat. Wagner hatte sich längst als hervorragender Kenner dieser Zeit ausgewiesen und war gut gerüstet auf den Plan getreten. In Wagners Werk überwiegt mit Recht die politische Geschichte unter Einbeziehung der inneren und Wirtschafts-Politik; doch wurde der Rahmen ebenfalls über das europäische Staatensystem hinaus gespannt. Das flüssig geschriebene Buch bot sich geradezu an, gelesen zu werden und zuverlässige Kenntnisse zu vermitteln von dem, was in langer Traditionsreihe an geschichtlichem Stoff als überlieferungswürdig erkannt worden ist. Zugleich spricht aus ihm die Forschung. Bei aller Eigenständigkeit weicht Wagner keinen Schritt vor unwissenschaftlichen Gegenwartsforderungen zurück; das dargestellte Zeitalter behält sein eigenes Gesicht, es gibt keine Tüfteleien *ex eventu*. Die Sauberkeit und die Verantwortung, die hier die Lebendigkeit der Darstellung nicht einschränken, wirkten in der Situation des Erscheinungsjahres erfrischend und anspornend. Das ist das hohe Verdienst des Buches, dem man heute schon nachsehen kann, daß es aus verlagstechnischen Gründen eines wissenschaftlichen Apparates und Literaturverzeichnisses entbehrt. Koser, Immich und Hartung konnten freilich und sollten auch nicht ersetzt werden. Ein modernes Handbuch steht noch aus, bedarf aber zur Bearbeitung ruhigerer Zeiten, als sie Wagner zur Verfügung standen. Auf die Beiträge in den neueren Sammelwerken (A. O.

[9] Hegemonie und Gleichgewicht. Zum Problem der außenpolitischen Ordnung Europas. (Geschichte und Politik Heft 1). Schloß Laupheim (Württ.). 1950. 19 S.

[10] Europa im Zeitalter des Absolutismus 1648—1789. (Weltgeschichte in Einzeldarstellungen). München 1948. 358 S.

Meyer, Gebhardt, Rassow) einzugehen ist hier nicht der Ort. Eine willkommene technische Unterstützung erhält der Historiker durch das Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden. Dem ersten 1936 in Oldenburg erschienenen Band, der den Zeitraum von 1648 bis 1715 umfaßt, ist 1950 die gleich sorgfältig bearbeitete Fortsetzung (bis zum Hubertusburger Frieden) in der Schweiz gefolgt.[11]

Die deutsche Öffentlichkeit wurde durch die Dreihundertjahrfeier des Westfälischen Friedens wieder auf die Probleme unseres Zeitalters gelenkt, dem bereits in einer verzweifelt ähnlichen Lage das *„pax optima rerum"* als eine nie erreichte Lebensdevise vorschwebte. Das war ein Grund mehr für einen so ausgezeichneten Fachmann der Diplomatiegeschichte des 17. Jahrhunderts wie *Max Braubach*, eine nüchterne, quellenmäßig fundierte Schilderung der Vorverhandlungen und des eigentlichen Friedenswerkes zu geben.[12] Das Vertragsinstrument selbst wird kritisch beleuchtet und die geistigen ebenso wie die politischen Strömungen der Zeit,die den Friedensschluß so lange verzögert, ihn aber schließlich doch herbeigeführt haben, sichtbar gemacht. Eine grundlegende Monographie ist Braubachs kleines Werk nicht; eine solche hat uns das Jubiläumsjahr 1948 — wohl aus zeitbedingten Gründen — nicht gebracht. Aber einen bedeutenden und gerade auch in die Jetztzeit wirkenden neuen Ansatz gibt Braubach durch seinen unbeirrbaren Blick für die tatsächlichen Vorgänge. Er sieht dem politischen Treiben der Zeit als scharfer Beobachter zu und verfällt weder romantischer Verniedlichung noch dem Genrestil früherer Kulturhistoriker. So leistet das Büchlein auch der Gegenwart einen echten politischen Dienst. Diese Wendung zur Wirklichkeit hat dann *Braubach* in seinem umfangreichen Werk „Kurköln. Gestalten und Ereignisse aus zwei Jahrhunderten rheinischer Geschichte"konsequent vollzogen.[13] Hier handelt es sich nicht um eine der üblichen landesgeschichtlichen Darstellungen, sondern um ein großartiges Zeit- und Sittengemälde, bei dem Lichter und Schatten gut verteilt sind. Das kurkölnische Territorium steht beispielhaft für die deutschen Landesfürstentümer im 17. und 18. Jahrhundert im Schnittpunkt von Betrachtungen, die von der ganzen Fülle der überlieferten Selbstzeugnisse der Zeit gespeist werden. Der barock überquellende Reichtum an Personen und Begebnissen ist meisterhaft gebändigt, die natürliche Freude am Erzählen verliert sich nicht in Abschweifungen; immer bleiben Brau-

[11] Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden (1648). Hrsg. unter Leitung von *Leo Santifaller* . . . von *Friedrich Hausmann*. II. Band (1716—1763). Zürich 1950. XXIII, 704 S.

[12] Der Westfälische Friede. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster Westf. 1948. 80 S., 8 Abb. auf Tafeln, kart. DM 3,50. — Vgl. ferner: Pax optima rerum. Unter Mitwirkung von . . . hrsg. v. *Ernst Hövel*, Münster 1948, 292 S.

[13] Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster Westf. 1949. 543 S. 15 Abb. auf Tafeln. Halbl. DM 17,50.

bachs Aussagen prägnant und zuverlässig unterbaut. Das will bei einem so weitschichtigen Stoff und den Ansprüchen, die der Verfasser an sich selbst stellt, schon etwas bedeuten. Große und kleine Politik, Personalgeschichte und Hofklatsch, Kunst und Musik, geistlicher Ernst und amouröse Leidenschaften, Wirtschaftsprobleme und militärische Fragen könnten einen weniger disziplinierten Bearbeiter verwirrt haben. Eine minutiöse Forscherarbeit in den Archiven war die Voraussetzung dafür, sie sichert aber auch dem Verfasser den nüchternen, ja kritischen Blick, so daß er sich nicht in seinen Gegenstand verliebt, sondern bei aller Hervorhebung menschlicher Züge mit Distanz erzählt, auch das Häßliche nicht verschweigt. Der Fortschritt wird sogleich sichtbar, wenn ältere Werke zu demselben Thema herangezogen werden, die sich vornehmlich auf die Schilderung der kulturellen Leistungen Kurkölns erstrecken. Als eine Nebenfrucht seiner Studien veröffentlichte *Braubach* die für das 18. Jahrhundert in Rheinland-Westfalen so aufschlußreiche „Chronik meines Lebens" des Freiherrn von Spiegel zum Diesenberg.[14] Weniger glücklich sucht *Ernst Marquard* eine Art Ehrenrettung des vielumstrittenen kriegerischen Fürstbischofs von Münster, Christoph Bernhard von Galen, durchzuführen, wenn auch die politische Welt Westeuropas nach 1648 recht plastisch dargestellt ist.[15] Freilich kann die kleine Schrift nicht die Farbigkeit Braubachs erreichen. Geschlossener noch als dessen Einzelbilder der Kurkölner Geschichte wirkt eine ähnlich umfangreiche Arbeit über Kurbayern, die *Hans Rall* für etwa die gleiche Periode von 1745 bis 1801 vorlegt.[16] Die Untersuchung ist 1937 „aus der allgemeinen Frage nach der Begründung der Ordnung im Staat" (S. V) begonnen worden. Es war ganz natürlich, daß der Zusammenbruch von 1945 den Blick auch der Geschichtsschreiber zunächst wieder auf den Heimatboden als den Ursprung gelenkt hat. Diese Hinwendung zu den Anfängen, zu dem begrenzteren Kreis, ist eine zeitlang in der deutschen Historiographie durchweg zu beobachten gewesen und im einzelnen sehr lehrreich. Das Buch von Rall hat aber noch einen ganz anderen, wichtigen und als Beitrag der jüngeren Historikergeneration unüberhörbaren Akzent. Die Hauptteile seiner Arbeit stellen die Frage nach dem Verhältnis Kurbayerns zum Reich und sie beschäftigen sich mit den Grundlagen der kurbayerischen Landeshoheit. Nichts ist für die zweite Hälfte des 18. Jahr-

[14] Die Lebenschronik des Freiherrn Franz Wilhelm von Spiegel zum Diesenberg. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Rheinland-Westfalen. Mit Einleitung hrsg. v. *Max Braubach* (Veröff. d. Hist. Kommission d. Provinzialinstituts f. westf. Landes- und Volkskunde XIX. Westfälische Briefwechsel und Denkwürdigkeiten Bd. IV), Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster Westf. 1952. VIII, 260 S. 1 Tafel, 1 Faltblatt gbd. DM 14,—

[15] Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof von Münster. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster Westf. 1951. 75 S. 1 Abb. kart. DM 2,90.

[16] Kurbayern in der letzten Epoche der Alten Reichsverfassung 1745—1801. (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 45) München, C. H. Beck, 1952. XXIII, 640 S.

hunderts in allen deutschen Territorien kennzeichnender als diese Polarität, die längst eine zusammenhängende Darstellung für das gesamte Reichsgebiet verdiente. Die steigende Selbstbewußtwerdung der deutschen Territorien und die immer noch so zahlreichen Bindungen an das Reich sind der charakteristische Zustand, in dem sich gerade die Kurfürstentümer in der Epoche zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Aufstieg Napoleons befanden. Rall ist diesem Problemkreis mit größter Sorgfalt, auf ein reiches Material gestützt, nachgegangen; er hat damit eine vorbildliche Arbeit geleistet, die noch für manche anderen Reichsterritorien jener Zeit nachgeholt werden muß.

Die Territorialgeschichte, zunächst vielfach als eine Ausweichmöglichkeit vor der verdächtig gewordenen politischen Geschichtsschreibung aufgefaßt, ist somit wieder mit den großen bewegenden Kräften der Zeit in Verbindung getreten. Nicht anders verhält es sich mit der Kultur- und Kunstgeschichte, die von allem staatlichen Umbruch unberührt zu sein schien und ihre Kontinuität in rein ästhetischen Bereichen so lange zu bewahren vermochte, bis sie sich in Freiheit wieder den Hauptproblemen zuwenden konnte. Die künstlerischen Ausdrucksformen, die das 17. und 18. Jahrhundert in Europa hervorgebracht haben, gelten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts unbestritten als hochwertig. Seit einigen Jahrzehnten war bereits das Bestreben erkennbar, den Begriff „Barock" als Kennzeichnung für die gesamte kulturelle und politische Äußerung einer zeitlich gesehen zusammenhängenden Epoche zu verwenden. Man hat deshalb bisweilen lieber von einem Zeitalter des Barock als von einem Zeitalter des Absolutismus gesprochen, ohne zu bedenken, welche engen Verflechtungen zwischen Staatsauffassung und künstlerischer Gestaltung gerade in jener Zeit bestanden haben. Zudem tritt das Kunstprinzip des Barock selbst mit einem durchaus absolut zu nennenden Geltungsanspruch auf; der Prunkliebe und der Würde der Majestät kommt keine andere Stilrichtung so weit entgegen. *Johannes Bühler* hat in richtiger Einschätzung dieser Zusammenhänge den 4. Band seiner deutschen Geschichte, den er „Das Barockzeitalter" überschreibt, in zwei gleich starken Teilen aufgebaut.[17] Der erste Teil umfaßt die politische Geschichte vom Augsburger Religionsfrieden — also ungewöhnlich weit zurückgreifend — bis zum Regierungsantritt Friedrich des Großen, was einem üblichen Einschnitt u. a. des älteren Onckenschen Geschichtswerkes entspricht. Der zweite Teil behandelt Wirtschaft, soziale Verhältnisse, Kunst (wobei dem Abschnitt „Barock" nur gut 30 der insgesamt 500 Seiten des Buches gewidmet sind) und ein bemerkenswertes Kapitel „Seelen- und Geistesleben". Obwohl das handbuchartig abgefaßte Werk sich durch eine Vielzahl von Fragestellungen auszeichnet, ist es doch nicht gelungen, die Anschauung von einer einheitlichen Epoche zu vermitteln (wie es etwa Paul Fleming mit seinem 1937 erschienen Werk „Deutsche Kultur im Zeitalter des Barock" erreicht hat); die Kapitel stehen ohne rechte Beziehung

[17] Berlin 1950. VIII, 499 S., 16 Tafeln.

nebeneinander, der Stil ist spröde, die Probleme werden nicht vertieft und durchdrungen. Während aber Bühler anstrebt, die Epoche in allen ihren Lebensäußerungen zu erfassen, beschränkt sich *Richard Benz* auf ästhetische und kunstgeschichtliche Erörterungen.[18] Eigentlich zu Unrecht. Denn eine zunächst recht speziell anmutende Studie von *Hans Tintelnot* über die barocke Freskomalerei in Deutschland liefert neben der glänzenden Abhandlung des Hauptthemas ungeahnte Beiträge zur politischen Auffassung der Zeit.[19] Bisher höchstens in der Motivgeschichte der Barockkunst bekannte, für die allgemeine Geschichte aber noch so gut wie unerschlossene Bezüge eröffnen sich vor allem in dem 6. Kapitel über die Bedeutung der Themen und Programme in den deutschen Barockfresken. Hier wird aus der sorgsamen Verarbeitung von Kunstwerken und schriftlichen Quellen ein ganz neues Feld erschlossen, für das der politische Historiker seiner Nachbardisziplin aufrichtig Dank zu sagen hat. Die genealogischen, dynastischen und historischen Themengruppen der deutschen Barockmalerei, die Krönungs- und Verherrlichungsidee mit ihrer propagandistischen Historiendeutung — das sind wichtige Arbeitsergebnisse, an denen eine Geschichte des Absolutismus nun nicht mehr vorübergehen darf. Für das Problem der Fortwirkung des Reichsgedankens im Deutschland des 18. Jahrhunderts und für die Herausbildung des staatlichen Selbstbewußtseins der Territorialfürstentümer ist Tintelnots Arbeitsansatz umso wichtiger, als er die schwierige Frage nach der Publikumswirkung barocker Programme nicht umgeht. Gerade das lange Andauern barocker Themenkreise in Deutschland, die stark vom Auftraggeber beeinflußt waren, machen das hervorragend ausgestattete Werk zu einer notwendigen Ergänzung unserer bisherigen Anschauungen von jenem Zeitalter.

Während es auf dem ästhetischen Wege über die Kunstgeschichte möglich ist, der heutigen Generation verhältnismäßig leicht einen unmittelbaren Zugang zu einer ganz fremden Epoche zu erschließen, ist der Literatur- und vollends der speziellen Geistesgeschichte des Barockzeitalters eine solche Wirkung im allgemeinen versagt. Jedoch wurde die 300. Wiederkehr des Geburtstages von Gottfried Wilhelm Leibniz der äußere Anlaß, um diesen Denker auch bezüglich seiner historischen und politischen Interessen zu würdigen. Rechtzeitig im Jubiläumsjahr 1946 erschien die Studie von *Liselotte Richter* über das Rußlandbild dieses universalen Geistes.[20] Gestützt auf den umfangreichen Leibniz-Nachlaß, zeichnet die Verfasserin ein liebevolles Bild von Leibniz' Meinungen über Rußland, ohne diese mit Abstand zu betrachten oder gar kritisch zu prüfen. Gleichwohl führt die Arbeit über die bisherigen Forschungen hinaus und gibt

[18] Deutscher Barock. Kultur des achzehnten Jahrhunderts. Erster Teil. Stuttgart 1949. 559 S.

[19] Die barocke Freskomalerei in Deutschland. Ihre Entwicklung und europäische Wirkung. Verlag F. Bruckmann, München 1951. 341 S., 166 Abb., 3 Karten und 8 Farbtafeln DM 48,—

[20] Leibniz und sein Rußlandbild, Berlin 1946. 162 S., 9 Tafeln.

einen guten Ansatz für jede weitere Beschäftigung mit diesem Thema. Ebenfalls aus Anlaß des Säkularjahres erschienen unter der Redaktion von *Erich Hochstetter* seit 1946 Einzelbeiträge zur Deutung des umfassenden Lebenswerkes von Leibniz. In der 2. Lieferung hat *Ernst Benz* das gleiche Thema wie L. Richter behandelt, freilich mehr von der Religions- und Kirchengeschichte her, wobei die Entwürfe von Leibniz für eine Kirchenunion von einigem Interesse sind, während die politischen Fragen nicht so sehr zu dem Anliegen des Verfassers gehören.[21] In der gleichen Hochstetterschen Reihe hat im 8. Beitrag *R. Franz Merkel* das Interesse von Leibniz für China dargelegt[22], während die für unsere Betrachtung wichtigste Arbeit dieses Sammelwerkes von *Werner Conze* verfaßt ist, der über Leibniz als Historiker unter Heranziehung von bisher noch nicht erschlossenen Quellen ein vielseitiges Bild der historiographischen Bemühungen von Leibniz gewinnen konnte.[23]. Über dessen Geschichtsauffassung und die Vorgeschichte der Erwerbung der hannoverschen Kurwürde ist neben anderem neues Material in dem 4. Band der Akademie-Ausgabe von Leibniz' Briefwechsel enthalten, der nach dem Kriege in der bisherigen Art weiter erschien und bis zum Oktober 1687 fortgeführt ist.[24] Der Zürcher Privatdozent *Rudolf W. Meyer* ist mit neuen Fragestellungen an Leibniz herangetreten, wenn er ihn auf der Basis der „Gesprächslage" im 17. Jahrhundert daraufhin ansieht, was er als „verantwortlicher" Denker zu sagen hat.[25] Der Historiker wird die Meinung des Verfassers, „was auf der politischen Bühne sich abspielt, sind nur die letzten Konsequenzen eines hintergründigen und verworrenen Kampfes von Ideen und Weltanschauungen" (S. 32) durchaus nicht überall teilen können; der Verfasser übersieht vielmehr die Wirkung der politischen Energien, die wachsame Erfassung des Augenblicks zum politischen Handeln. So müssen Meyers historische Betrachtungen, die immerhin breit in die Untersuchung hineingenommen sind, doch an der Oberfläche bleiben, obwohl das Thema von großer Bedeutung und die geistige Zeitlage gut erfaßt ist. — Erst im Jahre 1951 konnte die nachgelassene Leibniz-Studie von *Kurt Huber* erscheinen und damit eine Ehrenpflicht gegenüber dem Autor erfüllt werden.[26] Die Aufgabe war, ein „kurzes Lebensbild dieser rätselhaftesten Gestalt der deut-

---

[21] Leibniz und Peter der Große. Der Beitrag Leibnizens zur russischen Kultur-, Religions- und Wirtschaftspolitik seiner Zeit. (Leibniz zu seinem 300. Geburtstag. Lieferung 2). Berlin 1947. 88 S.

[22] Leibniz und China. (Leibniz zu seinem 300. Geburtstag. Lief. 8). Berlin, de Gruyter, 1952. 38 S. kart. DM 5,20.

[23] Leibniz als Historiker. (Leibniz zu seinem 300. Geburtstag. Lief. 6). Berlin 1951.

[24] Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel. Hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 4. Band: 1684—1687, Berlin und Leipzig 1950. LVI, 752 S.

[25] Leibniz und die europäische Ordnungskrise. Hamburg 1948. 320 S.

[26] Leibniz. Hrsg. v. Inge Köck und Clara Huber. 451 S. 1 Bildtafel. München 1951.

schen Philosophie" zu entwerfen. Eine streng wissenschaftliche Biographie wird ohnehin erst möglich sein, wenn die kritische Gesamtausgabe der Schriften und Briefe abgeschlossen ist. So bleibt ein — durchaus anspruchsvoller — biographischer Abriß, gegliedert nach dem äußeren Lebensweg. Einige kleine Studien, die ursprünglich für einen nicht mehr vollendeten 2. Band gedacht waren, sind im Anhang gedruckt. Das erschütternde Nachwort berichtet, unter welchen Verhältnissen der im Juli 1943 aus politischen Gründen umgebrachte Münchener Gelehrte die letzte Hand an das Manuskript gelegt hat.

Auf das Leibniz-Jahr folgte in kurzem Abstand das Goethe-Jahr 1949 und brachte mit der Erinnerung an den 200. Geburtstag des Dichters eine Fülle von Literatur, aus der diejenigen Arbeiten für den Historiker ein besonderes Interesse verdienen, die sich mit Goethes amtlicher Tätigkeit befassen. Das Staatsarchiv Weimar veröffentlichte den ersten bis zum Jahre 1786 reichenden Band von Goethes amtlichen Schriften.[27] Diese verdienstvolle, mit allen Mitteln der modernen Quellenkritik von *Willy Flach* durchgeführte Edition erschließt ein neues Gebiet von Goethes Leben, das die Weimarer Ausgabe bisher nur ganz unzulänglich gestreift hatte. Gewiß sind die eigenhändigen amtlichen Schriften Goethes gering, aber eine Vorstellung von Goethes Tätigkeit als Minister im geheimen Rat kann allein durch diese, auf 8 Bände berechnete Ausgabe gewonnen werden; deren Auswertung für Goethes politische und Lebens-Anschauungen wird dann eine spätere Aufgabe sein. Von der Person Goethes abgesehen gibt der mühsam rekonstruierte Aktenbestand eine ungewöhnliche Anschauung der Verwaltungspraxis eines kleinen deutschen Territoriums am Ende des 18 Jahrhunderts. *Willy Flach* hat die Einleitung zu seiner Edition, vermehrt um ausgewählte Dokumente und ein Literaturverzeichnis, als Sonderveröffentlichung vorgelegt.[28] Mit demselben Themenkreis beschäftigt sich *Hans Tümmler*, der Goethes politische Tätigkeit in den Jahren 1778 bis 1790 zusammen mit einer anderen Studie unter dem Titel „Aus Goethes staatspolitischem Wirken" behandelt.[29] Eine klare Linie in Goethes Verwaltungstätigkeit vermag jedoch Tümmler nicht zu entdecken. Goethe ist eben doch letztlich nicht selbstverantwortlicher Minister gewesen, sondern das Weimarer Regierungssystem war ganz auf die Person von Carl August zugeschnitten. Da wird es von Bedeutung, daß nunmehr endlich unter der Herausgeberschaft von

---

[27] Goethes amtliche Schriften. Bd. 1: Goethes Tätigkeit im Geheimen Consilium, Teil 1: Die Schriften der Jahre 1776—1786. Bearbeitet von *Willy Flach*. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1950. CVI, 462 S.

[28] Goetheforschung und Verwaltungsgeschichte. Goethe im Geheimen Consilium 1776—1786 (Thüringische Archivstudien Bd. 3). Weimar 1952. 165 S.

[29] Aus Goethes staatspolitischem Wirken. Historische Studien (Schriften der Ortsvereinigung Essen der Goethe-Gesellschaft in Weimar, Heft 6). Essen 1952. XII, 108 S. — Vgl. ferner: *Hans Eberhardt:* Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens (Thür. Archivstudien Bd. 1). Weimar 1951, 104 S.

Willy Andreas der erste von 3 Bänden des Politischen Briefwechsels von Carl August vorgelegt werden konnte. Für die 12 Jahre von 1778 bis 1790 hat der Bearbeiter *Hans Tümmler* 546 Quellenstücke zusammengebracht, weitere sind in den Anmerkungen genannt.[30] Auch für diese Edition gilt, daß sie die Politik eines sonst kaum beachteten Kleinstaates in Einzelheiten erschließt; aber auch die großen Begebnisse, wie der bayerische Erbfolgekrieg, vor allem der Fürstenbund und die Pläne zur Festigung der Verfassung des Reiches, spiegeln sich darin mit einer bisweilen gut gelungenen Charakteristik politischer — nicht nur weimarischer — Persönlichkeiten. Leider ist das durch die Kriegswirren mehrfach zerstörte Werk nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, die in geeigneter Weise vervielfältigt werden müßten, zumal der 2. Band (1790—1807) im Manuskript bereits vorliegt. Dem Historiker sehr willkommen ist der von *Wilhelm Mommsen* erstmalig unternommene Versuch, die politischen Anschauungen Goethes im Zusammenhang darzustellen.[31] In dem ersten der 3 Teile des Buches werden der junge und der Weimarer Goethe in ihrem Verhältnis zu Staat und Reich, zu Österreich und Friedrich dem Großen dargestellt, für die Grundlegung der Goetheschen Staatsauffassung die wichtigste Periode, da er darin zeitlebens dem 18. Jahrhundert verhaftet blieb. — Daß nach 1945 der 5. Band der auf 14 Bände berechneten historisch-kritischen Ausgabe der sämtlichen Werke von Justus Möser erscheinen konnte, sei hier wenigstens vermerkt; wann die von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen begonnene Ausgabe ihre Weiterführung finden wird, bleibt leider immer noch ganz ungewiß.[32]

Die Weltanschauung der deutschen Aufklärung stellt *Hans M. Wolff* mit wenig glücklicher Hand in der Auswahl seiner Gewährsmänner (u. a. Joh. Ad. Hoffmann, Canitz, Neukirch, Brockes usw.) zu einem blassen Umrißbild zusammen.[33] Der mehr konstruierte als klare Aufbau bringt eine Aneinanderreihung von Einzelbeiträgen zum Thema, die kaum den anspruchsvollen Titel rechtfertigen. Dagegen bietet *Heinz Gollwitzer* mit seiner Frage nach dem Europagedanken im 18. Jahrhundert einen völlig neuen, wenn auch stark zeitbedingten Ansatz.[34] Das Zeitalter der

---

[30] Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August. Unter Benutzung der Vorarbeiten *Ulrich Krämers*, bearb. v. *Hans Tümmler*. Bd. 1: Von den Anfängen der Regierung bis zum Ende des Fürstenbundes, 1778 bis 1790. Leipzig 1945. XIX, 618 S. (Carl August von Weimar, Quellen und Darstellungen zu seiner Geschichte. Hrsg. v. *Willy Andreas*. 3. Abt.: Polit. Briefwechsel). Die Veröffentlichung der weiteren Bände wird die Münchener Historische Kommission übernehmen.

[31] Die politischen Anschauungen Goethes. Stuttgart 1949, 314 S.

[32] Justus Mösers Sämtliche Werke. II. Abteilung Bd. 5 Patriotische Phantasien II. Oldenburg u. Berlin 1945. 309 S. 1 Porträt.

[33] Die Weltanschauung der deutschen Aufklärung in geschichtlicher Entwicklung. München 1949. 267 S.

[34] Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. C. H. Beck, München, 1951. 464 S.

Aufklärung gibt, wie in anderen europäischen Ländern, so auch in Deutschland, einen fruchtbaren Nährboden für eine vermeintliche Rationalisierung der überkommenen staatlichen Verhältnisse ab und damit den Ansatzpunkt für ungebundene politische Kombinationen, die sich auf den ganzen Erdteil erstrecken, der freilich damals schon seine Alleingeltung in der Staatenwelt einzubüßen begann. Zahlreich sind die Publizisten und Gelehrten, die von ganz verschiedenen Bereichen her bald leidenschaftlich, bald kühl abwägend, einen politischen Begriff „Europa" mehr oder weniger klar durchdenken und verbreiten. Ob dabei ihre Positionen stets einwandfrei zugeordnet werden können, mag dahingestellt bleiben; werden sie lediglich nach ihrer Ergiebigkeit für ein Europabild beurteilt, so können allzu leicht Fehlzeichnungen entstehen. Die politische Aussage des nicht im letzten Sinne verantwortlichen Publizisten müßte zu der Durchführbarkeit seiner Ideen in ein Verhältnis gebracht werden. Damit würde jedoch ein neuer, kritischer Maßstab bei der Beurteilung der Europa-Konzeption des 18. Jahrhunderts anzulegen sein, der dem sehr anregenden Buch noch fehlt. Innerhalb der Ideengeschichte des 17. Jahrhunderts wird Hugo Grotius allgemein als Begründer des modernen Völkerrechts gefeiert. Daß dieses nur sehr bedingt zutrifft, will die temperamentvoll vorgetragene Studie von *Paul Ottenwälder* nachweisen.[35] Vielmehr wird Grotius in die Tradition gestellt, die von der scholastischen Staatslehre der Gegenreformation ausgeht; eine Auffassung, die der heutigen Meinung wenig entgegenkommt, die in Grotius wie nach dem ersten Weltkriege ein Symbol der Völkerverständigung sehen möchte. Gerade deswegen wird aber dem Historiker eine kritische Darlegung der Rechtslehre des Niederländers willkommen sein, wenn sie auch von einem nicht geleugneten katholischen Standpunkt her unverkennbar bestimmt wird. Der anregenden Untersuchung Ottenwälders tritt jetzt eine knappe Beschreibung des Lebens von Grotius ergänzend zur Seite, die der Richter im Haager Internationalen Gerichtshof, *W. J. M. van Eysinga*, verfaßt hat und die Werner Kaegi deutsch zum Druck befördern konnte.[36] Sie ist recht geeignet, einen weiteren Kreis Gebildeter mit dem bedeutenden Holländer bekannt zu machen; die Lebensbeschreibung läßt vieles an Begebenheiten und Persönlichkeiten sichtbar werden, so daß das vornehm ausgestattete kleine Werk zugleich eine Einführung in manche Probleme des 17. Jahrhunderts sein kann. Mit vollem Recht hat Werner Kaegi geklagt, daß seit dem 19. Jahrhundert mit zunehmender Entfernung vom Lateinischen die Kenntnis der Gebildeten über Grotius dahinschwand. Dem sucht *Walter Schätzel* dadurch zu begegnen, daß er sich der Mühe unterzog, das Hauptwerk des Grotius *De Jure Belli ac Pacis* zu über-

---

[35] Zur Naturrechtslehre des Hugo Grotius. J. C. B. Mohr, Tübingen, 1950. XI, 133 S. Kart. DM 12,—

[36] Hugo Grotius. Eine biographische Skizze. Mit einem Vorwort von Werner Kaegi. Benno Schwabe u. Co. Basel, 1952. 140 S. Ganzl. SFr. 9,50.

setzen, herauszugeben und mit einer Einleitung zu versehen.[37] Damit besitzen wir neben der Leidener Ausgabe von 1939 und der Oxforder englischen Übersetzung von 1925 nunmehr eine gültige deutsche Fassung dieses Werkes, das trotz seiner heute doch fast vergessenen Vorläufer ein Fundament des internationalen Rechts geworden ist.

Alle diese in jedem einzelnen Falle so wichtigen Arbeiten dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf dem Wege der Ideen- und Geistesgeschichte das Phänomen Absolutismus letzthin nicht zu erkennen ist. Der Altmeister der brandenburg-preußischen Geschichte dieses Zeitalters, *Fritz Hartung*, ist es gewesen, der auf die Erforschung der politischen Geschichte mit Nachdruck zurückgelenkt hat. Sein Aufsatz *L'état c'est moi*, mit dem die „Historische Zeitschrift" nach dem Kriege wieder eröffnet wurde, hat deshalb programmatischen Wert.[38] Es ist erfreulich, aus dem soeben vorgelegten Buch von *Erich Hassinger* über Preußen, Rußland und Schweden im Nordischen Krieg zu ersehen, daß die Diplomatiegeschichte in Deutschland weiter bearbeitet wird und keineswegs, wie bereits angenommen wurde, an eine ältere Generation gebunden war.[39] Hassingers Buch steht in seiner Absicht der Tradition der Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte recht nahe. Das Werk des kenntnisreichen Verfassers ist auch deshalb von Bedeutung, weil es neben den Archivalien aus Dresden, Krakau, Stockholm und Wien heute nicht mehr zugängliche Aktenbestände des Preußischen Geheimen Staatsarchivs Dahlem und des Staatsarchivs Danzig verarbeitet. Obwohl Dänemark, Holstein-Gottorp und Polen in dem unglücklich gewählten Titel nicht genannt werden, sind sie natürlich mit ihren diplomatischen Aktionen ausführlich behandelt. Hassinger hat Droysens Geschichte der Preußischen Politik in allen Einzelheiten an Hand von Archivmaterial überprüft und eine gründliche, aber umständliche und weitläufige Schilderung der zahlreichen und so oft unergiebigen Gesandtschaften und Verhandlungen zwischen den Ostseemächten am Anfang des 18. Jahrhunderts bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. in Preußen gegeben. Damit ist zwar ein zuverlässiges Gerüst für unsere Kenntnisse über jene Zeit gewonnen, aber niemand wird nach der oft quälend anstrengenden Lektüre behaupten können, daß der Verfasser seinen zähen Stoff wirklich bewältigt hätte. Die Darstellungsart weist noch in die Zeit vor Immich zurück und läßt alles vermissen, was an echter Dynamik in diesem erregenden

---

[37] Die Klassiker des Völkerrechts in modernen deutschen Übersetzungen. Im Auftrage der Akademie der Wiss. und der Literatur, hrsg. v. *Walter Schätzel*. Bd. I: Hugo Grotius, De Jure Belli ac Pacis libri tres. Drei Bücher vom Recht des Krieges und des Friedens, Paris 1625, nebst einer Vorrede von Christian Thomasius zur ersten deutschen Ausgabe des Grotius vom Jahre 1707. Neuer deutscher Text und Einleitung von Dr. Walter Schätzel, o. ö. Professor an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Tübingen 1950. XXX, 650 S.

[38] Historische Zeitschrift 169, 1949, S. 1—30.

[39] Brandenburg-Preußen, Rußland und Schweden 1700—1713 (Veröff. d. Osteuropa-Instituts München Bd. 2). München 1953. 319 S. brosch. DM 24,—

Jahrzehnt wirkte und elementare Kräfte in Bewegung setzte. Welche leidenschaftliche Anteilnahme vermag demgegenüber der bei aller gebotenen sachlichen Zurückhaltung lebendige Abriß des Charakterbildes von Reinhold Patkul zu wecken, den *Reinhard Wittram* in einer knappen Studie geboten hat.[40] Die Rolle des selbstgefälligen, phantasiereichen, bei aller politischen Begabung aber auch unbedachten und leidenschaftlichen Mannes wird auf Grund einer ebenso kenntnisreichen wie tief eindringenden Auswertung des bisher verfügbaren Materials nachgeprüft. Patkul verstand es, seinen Prozeß zu einem allgemeinen Rechtsproblem zu erheben. Die livländische Ritterschaft hatte jedoch, in richtigerer Einschätzung der gegebenen Möglichkeiten, weder jetzt noch später die Opposition bis an den Rand des Umsturzes betreiben wollen. Der Gedanke eines russisch-polnischen Angriffs auf Schweden stammte von Zar Peter, aber Patkul hatte in seinen landesverräterischen Denkschriften Livland als Angriffsobjekt empfohlen, wenngleich er sich der Gefahren des russischen Festsetzens an der Ostsee durchaus bewußt war. Für die Beurteilung der Maßnahmen Karls XII. in dem späteren Abschnitt des Nordischen Krieges kann jetzt der 2. Band der einzigen deutschen Biographie über den Schwedenkönig dienen, die *Otto Haintz* verfaßt hat.[41] Die Fortsetzung des 1936 in Berlin im 1. Band erschienenen Werkes ist 1951 in Stockholm erfolgt — schon ein äußeres Zeichen für die Gewichtsverlagerung des Interesses an diesem Gegenstand. Haintz ist der Überzeugung, daß noch 1712 und 1713 eine „große Antirußlandkombination" unter einer entschlossenen schwedischen Führung, die freilich dafür auch hätte Opfer bringen müssen, möglich gewesen wäre. Das habe Karl XII. von seinem türkischen Exil aus nicht übersehen können, so daß sich in diesem Zeitraum seine Weisungen nicht mehr mit der wirklichen Lage hätten in Übereinstimmung bringen lassen. Folgerichtig tritt deshalb in Haintz'Darstellung der König selbst zurück hinter ausführlichen Schilderungen der nord- und osteuropäischen Politik der Jahre 1709—14, der Einwirkung der Seemächte, Frankreichs, des Reichs, Preußens und Hannovers. Der Diplomatie Sachsens und Holstein-Gottorps wird breiter Raum gewährt, die inneren Zustände des Osmanenreiches scharf beleuchtet, ausführlich und glänzend die Schlachten von Hälsingborg und Gadebusch beschrieben. König Karl ist nicht mehr Mittelpunkt des Geschehens; Schwedens seit 1709 zunehmend passiv werdende Rolle im Rahmen der Weltpolitik ist der vornehmliche Gegenstand der Betrachtung. Die benutzten deutschen und schwedischen Archivalien sind durchweg ergiebig; dagegen konnte osmanisches, polnisches und russisches Quellenmaterial nur aus zweiter Hand verwertet werden. So wird die viel versprechende,

---

[40] Patkul und der Ausbruch des Nordischen Krieges. Nachr. d. Akademie d. Wiss. in Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1952 Nr. 9, S. 201—232.

[41] König Karl XII. von Schweden. Zweiter Band: Die türkische Periode Karls XII. und sein Versuch einer Wiederaufrichtung der schwedischen Großmachtstellung. Stockholm 1951. 314 S.

von *Reinhard Wittram* vorbereitete Lebensgeschichte Peters des Großen auch für Haintz' Fragestellungen neue Aufschlüsse und notwendige Ergänzungen geben.

Für die politische Geschichte des 18. Jahrhunderts liegen aber noch weitere grundlegende Untersuchungen der letzten Jahre vor. Daß das *renversement des alliances* des Jahres 1756 für die seit Utrecht scheinbar stabilisierte europäische Staatenwelt keine Überraschung hätte sein dürfen, hat *Max Braubach* in einer umfangreichen Untersuchung dargelegt, die zeitlich von den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. bis zum französisch-österreichischen Bündnis von 1756 führt und das außenpolitische Verhältnis dieser beiden katholischen Großstaaten zum Inhalt hat.[42] Aus den Archiven von Neuwied, Paris und Wien, unter erschöpfender Auswertung gedruckter Quellen und Memoiren, auf Grund einer umfangreichen darstellenden Literatur, worunter sich allein 11 frühere Arbeiten von Braubach zur Geschichte dieser Zeit befinden, ist eine sehr sorgfältige, abgewogene und — nicht zuletzt — auch lesbare Schilderung gegeben, die eine der wichtigsten Veränderungen im europäischen Staatensystem seit 1648 zum Gegenstand hat und unleugbar durch die moderne politische Problemstellung einer Annäherung des kontinentalen Mittel- und Westeuropas bestimmt ist. Geboten ist eine erschöpfende und damit abschließende Behandlung des Themas bei einer souveränen Beherrschung des nahezu unermeßlichen Materials. Als Ergebnis kann der Verfasser feststellen: „Das dürfte bewiesen sein, daß es sich hier nicht um einen plötzlichen Umsturz gehandelt hat, daß es vielmehr eine lange Vorgeschichte gegeben hat, daß ihm schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts . . . mehrfache ernste Versuche vorangegangen sind, die Höfe von Wien und Versailles zu gemeinsamem Handeln zusammenzuführen" (S. 452). Es ist angesichts dieser klaren Aussage zu bedauern, daß der Untertitel von einer „diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert" spricht und damit einen Ausdruck verwendet, der sachlich nicht exakt zutrifft, allzu dramatisch wirkt und wegen der zeitlichen Nähe zur großen Französischen Revolution Mißverständnisse hervorrufen kann. Man möchte wünschen, daß von einer weiteren Verwendung dieses von Peter Richard Rohden entlehnten Begriffs Abstand genommen wird. Bis an die Schwelle der Französischen Revolution führt *Martin Göhring* mit seiner Darstellung der französischen Staatsidee.[43] Es ist ein Thema auf der Grenze von politischer Ideengeschichte und Staatswissenschaft, mit schwer zu fassenden, oft verwirrend vielseitigen geistesgeschichtlichen Strömungen. Der Verfasser ist bemüht, die Entwicklung der modernen Staatstheorie von breiter Grundlage her aufzuzeigen. Staat und Gesellschaft,

---

[42] Versailles und Wien von Ludwig XIV. bis Kaunitz. Die Vorstadien der diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert. (Bonner Historische Forschungen Bd. 2). Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1952. 480 S. brosch. DM 31,50.

[43] Weg und Sieg der modernen Staatsidee in Frankreich (Vom Mittelalter zu 1789). Tübingen 1946. 1947, 285 S.

Institutionen und Ideologien vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich werden umfassend behandelt. Dieser Teil ist der umfangreichste und wertvollste des Buches. Um den Durchbruch der ständischen Idee im Kampf mit dem Absolutismus im zweiten Hauptteil des Buches genügend zu betonen, ist die Schilderung der Staatsideen der Aufklärung, die zudem mit der Rückwirkung des Feudalismus in Zusammenhang gebracht werden, etwas zu knapp geraten. Montesquieu, Voltaire, Rousseau und die Physiokraten haben eine so hervorragende Bedeutung in der Geschichte der europäischen Staatsideen, daß eine ausführlichere Behandlung, im Zusammenhang der Entwicklung in Frankreich gesehen, sehr erwünscht gewesen wäre. Auch bei der theoretischen Begründung des Absolutismus, etwa bei Bodin, hätte man gern etwas tiefer geschürft. Doch die Fragestellung von Göhrings Buch bewegt sich auf der Naht zweier Epochen, sie kann daher keine als eigengesetzlich hinstellen. Schon im Titel zeigt sich an, daß der Verfasser sein Buch nur als Einleitung zu seiner Geschichte der Großen Revolution aufgefaßt hat, von der die beiden ersten Bände 1950 und 1951 erschienen sind.

Mehr noch als politische Ideen haben gerade in der Epoche des Absolutismus bedeutende Persönlichkeiten ihrer Zeit das Gepräge gegeben. Auf deutschem Boden sind die Wirkungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, des Prinzen Eugen, des Staatskanzlers Kaunitz, Friedrichs des Großen, Maria Theresias und Josephs II. heute noch nicht verblaßt; die Einordnung ihrer Gestalten in das moderne Geschichtsbild gehört zu den erregendsten historiographischen Aufgaben der Gegenwart. Noch in die Periode des Großdeutschen Reiches mit der Einschmelzung der österreichischen Tradition in ein gesamtdeutsches Staatsbewußtsein fällt die auflebende Beschäftigung mit dem Prinzen Eugen von Savoyen. Es ist freilich nur für den Außenstehenden die Feststellung überraschend, wie wenig aktuelle Zeitbezogenheit in den methodisch sauberen und in ihren Ergebnissen unanfechtbaren deutschen wissenschaftlichen Arbeiten enthalten ist. *Heinrich Ritter von Srbik* hat eine erst später veröffentlichte Studie dem Reichsgedanken des Prinzen Eugen gewidmet, für die bisher unbekannte Privatbriefe herangezogen werden konnten, die jedoch — wie bisher noch stets — für die politische Gedankenwelt des Savoyers kaum ergiebig sind.[41] Aus anderem Zusammenhang läßt sich entnehmen: Die Durchsetzung der kaiserlichen Rechte in Italien und die Reichsreformpläne auf bündischer Grundlage gelten weniger der habsburgischen Dynastie als dem Reich, von dem der Prinz eine ähnliche Auffassung wie Leibniz entwickelt. Die Reichsgewalt des Kaisers sollte zentralistisch gestärkt werden; als Raumbild schwebte Eugen ein deutsch bestimmtes Mitteleuropa vor. Die von *Helmut Oehler* sorgfältig veranstaltete, zu einer durchaus selbständigen Fragestellung durchstoßende Sammlung von zeitgenössischen außerdeutschen Urteilen über den Prinzen Eugen hat mit

[44] Aus Österreichs Vergangenheit. Von Prinz Eugen zu Franz Joseph. Salzburg 1949. 297 S.

ihren „letzten Dokumenten einer großen abendländischen Gesinnung, die sich um den Generalissimus des Kaisers kristallisierte", (S. 7) noch unmittelbar vor Kriegsende der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.[45] An frühere eigene Studien anknüpfend und auf ungedruckte Archivalien in Hannover, Paris und Wien gestützt hat dann *Max Braubach* unter Heranziehung einer umfangreichen Eugen-Literatur Oehlers sehr umfassenden Arbeitsansatz konkretisiert.[46] Nicht das Lebensbild des Prinzen und nicht die Urteile über ihn stehen im Mittelpunkt der Betrachtung, sondern die ihn umgebenden, mit ihm arbeitenden, ihn beeinflussenden und gegen ihn intrigierenden Personen. Gewiß sind es oft zweitrangige Gestalten, aber sie gehören zu der Wirklichkeit des höfischen Lebens, das Braubach auch hier wieder meisterhaft darstellen kann. Der Charakter des Prinzen, über den so wenig eigene Zeugnisse vorliegen, wird plastischer, manche Einzelzüge treten hervor. Die Familie Eugens, sein ostpreußischer Generaladjutant v. Hohendorff, der venezianische Graf Venzati, der Ungarndeutsche Klement, der französische Graf Bonneval, die Abbés Lenglet und de Saint-Pierre sind die Hauptakteure. Sie sind nicht allein nach ihrem politischen und geistigen Standort beschrieben, sondern erscheinen in dem vollen Umriß ihrer Persönlichkeiten, als lebendige Repräsentanten ihrer Zeit mit der ganzen Fülle ihrer Anlagen und Leidenschaften. Braubachs Buch gibt nicht nur eine farbige Schilderung, es hat auch Dichte und vermittelt Kenntnisse, die aufzunehmen es lohnt, so daß jedes der quellengesättigten Werke des Bonner Historikers zu einer willkommenen Belehrung wird.

Nicht mehr Österreich-Ungarn, wie in der Zeit des ersten Weltkrieges, sondern Brandenburg-Preußen und seine Herrscher sind heute Gegenstand einer von außen an die Geschichtsforschung herangetragenen erbitterten Kritik. Die anspruchsvolleren Werke des Auslandes zeigen demgegenüber eine wohltuend vornehme Zurückhaltung. Mit Verständnis für die Lage des brandenburgischen Staates, unter Auswertung eines weitschichtigen gedruckten Quellenmaterials, zeichnet *Ferdinand Schevill* für nordamerikanische Leser das Lebensbild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.[47] Wenn hieraus trotz stärkerer Betonung des sozialgeschichtlichen Elementes ein grundlegend neuer Beitrag zur Wertung dieser geschichtlichen Persönlichkeit auch nicht erwachsen ist, so ist doch die Tatsache nicht zu unterschätzen, daß zu einem so ungünstigen Zeitpunkt eine ressentimentfreie, im wesentlichen auf der deutschen Forschungstradition aufgebaute Biographie des Großen Kurfürsten in den Vereinigten Staaten von einem ihrer angesehensten Historiker erscheinen konnte. Ähnlich ist das schon 1938 in Frankreich herausgekommene, aber erst 1949 auf dem

[45] Prinz Eugen im Urteil Europas. Ein Mythus und sein Niederschlag in Dichtung und Geschichtsschreibung. München 1944. 432 S.

[46] Geschichte und Abenteuer. Gestalten um den Prinzen Eugen. F. Bruckmann Verlag München 1950. 458 S., 1 farb. Titelbild, 1 genealog. Tafel. Ganzl. DM 17,50.

[47] The Great Elector. The University of Chigago Press 1947. 442 S.

Weg über die Schweiz in Deutschland allgemeiner bekannt gewordene Buch von *Pierre Gaxotte* über Friedrich den Großen zu beurteilen.[48] Auch dieses Werk wird der deutschen Friedrich-Forschung kaum einen neuen Gesichtspunkt geben, es ist aber in Frankreich von den besten Kennern der Epoche sehr ernst genommen worden und gilt dort vielfach als maßgeblich. Es ist eben ein Unterschied, ob einem Franzosen zugemutet wird, ein deutsches Buch über den Preußenkönig zu lesen oder ob sich ein französischer Historiker von einigem Rang, wie es Gaxotte ist, zum Interpreten des augenblicklichen Forschungsstandes, der den deutschen mit einschließt, macht. Denn das ist letztlich entscheidend: daß die Standpunkte der wissenschaftlichen Beurteilung selbst dieser umstrittenen Persönlichkeit in den europäischen Ländern sich so weit angenähert haben, daß eine Diskussion möglich ist. Gerade deshalb ist das Werk des englischen Nestors der neueren Geschichte, *George Peabody Gooch,* über Friedrich den Großen in Deutschland mit Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen worden, wo es seit 1951 in der vorzüglichen Übersetzung des Göttinger Anglisten Klaus Dockhorn vorliegt.[49] Der Verfasser setzt sich mit seiner kenntnisreichen, abgewogenen Analyse der originalen Quellen von jener hemmungslosen Polemik ab, die gerade in den Jahren des Erscheinens von Goochs Buch in wissenschaftlich nicht ganz taktfesten Kreisen gang und gäbe war. Zwischen der „großdeutschen" und der „kleindeutschen" Richtung sucht Gooch, ohne seine Fremdheit mit dem Staat und dem Charakter des Preußenkönigs zu verbergen, eine mittlere Linie zu halten, was ihm bezeichnenderweise eine begeisterte Zustimmung Srbiks eingetragen hat. Zahlreich sind die Übereinstimmungen des englischen Verfassers mit den Ergebnissen der deutschen Forschung. Insbesondere Friedrichs Arbeit am Staat, sein Verantwortungsgefühl und seine religiöse Toleranz, seine philosophischen und historischen Schriften finden hohe Anerkennung; Gooch denkt nicht daran, dem König den Ehrennamen eines Großen abzusprechen. Aber Goochs Urteil basiert auf anderen als kontinentaleuropäischen oder gar deutschen Voraussetzungen; das dürfte denjenigen, der Ritters eingangs erwähnte Ausführungen über Machiavelli und Morus verarbeitet hat, nicht überraschen. Die Verknüpfung von Problemen des 18. Jahrhunderts mit einer soeben durchlebten stürmischen Gegenwart sollte dem verantwortungsbewußten Historiker nicht ohne weiteres abgesprochen werden. „Geist und Gestalt des heutigen Europa würden ganz anders aussehen, hätte Friedrich nicht Preußen zu einer Großmacht erhoben und dem Prinzip des Angriffs durch seine aufsehenerregenden Erfolge zu einer breiten Wirkung verholfen" schreibt Gooch in der Einleitung zur englischen Ausgabe (die der deutschen Übersetzung fehlt) und sieht demnach mit den Augen des liberalen Eng-

[48] Friedrich der Große. Erlenbach-Zürich 1946. 409 S.

[49] Friedrich der Große. Herrscher, Schriftsteller, Mensch. Mit einem Geleitwort von Willy Andreas. Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung Göttingen. 1951. Ganzl. DM 14,80. Rez. v. L. v. Muralt, Gött. Gel. Anz. 1953 Nr. 1, 49—63.

länders die Entscheidungen Friedrichs nicht so sehr auf seine Zeit als auf die Nachwelt wirken. Wenn auch der deutsche Historiker hierin nicht folgen wird, so hat er doch zu bedenken, daß die Gegenwartsbezogenheit den Anlaß zu einer neuen Beschäftigung mit Friedrich dem Großen gegeben hat. Es wäre deshalb sehr erwünscht gewesen, wenn die von Willy Andreas verfaßte Einleitung zur deutschen Ausgabe sich nicht allein das Ziel gesetzt hätte, das Verständnis des deutschen Lesers für den englischen Autor zu wecken, sondern vom deutschen Standpunkt aus eine ausführliche Auseinandersetzung mit Goochs Thesen von der bedingungslosen Staatsraison bei Friedrich, von seinem räuberischen Angriffskrieg und von der Weigerung, eine konstitutionelle Monarchie zu begründen, gegeben haben würde. Daß man in die Probleme eines Buches sehr wohl einführen kann, wenn man sich in der Einleitung von ihm distanziert, hat Hans Rothfels beispielgebend mit der Herausgabe von A. O. Meyers Bismarck-Werk gezeigt. Andreas hat dem Urteil des Lesers nicht vorgreifen wollen, wie er sagt. Aber er hätte bei einer gründlichen Darlegung seines Standpunktes gerade aus seinen Erfahrungen dem Leser überhaupt erst ein Urteil zwischen der deutschen und der englischen Auffassung ermöglicht. Vielleicht hätte dieses der Beginn einer neuen Diskussion über das Friedrich-Bild in Deutschland werden können. Wer eine solche Hoffnung auf das Erscheinen des Buches von Gooch gesetzt hat, ist enttäuscht worden. Die Erörterung ist ausgeblieben und damit die Antwort auf die englische Ansicht. *Walter Bussmann* hat allerdings in einem fein abgewogenen Aufsatz den Wandel des historischen Urteils über Friedrich den Großen in Europa aufgezeigt; er bereichert damit das 15. Kapitel von Goochs Buch, tritt ihm aber auch begründet entgegen.[50] Die neue Auseinandersetzung mit Friedrich von Preußen wird gefordert, aber noch nicht vollzogen: „Er gehört in die Reihe der unsichtbar gegenwärtigen Gestalten im Wechsel der politschen Geschichte" (S. 408). Aus dieser Problemlage hat *Stefan Skalweit* die Folgerung gezogen, dem zeitgenössischen Urteil über Friedrich in Frankreich eine nähere Untersuchung zu widmen.[51] In der Tat ist dieses insofern ein weiterführender Ansatz, als die exakte Befragung der Mitlebenden geeignet ist, Urteile späterer Zeiten einzuschränken oder auszuschalten. Die regionale Beschränkung auf nur ein Land gibt der Untersuchung die notwendige Tiefe, und schließlich werden die geistigen und politischen Grundlagen des französischen Urteils mit der Persönlichkeit des Königs in Beziehung gesetzt, der den Franzosen bald als Muster des philosophisch-aufgeklärten Monarchen, bald als rasch sich verstärkender Machtfaktor erschien. Die Umsicht, mit der Skalweit seine Untersuchung

[50] Friedrich der Große im Wandel des europäischen Urteils (Deutschland und Europa. Festschrift für Hans Rothfels, hrsg. v. Werner Conze). Düsseldorf, Droste-Verlag 1951, S. 375—408.

[51] Frankreich und Friedrich der Große. Der Aufstieg Preußens in der öffentlichen Meinung des „ancien régime". (Bonner Historische Forschungen Bd. 1). Bonn, Ludwig Röhrscheid Verlag, 1952. 201 S. DM 13,50.

durchführt, ist angesichts der Schwierigkeit, eine „öffentliche Meinung" im 18. Jahrhundert festzustellen, auch vom methodischen Gesichtspunkt hervorzuheben. Eine parallele Untersuchung über dasselbe Thema für England dürfte manches interessante Ergebnis erbringen. Aber die moderne deutsche Friedrich-Studie, die dem Problem unserer Generation gerecht werden kann, steht noch aus; sie war unmöglich durch das feuilletonistische Lebensbild von *Ludwig Reiners* zu ersetzen.[52] Das gut geschriebene, nicht auf eigener Forschung aufbauende, aber gedankenreiche Buch ist ein Zeugnis für die Unruhe, die unsere Gegenwart bei dem Gedanken an die Gestalt Friedrichs ergreift. Um diesen Schatten zu bannen, ist Reiners trotz mancher Skepsis und Zweifel positiv wertendes Buch geschrieben worden, auf die Person, nicht auf den Staat gerichtet, als Ausdruck der Meinung einer bestimmten Zeitlage, keineswegs etwa der Forschung. Indessen wird *Gerhard Ritter* in der in Vorbereitung befindlichen Neuauflage seines historischen Profils Friedrichs Änderungen vornehmen, die dem Erlebnisgehalt seit 1936 Rechnung tragen dürften.[53]

Während das Lebensbild der Maria Theresia von *Kurt Pfister* in populärer Form ohne wissenschaftlichen Anspruch gezeichnet worden ist,[54] hat die österreichische Geschichtsschreibung eine kleine Schrift über den Kanzler Graf Kaunitz vorgelegt, der von *Alexander Novotny* als geistige Persönlichkeit geschildert wird.[55] Die Bemühung, ein „Kulturbild aus der Zeit der Aufklärung" zu geben, verbirgt auch hier nur mühsam die in den ersten Nachkriegsjahren übliche Tendenz, von der politischen Geschichte weg auf weniger gefährliche Gebiete auszuweichen. Neben der Schilderung des Lebensstils und der Umwelt tritt dann doch bald — unvermeidlich — das Hauptkapitel mit der Überschrift „Meister der Politik", doch wird an dessen Ende Kaunitz als „Wegbereiter des Europabewußtseins" gefeiert (S. 99 f.). Das wohl zeitbedingt lückenhafte Literaturverzeichnis ist durch knappe Exkurse über die Quellenlage und durch 18 ungedruckte Aktenstücke aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv ergänzt. Novotny hat, was ganz in der Linie seines Buches liegt, das Verhältnis von Kaunitz zu Joseph II. nur ganz kurz abgehandelt. Wohl kaum eine Zeit war, aus meist sehr äußerlichen Gründen, für eine Darstellung des Josefinismus weniger aufnahmebereit als das Jahrfünft nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Noch 1943 konnte *Eduard Winter* ein grundlegendes Werk darüber vorlegen, das er 1946 in einer Studie über die geistigen Quellen und

---

[52] Friedrich. München 1952. 362 S., 8 Bildtafeln, 2 Karten. Ganzl. DM 15,—.

[53] Friedrich der Große. Ein historisches Profil. 3. Auflage. Verlag Quelle und Meyer, Heidelberg (im Druck).

[54] Maria Theresia. Mensch, Staat und Kultur der spät-barocken Welt. München 1949. 275 S.

[55] Staatskanzler Kaunitz als geistige Persönlichkeit. Ein österreichisches Kulturbild aus der Zeit der Aufklärung und des Josephinismus. Wien 1947, 224 S. 12 Abb. u. 1 Faksimilebeilage.

Beweggründe von Josephs Reformideen ergänzte, während *Fritz Valjavec* mit der wesentlich erweiterten 2. Auflage seines Buches über den Josefinismus im Jahre 1945 keine große Aufgeschlossenheit erwarten konnte.[56] Was Valjavec an dem „Josefinismus" innerlich beteiligt, ist keineswegs nur die Regierungsperiode Kaiser Josephs II., sondern die Erscheinungswelt und die Durchformung des spät- und nachbarocken Österreich. Die geistige Entwicklung und die Ideengeschichte innerhalb des österreichischen Staatsgebietes des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts darzustellen ist sein Hauptanliegen; das politische Moment interessiert ihn dort, wo Josefinismus und Liberalismus aneinandergrenzen oder wo die degenerierte Form des Vulgärjosefinismus auftritt. Die Kenntnisse des Verfassers an Sprachen und damit an slawischen und ungarischen Quellen und Literaturzeugnissen sowie seine enge Verbundenheit mit dem Wirkungsboden des Josefinismus haben besonders günstige Voraussetzungen geschaffen, so daß das Werk trotz seiner Gedrängtheit von starker Aussagekraft ist. Wenn *Ernst Benedikt's* Schwarzweiß-Bild Josephs II. im Jahre 1947 erneut aufgelegt wurde, dann ist in Urteilen wie „der letzte wirkliche Imperator, den Österreich besessen hat" und „der erste Universalist des österreichischen Staatswillens" deutlich abzulesen, welche Erwartungen im Zuge der positiven Neubewertung der Aufklärung und des sich festigenden österreichischen Staatsgedankens bezüglich des Konsums an ein solches Werk geknüpft worden sind und welche Mission in der Gegenwart es zu erfüllen glaubte.[57] Leider gibt der Verfasser nicht an, welche ungedruckten Quellen entsprechend der Titelankündigung benutzt sind, da nicht einmal ein Literaturverzeichnis beigefügt ist. Für eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung über dieses Thema sind allerdings die Grundlagen erst noch zu schaffen. Deshalb ist die auf 3 Bände berechnete Edition der amtlichen Dokumente zur Geschichte des Josephinismus (so jetzt die amtliche österreichische Schreibweise), die *Ferdinand Maaß* veranstaltet, verdienstvoll.[58] Der 1. Band umfaßt neben einer ausführlichen Einleitung 160 vollständig abgedruckte Aktenstücke der Jahre 1760 bis 1769 aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, die hauptsächlich die Durchsetzung der von Kaunitz geforderten aufgeklärten österreichischen Staatskirche zum Inhalt haben. Die Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung unter Joseph II. und Leopold II. legt *Friedrich Walter* in einer flüssig geschriebenen Darstellung nebst einem Aktenband

[56] Der Josephinismus. Zur geistigen Entwicklung Österreichs im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. 2. wesentlich erweiterte Aufl. München 1945. L+168 S. — Vgl. die Rez. in Bd. 33, S. 96—101 dieser Zeitschrift.

[57] Kaiser Joseph II. 1741—1790. Mit Benützung ungedruckter Quellen. 2. Aufl. Wien 1947 (1. Aufl. ebd. 1936). 309 S.

[58] Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich, 1760 bis 1790. Amtliche Dokumente aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Hrsg. v. *Ferdinand Maaß*. I. Ursprung und Wesen des Josephinismus 1760 bis 1769 (Fontes rerum Austriacarum. 2. Abt. Diplomataria et acta, 71. Bd.) Wien 1951. XXI, 395 S., 16 Taf.

vor.[59] Schließlich hat *Josef Kallbrunner* zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia, die bereits 1871 im Archiv für österreichische Geschichte veröffentlicht waren, unter dem nicht unbedenklichen Titel eines „politischen Testamentes" zusammengefaßt und ohne Kollationierung mit dem Original, in den Anmerkungen nicht überall einwandfrei, wiederabgedruckt.[60] Da die Entwürfe dieser Denkschriften von Amtspersonen redigiert worden sind, ist die Mühe, die sich *Clemens Biener* mit der Analyse der Kanzleisprache gemacht hat, nicht ganz verständlich.

Die Arbeiten über den Josefinismus haben das Interesse auf die Anfänge der Staatswirtschaft gelenkt. Außer in den grundlegenden Forschungen zur Edition der Acta Borussica und in den Untersuchungen von Zielenziger (1914) und Eli Heckscher (1932) sind die wirtschaftlichen Voraussetzungen des Absolutismus in der allgemeinen Geschichtsschreibung ziemlich vernachlässigt worden. Es ist unverkennbar, daß sich hierin neue Ansätze regen. Der Grazer Wirtschaftswissenschaftler *Anton Tautscher* veröffentlichte schon im Jahre 1947 ein knappes, aber klar gegliedertes Werk über die Staatswirtschaftslehre des Kameralismus.[61] Haushaltsplan, Bedarf und Bedarfsdeckung der Staatswirtschaft werden systematisch auf Grund der staatstheoretischen Literatur untersucht und schließlich die Wirkungen der kameralistischen Lehre, dieser „spezifisch deutschen Art des internationalen Merkantilismus" dargelegt. Die aktuellen Bezüge werden von Tautscher nicht geleugnet, vielmehr gesucht; der Kameralismus als angewandte Wirtschaftstheorie, mithin Wirtschaftspolitik, hat entsprechend der Meinung des Verfassers nach Überwindung der liberalen Finanzwissenschaft mancherlei Ähnlichkeit mit der modernen Staatswirtschaftslehre. An die Tradition Schmollers und der Acta Borussica knüpft *Franz Schneider* an, wenn er die Geschichte der formellen Staatswirtschaft in Brandenburg-Preußen darzustellen unternimmt.[62] Das dritte Kapitel über die „Staatsverrechnung" (merkwürdigerweise wird dieser österreichische Verwaltungsausdruck hier eingeführt) stellt den umfangreichsten und zugleich ergiebigsten Teil des Buches dar. Dessen Wert liegt nicht in neuerschlossenen Quellen, sondern in der von einem Fachmann durchgeführten zusammenfassenden Darstellung der technischen Seite der preußischen Finanzwirtschaft, wo-

[59] Die Österreichische Zentralverwaltung. II. Abteilung. Von der Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei bis zur Einrichtung der Ministerialverfassung (1749—1848). 4. Band, 2. Halbband. Die Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung 1780—1848. Teil 1: Die Zeit Josephs II. und Leopolds II. (1780—1792). Von *Friedrich Walter*. Wien 1950. 107 S. — Dass., Aktenstücke. Wien 1950, 198 S.

[60] Kaiserin Maria Theresias politisches Testament. Hrsg. u. eingel. v. *Josef Kallbrunner*. Mit einem sprachkundlichen Nachwort von *Clemens Biener*. München 1952. 128 S.

[61] Staatswirtschaftslehre des Kameralismus. Bern 1947. 127 S.

[62] Geschichte der formellen Staatswirtschaft von Brandenburg-Preußen (Schriften der Forschungsstelle für Staats- und Kommunalwirtschaft e. V. in Wiesbaden, Neue Folge), Berlin-München, Duncker u. Humblot, 1952. 200 S.

bei die Ergebnisse der in diesem Zusammenhang vornehmlich interessierenden kameralistischen Regierungsweise gut profiliert herausgearbeitet werden. Stark auf die Theorien des Merkantilismus geht auch *Herbert Hassinger* ein, der einen nicht nur personengeschichtlich höchst erwünschten Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus mit seiner umfassenden Arbeit über Leben und Werk von Johann Joachim Becher geliefert hat.[63] Die breit ausgreifende Studie versucht zum ersten Mal „dem Leben, Denken und Gestalten eines der bedeutendsten Deutschen seines Jahrhunderts in seiner ganzen Größe und ergreifenden Tragik gerecht zu werden" (S. 9). Nicht allein seine theoretischen Schriften sondern auch seine praktische Tätigkeit, deren Voraussetzungen und gegenseitige Bedingtheiten werden aus einem reichen gedruckten und ungedruckten Material sorgfältig dargelegt. Die Hauptstätten von Bechers Wirken, München und Wien, sind mit ihren wirtschaftlichen und organisatorischen Problemen der Zeit lebendig geschildert. Dabei verfährt der Verfasser durchaus kritisch und ist sich der Unzulänglichkeiten in dem schwankenden Charakter Bechers voll bewußt. Aber er stellt auch die Schwierigkeit der Aufgabe in Rechnung, die Becher in dem kriegszerstörten und durch die Westfälischen Vertragsbestimmungen wirtschaftlich eingeengten Deutschland zu bewältigen hatte. In der Tat ist es „ein ergreifendes und mitreißendes Bild, ihn unermüdlich dem Ausbau der deutschen Wirtschaftskraft dienen zu sehen" (S. 252). So haben die Energien, die dieser universale und in vielen Projekten seiner Zeit vorauseilende Geist auf die wirtschaftliche Gesundung seines Vaterlandes verwandte, in Hassingers schöner Monographie ihre verdiente Würdigung gefunden. Eine in Themenstellung und Durchführung gleich überragende behördengeschichtliche Untersuchung von *Hans Haußherr* lenkt auf die Zusammenhänge hin, die in der Umformung der innerstaatlichen Struktur der europäischen Großmächte am Ende des 18. Jahrhunderts sichtbar werden.[63a] Mit großer Perspektive, glasklarer Sachlichkeit und zuverlässigen Kenntnissen wird der Wandel von der absolutistischen Einheitsverwaltung zu den modernen Fachministerien am Beispiel von Preußen, Österreich, Frankreich, England und Nordamerika dargestellt. Welch ein Fortschritt der vergleichenden Staatenkunde gegenüber älteren Untersuchungen! Freilich erst durch die Auswertung einer subtilen regionalen Einzelforschung war dieser den Kontinent umspannende Vorgang der Arbeitsteilung der Staatsspitze erkennbar gemacht worden. Überraschend ist das Vermögen des Verfassers, den Leser sogleich für seine Problemstellungen zu fesseln, so daß die Lektüre auf jeder Seite ebenso anregt wie belehrt. Für die seit langem nicht mehr

---

[63] Johann Joachim Becher 1635—1682. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus. (Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, 38). Wien, Verlag Adolf Holzhausens Nfg., 1951. 272 S.

[63a] Verwaltungseinheit und Ressorttrennung vom Ende des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Berlin 1953. 204 S.

bearbeitete Geschichte der deutschen Staatsverwaltung zur Zeit des aufgeklärten Absolutismus und für deren Einordnung in die allgemeine Geschichte liegt damit jetzt ein höchst erwünschter, wesentlicher Beitrag vor. Ein ebenfalls stark vernachlässigtes Gebiet der absolutistischen Wirtschaftspolitik hat *Heinrich Schnee* zu erschließen begonnen, indem er die Rolle der Hofjuden als Bankiers der Fürsten eingehend untersucht.[64] Von dem auf 9 Teile berechneten Werk liegt der erste Teil über das Hoffaktorentum in Brandenburg-Preußen vor. Vom 14. Jahrhundert bis zur Emanzipation, mit Schwerpunkt im 18. Jahrhundert, haben 316 vom Verfasser namentlich aufgeführte privilegierte Münz- und Hofjuden, Faktoren, Entrepreneurs, Hof- und Heereslieferanten, Bankiers, Medailleure, Juweliere, Agenten, Fabrikanten und andere im Hofdienst beschäftigte Juden an der Entwicklung des brandenburg-preußischen Staates lebhaften Anteil gehabt. Indessen darf ihre Rolle auch wiederum nicht überschätzt werden. Wenn auch die Entrepreneurs — oft in schwieriger Lage — den Fürsten die nötigen Finanzmittel verschafften, so bleibt doch ausschlaggebend die politische Energie, mit der die Mittel für den Staatszweck eingesetzt wurden, und hieran hatten die Faktoren keinen Anteil. Jedenfalls kann Sombart's These, daß die Hof-Finanziers an der Begründung des modernen Staates in entscheidendem Maße beteiligt gewesen seien, für Brandenburg-Preußen nicht belegt werden. Man hätte gewünscht, daß über die detaillierte Personengeschichte hinaus der Verfasser noch deutlicher gemacht hätte, unter welchen besonderen, vom Staatsganzen her erforderten Umständen jeweils eine stärkere Heranziehung der Münzjuden erfolgt ist. Es muß hervorgehoben werden, daß das Werk aus umfassenden Studien in 42 Archiven und aus heute zum Teil verlorengegangenen Quellenbeständen gearbeitet wurde und seine Darstellungsart frei von jeder Tendenz bleibt. Das kann man nicht ohne weiteres von dem mit Perspektive geschriebenen, sehr kenntnisreichen Buch der Heigel-Schülerin *Selma Stern* sagen, die für ihre apologetisch aufgebaute Arbeit über das Hofjudentum immerhin auch 21 deutsche Archive in den Jahren 1920 bis 1938 benutzt hat.[65] Die politischen Voraussetzungen für die Wirksamkeit der Hoffaktoren sind ins Auge gefaßt; beschrieben ist hingegen nur die Tätigkeit der repräsentativen und erfolgreichen Juden an den Höfen. Das soziologische Problem wird nicht sichtbar, den Schattenseiten vollends ist nicht nachgegangen. Eine bisher unbekannte Forschungsfrage hat *Hans Joachim Schoeps* aufgeworfen, wenn er die geistes- und

[64] Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Nach archivalischen Quellen von *Heinrich Schnee*. Erster Band: Die Institution des Hoffaktorentums in Brandenburg-Preußen. Berlin, Duncker u. Humblot 1953, 267 S.

[65] The Court Jew. A Contribution to the History of the period of Absolutism in Central Europe. Philadelphia. The Jewish Publication Society of America 1950. 312 S.

religionsgeschichtlichen Voraussetzungen für den Philosemitismus im 17. Jahrhundert ergründet.[66] Der Verfasser hat geschickt die Einseitigkeit vermieden, die sich durch die Heranziehung fast ausschließlich schwedischen Quellenmaterials hätte ergeben können; er kommt vielmehr zu gültigen Aussagen über die verschiedenen Beweggründe für eine Annäherung christlicher Einzelpersonen an das Judentum. Seine Ergebnisse werden deshalb durch die Erschließung weiterer Quellen wohl bestätigt, kaum aber typisch vermehrt werden können.

Solche Untersuchungen weisen auf das Gebiet der Sozialgeschichte hin, die in dem zu behandelnden Zeitraum ihr stärkstes Werk von *Otto Brunner* erhalten hat.[67] Von einer biographischen Studie kommt der Verfasser zu allgemeinen Aussagen über die niederösterreichische Adelswelt im 17. Jahrhundert. Der üblichen Schilderung von Herkunft und Lebensweg des heute so gut wie vergessenen Land-Edelmannes Wolf Helmhard von Hohberg folgt eine grundsätzlich gehaltene Analyse von Ethos und Bildungswelt des europäischen Adels. Dessen ritterlich-höfische Kultur ist nicht ohne weiteres durch das aufkommende Stadtbürgertum abgelöst worden, vielmehr bis in das ausgehende 17. Jahrhundert wirksam gewesen. Die Krise wird nach Brunner erst durch den modernen Machtstaat und die kapitalistische Wirtschaft heraufgeführt; daran zerbricht die echte Adelswelt. Es mag fraglich erscheinen, ob alles das, was Brunner in enormer Fülle an Wissen und Betrachtungspunkten ausbreitet, überall auf Hohberg bezogen werden kann. Vielleicht wäre es nützlich gewesen, die Grenzen von Hohbergs Gesichtskreis schärfer zu bestimmen und das Gesamtwerk straffer auf ihn als Typus zuzuschneiden, wenn man nicht vorgezogen hätte, eine allgemeine Geschichte des adligen Landlebens in Niederösterreich im 17. Jahrhundert zu schreiben. Dabei hätten dann allerdings — kaum mit anderen Ergebnissen — noch zahlreiche andere Figuren eingeführt und eine erhebliche Fülle von Archivalien bewältigt werden müssen, so daß man doch Brunners Methode den Vorzug geben wird. Die Aufgabe, an einem Durchschnittstypus eine ganze Zeit und einen ganzen Stand (nicht allein für Niederösterreich) zu charakterisieren und diesen in den Gesamtzusammenhang einer universalen Geschichtsbetrachtung einzuordnen, hat der Verfasser so vorbildlich gelöst, daß man ähnliche Untersuchungen über den Adel Nord- und Ostdeutschlands wünschen möchte. Brunners Adeliges Landleben steht auf der Grenze zur Landesgeschichte, deren Arbeiten hier nicht verzeichnet werden können[68]; doch sei wenigstens auf die Untersuchung von

[66] Philosemitismus im Barock. Religions- und geistesgeschichtliche Untersuchungen. Tübingen 1952. 216 S.

[67] Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612—1688. Salzburg 1949. Verlag Otto Müller. 376 S., 8 Tafeln, DM 13,—.

[68] Vgl. den Sammelbericht von *Ferdinand Tremel* (Graz): Landeskundliche Literatur zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs 1943—1951 in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Bd. 40, S. 146—172.

Friedrich Lütge über die bayrische Grundherrschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert hingewiesen.[69] Für das nördliche Ostpreußen hat *Fritz Terveen* den Zusammenhang der Maßnahmen Friedrich Wilhelms I. in der Reorganisation der Domänenverwaltung mit der Kirchen- und Schulpolitik festgestellt und dabei nachdrücklich betont, daß das Wiederaufbauwerk nur mit den Mitteln des Gesamtstaates durchführbar gewesen ist.[70] Die regional gebundene Geschichtsschreibung nimmt auch in der modernen schweizerischen Historiographie einen breiten Platz ein; zu nennen wäre *Sebastian Grüters* umfangreiche Darstellung der Geschichte des Kantons Luzern im 16. und 17. Jahrhundert, ferner die Neubearbeitung des Werkes von *Johann Andreas Sprecher* zur Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert und schließlich *Walter Bodmer's* Untersuchung über die wirtschaftliche Bedeutung der französischen Glaubensvertriebenen in der Schweiz.[71] Von allgemeiner Bedeutung ist die große Biographie, die *Ulrich Im Hof* dem Schweizer Aufklärer Isaak Iselin gewidmet hat.[72] Leider ist sie allzu breit angelegt, so daß die beiden bisher erschienenen stattlichen Bände nur bis zu der Entstehung von Iselins „Geschichte der Menschheit" heranführen, während die letzten 18 Jahre seines Lebens und Wirkens noch der Darstellung harren. Aber auch so erhalten wir dankenswerte Aufschlüsse über die Staatsgedanken des Baseler Ratschreibers, seine Ablehnung von Hobbes, aber auch seine Distanz gegenüber Rousseau; schließlich über die Anregungen, die ihm Montesquieu vermittelte. In echt aufklärerischem Optimismus hatte Iselin versucht, die radikalen Strömungen einzufangen und für das Wohl der Allgemeinheit nutzbringend zu machen. Die Fülle der herangezogenen Literatur ist imponierend, doch überzeugt trotz der zahlreichen geistesgeschichtlichen und theologischen Bezüge der Aufwand nicht ganz, der hier geboten wird. Eine wohlüberlegte Beschränkung hätte einer Neubewertung Iselins eher zum Durchbruch verholfen als dieses allein schon durch den Umfang abstoßende Werk. Es gibt auch eine Begrenzung der Di-

---

[69] Die bayerische Grundherrschaft. Untersuchungen über die Agrarverfassung Altbayerns im 16.—18. Jahrhundert. Stuttgart 1949. 187 S.

[70] Gesamtstaat und Retablissement. Die Wirksamkeit der gesamtstaatlichen Kräfte Brandenburg-Preußens in den Verwaltungsmaßnahmen König Friedrich Wilhelms I. in Preußisch Litthauen 1714—1740. (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Heft 16). Göttingen, Verlag Musterschmidt. Im Druck.

[71] *Sebastian Grüter:* Geschichte des Kantons Luzern im 16. und 17. Jahrhundert. Luzern 1945 (Geschichte des Kantons Luzern, Bd. 2). XII, 658 S. — Johann Andreas Sprecher: Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert. Bearb. u. neu hrsg. v. *Rudolf Jenny*. Chur 1951. LXXX, 783 S. — *Walter Bodmer:* Der Einfluß der Refugianteneinwanderung von 1550 bis 1700 auf die schweizerische Wirtschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des Frükapitalismus und der Textilindustrie. Zürich 1946 (Beiheft Nr. 3 zur Zeitschrift für Schweizerische Geschichte). 152 S.

[72] Isaak Iselin. Sein Leben und die Entwicklung seines Denkens bis zur Abfassung der „Geschichte der Menschheit" 1764. 2 Bde. Basel 1947. 618 S.

mensionen; diese sollten nicht nur dem Gegenstand angemessen bleiben, sondern auch in einem erträglichen Verhältnis zu der Aufnahmebereitschaft des Lesers stehen.

Die Diskussion über die gegenwärtige Bewertung des Absolutismus ist in der Schweiz nicht nur von der Territorialgeschichte her oder von dem philanthropischen Protest gegen die Fürstengewalt bestimmt, sondern, eigentlich unerwartet, auch von einem echten Verständnis für die Staatsnotwendigkeit. *Werner Näf* hat in seinem großangelegten Werk über die Epochen der neueren Geschichte die „erste Machthöhe des modernen Staates" auf 150 Seiten mit mancherlei neuen Formulierungen — so gebraucht er den Begriff des „produktiven Absolutismus" für Friedrich Wilhelm I. — geschildert.[73] Mit Recht weist Näf darauf hin, daß auch im absoluten Staat Volks- und Landesrecht weiter bestanden; doch ist es nicht ungefährlich, den russischen Despotismus als uneuropäisch zu bezeichnen, weil ihm diese Spannung gefehlt habe. Näf macht es deutlich, wie sehr das europäische Staatensystem die politische Struktur des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmt habe; dann aber muß ihm Rußland spätestens seit Nystad zugerechnet werden. Den „Staatsbildungsprozeß" darzustellen ist das Hauptanliegen des Schweizers, der mit großem Einfühlungsvermögen die differenzierte europäische Staatenwelt beschreibt. Das politische Leben scheint ihm einen Vorrang vor Kulturmächten und Wirtschaftskräften zu besitzen — diese Rankesche Weisheit im Jahre des Erscheinens des Werkes auszusprechen war gewiß nötiger denn je, widersprach aber völlig der Zeitströmung (nicht nur in Deutschland), so daß Kühnheit dazu gehörte, hier einmal alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Inzwischen hat es sich erwiesen, daß damit eine echte Neubelebung der politischen Geschichtsschreibung auch in der Schweiz erfolgen konnte. Aus der in ähnlicher Richtung sehr tätigen Schule von Leonhard von Muralt kommend, hat *Rudolf von Albertini* das absolutistische Staatsbewußtsein an seinem Ursprung aufgesucht, wenn er es am Frankreich Richelieus darstellt.[74] Es dürfte verständlich sein, daß das abstrakte politische Denken ebenso wenig wie das Problem der Staatsraison und die Zielsetzung der französischen Außenpolitik die einzigen Fragen unserer Gegenwart an das 17. Jahrhundert sein können. Die geistigen und politischen Voraussetzungen für die neue Staatsform, die Erwartungen, die ihr entgegengebracht, die Grenzen, die ihr gewünscht werden, sind vom Verfasser sorgfältig genug dargelegt worden, um daraus das Bild vom Staat und vom Menschen jener Zeit zu gewinnen. Auch hier also stoßen wir auf die schon bei Braubach festgestellte Wendung der Historiographie zur Wirklichkeit: es geht „um die kon-

[73] Die Epochen der neueren Geschichte. Staat und Staatengemeinschaft vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Bd. 1. Aarau 1945. 460 S.(—1789).

[74] Das politische Denken in Frankreich zur Zeit Richelieus. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, hrsg. v. H. Grundmann und F. Wagner Heft 1). Simons Verlag (jetzt Böhlau Verlag) Marburg 1951. 220 S. brosch. DM 19,60.

krete Situation in ihrem Verhältnis zum Staat . . . Eine Untersuchung über politisches Denken und das Selbstverständnis einer Zeit sollte ständig auf ihre Entsprechung oder Nichtentsprechung in der Wirklichkeit geprüft werden" (S. 4). Um diesem Ziel näher zu kommen, verwertet v. Albertini neben staatstheoretischen Werken die Publizistik und Flugschriftenliteratur, Memoiren und Staatspapiere. Die Gedanken jener Zeit über die Fundamente der absoluten Monarchie, über den Souveränitätsbegriff, aber auch über das Parlament und das Widerstandsrecht sind aus teils ungedruckten Quellen erschlossen worden, das Sendungsbewußtsein des französischen Königsstaates und seine außenpolitischen Ansprüche werden recht anschaulich herausgearbeitet. In der Form störend sind die oft langen französischen Zitate, die den Fluß der Darstellung unterbrechen und den Stil beeinträchtigen; zumal dort, wo aus gedruckten Quellen zitiert wird, hätte eine sinngemäße Wiedergabe oder Übersetzung gefälliger gewirkt. Als Ertrag der wichtigen Untersuchung verdient neben anderem festgehalten zu werden, daß Heinrich IV. und Richelieu, die Retter des französischen Staates, weder neue Ideen entwickelt, noch neue Staatseinrichtungen geschaffen haben; vielmehr hat der folgerichtige Ausbau der vorhandenen Elemente dem Staat die größere Entfaltung ermöglicht. Überraschender noch, aber durchaus einleuchtend entwickelt ist v. Albertinis Ansicht, daß erst der Absolutismus die Voraussetzungen schuf, unter denen sich der Gedanke des Rechtsstaates und der Freiheit entfalten konnte. „Diese Ideen sind nicht nur gegen, sondern auch innerhalb des absolutistischen Staates entstanden" (S. 211). Damit würde der alte Satz „historia non facit saltus" auch hier seine Bestätigung finden.

Die deutsche Geschichtswissenschaft stand — und steht noch — vor der schicksalhaften Aufgabe, das Zeitalter des Absolutismus auf seine Darstellungs- und Deutungsmöglichkeiten für die Gegenwart neu zu prüfen und ihm gegenüber einen festen Standpunkt zu gewinnen. Neue Linien und bewahrende Bestrebungen überschneiden sich vielfach bei einem solchen Unterfangen. Zaghaft und tastend wirken manche Versuche, eine ganze Epoche mit vielen unbestrittenen Werten nicht zu verlieren. Allzu bequem und deshalb das Problem nicht lösend ist die Absage an die politische Geschichte und das Ausweichen auf die Gebiete der reinen Ideen-, Geistes- und Kulturgeschichte. Gewisse Sicherheit bietet die Anknüpfung an bewährte Traditionen, wenn auch die Bewahrung allein, so wichtig sie in Krisenzeiten sein kann, noch nicht ausreicht. Die Geborgenheit, die durch die Hinwendung zum landesgeschichtlich-territorialen Bereich gewonnen wird, kann allzu oft nur durch eine Verengung des Gesichtskreises erkauft werden. Der bewußte politische Ansatz, der im Sinne von Werner Näf die Geistes- und Kulturgeschichte mit einschließt, bringt mit der Frage nach der menschlichen und staatlichen Wirklichkeit den neuen Ton einer Generation,

die durch Erfahrungen gegangen ist und scharf zu beobachten gelernt hat. Schon trifft es nicht mehr zu, daß die Beschäftigung mit dem 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland gänzlich in den Hintergrund gedrängt sei; die Erlebnisse der Gegenwart und die immer noch zahlreichen Überreste jener Epoche stehen zumindest in Deutschland in einer eigentümlichen Wechselbeziehung. Sie werden sich als kräftig genug erweisen, um immer wieder zu einer geistigen Bewältigung des Zeitalters des Absolutismus herauszufordern.

Berichtigung

In dem Literaturbericht von G. v. Rauch über „Rußland und Europa im Zwiegespräch" (Heft 2 dieses Bandes, S. 230 ff.) sind folgende Versehen unterlaufen:

S. 236 Anm. 10/11: Nicht G. Florowskij, sondern W. Zenkowskij ist der Verfasser einer Geschichte der russischen Philosophie; die Bemerkung in Anm. 10 gehört also zu Anm. 11.

S. 237 muß es am Schluß des 1. Absatzes heißen: ein Gegner der russischen Freidenkermönche jener Tage (nicht: einer der . . .).

S. 237 Anm. 14: Sowohl Erzbischof Laurentius Petri von Upsala wie auch Bischof Michael Agricola von Åbo weilten 1557 in Moskau.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 526 613